Mährchen-Almanach

auf

das Jahr 1826,

für

Söhne und Töchter

gebildeter Stände.

Herausgegeben

von

Wilhelm Hauff.

Erſter Jahrgang.

Stuttgart.

Druck u. Verlag der J. B. Metzler'ſchen Buchhandlung.

Papier von der Patentfabrik der Gebrüder Rauch in Heilbronn.

1826.

Mährchen als Almanach.

In einem schönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in seinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrschte von Anfang an bis heute, die Königin Phantasie. Mit vollen Händen spendete diese, seit vielen Jahrhunderten, die Fülle des Segens über die Ihrigen, und war geliebt, verehrt von Allen, die sie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß sie mit ihren Wohlthaten, bei ihrem Lande stehen geblieben wäre; sie selbst, im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit, stieg herab auf die Erde; denn sie hatte gehört, daß dort Menschen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernst, unter Mühe und Arbeit hinbringen. Diesen hatte sie die schönsten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und seit die schöne Königin durch die Fluren der Erde ge-

gangen war, waren die Menschen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernst.

Auch ihre Kinder, nicht minder schön und lieblich als die königliche Mutter, sandte sie aus, um die Menschen zu beglücken. Einst kam Mährchen, die älteste Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Mährchen traurig sey, ja, hie und da wollte es ihr bedünken, als ob sie verweinte Augen hätte.

„Was hast du, liebes Mährchen, sprach die Königin zu ihr; du bist seit deiner Reise so traurig und niedergeschlagen, willst du deiner Mutter nicht anvertrauen, was dir fehlt?"

„Ach! liebe Mutter, antwortete Mährchen: ich hätte gewiß nicht so lange geschwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der deinige ist."

„Sprich immer, meine Tochter, „bat die schöne Königin," der Gram ist ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege."

„Du willst es, antwortete Mährchen, so höre: du weißt, wie gerne ich mit den Menschen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermsten vor seine Hütte sitze, um nach der Arbeit ein Stündchen mit ihm zu verplau-

dern; sie boten mir auch sonst gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und sahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter gieng; aber in diesen Tagen ist es gar nicht mehr so!"

„Armes Mährchen! sprach die Königin, und streichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war; aber du bildest dir vielleicht dieß alles nur ein?"

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut, entgegnete Mährchen, sie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern gesehen; selbst die Kinder, die ich doch immer so lieb hatte, lachen über mich, und wenden mir altklug den Rücken zu."

Die Königin stüzte die Stirne in die Hand, und schwieg sinnend. —

„Und woher soll es denn, fragte die Königin, kommen, Mährchen, daß sich die Leute da unten so geändert haben?"

„Sieh, die Menschen haben kluge Wächter aufgestellt, die alles, was aus deinem Reich kommt, o Königin Phantasie! mit scharfem Blicke mustern und prüfen. Wenn nun Einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne ist, so erheben sie ein großes Geschrei, schlagen ihn todt, oder

verläumden ihn doch so sehr bei den Menschen, die ihnen auf's Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! wie gut haben es meine Brüder, die Träume, fröhlich und leicht hüpfen sie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen Männern, besuchen die schlummernden Menschen, und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut!

„Deine Brüder sind Leichtfüße, sagte die Königin, und du, mein Liebling, hast keine Ursache sie zu beneiden. Jene Gränzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menschen haben so unrecht nicht, sie aufzustellen; es kam so mancher windige Geselle, und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchstens von einem Berge zu uns herüber geschaut.“ —

„Aber warum lassen sie dieß mich, deine eigene Tochter, entgelten, weinte Mährchen, ach! wenn du wüßtest, wie sie es mir gemacht haben; sie schalten mich eine alte Jungfer und drohten, mich das nächstemal gar nicht mehr herein zu lassen.“ —

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulassen? rief die Königin, und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wan-

gen: aber ich ſehe ſchon, woher dieß kommt; die böſe Muhme hat uns verläumdet!"

„Die Mode? nicht möglich! rief Mährchen, ſie that ja ſonſt immer ſo freundlich."

„O! ich kenne ſie, die Falſche, antwortete die Königin, aber verſuche es, ihr zum Troze, wieder meine Tochter, wer Gutes thun will, darf nicht raſten."

„Ach Mutter! wenn ſie mich dann ganz zurückweiſen, oder wenn ſie mich verläumden, daß mich die Menſchen nicht anſehen oder einſam und verachtet in der Ecke ſtehen laſſen?"

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, dich geringſchätzen, ſo wende dich an die Kleinen, wahrlich ſie ſind meine Lieblinge, ihnen ſende ich meine lieblichſten Bilder, durch deine Brüder, die Träume, ja ich bin ſchon oft ſelbſt zu ihnen hinabgeſchwebt, habe ſie geherzt und geküßt und ſchöne Spiele mit ihnen geſpielt; ſie kennen mich auch wohl, ſie wiſſen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe ſchon oft bemerkt, wie ſie Nachts zu meinen Sternen heraufläcHELN, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die Hände zuſammenſchlagen."

„Auch wenn ſie größer werden, lieben ſie mich noch,

ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden stiller, wenn ich auf hoher Felsenspitze mich zu ihnen setze, aus der Nebelwelt der fernen blauen Berge, hohe Burgen und glänzende Paläste auftauchen lasse, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterschaaren und wunderliche Wallfahrts-Züge bilde."

„O die guten Kinder! rief Mährchen bewegt aus, ja es sey! mit ihnen will ich es noch einmal versuchen."

„Ja, du gute Tochter, sprach die Königin, gehe zu ihnen; aber ich will dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß du den Kleinen gefällst, und die Großen dich nicht zurückstoßen; siehe das Gewand eines Almanach will ich dir geben."

„Eines Almanach, Mutter? ach! — ich schäme mich, so vor den Leuten zu prangen."

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben, und schöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flechten dem schönen Mährchen das lange Haar; sie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hiengen ihr dann das Gewand um.

„Das bescheidene Mährchen wagte nicht aufzublicken,

die Mutter aber betrachtete ſie mit Wohlgefallen und ſchloß ſie in ihre Arme: „Gehe hin, ſprach ſie zu der Kleinen; mein Segen ſey mit dir. Und wenn ſie dich verachten und höhnen, ſo kehre zurück zu mir, vielleicht daß ſpätere Geſchlechter, getreuer der Natur, ihr Herz dir wieder zuwenden.“

Alſo ſprach die Königin Phantaſie. Mährchen aber ſtieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte ſie dem Ort, wo die klugen Wächter hauſeten; ſie ſenkte das Köpfchen zur Erde, ſie zog das ſchöne Gewand enger um ſich her, und mit zagendem Schritt nahte ſie dem Thor.

„Halt! rief eine tiefe, rauhe Stimme; Wache heraus! da kommt ein neuer Almanach!“

Mährchen zitterte als ſie dieß hörte; viele ältliche Männer von finſterem Ausſehen ſtürzten hervor; ſie hatten ſpizige Federn in der Fauſt, und hielten ſie dem Mährchen entgegen. Einer aus der Schaar ſchritt auf ſie zu und packte ſie mit rauher Hand am Kinn; „nur auch den Kopf aufgerichtet Herr Almanach, ſchrie er, daß man ihm in den Augen anſiehet, ob er was Rechtes iſt oder nicht?“ —

Erröthend richtete Mährchen das Köpfchen in die Höhe und schlug das dunkle Auge auf —

„Das Mährchen!“ riefen die Wächter, und lachten aus vollem Hals, das Mährchen! haben Wunder gemeint, was da käme! wie kommst du nur in diesen Rock?“

„Die Mutter hat ihn mir angezogen, antwortete Mährchen.“

„So? sie will dich bei uns einschwärzen? Nichts da! hebe dich weg, mach' daß du fortkommst, riefen die Wächter untereinander und erhoben die scharfen Federn.“

„Aber ich will ja nur zu den Kindern, bat Mährchen; dieß könnt ihr mir ja doch erlauben?“

„Lauft nicht schon genug solches Gesindel im Land umher? rief einer der Wächter; sie schwazen nur unseren Kindern dummes Zeug vor.“

„Laßt uns sehen, was sie dießmal weiß,“ sprach ein anderer —

„Nun ja, riefen sie, sag' an, was du weißt, aber beeile dich, denn wir haben nicht viele Zeit für dich.“

Mährchen streckte die Hand aus, und beschrieb mit dem Zeigfinger viele Zeichen in die Luft. Da sah' man bunte Gestalten vorüberziehen; Caravanen mit schönen

Roſſen geſchmückte Reiter, viele Zelte im Sand der Wüſte: Vögel und Schiffe auf ſtürmiſchen Meeren; ſtille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen; Schlachten und friedlichen Nomaden, ſie alle ſchwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Mährchen hatte in dem Eifer, mit welchem ſie die Bilder aufſteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach und nach eingeſchlafen waren. Eben wollte ſie neue Zeichen beſchreiben, als ein freundlicher Mann auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff; „ſiehe her, gutes Mährchen, „ſagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte," für dieſe ſind deine bunten Sachen nichts; ſchlüpfe ſchnell durch das Thor, ſie ahnen dann nicht, daß du im Lande biſt, und du kannſt friedlich und unbemerkt deine Straße ziehen. Ich will dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hauſe geb' ich dir ein ſtilles, freundliches Plätzchen; dort kannſt du wohnen und für dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen ſie mit ihren Geſpielen zu dir kommen und dir zuhören. Willſt du ſo?"

„O, wie gerne folge ich dir, zu deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!"

Der gute Mann nikte ihr freundlich zu, und half ihr über die Füße der ſchlafenden Wächter hinüberſteigen. Lächelnd ſah ſich Mährchen um, als ſie hinüber war, und ſchlüpfte dann ſchnell in das Thor.

Die Caravane.

Es zog einmal eine große Caravane durch die Wüste. Auf der ungeheuren Ebene, wo man nichts als Sand und Himmel sieht, hörte man schon in weiter Ferne die Glocken der Cameele und die silbernen Röllchen der Pferde, eine dichte Staubwolke, die ihr vorhergieng, verkündete ihre Nähe, und wenn ein Luftzug die Wolke theilte, blendeten funkelnde Waffen und helleuchtende Gewänder das Auge. So stellte sich die Caravane einem Manne dar, welcher von der Seite her auf sie zuritt. Er ritt ein schönes arabisches Pferd mit einer Tigerdecke behängt, an dem hochrothen Riemenwerk hiengen silberne Glöckchen, und auf dem Kopf des Pferdes wehte ein schöner Reiher-Busch. er Reiter sah stattlich aus, und sein Anzug entsprach der Pracht seines Rosses; ein weisser Turban, reich mit Gold gestickt, bedeckte das Haupt; der Rock und die weiten Beinkleider

von brennendem Roth, ein gekrümmtes Schwert mit reichem Griff an seiner Seite. Er hatte den Turban tief ins Gesicht gedrückt; dieß und die schwarzen Augen die unter buschigen Brauen hervor blitzten, der lange Bart, der unter der gebogenen Nase herab hieng, gaben ihm ein wildes, kühnes Aussehen. Als der Reiter ungefähr auf 50 Schritte dem Vortrab der Caravane nahe war, sprengte er sein Pferd an und war in wenigen Augenblicken an der Spitze des Zuges angelangt. Es war ein so ungewöhnliches Ereigniß, einen einzelnen Reiter durch die Wüste ziehen zu sehen, daß die Wächter des Zuges, einen Ueberfall befürchtend, ihm ihre Lanzen entgegenstreckten. „Was wollt ihr, rief der Reiter, als er sich so kriegerisch empfangen sah, glaubt ihr, ein einzelner Mann werde eure Caravane angreifen?" Beschämt schwangen die Wächter ihre Lanzen wieder auf, ihr Anführer aber ritt an den Fremden heran und fragte nach seinem Begehr. „Wer ist der Herr der Caravane?" fragte der Reiter „Sie gehört nicht Einem Herrn, antwortete der Gefragte, sondern es sind mehrere Kaufleute, die von Mecca in ihre Heimath ziehen und die wir durch die Wüste geleiten, weil oft allerlei Gesindel die Reisenden beunruhigt." „So führt mich zu den

Kaufleuten," begehrte der Fremde; „das kann jetzt nicht geschehen, antwortete der Führer, weil wir ohne Aufhalt weiter ziehen müssen, und die Kaufleute wenigstens eine Viertelstunde weiter hinten sind; wollt ihr aber mit mir weiter reiten, bis wir lagern um Mittagsruhe zu halten, so werde ich eurem Wunsch willfahren." Der Fremde sagte hierauf nichts; er zog eine lange Pfeife, die er am Sattel festgebunden hatte, hervor, und fieng an, in großen Zügen zu rauchen, indem er neben dem Anführer des Vortrabs weiter ritt. Dieser wußte nicht, was er aus dem Fremden machen sollte, er wagte es nicht, ihn geradezu nach seinem Namen zu fragen, und so künstlich er auch ein Gespräch anzuknüpfen suchte; der Fremde hatte auf das: „ihr raucht da einen guten Taback," oder: „euer Rapp hat einen braven Schritt," immer nur mit einem kurzen „ja: ja!" geantwortet. Endlich waren sie auf dem Platz angekommen, wo man Mittagsruhe halten wollte. Der Anführer hatte seine Leute als Wachen ausgestellt, er selbst hielt mit dem Fremden, um die Caravane herankommen zu lassen. Dreißig Kameele, schwer beladen, zogen vorüber, von bewaffneten Anführern geleitet. Nach diesen kamen auf schönen Pferden die fünf Kaufleute, denen die Ca-

ravane gehörte. Es waren meistens Männer von vorgerücktem Alter, ernst und gesezt aussehend, nur Einer schien viel jünger als die Uebrigen, wie auch froher und lebhafter. Eine große Anzahl Kameele und Packpferde schloß den Zug.

Man hatte Zelte aufgeschlagen, und die Kameele und Pferde ringsumher gestellt. In der Mitte war ein großes Zelt von blauem Seidenzeug. Dorthin führte der Anführer der Wache den Fremden. Als sie durch den Vorhang des Zeltes getreten waren, sahen sie die fünf Kaufleute auf goldgewirkten Polstern sitzen; schwarze Sclaven reichten ihnen Speißen und Getränke. „Wen bringt ihr uns da," rief der junge Kaufmann dem Führer zu. Ehe noch der Führer antworten konnte, sprach der Fremde; „Ich heiße Selim Baruch und bin aus Bagdad; ich wurde auf einer Reise nach Mecca. von einer Räuberhorde gefangen, und habe mich vor drei Tagen heimlich aus der Gefangenschaft befreit. Der große Prophet ließ mich die Glocken eurer Caravane in weiter Ferne hören, und so kam ich bei euch an. Erlaubet mir, daß ich in eurer Gesellschaft reise, ihr werdet euren Schutz keinem Unwürdigen schenken, und so ihr nach Bagdad kommet, werde ich eure Güte

reichlich lohnen, denn ich bin der Neffe des Großveziers.“ Der älteste der Kaufleute nahm das Wort: „Selim Baruch, sprach er; sey willkommen in unserem Schatten. Es macht uns Freude dir beizustehen; vor Allem aber setze dich und iß und trinke mit uns.“

Selim Baruch sezte sich zu den Kaufleuten, und aß und trank mit ihnen. Nach dem Essen räumten die Sclaven die Geschirre hinweg, und brachten lange Pfeifen und türkischen Sorbet. Die Kaufleute saßen lange schweigend, indem sie die bläulichen Rauchwolken vor sich hinbließen und zusahen, wie sie sich ringelten und verzogen und endlich in die Luft verschwebten. Der junge Kaufmann brach endlich das Stillschweigen: „So sitzen wir seit drei Tagen, sprach er, zu Pferd und am Tisch ohne uns durch etwas die Zeit zu vertreiben. Ich verspüre gewaltig lange Weile, denn ich bin gewohnt, nach Tisch Tänzer zu sehen oder Gesang und Musik zu hören. Wißt ihr gar nichts meine Freunde, das uns die Zeit vertreibt?“ Die vier älteren Kaufleute rauchten fort und schienen ernsthaft nachzusinnen, der Fremde aber sprach: „Wenn es mir erlaubt ist, will ich euch einen Vorschlag machen. Ich meine auf jedem Lager-Platz könnte Einer von uns den Andern etwas erzäh-

len. Dieß könnte uns ſchon die Zeit vertreiben.“ „Selim Baruch, du haſt wahr geſprochen, ſagte Achmeth, der älteſte der Kaufleute, laßt uns den Vorſchlag annehmen.“ „Es freut mich, wenn Euch der Vorſchlag behagt, ſprach Selim, damit ihr aber ſehet, daß ich nichts Unbilliges verlange, ſo will ich den Anfang machen.“

Vergnügt rückten die fünf Kaufleute näher zuſammen und ließen den Fremden in ihre Mitte ſitzen. Die Sclaven ſchenkten die Becher wieder voll, ſtopften die Pfeifen ihrer Herren friſch und brachten glühende Kohlen zum Anzünden. Selim aber erfriſchte ſeine Stimme mit einem tüchtigen Zuge Sorbet, ſtrich den langen Bart über dem Mund weg und ſprach: ſo hört denn die Geſchichte von Kalif Storch.

Die Geschichte von Kalif Storch.

Der Kalif Chasid zu Bagdad saß einmal an einem schönen Nachmittag behaglich auf seinem Sopha; er hatte ein wenig geschlafen, denn es war ein heißer Tag, und sah nun nach seinem Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Rosenholz, trank hie und da ein wenig Caffee, den ihm ein Sclave einschenkte und strich sich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geschmeckt hatte. Kurz man sah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl war. Um diese Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutselig war, deßwegen besuchte ihn auch sein Großvezier Mansor alle Tage um diese Zeit. An diesem Nachmittag nun kam er auch, sah aber sehr nachdenklich aus, ganz gegen seine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Mund und sprach:

„Warum machst du ein so nachdenkliches Gesicht, Großvezier.“

Der Großvezier schlug seine Arme kreuzweis über die Brust, verneigte sich vor seinem Herrn, und antwortete: „Herr! ob ich ein nachdenkliches Gesicht mache, weiß ich nicht, aber dadrunten am Schloß steht ein Krämer, der hat so schöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüssiges Geld zu haben.

Der Kalif, der seinem Großvezier schon lange gern eine Freude gemacht hätte, schickte seinen schwarzen Sclaven hinunter, um den Krämer herauf zu holen. Bald kam der Sclave mit dem Krämer zurück. Dieser war ein kleiner dicker Mann, schwarzbraun im Gesicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kasten, in welchem er allerhand Waaren hatte. Perlen und Ringe, reichbeschlagene Pistolen, Becher und Kämme. Der Kalif und sein Vezier musterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für sich und Mansor schöne Pistolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer seinen Kasten schon wieder zumachen wollte, sah der Kalif eine kleine Schublade, und fragte: „ob da auch noch Waaren seyen?“ Der Krämer zog die Schublade heraus, und zeigte darin eine Dose mit schwärzli-

chem Pulver und ein Papier mit sonderbarer Schrift, die weder der Kalife noch Mansor lesen konnten. „Ich bekam einmal diese zwei Stücke von einem Kaufmann, der sie in Mecca auf der Straße fand, sagte der Krämer, ich weiß nicht, was sie enthalten; euch stehen sie um geringen Preiß zu Dienst, ich kann doch nichts damit anfangen.“ Der Kalif, der in seiner Bibliothek gerne alte Manuscripte hatte, wenn er sie auch nicht lesen konnte, kaufte Schrift und Dose und entließ den Krämer. Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wissen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er Keinen kenne, der es entziffern könnte. „Gnädigster Herr und Gebieter, antwortete dieser, an der grosen Moschee wohnt ein Mann, er heißt Selim, der Gelehrte, der versteht alle Sprachen, laß ihn kommen, vielleicht kennt er diese geheimnißvollen Züge.“

Der Gelehrte Selim war bald herbeigeholt; „Selim, sprach zu ihm der Kalif; Selim, man sagt du seyest sehr gelehrt; guk einmal ein wenig in diese Schrift, ob du sie lesen kannst; kannst du sie lesen, so bekommst du ein neues Festkleid von mir, kannst du es nicht, so bekommst du zwölf Backenstreiche und fünf und zwanzig auf die Fußsohlen, weil man dich dann umsonst Selim,

den Gelehrten, nennt.“ Selim verneigte ſich und ſprach: „Dein Wille geſchehe, o Herr!“ Lange betrachtete er die Schrift, plötzlich aber rief er aus: „das iſt lateiniſch, o Herr, oder ich laß mich hängen.“ „Sag was drinn ſteht, befahl der Kalif, wenn es lateiniſch iſt.“

Selim fieng an zu überſetzen: „Menſch, der du dieſes findeſt, preiſe Allah für ſeine Gnade. Wer von dem Pulver in dieſer Doſe ſchnupft, und dazu ſpricht: mutabor, der kann ſich in jedes Thier verwandeln, und verſteht auch die Sprache der Thiere. Will er wieder in ſeine menſchliche Geſtalt zurückkehren, ſo neige er ſich dreimal gen Oſten, und ſpreche jenes Wort; aber hüte dich, wenn du verwandelt biſt, daß du nicht lacheſt, ſonſt verſchwindet das Zauberwort gänzlich aus deinem Gedächtniß und du bleibſt ein Thier.“

Als Selim, der Gelehrte, alſo geleſen hatte, war der Kalif über die Maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten ſchwören, niemand etwas von dem Geheimniß zu ſagen, ſchenkte ihm ein ſchönes Kleid und entließ ihn. Zu ſeinem Großvezier aber ſagte er: „das heiß ich gut einkaufen, Manſor! wie freue ich mich bis ich ein Thier bin. Morgen früh kommſt du zu mir; wir gehen dann mit einander aufs Feld, ſchnupfen etwas weniges aus

meiner Dose und belauschen dann, was in der Luft und im Wasser, im Wald und Feld gesprochen wird!“

II.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chasid gefrühstückt und sich angekleidet, als schon der Großvezier erschien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergang zu begleiten. Der Kalif steckte die Dose mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er seinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er sich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie giengen zuerst durch die weiten Gärten des Kalifen, spähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunststück zu probiren. Der Vezier schlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er schon oft viele Thiere, namentlich Störche, gesehen habe, die durch ihr gravitätisches Wesen und ihr Geklapper immer seine Aufmerksamkeit erregt haben.

Der Kalif billigte den Vorschlag seines Veziers, und gieng mit ihm dem Teich zu. Als sie dort angekommen waren, sahen sie einen Storchen ernsthaft auf- und abgehen, Frösche suchend, und hie und da etwas vor sich hin klappernd. Zugleich sahen sie auch weit oben in der

Luft einen andern Storchen dieſer Gegend zu ſchweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigſter Herr, ſagte der Großvezier, wenn nicht dieſe zwei Langfüßler ein ſchönes Geſpräch mit einander führen werden. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?“

„Wohl geſprochen! antwortete der Kalif. Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Menſch wird. — Richtig! dreimal gen Oſten geneigt und mutabor geſagt, ſo bin ich wieder Kalif und du Vezier. Aber nur ums Himmelswillen nicht gelacht, ſonſt ſind wir verloren!“

Während der Kalif alſo ſprach, ſah er den andern Storchen über ihrem Haupte ſchweben, und langſam ſich zur Erde laſſen. Schnell zog er die Doſe aus dem Gürtel, nahm eine gute Prieſe, bot ſie dem Großvezier dar, der gleichfalls ſchnupfte, und beide riefen: mutabor.

Da ſchrumpften ihre Beine ein, und wurden dünn und roth, die ſchönen gelben Pantoffel des Kalifen und ſeines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achſeln und ward eine Elle lang, der Bart war verſchwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübſchen Schnabel, Herr Großvezier, ſprach nach langem Erſtaunen der Kalif. Beym Bart des Propheten, ſo etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen.“

„Danke unterthänigſt, erwiederte der Großvezier, indem er ſich bückte, aber wenn ich es wagen darf zu behaupten, Eure Hoheit ſehen als Storch beinahe noch hübſcher aus, denn als Kalif. Aber kommt, wenn es euch gefällig iſt, daß wir unſere Kameraden dort belauſchen, und erfahren, ob wir wirklich Storchiſch können?“

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen; er putzte ſich mit dem Schnabel ſeine Füße, legte ſeine Federn zurecht, und gieng auf den erſten Storchen zu. Die beiden neuen Störche aber beeilten ſich in ihre Nähe zu kommen, und vernahmen zu ihrem Erſtaunen folgendes Geſpräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, ſo früh ſchon auf der Wieſe?“

„Schönen Dank, liebe Klapperſchnabel! ich habe mir nur ein kleines Frühſtück geholt. Iſt Euch vielleicht ein Viertelchen Eider gefällig, oder ein Froſchſchenkelein?“

„Danke gehorſamſt; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz anderem auf die

Wieſe. Ich ſoll heute vor den Gäſten meines Vaters tanzen, und da will ich mich im Stillen ein wenig üben.“

Zugleich ſchritt die junge Störchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Manſor ſahen ihr verwundert nach; als ſie aber in maleriſcher Stellung auf einem Fuß ſtand, und mit den Flügeln anmuthig dazu wedelte, da konnten ſich die Beiden nicht mehr halten, ein unaufhaltſames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem ſie ſich erſt nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte ſich zuerſt wieder: „Das war einmal ein Spaß, rief er, der nicht mit Gold zu bezahlen iſt; ſchade! daß die dummen Thiere durch unſer Gelächter ſich haben verſcheuchen laſſen, ſonſt hätten ſie gewiß auch noch geſungen!“

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er theilte ſeine Angſt deßwegen dem Kalifen mit. „Poß Mecca und Medina! das wäre ein ſchlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Beſinne dich doch auf das dumme Wort, ich bring es nicht heraus.“

„Dreimal gen Oſten müſſen wir uns bücken, und dazu ſprechen: Mu — Mu — Mu —“

Sie ſtellten ſich gegen Oſten und bückten ſich in Einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten; aber, o Jammer! das Zauberwort war ihnen entfallen und ſo oft ſich auch der Kalife bückte, ſo ſehnlich auch ſein Vezier Mu — Mu dazu rief, jede Erinnerung daran war verſchwunden, und der arme Chaſid und ſein Vezier waren und blieben Störche. —

III.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder, ſie wußten gar nicht, was ſie in ihrem Elend anfangen ſollten. Aus ihrer Storchenhaut konnten ſie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten ſie auch nicht um ſich zu erkennen zu geben, denn wer hätte einem Storchen geglaubt, daß er der Kalif ſey, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storchen zum Kalifen gewollt haben?

So ſchliechen ſie mehrere Tage umher, und ernährten ſich kümmerlich von Feldfrüchten, die ſie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verſpeißen konnten. Zu Eideren und Fröſchen hatten ſie übrigens keinen Appetit denn ſie befürchteten, mit ſolchen Leckerbiſſen ſich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in die,

ser traurigen Lage war, daß sie fliegen konnten, und so flogen sie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorgieng.

In den ersten Tagen bemerkten sie große Unruhe und Trauer in den Straßen; aber ungefähr am vierten Tag nach ihrer Verzauberung saßen sie auf den Pallast des Kalifen, da sahen sie unten in der Straße einen prächtigen Aufzug; Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel saß auf einem geschmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern; halb Bagdad sprang ihm nach, und alle schrien: „Heil Mizra! dem Herrscher von Bagdad!" Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Pallastes einander an, und der Kalife Chasid sprach: „ahnst du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieser Mizra ist der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaschnur, der mir in einer bösen Stunde Rache schwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grab des Propheten wandern, vielleicht daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird."

Sie erhoben sich vom Dach des Palastes, und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. „O Herr," ächzte nach ein Paar Stunden der Großvezir, „ich halte es, mit eurer Erlaubniß, nicht mehr lange aus, ihr fliegt gar zu schnell! Auch ist es schon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu suchen."

Chasid gab der Bitte seines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblikte, die ein Obdach zu gewähren schien, so flogen sie dahin. Der Ort, wo sie sich für diese Nacht niedergelassen hatten, schien ehemals ein Schloß gewesen zu seyn. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauses. Chasid und seine Begleiter giengen durch die Gänge umher, um sich ein trokenes Plätzchen zu suchen; plözlich blieb der Storch Mansor stehen „Herr und Gebieter," flüsterte er leise, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storchen wäre, sich vor Gespenstern zu fürchten! Mir ist ganz unheimlich zu Muth, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geseufzt und gestöhnt." Der Kalif blieb nun auch stehen, und hörte ganz deutlich ein

leises Weinen, das eher einem Menschen, als einem Thiere anzugehören schien. Voll Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen, der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel, und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich mit Verlust einiger Federn los, und eilte in einen finstern Gang. Bald war er an einer Thüre angelangt, die nur angelehnt schien, und woraus er deutliche Seufzer, mit ein wenig Geheul, vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen, und mit heißerer Stimme stieß sie ihre Klagen zu dem krummen Schnabel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Vezier, der indeß auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zu dem großen Erstaunen der beiden, rief sie in gutem menschlichem

Arabiſch: „willkommen ihr Störche, ihr ſeyd mir ein gutes Zeichen meiner Errettung, denn durch Störche werde mir ein großes Glück kommen, iſt mir einſt prophezeit worden!“

Als ſich der Kalif von ſeinem Erſtaunen erholt hatte, bückte er ſich mit ſeinem langen Hals, brachte ſeine dünnen Füße in eine zierliche Stellung, und ſprach: „Nachteule! deinen Worten nach, darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in Dir zu ſehen. Aber ach! Deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen werde, iſt vergeblich. Du wirſt unſere Hülfloſigkeit ſelbſt erkennen, wenn du unſere Geſchichte hörſt.“ Die Nachteule bat ihn zu erzählen, der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wiſſen.

IV.

Als der Kalif der Eule ſeine Geſchichte vorgetragen hatte, dankte ſie ihm und ſagte: „Vernimm auch meine Geſchichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater iſt der König von Indien, ich, ſeine einzige, unglückliche Tochter, heiße Luſa. Jener Zauberer Kaſchnur, der euch verzauberte, hat auch mich in's Unglück geſtürzt. Er kam eines Tags

zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für seinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann ist, ließ ihn die Treppe hinunterwerfen. Der Elende wußte sich unter einer andern Gestalt, wieder in meine Nähe zu schleichen, und als ich einst in meinem Garten Erfrischungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sclave verkleidet, einen Trank bei, der mich in diese abscheuliche Gestalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig, brachte er mich hieher und rief mir mit schrecklicher Stimme in die Ohren:

„„Da sollst du bleiben, häßlich, selbst von den Thieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer aus freiem Willen dich, selbst in dieser schrecklichen Gestalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem stolzen Vater.““

„Seitdem sind viele Monate verflossen. Einsam und traurig lebe ich als Einsiedlerin in diesem Gemäuer, verabscheut von der Welt, selbst den Thieren ein Gräuel; die schöne Natur ist vor mir verschlossen. denn ich bin blind am Tage, und nur, wenn der Mond sein bleiches Licht über dies Gemäuer ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet, und wischte sich mit dem

Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzessin in tiefes Nachdenken versunken. „Wenn mich nicht alles täuscht, sprach er, so findet zwischen unserem Unglück ein geheimer Zusammenhang statt; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Räthsel?“ Die Eule antwortete ihm: „O Herr! auch mir ahnet dies; denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeit worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ Der Kalif war sehr erstaunt und fragte, „auf welchem Wege sie meine?“ „Der Zauberer, der uns Beide unglücklich gemacht hat, sagte sie, kommt alle Monate einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal. Dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Werke, vielleicht daß er dann das Zauberwort, das ihr vergessen habt, ausspricht.“

„O, theuerste Prinzessin, rief der Kalif, sag an, wann kommt er, und wo ist der Saal?“

Die Eule schwieg einen Augenblick, und sprach dann:

„Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich Euern Wunsch erfüllen.“ „Sprich aus! sprich aus! schrie Chasid, befiehl, es ist mir jede recht —“

„Nemlich ich möchte auch gerne zugleich frei seyn, dies kann aber nur geschehen, wenn einer von euch mir seine Hand reicht.“

Die Störche schienen über den Antrag etwas betroffen zu seyn, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinaus zu gehen.

„Großvezier, sprach vor der Thüre der Kalif, das ist ein dummer Handel, aber ihr könntet sie schon nehmen.“

„So? antwortete dieser, daß mir meine Frau, wenn ich nach Haus komme, die Augen auskrazt. Auch bin ich ein alter Mann, und ihr seyd noch jung und unverheirathet, und könnet eher einer jungen schönen Prinzeß die Hand geben.“

„Das ist es eben, seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ, wer sagt dir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt eine Katze im Sack kaufen!“

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu, endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Vezier lieber

Storch bleiben, als die Eule heirathen wollte, entſchloß er ſich, die Bedingung lieber ſelbſt zu erfüllen. Die Eule war hocherfreut. Sie geſtand ihnen, daß ſie zu keiner beſſern Zeit hätten kommen können, weil wahrſcheinlich in dieſer Nacht die Zauberer ſich verſammeln werden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um ſie in jenen Saal zu führen; ſie giengen lange in einem finſtern Gang hin, endlich ſtrahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als ſie dort angelangt waren, rieth ihnen die Eule, ſich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher ſie ſtanden, einen großen Saal überſehen. Er war ringsum mit Säulen geſchmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen erſezten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales ſtand ein runder Tiſch, mit vielen und ausgeſuchten Speiſen beſezt. Rings um den Tiſch zog ſich ein Sopha, auf welchem 8 Männer ſaßen. In einem dieſer Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebenſitzer forderte ihn auf, ihnen ſeine neueſten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geſchichte des Kalifen und ſeines Veziers.

„Was für ein Wort haſt du ihnen denn aufgegeben?“ fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht ſchweres lateiniſches, es heißt Mutabor.“

V.

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieſes hörten, kamen ſie vor Freuden beinahe auſſer ſich. Sie liefen auf ihren langen Füßen ſo ſchnell dem Thor der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort ſprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er ſich nach Oſten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälſe der Sonne entgegen, die ſo eben hinter dem Gebirge heraufſtieg; Mutabor, riefen ſie, im Nu waren ſie verwandelt, und in der hohen Freude des neu geſchenkten Lebens, lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beſchreibt aber ihr Erſtaunen, als ſie ſich umſahen. Eine ſchöne Dame, herrlich geſchmückt, ſtand vor ihnen. Lächelnd gab ſie dem Kaliſen die Hand: „Erkennt ihr eure Nachteule nicht mehr?“ ſagte ſie; Sie war es; der Kalif war von ihrer Schönheit

und Anmuth so entzückt, daß er ausrief: „es sey sein größtes Glück, daß er Storch geworden sey.“

Die drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in seinen Kleidern nicht nur die Dose mit Zauberpulver, sondern auch seinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächsten Dorfe, was zu ihrer Reise nöthig war, und so kamen sie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erstaunen. Man hatte ihn für todt ausgegeben, und das Volk war daher hoch erfreut, seinen geliebten Herrscher wieder zu haben.

Um so mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palast, und nahmen den alten Zauberer und seinen Sohn gefangen. Den Alten schickte der Kalif in dasselbe Gemach der Ruine, das die Prinzessin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohn aber, welcher nichts von den Künsten des Vaters verstand, ließ der Kalif die Wahl, ob er sterben oder schnupfen wolle. Als er das Leztere wählte, bot ihm der Großvezier die Dose. Eine tüchtige Prise, und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storchen. Der Kalif

ließ ihn in ein eiſernes Käfigt ſperren und in ſeinem Garten aufſtellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chaſid mit ſeiner Frau, der Prinzeſſin; ſeine vergnügteſten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier Nachmittags beſuchte; da ſprachen ſie dann oft von ihrem Storchenabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er ſich herab, den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch ausſah. Er ſtieg dann ernſthaft, mit ſteifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen, wie mit Flügeln und zeigte, wie jener ſich vergeblich nach Oſten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kaliſin und ihre Kinder war dieſe Vorſtellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — ſchrie, dann drohte ihm lächelnd der Vezier: „er wolle das, was vor der Thüre der Prinzeſſin Nachteule verhandelt worden ſey, der Frau Kaliſin mittheilen.“

Als Selim Baruch ſeine Geſchichte geendet hatte, bezeugten ſich die Kaufleute ſehr zufrieden damit.

„Wahrhaftig, der Nachmittag iſt uns vergangen, ohne daß wir merkten wie!“ ſagte einer derſelben, indem er die Decke des Zeltes zurückſchlug. „Der Abendwind wehet kühl, und wir könnten noch eine gute Strecke Weges zurücklegen.“ Seine Gefährten waren damit einverſtanden, die Zelte wurden abgebrochen, und die Caravane machte ſich in der nämlichen Ordnung, in welcher ſie herangezogen war, auf den Weg.

Sie ritten beinahe die ganze Nacht hindurch, denn es war ſchwül am Tage, die Nacht aber war erquicklich und ſternhell. Sie kamen endlich an einem bequemen Lagerplatz an, ſchlugen die Zelte auf und legten ſich zur Ruhe. Für den Fremden aber ſorgten die Kaufleute, wie wenn er ihr wertheſter Gaſtfreund wäre. Der eine gab ihm Polſter, der andere Decken, ein Dritter gab ihm Sclaven, kurz, er wurde ſo gut bedient, als ob er zu Hauſe wäre. Die heißeren Stunden des Tages waren ſchon heraufgekommen, als ſie ſich wieder erhoben, und ſie beſchloßen einmüthig, hier den Abend abzuwarten. Nachdem ſie mit einander geſpeiſt hatten, rückten ſie wieder näher zuſammen, und der junge Kaufmann wandte ſich an den Aelteſten und ſprach: „Selim Baruch hat uns geſtern einen vergnügten Nachmittag be-

reitet, wie wäre es, Achmet, wenn ihr uns auch etwas erzähltet. Sey es nun aus eurem langen Leben, das wohl viele Abenteuer aufzuweisen hat, oder sey es auch ein hübsches Mährchen.“ Achmet schwieg auf diese Anrede eine Zeit lang, wie wenn er bei sich im Zweifel wäre, ob er diß oder jenes sagen sollte, oder nicht; endlich fieng er an zu sprechen:

„Liebe Freunde! ihr habt euch auf dieser unserer Reise als treue Gesellen erprobt, und auch Selim verdient mein Vertrauen; daher will ich euch etwas aus meinem Leben mittheilen, das ich sonst ungern und nicht Jedem erzähle: die Geschichte von dem Gespenster-Schiff.

Die Geschichte von dem Gespenster-Schiff.

„Mein Vater hatte einen kleinen Laden in Balsora; er war weder arm noch reich und war einer von jenen Leuten, die nicht gerne etwas wagen, aus Furcht das Wenige zu verlieren, das sie haben. Er erzog mich schlicht und recht, und brachte es bald so weit, daß ich ihm an die Hand gehen konnte. Gerade als ich achtzehn Jahr alt war, als er die erste größere Speculation machte, starb er, wahrscheinlich aus Gram, tausend Goldstücke dem Meere anvertraut zu haben. Ich mußte ihn bald nachher wegen seines Todes glücklich preißen, denn wenige Wochen hernach, lief die Nachricht ein, daß das Schiff, dem mein Vater seine Güter mitgegeben hatte, versunken sey. Meinen jugendlichen Muth konnte aber dieser Unfall nicht beugen. Ich machte alles vol-

lends zu Geld, was mein Vater hinterlaſſen hatte, und zog aus, um in der Fremde mein Glück zu probiren; nur von einem alten Diener meines Vaters begleitet, der ſich aus alter Anhänglichkeit nicht von mir und meinem Schickſal trennen wollte.

Im Hafen von Balſora ſchifften wir uns mit günſtigem Winde ein. Das Schiff, auf dem ich mich eingemiethet hatte, war nach Indien beſtimmt. Wir waren ſchon fünfzehn Tage auf der gewöhnlichen Straße gefahren, als uns der Kapitän einen Sturm verkündete. Er machte ein bedenkliches Geſicht, denn es ſchien, er kenne in dieſer Gegend das Fahrwaſſer nicht genug, um einem Sturm mit Ruhe begegnen zu können. Er ließ alle Segel einziehen, und wir trieben ganz langſam hin. Die Nacht war angebrochen, war hell und kalt, und der Kapitän glaubte ſchon, ſich in den Anzeichen des Sturmes getäuſcht zu haben. Auf einmal ſchwebte ein Schiff, das wir vorher nicht geſehen hatten, dicht an dem unſrigen vorbei. Wildes Jauchzen und Geſchrei erſcholl aus dem Verdeck herüber, worüber ich mich zu dieſer angſtvollen Stunde, vor einem Sturm, nicht wenig wunderte. Aber der Kapitän an meiner Seite wurde blaß, wie der Tod. „Mein Schiff iſt verloren, rief er,

dort segelt der Tod!" Ehe ich ihn noch über diesen sonderbaren Ausruf befragen konnte, stürzten schon heulend und schreiend die Matrosen herein: „Habt ihr ihn gesehn? schrien sie, jetzt ist's mit uns vorbei."

Der Kapitän aber ließ Trostsprüche aus dem Koran vorlesen, und setzte sich selbst ans Steuerruder. Aber vergebens! Zusehends brauste der Sturm auf, und ehe eine Stunde verging, krachte das Schiff und blieb sitzen. Die Boote wurden ausgesetzt, und kaum hatten sich die letzten Matrosen gerettet, so versank das Schiff vor unsern Augen, und als ein Bettler fuhr ich in die See hinaus. Aber der Jammer hatte noch kein Ende. Fürchterlicher tobte der Sturm, das Boot war nicht mehr zu regieren. Ich hatte meinen alten Diener fest umschlungen und wir versprachen uns, nie von einander zu weichen. Endlich brach der Tag an; aber mit dem ersten Blick der Morgenröthe faßte der Wind das Boot, in welchem wir saßen, und stürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr gesehen. Der Sturz hatte mich betäubt; und als ich aufwachte, befand ich mich in den Armen meines alten treuen Dieners, der sich auf das umgeschlagene Boot gerettet, und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte sich gelegt. Von

unſerem Schiff war nichts mehr zu ſehen, wohl aber entdeckten wir, nicht weit von uns, ein anderes Schiff, auf das die Wellen uns hintrieben. Als wir näher hinzukamen, erkannte ich das Schiff als daſſelbe, das in der Nacht an uns vorbeifuhr, und welches den Kapitän ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatte. Ich empfand ein ſonderbares Grauen vor dieſem Schiffe. Die Aeußerung des Kapitäns, die ſich ſo furchtbar beſtätigt hatte, das öde Ausſehen des Schiffes, auf dem ſich, ſo nahe wir auch herankamen, ſo laut wir ſchrien, niemand zeigte, erſchreckten mich. Doch es war unſer einziges Rettungsmittel, darum prießen wir den Propheten, der uns ſo wundervoll erhalten hatte.

Am Vordertheil des Schiffes hing ein langes Thau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir darauf zu, um es zu erfaſſen. Endlich glückte es. Noch einmal erhob ich meine Stimme, aber immer blieb es ſtill auf dem Schiff. Da klimmten wir an dem Thau hinauf, ich als der Jüngſte voran. Aber Entſetzen! Welches Schauſpiel ſtellte ſich meinem Auge dar, als ich das Verdeck betrat. Der Boden war mit Blut geröthet. 20—30 Leichname in türkiſchen Kleidern lagen o[illegible]m Boden, am mittleren Maſtbaum ſtand ei[illegible]nn, reich

gekleidet, den Säbel in der Hand, aber das Gesicht war blaß und verzerrt, durch die Stirne ging ein großer Nagel, der ihn an den Mastbaum heftete, auch er war todt. Schrecken fesselte meine Schritte, ich wagte kaum zu athmen. Endlich war auch mein Begleiter heraufgekommen. Auch ihn überraschte der Anblick des Verdeckes, das gar nichts Lebendiges, sondern nur so viele schreckliche Todte zeigte. Wir wagten es endlich, nachdem wir in der Seelenangst zum Propheten gefleht hatten, weiter vorzuschreiten. Bei jedem Schritte sahen wir uns um, ob nicht etwas Neues, noch Schrecklicheres sich darbiete; aber Alles blieb, wie es war; weit und breit nichts Lebendiges, als wir und das Weltmeer. Nicht einmal laut zu sprechen wagten wir, aus Furcht, der todte, am Mast angespießte Capitano, möchte seine starre Augen nach uns hindrehen, oder einer der Getödteten möchte seinen Kopf umwenden. Endlich waren wir bis an eine Treppe gekommen, die in den Schiffsraum führte. Unwillkührlich machten wir dort Halt und sahen einander an, denn Keiner wagte es recht, seine Gedanken zu äußern.

„O Herr, sprach mein treuer Diener, hier ist etwas Schreckliches geschehen. Doch, wenn auch das Schiff

da unten voll Mörder ſteckt, ſo will ich mich ihnen doch lieber auf Gnade und Ungnade ergeben, als längere Zeit unter dieſen Todten zubringen.“ Ich dachte wie er, wir faßten ein Herz und ſtiegen voll Erwartung hinunter. Todtenſtille war aber auch hier, und nur unſere Schritte hallten auf der Treppe. Wir ſtanden an der Thüre der Kajütte. Ich legte mein Ohr an die Thüre und lauſchte, es war nichts zu hören. Ich machte auf. Das Gemach bot einen unordentlichen Anblick dar. Kleider, Waffen und anderes Geräthe lag untereinander. Nichts in Ordnung. Die Mannſchaft, oder wenigſtens der Kapitano, mußte vor Kurzem gezecht haben, denn es lag Alles noch umher. Wir gingen weiter von Raum zu Raum, von Gemach zu Gemach, überall fanden wir herrliche Vorräthe in Seide, Perlen, Zucker u. ſ. w. Ich war vor Freude über dieſen Anblick auſſer mir, denn da Niemand auf dem Schiff war, glaubte ich, Alles mir zueignen zu dürfen, Ibrahim aber machte mich aufmerkſam darauf, daß wir wahrſcheinlich noch ſehr weit vom Land ſeyen, wohin wir allein und ohne menſchliche Hülfe nicht kommen können.“

Wir labten uns an den Speiſen und Getränken, die wir in reichlichem Maaß vorfanden, und ſtiegen end-

lich wieder aufs Verdeck. Aber hier ſchauderte uns immer die Haut, ob dem ſchrecklichen Anblick der Leichen. Wir beſchloßen, uns davon zu befreien und ſie über Bord zu werfen; aber wie ſchauerlich ward uns zu Muth, als wir fanden, daß ſich Keiner aus ſeiner Lage bewegen ließ. Wie feſtgebannt lagen ſie am Boden, und man hätte den Boden des Verdecks ausheben müßen, um ſie zu entfernen, und dazu gebrach es uns an Werkzeugen. Auch der Kapitano ließ ſich nicht von ſeinem Maſt losmachen, nicht einmal ſeinen Säbel konnten wir der ſtarren Hand entwinden. Wir brachten den Tag in trauriger Betrachtung unſerer Lage zu, und als es Nacht zu werden anfieng, erlaubt ich dem alten Ibrahim, ſich ſchlafen zu legen, ich ſelbſt aber wollte auf dem Verdeck wachen, um nach Rettung auszuſpähen. Als aber der Mond heraufkam und ich nach den Geſtirnen berechnete, daß es wohl um die eilfte Stunde ſey, überfiel mich ein ſo unwiderſtehlicher Schlaf, daß ich unwillkührlich hinter ein Faß, das auf dem Verdeck ſtand, zurückfiel. Doch war es mehr Betäubung als Schlaf, denn ich hörte deutlich die See an der Seite des Schifes anſchlagen, und die Segel vom Winde knarren und pfeifen. Auf einmal glaubte ich Stimmen und Män-

nertritte auf dem Verdeck zu hören. Ich wollte mich aufrichten, um darnach zu ſchauen; aber eine unſichtbare Gewalt hielt meine Glieder gefeſſelt, nicht einmal die Augen konnte ich aufſchlagen. Aber immer deutlicher wurden die Stimmen, es war mir, als wenn ein fröhliches Schiffsvolk auf dem Verdeck ſich umhertriebe; mitunter glaubte ich, die kräftige Stimme eines Befehlenden zu hören, auch hörte ich Taue und Segel deutlich auf- und abziehen. Nach und nach aber ſchwanden mir die Sinne, ich verfiel in einen tieferen Schlaf, in dem ich nur noch ein Geräuſch von Waffen zu hören glaubte, und erwachte erſt, als die Sonne ſchon hoch ſtand und mir aufs Geſicht brannte. Verwundert ſchaute ich mich um, Sturm, Schiff, die Todten und was ich in dieſer Nacht gehört hatte, kam mir wie ein Traum vor, aber als ich aufblickte, fand ich Alles wie geſtern. Unbeweglich lagen die Todten, unbeweglich war der Kapitano an den Maſtbaum geheftet. Ich lachte über meinen Traum und ſtand auf, um meinen Alten zu ſuchen.

Dieſer ſaß ganz nachdenklich in der Kajütte. „O Herr! rief er aus, als ich zu ihm hereintrat, ich wollte lieber im tiefſten Grund des Meeres liegen als in dieſem verherten Schiff noch eine Nacht zubringen.“

Ich fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers, und er antwortete mir: „als ich einige Stunden geſchlafen hatte, wachte ich auf und vernahm, wie man über meinem Haupt hin- und herlief. Ich dachte zuerſt Ihr wäret es, aber es waren wenigſtens Zwanzig, die oben umherliefen, auch hörte ich rufen und ſchreien. Endlich kamen ſchwere Tritte die Treppe herab. Da wußte ich nichts mehr von mir, nur hie und da kehrte auf einige Augenblicke meine Beſinnung zurück, und da ſah ich dann denſelben Mann, der oben am Maſt angenagelt iſt, an jenem Tiſch dort ſitzen, ſingend und trinkend, aber der, der in einem rothen Scharlachkleid nicht weit von ihm am Boden liegt, ſaß neben ihm und half ihm trinken.“ Alſo erzählte mir mein alter Diener.

Ihr könnt es mir glauben, meine Freunde, daß mir gar nicht wohl zu Muth war; denn es war keine Täuſchung, ich hatte ja auch die Todten gar wohl gehöret. In ſolcher Geſellſchaft zu ſchiffen, war mir gräulich. Mein Ibrahim aber verſank wieder in tiefes Nachdenken. „Jetzt hab ichs, rief er endlich aus;“ es fiel ihm nämlich ein Sprüchlein ein, das ihn ſein Großvater, ein erfahrener, weitgereister Mann gelehrt hatte, und das gegen jeden Geiſter- und Zauberſpuck helfen

ſollte; auch behauptete er jenen unnatürlichen Schlaf, der uns befiel, in der nächſten Nacht verhindern zu können, wenn wir nämlich recht eifrig Sprüche aus dem Koran beteten. Der Vorſchlag des alten Mannes gefiel mir wohl. In banger Erwartung ſahen wir die Nacht herankommen. Neben der Kajütte war ein kleines Kämmerchen, dorthin beſchloßen wir uns zurückzuziehen. Wir bohrten mehrere Löcher in die Thüre, hinlänglich groß, um durch ſie die ganze Kajütte zu überſchauen; dann verſchloßen wir die Thüre, ſo gut es ging, von Innen, und Ibrahim ſchrieb den Namen des Propheten in alle vier Ecken. So erwarteten wir die Schrecken der Nacht. Es mochte wieder ungefähr eilf Uhr ſeyn, als es mich gewaltig zu ſchläfern anfieng. Mein Gefährte rieth mir daher, einige Sprüche des Korans zu beten, was mir auch half. Mit einemmale ſchien es oben lebhaft zu werden, die Thaue knarrten, Schritte gingen über das Verdeck und mehrere Stimmen waren deutlich zu unterſcheiden. Mehrere Minuten hatten wir ſo in geſpannter Erwartung geſeſſen, da hörten wir etwas die Treppe der Kajütte herabkommen. Als dieß der Alte hörte, fieng er an ſeinen Spruch, den ihn ſein Großvater gegen Spuck und Zauberei gelehrt hatte, herzuſagen:

„Kommt ihr herab aus der Luft,
Steigt ihr aus tiefem Meer,
Schlieft ihr in dunkler Gruft
Stammt ihr vom Feuer her:
Allah iſt euer Herr und Meiſter
Ihm ſind gehorſam alle Geiſter.“

Ich muß geſtehen, ich glaubte gar nicht recht an dieſen Spruch und mir ſtieg das Haar zu Berg, als die Thüre aufflog. Hereintrat jener große, ſtattliche Mann, den ich am Maſtbaum angenagelt geſehen hatte. Der Nagel ging ihm auch jetzt mitten durchs Hirn, das Schwert aber hatte er in die Scheide geſteckt, hinter ihm trat noch ein Anderer herein, weniger koſtbar gekleidet; auch ihn hatte ich oben liegen ſehen. Der Capitano, denn dieß war er unverkennbar, hatte ein bleiches Geſicht, einen großen ſchwarzen Bart, wildrollende Augen, mit denen er ſich im ganzen Gemach umſah. Ich konnte ihn ganz deutlich ſehen, als er an unſerer Thüre vorübergieng; er aber ſchien gar nicht auf die Thüre zu achten, die uns verbarg. Beide ſetzten ſich an den Tiſch, der in der Mitte der Kajütte ſtand, und ſprachen laut und faſt ſchreiend mit einander in einer unbekannten Sprache. Sie wurden immer lauter und eifriger, bis end-

lich der Capitano mit geballter Faust auf den Tisch hineinschlug, daß das Zimmer dröhnte. Mit wildem Gelächter sprang der Andere auf und winkte dem Capitano, ihm zu folgen. Dieser stand auf, rieß seinen Säbel aus der Scheide und Beide verließen das Gemach. Wir athmeten freier als sie weg waren; aber unsere Angst hatte noch lange kein Ende. Immer lauter und lauter ward es auf dem Verdeck. Man hörte eilends hin- und herlaufen und schreien, lachen und heulen. Endlich ging ein wahrhaft hölliſcher Lerm los, so daß wir glaubten, das Verdeck mit allen Segeln komme zu uns herab, Waffen-Geklirr und Geschrei — auf einmal aber tiefe Stille. Als wir es nach vielen Stunden wagten hinaufzugehen, trafen wir Alles wie sonst; nicht Einer lag anders als früher, alle waren steif wie Holz.

So waren wir mehrere Tage auf dem Schiffe, es ging immer nach Osten, wohin zu, nach meiner Berechnung, Land liegen mußte, aber wenn es auch bei Tag viele Meilen zurückgelegt hatte, bei Nacht schien es immer wieder zurückzukehren, denn wir befanden uns immer wieder am nämlichen Fleck, wenn die Sonne aufging. Wir konnten uns dieß nicht anders erklären, als daß die Todten jede Nacht mit vollem Winde zu-

rückſegelten. Um nun dieß zu verhüten, zogen wir, ehe es Nacht wurde, alle Segel ein und wandten dasſelbe Mittel an, wie bei der Thüre in der Kajütte; wir ſchrieben den Namen des Propheten auf Pergament und auch das Sprüchlein des Großvaters dazu, und banden es um die eingezogenen Segel. Aengſtlich warteten wir in unſerem Kämmerchen den Erfolg ab. Der Spuck ſchien dießmal noch ärger zu toben, aber ſiehe, am anderen Morgen waren die Segel noch aufgerollt, wie wir ſie verlaſſen hatten. Wir ſpannten den Tag über nur ſo viele Segel auf, als nöthig waren, das Schiff ſanft fortzutreiben, und ſo legten wir in fünf Tagen eine gute Strecke zurück.

Endlich am Morgen des ſechsten Tages, entdeckten wir in geringer Ferne Land, und wir dankten Allah und ſeinem Propheten, für unſere wunderbare Rettung. Dieſen Tag und die folgende Nacht trieben wir an einer Küſte hin, und am ſiebenten Morgen glaubten wir in geringer Entfernung eine Stadt zu entdecken; wir ließen mit vieler Mühe einen Anker in die See, der alſobald Grund faßte, ſetzten ein kleines Boot, das auf dem Verdeck ſtand, aus, und ruderten mit aller Macht der Stadt zu. Nach einer halben Stunde liefen wir

in einen Fluß ein, der ſich in die See ergoß, und ſtiegen ans Ufer. Im Stadtthor erkundigten wir uns, wie die Stadt heiße, und erfuhren, daß es eine indiſche Stadt ſey, nicht weit von der Gegend, wohin ich zuerſt zu ſchiffen Willens war. Wir begaben uns in eine Caravanſerei, und erfriſchten uns von unſerer abenteuerlichen Reiſe. Ich forſchte daſelbſt auch nach einem weiſen und verſtändigen Mann, indem ich dem Wirth zu verſtehen gab, daß ich einen ſolchen haben möchte, der ſich ein wenig auf Zauberei verſtehe. Er führte mich in eine abgelegene Straße, an ein unſcheinbares Haus, pochte an und man ließ mich eintreten, mit der Weiſung, ich ſolle nur nach Muley fragen.

In dem Hauſe kam mir ein altes Männlein mit grauem Bart und langer Naſe entgegen, und fragte nach meinem Begehr. Ich ſagte ihm, ich ſuche den weiſen Muley und er antwortete mir, er ſeye es ſelbſt. Ich fragte ihn nun um Rath, was ich mit den Todten machen ſolle, und wie ich es angreifen müße, um ſie aus dem Schiff zu bringen? Er antwortete mir: die Leute des Schiffes ſeyen wahrſcheinlich wegen irgend eines Frevels auf das Meer verzaubert; er glaube, der Zauber werde ſich löſen, wenn man ſie ans Land bringe;

dieß könne aber nicht geschehen, als wenn man die Bretter, auf denen sie liegen, losmache. Mir gehöre, von Gott und Rechts wegen, das Schiff sammt allen Gütern, weil ich es gleichsam gefunden habe; doch solle ich Alles sehr geheim halten, und ihm ein kleines Geschenk von meinem Ueberfluß machen, er wolle dafür mit seinen Sclaven mir behülflich seyn, die Todten wegzuschaffen. Ich versprach ihn reichlich zu belohnen, und wir machten uns mit fünf Sclaven, die mit Sägen und Beilen versehen waren, auf den Weg. Unterwegs konnte der Zauberer Muley unseren glücklichen Einfall, die Segel mit den Sprüchen des Korans zu umwinden, nicht genug loben. Er sagte, es sey dieß das einzige Mittel gewesen, uns zu retten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir beim Schiff ankamen. Wir machten uns alle sogleich ans Werk, und in einer Stunde lagen schon vier in dem Nachen. Einige der Sclaven mußten sie ans Land rudern, um sie dort zu verscharren. Sie erzählten als sie zurückkamen, die Todten haben ihnen die Mühe des Begrabens erspart, indem sie, so wie man sie auf die Erde gelegt habe, in Staub zerfallen seyen. Wir fuhren fort, die Todten abzusägen, und bis vor Abend wa-

ren alle ans Land gebracht. Es war endlich keiner mehr am Bord als der, welcher am Maſt angenagelt war. Umſonſt ſuchten wir den Nagel aus dem Holz zu ziehen, keine Gewalt vermochte ihn, auch nur ein Haarbreit zu verrücken. Ich wußte nicht, was anzufangen war, man konnte doch nicht den Maſtbaum abhauen, um ihn ans Land zu führen. Doch aus dieſer Verlegenheit half Muley. Er ließ ſchnell einen Sclaven ans Land rudern, um einen Topf mit Erde zu bringen. Als dieſer herbeigeholt war, ſprach der Zauberer geheimnißvolle Worte darüber aus, und ſchüttete die Erde auf das Haupt des Todten. Sogleich ſchlug dieſer die Augen auf, holte tief Athem, und die Wunde des Nagels in ſeiner Stirne, fieng an zu bluten. Wir zogen den Nagel jetzt leicht heraus, und der Verwundete fiel einem der Sclaven in die Arme.

„Wer hat mich hieher geführt?“ ſprach er, nachdem er ſich ein wenig erholt zu haben ſchien. Muley zeigte auf mich, und ich trat zu ihm. „Dank dir unbekannter Fremdling, du haſt mich von langen Qualen errettet. Seit fünfzig Jahren ſchifft mein Leib durch dieſe Wogen, und mein Geiſt war verdammt, jede Nacht in ihn zurückzukehren. Aber jetzt hat mein Haupt die

Erde berührt, und ich kann versöhnt zu meinen Vätern gehen.“ Ich bat ihn, uns doch zu sagen, wie er zu diesem schrecklichen Zustand gekommen sey, und er sprach: „Vor fünfzig Jahren war ich ein mächtiger, angesehener Mann und wohnte in Algier; die Sucht nach Gewinn trieb mich, ein Schiff auszurüsten und Seeraub zu treiben. Ich hatte dieses Geschäft schon einige Zeit fortgeführt, da nahm ich einmal auf Zante einen Derwisch an Bord, der umsonst reisen wollte. Ich und meine Gesellen waren rohe Leute und achteten nicht auf die Heiligkeit des Mannes, vielmehr trieb ich mein Gespött mit ihm. Als er aber einst in heiligem Eifer mir meinen sündigen Lebenswandel verwiesen hatte, übermannte mich Nachts in meiner Kajütte, als ich mit meinem Steuermann viel getrunken hatte, der Zorn. Wüthend über das, was mir ein Derwisch gesagt hatte, und was ich mir von keinem Sultan hätte sagen lassen, stürzte ich aufs Verdeck und stieß ihm meinen Dolch in die Brust. Sterbend verwünschte er mich und meine Mannschaft, nicht sterben und nicht leben zu können, bis wir unser Haupt auf die Erde legen. Der Derwisch starb, und wir warfen ihn in die See und verlachten seine Drohungen; aber noch in derselben Nacht erfüllten

ſich ſeine Worte. Ein Theil meiner Mannſchaft em-pörte ſich gegen mich. Mit fürchterlicher Wuth wurde geſtritten, bis meine Anhänger unterlagen, und ich an den Maſt genagelt wurde. Aber auch die Empörer unterlagen ihren Wunden, und bald war mein Schiff nur ein großes Grab. Auch mir brachen die Augen, mein Athem hielt an und ich meinte zu ſterben. Aber es war nur eine Erſtarrung, die mich gefeſſelt hielt; in der nächſten Nacht, zur nämlichen Stunde, da wir den Derwiſch in die See geworfen, erwachte ich und alle meine Genoſſen, das Leben war zurückgekehrt, aber wir konnten nichts thun und ſprechen, als was wir in jener Nacht geſprochen und gethan hatten. So ſegeln wir ſeit fünfzig Jahren, können nicht leben, nicht ſterben; denn wie konnten wir das Land erreichen. Mit toller Freude ſegelten wir allemal mit vollen Segeln in den Sturm, weil wir hofften, endlich an einer Klippe zu zerſchellen, und das müde Haupt, auf dem Grund des Meeres, zur Ruhe zu legen. Es iſt uns nicht gelungen. Jetzt aber werde ich ſterben. Noch einmal meinen Dank, unbekannter Retter, wenn Schätze dich lohnen können, ſo nimm mein Schiff, als Zeichen meiner Dankbarkeit.“

Der Capitano ließ sein Haupt sinken, als er so eben gesprochen hatte, und verschied. Sogleich zerfiel er auch, wie seine Gefährten, in Staub. Wir sammelten diesen in ein Kästchen und begruben ihn am Lande; aus der Stadt nahm ich aber Arbeiter, die mir mein Schiff in guten Zustand setzten. Nachdem ich die Waaren, die ich an Bord hatte, gegen andere mit großem Gewinn eingetauscht hatte, miethete ich Matrosen, beschenkte meinen Freund Muley reichlich, und schiffte mich nach meinem Vaterland ein. Ich machte aber einen Umweg, indem ich an vielen Inseln und Ländern landete und meine Waaren zu Markt brachte. Der Prophet segnete mein Unternehmen. Nach dreiviertel Jahren lief ich noch einmal so reich, als mich der sterbende Capitän gemacht hatte, in Balsora ein. Meine Mitbürger waren erstaunt, über meine Reichthümer und mein Glück, und glaubten nicht anders, als ich habe das Diamanten-Thal des berühmten Reisenden Sindbad gefunden. Ich ließ sie auf ihrem Glauben, von nun an aber mußten die jungen Leute von Balsora, wenn sie kaum achtzehn Jahre alt waren, in die Welt hinaus, um, gleich mir, ihr Glück zu machen. „Ich aber lebte ruhig und im Frieden, und alle fünf Jahre machte ich eine Reise nach

Mecca, um dem Herrn, an heiliger Stätte, für seinen Segen zu danken, und für den Capitano und seine Leute zu bitten, daß er sie in sein Paradies aufnehme.“ —

Die Reise der Caravane war den anderen Tag ohne Hinderniß fürder gegangen, und als man im Lagerplaz sich erholt hatte, begann Selim, der Fremde, zu Muley, dem jüngsten der Kaufleute, also zu sprechen:

„Ihr seyd zwar der Jüngste von uns, doch seyd ihr immer fröhlich und wißt für uns gewiß irgend einen guten Schrank: Tischet ihn auf, daß er uns erquicke, nach der Hitze des Tages.“ „Wohl möchte ich euch etwas erzählen, antwortete Muley, das euch Spaß machen könnte, doch der Jugend ziemt Bescheidenheit in allen Dingen; darum müßen meine älteren Reisegefährten den Vorrang haben. Zalenkos ist immer so ernst und verschlossen, sollte er uns nicht erzählen, was sein Leben so ernst machte? vielleicht, daß wir seinen Kummer, wenn er solchen hat, lindern können, denn gerne dienen wir dem Bruder, wenn er auch anderes Glaubens ist.“

Der Aufgerufene war ein griechischer Kaufmann ein Mann in mittleren Jahren, schön und kräftig, aber sehr ernst. Ob er gleich ein Unglaubiger (nicht Musel-

mann) war, ſo liebten ihn doch ſeine Reiſegefährten, denn er hatte ihnen, durch ſein ganzes Weſen, Achtung und Zutrauen eingeflößt. Er hatte übrigens nur Eine Hand, und einige ſeiner Gefährten vermutheten, daß vielleicht dieſer Verluſt ihn ſo ernſt ſtimme.

Zaleukos antwortete auf die zutrauliche Frage Mulei's: „Ich bin ſehr geehrt durch euer Zutrauen; Kummer habe ich keinen, wenigſtens keinen, von welchem ihr, auch mit dem beſten Willen, mir helfen könntet. Doch, weil Muley mir meinen Ernſt vorzuwerfen ſcheint, ſo will ich euch einiges erzählen, was mich rechtfertigen ſoll, wenn ich ernſter bin, als andere Leute. Ihr ſehet, daß ich meine linke Hand verloren habe. Sie fehlt mir nicht von Geburt an, ſondern ich habe ſie in den ſchrecklichſten Tagen meines Lebens eingebüßt. Ob ich die Schuld davon trage, ob ich Unrecht habe, ſeit jenen Tagen ernſter, als es meine Lage mit ſich bringt, zu ſeyn, möget ihr beurtheilen, wenn ihr vernommen habt: die Geſchichte von der abgehauenen Hand.

Die Geschichte von der abgehauenen Hand.

Ich bin in Konstantinopel geboren; mein Vater war ein Dragoman (Dolmetscher) bei der Pforte (dem türkischen Hof), und trieb nebenbei einen ziemlich einträglichen Handel mit wohlriechenden Essenzen und seidenen Stoffen. Er gab mir eine gute Erziehung, indem er mich theils selbst unterrichtete, theils von einem unserer Priester mir Unterricht geben ließ. Er bestimmte mich Anfangs, seinen Laden einmal zu übernehmen, als ich aber größere Fähigkeiten zeigte, als er erwartet hatte, bestimmte er mich, auf das Anrathen seiner Freunde, zum Arzt; weil ein Arzt, wenn er etwas mehr gelernt hat, als die gewöhnlichen Marktschreier, in Konstantinopel sein Glück machen kann. Es kamen viele Franken in unser Haus, und einer davon überredete meinen Vater, mich in sein Vaterland, nach der Stadt

Paris, reisen zu lassen, wo man solche Sachen unentgeldlich und am Besten lernen könne. Er selbst aber wolle mich, wenn er zurückreise, umsonst mitnehmen. Mein Vater, der in seiner Jugend auch gereist war, schlug ein, und der Franke sagte mir, ich könne mich in drei Monaten bereit halten. Ich war ausser mir vor Freuden, fremde Länder zu sehen, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo wir uns einschiffen würden. Der Franke hatte endlich seine Geschäfte abgemacht und sich zur Reise bereitet; am Vorabend der Reise, führte mich mein Vater in sein Schlafkämmerlein. Dort sah ich schöne Kleider und Waffen auf dem Tische liegen. Was meine Blicke aber noch mehr anzog, war ein großer Haufe Goldes, denn ich hatte noch nie so viel bei einander gesehen. Mein Vater umarmte mich dort, und sagte: „siehe mein Sohn, ich habe dir Kleider zu der Reise besorgt. Jene Waffen sind dein, es sind die nämlichen, die mir dein Großvater umhieng, als ich in die Fremde auszog. Ich weiß, du kannst sie führen; gebrauche sie aber nie, als wenn du angegriffen wirst; dann aber schlage auch tüchtig drauf. Mein Vermögen ist nicht groß; siehe, ich habe es in drei Theile getheilt, einer davon ist dein, einer davon sey mein Unterhalt

und Nothpfenning, der dritte aber ſey mir ein heiliges unantaſtbares Gut, er diene dir in der Stunde der Noth.“ So ſprach mein alter Vater, und Thränen hiengen ihm im Auge, vielleicht aus Ahnung, denn ich habe ihn nie wieder geſehen.

Die Reiſe gieng gut von Statten, wir waren bald im Lande der Franken angelangt; und ſechs Tagreiſen hernach, kamen wir in die große Stadt Paris. Hier miethete mir mein fränkiſcher Freund ein Zimmer, und rieth mir, mein Geld, das in Allem zweitauſend Thaler betrug, vorſichtig anzuwenden. Ich lebte drei Jahre in dieſer Stadt, und lernte, was ein tüchtiger Arzt wiſſen muß, ich müßte aber lügen, wenn ich ſagte, daß ich gerne dort geweſen ſey, denn die Sitten dieſes Volkes gefielen mir nicht; auch hatte ich nur wenige gute Freunde dort, dieſe aber waren edle junge Männer.

Die Sehnſucht nach der Heimath, wurde endlich mächtig in mir, in der ganzen Zeit hatte ich nichts von meinem Vater gehört, und ich ergriff daher eine günſtige Gelegenheit, nach Hauſe zu kommen.

Es gieng nemlich eine Geſandtſchaft aus Frankenland, nach der hohen Pforte. Ich verdang mich als Wundarzt in das Gefolge des Geſandten, und kam

glücklich wieder nach Stambul. Das Haus meines Vaters aber fand ich verschlossen, und die Nachbarn staunten, als sie mich sahen und sagten mir, mein Vater sey vor zwei Monaten gestorben. Jener Priester, der mich in meiner Jugend unterrichtet hatte, brachte mir den Schlüssel, allein und verlassen zog ich in das verödete Haus ein. Ich fand noch alles, wie es mein Vater verlassen hatte, nur das Gold, das er mir zu hinterlassen versprach, fehlte. Ich fragte den Priester darüber, und dieser verneigte sich, und sprach: „Euer Vater ist als ein heiliger Mann gestorben; denn er hat sein Gold der Kirche vermacht.“ Dieß war und blieb mir unbegreiflich; doch was wollte ich machen; ich hatte keine Zeugen gegen den Priester und mußte froh seyn, daß er nicht auch das Haus und die Waaren meines Vaters als Vermächtniß angesehen hatte. Dieß war das erste Unglück, das mich traf. Von jetzt an aber, kam es Schlag auf Schlag. Mein Ruf als Arzt, wollte sich gar nicht ausbreiten, weil ich mich schämte, den Marktschreier zu machen, und überall fehlte mir die Empfehlung meines Vaters, der mich bei den Reichsten und Vornehmsten eingeführt hätte, die jezt nicht mehr an den armen Zaleukos dachten. Ach die Waaren

meines Vaters fanden keinen Abgang, denn die Kunden hatten ſich nach ſeinem Tode verlaufen, und neue bekommt man nur langſam. Als ich einſt troſtlos über meine Lage nachdachte, fiel mir ein, daß ich oft in Franken Männer meines Volkes geſehen hatte, die das Land durchzogen und ihre Waaren auf den Märkten der Städte auslegten; ich erinnerte mich, daß man ihnen gerne abkaufte, weil ſie aus der Fremde kamen, und daß man bei ſolchem Handel das Hundertfache erwerben könne. Sogleich war auch mein Entſchluß gefaßt. Ich verkaufte mein väterliches Haus, gab einen Theil des gelösten Geldes einem bewährten Freunde zum Aufbewahren, von dem Uebrigen aber kaufte ich, was man in Franken ſelten hat, als: Shawls, ſeidene Zeuge, Salben und Oele, miethete einen Plaz auf einem Schiff, und trat ſo meine zweite Reiſe nach Franken an. Es ſchien, als ob das Glück, ſo bald ich die Schlöſſer der Dardanellen im Rücken hatte, mir wieder günſtig geworden wäre. Unſere Fahrt war kurz und glücklich. Ich durchzog die großen und kleinen Städte der Franken, und fand überall willige Käufer meiner Waaren. Mein Freund in Stambul ſandte mir immer wieder friſche Vorräthe, und ich wurde von Tag zu Tag wohl-

habender. Als ich endlich so viel erspart hatte, daß ich glaubte, ein größeres Unternehmen wagen zu können, zog ich mit meinen Waaren nach Italien. Etwas muß ich aber noch gestehen, was mir auch nicht wenig Geld einbrachte, ich nahm auch meine Arzneikunst zu Hülfe. Wenn ich in eine Stadt kam, ließ ich durch Zettel verkünden, daß ein griechischer Arzt da sey, der schon Viele geheilt habe; und wahrlich, mein Balsam und meine Arzneien haben mir manche Zechine eingebracht. So war ich endlich nach der Stadt Florenz, in Italien, gekommen. Ich nahm mir vor, längere Zeit in dieser Stadt zu bleiben, theils weil sie mir sehr wohl gefiel, theils auch, weil ich mich von den Strapazen meines Umherziehens erholen wollte. Ich miethete mir ein Gewölbe in dem Stadtviertel St. Croce und nicht weit davon ein Paar schöne Zimmer, die auf einen Altan führten, in einem Wirthshaus. Sogleich ließ ich auch meine Zettel umhertragen, die mich als Arzt und Kaufmann ankündigten. Ich hatte kaum mein Gewölbe eröffnet, so strömten auch die Käufer herzu, und ob ich gleich ein wenig hohe Preise hatte, so verkaufte ich doch mehr als Andere, weil ich gefällig und freundlich gegen meine Kunden war. Ich hatte schon vier

Tage vergnügt in Florenz verlebt, als ich eines Abends, da ich ſchon mein Gewölbe ſchließen, und nur die Vorräthe in meinen Salbenbüchſen, nach meiner Gewohnheit, noch einmal muſtern wollte, in einer kleinen Büchſe einen Zettel fand, den ich mich nicht erinnerte, hineingethan zu haben. Ich öffnete den Zettel und fand darin eine Einladung: „dieſe Nacht, Punkt zwölf Uhr, auf der Brücke, die man ponte vecchio heißt, mich einzufinden.“ Ich ſann lange darüber nach, wer es wohl ſeyn könnte, der mich dorthin einlud, da ich aber keine Seele in Florenz kannte, dachte ich, man werde mich vielleicht heimlich zu irgend einem Kranken führen wollen, was ſchon öfter geſchehen war. Ich beſchloß alſo, hinzugehen, doch hieng ich zur Vorſicht den Säbel um, den mir einſt mein Vater geſchenkt hatte.

Als es ſtark gegen Mitternacht gieng, machte ich mich auf den Weg, und kam bald auf die ponte vecchio. Ich fand die Brücke verlaſſen und öde, und beſchloß zu warten, bis der erſcheinen würde, der mich rief. Es war eine kalte Nacht; der Mond ſchien hell und ich ſchaute hinab in die Wellen des Arno, die weithin im Mondlicht ſchimmerten. Auf den Kirchen der Stadt ſchlug es jetzt zwölf Uhr, ich richtete mich auf, und

vor mir ſtand ein großer Mann, ganz in einen rothen Mantel gehüllt, deſſen einen Zipfel er vor das Geſicht hielt.

Ich war von Anfang etwas erſchrocken, weil er ſo plötzlich hinter mir ſtand, faßte mich aber ſogleich wieder und ſprach: „Wenn ihr mich habt hieher beſtellt, ſo ſagt an, was ſteht zu eurem Befehl?“ Der Rothmantel wandte ſich um, und ſagte langſam: „Folge.“ Da ward mirs doch etwas unheimlich zu Muth, mit dieſem Unbekannten allein zu gehen, ich blieb ſtehen, und ſprach: „Nicht alſo, lieber Herr, wollet ihr mir vorerſt ſagen, wohin; auch könnet ihr mir euer Geſicht ein wenig zeigen, daß ich ſehe, ob ihr Gutes mit mir vorhabt.“ Der Rothe aber ſchien ſich nicht darum zu kümmern: „wenn Du nicht willſt, Zaleukos, ſo bleibe“ antwortete er und gieng weiter. Da entbrannte mein Zorn: „Meinet Ihr, rief ich aus, ein Mann wie ich, laſſe ſich von jedem Narren foppen, und ich werde in dieſer kalten Nacht umſonſt gewartet haben.“ In drei Sprüngen hatte ich ihn erreicht, packte ihn an ſeinem Mantel, und ſchrie noch lauter, indem ich die andere Hand an den Säbel legte; aber der Mantel blieb mir in der Hand, und der Unbekannte war um

die nächſte Ecke verſchwunden. Mein Zorn legte ſich nach und nach, ich hatte doch den Mantel, und dieſer ſollte mir ſchon den Schlüſſel zu dieſem wunderlichen Abenteuer geben. Ich hieng ihn um, und gieng meinen Weg weiter nach Hauſe. Als ich kaum noch hundert Schritte davon entfernt war, ſtreifte Jemand dicht an mir vorüber und flüſterte in fränkiſcher Sprache: „nehmt Euch in Acht, Graf, heute Nacht iſt nichts zu machen.“ Ehe ich mich aber umſehen konnte, war dieſer Jemand ſchon vorbei, und ich ſah nur noch einen Schatten an den Häuſern hinſchweben. Daß dieſer Zuruf den Mantel und nicht mich angieng, ſah ich ein, doch gab er mir kein Licht über die Sache. Am andern Morgen überlegte ich, was zu thun ſey. Ich war von Anfang geſonnen, den Mantel ausrufen zu laſſen, als hätte ich ihn gefunden, doch da konnte der Unbekannte ihn durch einen Dritten holen laſſen, und ich hätte dann keinen Aufſchluß über die Sache gehabt. Ich beſah, indem ich ſo nachdachte, den Mantel näher. Er war von ſchwerem genueſiſchem Sammt, purpurroth, mit aſtrachaniſchem Pelz verbrämt und reich mit Gold geſtickt. Der prachtvolle Anblick des Mantels brachte mich auf einen Gedanken, den ich auszuführen beſchloß. — Ich

trug ihn in mein Gewölbe und legte ihn zum Verkauf aus, ſetzte aber auf ihn einen ſo hohen Preis, daß ich gewiß war, keinen Käufer zu finden. Mein Zweck dabei war, Jeden, der nach dem Pelz fragen würde, ſcharf ins Auge zu faſſen; denn die Geſtalt des Unbekannten, die ſich mir, nach Verluſt des Mantels, wenn auch nur flüchtig, doch beſtimmt zeigte, wollte ich aus Tauſenden erkennen. Es fanden ſich viele Kaufluſtige zu dem Mantel, deſſen auſſerordentliche Schönheit alle Augen auf ſich zog, aber Keiner glich entfernt dem Unbekannten, Keiner wollte den hohen Preis von zweihundert Zechinen dafür bezahlen. Auffallend war mir dabei, daß, wenn ich Einen oder den Andern fragte, ob denn ſonſt kein ſolcher Mantel in Florenz ſey, Alle mit Nein antworteten und verſicherten, eine ſo koſtbare und geſchmackvolle Arbeit nie geſehen zu haben.

Es wollte ſchon Abend werden, da kam endlich ein junger Mann, der ſchon oft bei mir geweſen war, und auch heute viel auf den Mantel geboten hatte, warf einen Beutel mit Zechinen auf den Tiſch, und rief: „Bei Gott! Zaleukos, ich muß Deinen Mantel haben, und ſollte ich zum Bettler darüber werden.“ Zugleich begann er, ſeine Goldſtücke aufzuzählen. Ich kam in große

Noth, ich hatte den Mantel nur ausgehängt, um vielleicht die Blicke meines Unbekannten darauf zu ziehen, und jetzt kam ein junger Thor, um den ungeheuren Preis zu zahlen. Doch was blieb mir übrig; ich gab nach, denn es that mir auf der andern Seite der Gedanke wohl, für mein nächtliches Abenteuer so schön entschädigt zu werden. Der Jüngling hieng sich den Mantel um und gieng; er kehrte aber auf der Schwelle wieder um, indem er ein Papier, das am Mantel befestigt war, losmachte, mir zuwarf, und sagte: „hier Zaleukos, hängt etwas, das wohl nicht zu dem Mantel gehört.“ Gleichgültig nahm ich den Zettel, aber siehe da, dort stand geschrieben: „bringe heute Nacht, um die bewußte Stunde, den Mantel auf die ponte vecchio, vierhundert Zechinen warten Deiner.“ Ich stand, wie niedergedonnert. So hatte ich alse mein Glück selbst verscherzt und meinen Zweck gänzlich verfehlt! doch ich besann mich nicht lange, raffte die zweihundert Zechinen zusammen, sprang dem, der den Mantel gekauft hatte, nach, und sprach: „Nimmt Eure Zechinen wieder, guter Freund, und laßt mir den Mantel, ich kann ihn unmöglich hergeben.“ Dieser hielt die Sache von Anfang für Spaß, als er aber merkte, daß es Ernst war, ge-

rieth er in Zorn über meine Forderung, ſchalt mich einen Narren, und ſo kam es endlich zu Schlägen. Doch ich war ſo glücklich im Handgemeng, ihm den Mantel zu entreißen, und wollte ſchon mit davon eilen, als der junge Mann die Police zu Hülfe rief, und mich mit ſich vor Gericht zog. Der Richter war ſehr erſtaunt über die Anklage, und ſprach meinem Gegner den Mantel zu. Ich aber bot dem Jüngling zwanzig, fünfzig, achtzig, ja hundert Zechinen über ſeine zweihundert, wenn er mir den Mantel ließe. Was meine Bitten nicht vermochten, bewirkte mein Gold. Er nahm meine guten Zechinen, ich aber zog mit dem Mantel triumphirend ab und mußte mir gefallen laſſen, daß man mich in ganz Florenz für einen Wahnſinnigen hielt. Doch die Meinung der Leute war mir gleichgültig, ich wußte es ja beſſer, als ſie, daß ich an dem Handel noch gewann.

Mit Ungeduld erwartete ich die Nacht. Um dieſelbe Zeit, wie geſtern, gieng ich, den Mantel unter dem Arm, auf die ponte vecchio. Mit dem letzten Glokkenſchlag kam die Geſtalt aus der Nacht heraus, auf mich zu. Es war unverkennbar der Mann von geſtern. „Haſt Du den Mantel?“ wurde ich gefragt. „Ja Herr,

antwortete ich, aber er koſtete mich baar hundert Zechinen.“ „Ich weiß es, entgegnete Jener. Schau auf, hier ſind vierhundert.“ Er trat mit mir an das breite Geländer der Brücke, und zählte die Goldſtücke hin. Vierhundert waren es; prächtig blitzten ſie im Mondſchein, ihr Glanz erfreute mein Herz, ach! es ahnete nicht, daß es ſeine letzte Freude ſeyn werde. Ich ſteckte mein Geld in die Taſche, und wollte mir nun auch den gütigen Unbekannten recht betrachten; aber er hatte eine Larve vor dem Geſicht, aus der mich dunkle Augen furchtbar anblitzten. „Ich danke Euch Herr, für Eure Güte, ſprach ich zu ihm, was verlangt Ihr jetzt von mir! das ſage ich Euch aber vorher, daß es nichts Unrechtes ſeyn darf.“ „Unnöthige Sorge,“ antwortete er, indem er den Mantel um die Schultern legte. Ich bedarf Eurer Hülfe als Arzt, doch nicht für einen Lebenden, ſondern für einen Todten.

„Wie kann das ſeyn?“ rief ich voll Verwunderung.

„Ich kam mit meiner Schweſter aus fernen Landen (erzählte er, und winkte mir zugleich, ihm zu folgen).“ Ich wohnte hier mit ihr, bei einem Freund meines Hauſes. Meine Schweſter ſtarb geſtern ſchnell an einer Krankheit, und die Verwandten wollen ſie morgen

begraben. Nach einer alten Sitte unſerer Familie aber, ſollen alle in der Gruft der Väter ruhen; Viele, die in fremdem Lande ſterben, ruhen dennoch dort einbalſamirt. Meinen Verwandten gönne ich nun ihren Körper, meinem Vater aber muß ich wenigſtens den Kopf ſeiner Tochter bringen, damit er ſie noch einmal ſehe.“ Diſe Sitte, die Köpfe geliebter Anverwandten abzuſchneiden, kam mir zwar etwas ſchröcklich vor, doch wagte ich nichts dagegen einzuwenden, aus Furcht, den Unbekannten zu beleidigen. Ich ſagte ihm daher, daß ich mit dem Einbalſamiren der Todten wohl umgehen könne, nnd bat ihn, mich zu der Verſtorbenen zu führen. Doch konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen: „warum denn dieß alles ſo geheimnißvoll und in der Nacht geſchehen müße?“ Er antwortete mir: „daß ſeine Verwandten, die ſeine Abſicht für grauſam halten, bei Tage ihn abhalten würden. Sey aber nur erſt einmal der Kopf abgenommen, ſo können ſie wenig mehr darüber ſagen. Er hätte mir zwar den Kopf bringen können, aber ein natürliches Gefühl halte ihn ab, ihn ſelbſt abzunehmen.“

Wir waren indeß bis an ein großes, prachtvolles Haus gekommen. Mein Begleiter zeigte es mir, als das Ziel unſeres nächtlichen Spaziergangs. Wir gien-

gen an dem Hauptthor des Hauses vorbei, traten in eine kleine Pforte, die der Unbekannte sorgfältig hinter sich zumachte, und stiegen nun im Finstern eine enge Wendeltreppe hinan. Sie führte in einen spärlich erleuchteten Gang, aus welchem wir in ein Zimmer gelangten, das eine Lampe, die an der Decke befestigt war, erleuchtete.

In diesem Gemach stand ein Bett, in welchem der Leichnam lag. Der Unbekannte wandte sein Gesicht ab, und schien Thränen verbergen zu wollen. Er deutete nach dem Bett, befahl mir, mein Geschäft gut und schnell zu verrichten, und gieng wieder zur Thüre hinaus.

Ich packte meine Messer, die ich als Arzt immer bei mir führte, aus, und näherte mich dem Bett. Nur der Kopf war von der Leiche sichtbar, aber dieser war so schön, daß mich unwillkührlich das innigste Mitleiden ergriff. In langen Flechten hieng das dunkle Haar herab, das Gesicht war bleich, die Augen geschlossen. Ich machte zuerst einen Einschnitt in die Haut, nach der Weise der Aerzte, wenn sie ein Glied abschneiden; sodann nahm ich mein schärfstes Messer, und schnitt, mit Einem Zug, die Kehle durch. Aber welcher Schrecken! die Todte schlug die Augen auf, schloß sie aber gleich

wieder, und in einem tiefen Seufzer ſchien ſie jetzt erſt ihr Leben auszuhauchen. Zugleich ſchoß mir ein Strahl heißen Blutes aus der Wunde entgegen. Ich überzeugte mich, daß ich erſt die Arme getödtet hatte; denn daß ſie todt ſey, war kein Zweifel, da es von dieſer Wunde keine Rettung gab. Ich ſtand einige Minuten in banger Beklommenheit über das, was geſchehen war. Hatte der Rothmantel mich betrogen? oder war die Schweſter vielleicht nur ſcheintodt geweſen? das Letztere ſchien mir wahrſcheinlicher. Aber ich durfte dem Bruder der Verſtorbenen nicht ſagen, daß vielleicht ein weniger raſcher Schnitt ſie erweckt hätte, ohne ſie zu tödten, darum wollte ich den Kopf vollends ablöſen, aber noch einmal ſtöhnte die Sterbende, ſtreckt ſich in ſchmerzhafter Bewegung aus, und ſtarb; da übermannte mich der Schrecken, und ich ſtürzte ſchaudernd aus dem Gemach. Aber draußen im Gang war es finſter; denn die Lampe war verlöſcht, keine Spur von meinem Begleiter war zu entdecken, und ich mußte aufs Ungefähr mich im Finſtern an der Wand fortbewegen, um an die Wendeltreppe zu gelangen. Ich fand ſie endlich, und kam halb fallend, halb gleitend hinab. Auch unten war kein Menſch. Die Thüre fand ich nur angelehnt,

und ich athmete freier, als ich auf der Straße war; denn in dem Hause war mir ganz unheimlich geworden. Von Schrecken gespornt, rannte ich in meine Wohnung und begrub mich in die Polster meines Lagers, um das Schreckliche zu vergessen, das ich gethan hatte. Aber der Schlaf floh mich, und erst der Morgen ermahnte mich wieder, mich zu fassen. Es war mir wahrscheinlich, daß der Mann, der mich zu dieser verruchten That, wie sie mir jetzt erschien, geführt hatte, mich nicht angeben würde. Ich entschloß mich gleich, in mein Gewölbe an mein Geschäft zu gehen, und wo möglich eine sorglose Miene anzunehmen. Aber ach! ein neuer Umstand, den ich jetzt erst bemerkte, vermehrte noch meinen Kummer. Meine Mütze und mein Gürtel, wie auch meine Messer fehlten mir, und ich war ungewiß, ob ich sie in dem Zimmer der Getödteten gelassen oder erst auf meiner Flucht verloren hatte. Leider schien das Erste wahrscheinlicher, und man konnte mich also als Mörder entdecken.

Ich öffnete zur gewöhnlichen Zeit mein Gewölbe. Mein Nachbar trat zu mir her, wie er alle Morgen zu thun pflegte, denn er war ein gesprächiger Mann; „Ei, was sagt ihr zu der schrecklichen Geschichte, hub

er an, die heute Nacht vorgefallen iſt?" Ich that, als ob ich von nichts wüßte. „Wie ſolltet ihr nicht wiſſen, von was die ganze Stadt erfüllt iſt? Nicht wiſſen, daß die ſchönſte Blume von Florenz, Bianca, die Tochter des Gouverneurs, in dieſer Nacht ermordet wurde. Ach! ich ſah ſie geſtern noch ſo heiter durch die Straßen fahren mit ihrem Bräutigam, denn heute hätten ſie Hochzeit gehabt." Jedes Wort des Nachbars war mir ein Stich ins Herz; und wie oft kehrte meine Marter wieder, denn jeder meiner Kunden erzählte mir die Geſchichte, immer einer ſchrecklicher als der andere, und doch konnte keiner ſo Schreckliches ſagen, als ich ſelbſt geſehen hatte. Um Mittag ungefähr, trat ein Mann vom Gericht in mein Gewölbe und bat mich, die Leute zu entfernen. „Segnore Zaleukos, ſprach er, indem er die Sachen, die ich vermißt, hervorzog, gehören dieſe Sachen Euch zu?" Ich beſann mich, ob ich ſie nicht gänzlich ableugnen ſollte, aber als ich durch die halbgeöffnete Thüre meinen Wirth und mehrere Bekannte, die wohl gegen mich zeugen konnten, erblickte, beſchloß ich, die Sache nicht noch durch eine Lüge zu verſchlimmern, und bekannte mich, zu den vorgezeigten Dingen. Der Gerichtsmann bat mich, ihm zu folgen, und führte mich

in ein großes Gebäude, das ich bald für das Gefängniß erkannte. Dort wies er mir, bis auf weiteres, ein Gemach an.

Meine Lage war schrecklich, als ich so in der Einsamkeit darüber nachdachte. Der Gedanke, gemordet zu haben, wenn auch ohne Willen, kehrte immer wieder; auch konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Glanz des Goldes meine Sinne befangen gehalten hatte, sonst hätte ich nicht so blindlings in die Falle gehen können. Zwei Stunden nach meiner Verhaftung, wurde ich aus meinem Gemach geführt. Mehrere Treppen gieng es hinab, dann kam man in einen großen Saal. Um einen langen, schwarzbehängten Tisch, saßen dort zwölf Männer, meistens Greise. An den Seiten des Saales zogen sich Bänke herab, angefüllt mit den Vornehmsten von Florenz; auf den Gallerien, die in der Höhe angebracht waren, standen, dicht gedrängt, die Zuschauer. Als ich bis vor den schwarzen Tisch getreten war, erhob sich ein Mann mit finsterer, traurigen Miene, es war der Gouverneur. Er sprach zu den Versammelten, daß er als Vater in dieser Sache nicht richten könne, und daß er seine Stelle für dießmal, an den ältesten der Senatoren, abtrete. Der älteste der

Senatoren war ein Greis von wenigſtens neunzig Jahren; er ſtand gebückt, und ſeine Schläfe waren mit dünnem, weiſem Haar umhängt, aber feurig braunten noch ſeine Augen, und ſeine Stimme war ſtark und ſicher. Er hub an, mich zu fragen: „ob ich den Mord geſtehe.“ Ich bat ihn um Gehör, und erzählte unerſchrocken und mit vernehmlicher Stimme, was ich gethan hatte, und was ich wußte. Ich bemerkte, daß der Gouverneur, während meiner Erzählung, bald blaß bald roth wurde, und als ich geſchloſſen, fuhr er wüthend auf: „wie, Elender! rief er mir zu. ſo willſt Du ein Verbrechen, das Du aus Habgier begangen, noch einem Andern aufbürden?“ Der Senator verwies ihm ſeine Unterbrechung, da er ſich freiwillig ſeines Rechtes begeben habe, auch ſey es gar nicht ſo erwieſen, daß ich aus Habgier gefrevelt, denn nach ſeiner eigenen Ausſage, ſey ja der Getödteten nichts geſtohlen worden. Ja, er gieng noch weiter; er erklärte dem Gouverneur, daß er über das frühere Leben ſeiner Tochter Rechenſchaft geben müße. Denn nur ſo könne man ſchließen, ob ich die Wahrheit geſagt habe oder nicht. Zugleich hob er für heute das Gericht auf, um ſich, wie er ſagte, aus den Papieren der Verſtorbenen,

die ihm der Gouverneur übergeben werde, Rath zu holen. Ich wurde wieder in mein Gefängniß zurückgeführt, wo ich einen traurigen Tag verlebte, immer mit dem heißen Wunsch beschäftigt, daß man doch irgend eine Verbindung, zwischen der Todten und dem Rothmantel, entdecken möchte. Voll Hoffnung trat ich den andern Tag in den Gerichtssaal. Es lagen mehrere Briefe auf dem Tisch; der alte Senator fragte mich, ob sie meine Handschrift seyen. Ich sah sie an, und fand, daß sie von derselben Hand seyn müßen, wie jene beiden Zettel, die ich erhalten habe. Ich äußerte dieß den Senatoren, aber man schien nicht darauf zu achten, und antwortete, daß ich Beides geschrieben haben könne und müße, denn der Namenszug unter den Briefen seye unverkennbar, ein Z. der Anfangsbuchstabe meines Namens. Die Briefe aber enthielten Drohungen, an die Verstorbene, und Warnungen vor der Hochzeit, die sie zu vollziehen im Begriff war.

Der Gouverneur schien sonderbare Aufschlüße, in Hinsicht auf meine Person, gegeben zu haben; denn man behandelte mich an diesem Tage mißtrauischer und strenger. Ich berief mich, zu meiner Rechtfertigung, auf meine Papiere, die sich in meinem Zimmer finden müßen,

aber man ſagte mir, man habe nachgeſucht und nichts gefunden. So ſchwand mir, am Schluſſe dieſes Gerichts, alle Hoffnung, und als ich am dritten Tag wieder in den Saal geführt wurde, las man mir das Urtheil vor, daß ich eines vorſätzlichen Mordes überwieſen, zum Tode verurtheilt ſey. Dahin alſo war es mit mir gekommen; verlaſſen von Allem, was mir auf Erden noch theuer war, fern von meiner Heimath ſollte ich unſchuldig, in der Blüthe meiner Jahre, vom Beile ſterben!

Ich ſaß am Abend dieſes ſchrecklichen Tages, der über mein Schickſal entſchieden hatte, in meinem einſamen Kerker, meine Hoffnungen waren dahin, meine Gedanken ernſthaft auf den Tod gerichtet, da that ſich die Thüre meines Gefängniſſes auf, und ein Mann trat herein, der mich lange ſchweigend betrachtete. „So finde ich Dich wieder, Zaleukos" ſagte er; ich hatte ihn bei dem matten Schein meiner Lampe nicht erkannt, aber der Klang ſeiner Stimme erweckte alte Erinnerungen in mir, es war Valetty, einer jener wenigen Freunde, die ich in der Stadt Paris, während meiner Studien, kannte. Er ſagte, daß er zufällig nach Florenz gekommen ſey, wo ſein Vater als angeſehener

Mann wohne, er habe von meiner Geſchichte gehört, und ſeye gekommen, um mich noch einmal zu ſehen, und von mir ſelbſt zu erfahren, wie ich mich ſo ſchwer hätte verſchulden können. Ich erzählte ihm die ganze Geſchichte. Er ſchien darüber ſehr verwundert, und beſchwor mich, ihm, meinem einzigen Freunde, alles zu ſagen, und nicht mit einer Lüge von hinnen zu gehen. Ich ſchwor ihm mit dem theuerſten Eid, daß ich wahr geſprochen, und daß keine andere Schuld mich drücke, als daß ich, von dem Glanze des Goldes geblendet, das Unwahrſcheinliche der Erzählung des Unbekannten nicht erkannt habe. „So, haſt Du Bianka nicht gekannt?" fragte jener. Ich betheuerte ihm, ſie nie geſehen zu haben. Valetty erzählte mir nun, daß ein tiefes Geheimniß auf der That liege, daß der Gouverneur meine Verurtheilung ſehr haſtig betrieben habe, und es ſey nur ein Gerücht unter die Leute gekommen, daß ich Bianka ſchon längſt gekannt, und, aus Rache über ihre Heirath mit einem Andern, ſie ermordet habe. Ich bemerkte ihm: „daß dieß alles ganz auf den Rothmantel paſſe, daß ich aber ſeine Theilnahme an der That mit nichts beweiſen könne." Valetty umarmte mich weinend, und verſprach mir, alles zu thun, um wenigſtens mein Leben zu retten.

Ich hatte wenig Hoffnung, doch wußte ich, daß Valetty ein weiser und der Geſetze kundiger Mann ſeye, und daß er alles thun werde, mich zu retten. Zwei lange Tage war ich in Ungewißheit: endlich erſchien auch Valetty. „Ich bringe Troſt, wenn auch einen ſchmerzlichen. Du wirſt leben und frei ſein, aber mit Verluſt einer Hand.“ Gerührt dankte ich meinem Freund für mein Leben. Er ſagte mir, daß der Gouverneur unerbittlich geweſen ſey, die Sache noch einmal unterſuchen zu laſſen: daß er aber endlich, um nicht ungerecht zu erſcheinen, bewilligt habe, wenn man in den Büchern der Florentiniſchen Geſchichte einen ähnlichen Fall finde, ſo ſolle meine Strafe ſich nach der Strafe, die dort ausgeſprochen ſey, richten. Er und ſein Vater haben nun Tag und Nacht in den alten Büchern geleſen, und endlich einen, ganz dem meinigen ähnlichen Fall, gefunden. Dort laute die Strafe: es ſoll ihm die linke Hand abgehauen, ſeine Güter eingezogen, er ſelbſt auf ewig verbannt werden. So laute jetzt auch meine Strafe, und ich ſolle mich jetzt bereiten, zu der ſchmerzhaften Stunde, die meiner warte. Ich will euch nicht dieſe ſchreckliche Stunde vors Auge führen, wo ich auf offe-

nem Markte meine Hand auf den Block legte, wo mein eigenes Blut, in weiten Bogen mich überſtrömte!

Valetty nahm mich in ſein Haus auf, bis ich geneſen war, dann verſah er mich edelmüthig mit Reiſegeld; denn alles, was ich mir ſo mühſam erworben, war eine Beute des Gerichts geworden. Ich reiste von Florenz nach Sicilien, und von da, mit dem erſten Schiff, das ich fand, nach Conſtantinopel. Meine Hoffnung war auf die Summe gerichtet, die ich meinem Freund übergeben hatte, auch bat ich ihn, bei ihm wohnen zu dürfen; aber wie erſtaunte ich, als dieſer mich fragte, warum ich denn nicht mein Haus beziehe? Er ſagte mir, daß ein fremder Mann, unter meinem Namen, ein Haus in dem Quartier der Griechen gekauft habe, derſelbe habe auch den Nachbarn geſagt, daß ich bald ſelbſt kommen werde. Ich gieng ſogleich mit meinem Freunde dahin, und wurde von allen meinen alten Bekannten freudig empfangen. Ein alter Kaufmann gab mir einen Brief, den der Mann, der für mich gekauft hatte, hiergelaſſen habe.

Ich las ihn: „Zaleukos! zwei Hände ſtehen bereit, raſtlos zu ſchaffen, daß Du nicht fühleſt den Verluſt der Einen. Das Haus, das Du ſieheſt, und alles, was dar-

in iſt, iſt Dein, und alle Jahre wird man Dir ſo viel reichen, daß Du zu den Reichen Deines Volks gehören wirſt. Mögeſt Du dem vergeben, der unglücklicher iſt als Du.“ Ich konnte ahnen, wer es geſchrieben, und der Kaufmann ſagte mir auf meine Frage: es ſeye ein Mann geweſen, den er für einen Franken gehalten, er habe einen rothen Mantel angehabt. Ich wußte genug, um mir zu geſtehen, daß der Unbekannte doch nicht ganz von aller edlen Geſinnung entblößt ſeyn müſſe. In meinem neuen Haus fand ich Alles aufs Beſte eingerichtet, auch ein Gewölbe mit Waaren, ſchöner als ich ſie je gahabt. Zehn Jahre ſind ſeitdem verſtrichen; mehr aus alter Gewohnheit, als weil ich es nöthig hätte, ſetze ich meine Handelsreiſen fort, doch habe ich jenes Land, wo ich ſo unglücklich wurde, nie mehr geſehen. Jedes Jahr erhielt ich ſeitdem 1000 Goldſtücke; aber wenn es mir auch Freude macht, jenen Unglücklichen edel zu wiſſen, ſo kann er mir doch den Kummer meiner Seele nicht abkaufen, denn ewig lebt in mir das grauenvolle Bild der ermordeten Bianca.“

Zaleukos, der griechiſche Kaufmann, hatte ſeine Geſchichte geendigt. Mit großer Theilnahme hatten

ihm die Uebrigen zugehört, besonders der Fremde schien sehr davon ergriffen zu seyn; er hatte einigemal tief geseufzt, und Muley schien es sogar, als habe er einmal Thränen in den Augen gehabt. Sie besprachen sich noch lange Zeit über diese Geschichte.

„Und haßt ihr denn den Unbekannten nicht, der Euch so schnöd um ein so edles Glied Eures Körpers, der selbst Euer Leben in Gefahr brachte?" fragte der Fremde.

„Wohl gab es in früherer Zeit Stunden," antwortete der Grieche, „in denen mein Herz ihn vor Gott angeklagt, daß er diesen Kummer über mich gebracht und mein Leben vergiftet habe, aber ich fand Trost in dem Glauben meiner Väter, und dieser befiehlt mir, meine Feinde zu lieben; auch ist er wohl noch unglücklicher als ich."

„Ihr seyd ein edler Mann!" rief der Fremde, und drückte gerührt dem Griechen die Hand.

Der Anführer der Wache unterbrach sie aber in ihrem Gespräch. Er trat mit besorgter Miene in das Zelt, und berichtete, daß man sich nicht der Ruhe überlassen dürfe, denn hier sey die Stelle, wo gewöhnlich

die Caravanen angegriffen werden, auch glauben seine Wachen, in der Entfernung mehrere Reiter zu sehen.“

Die Kaufleute waren sehr bestürzt über diese Nachricht; Selim, der Fremde, aber wunderte sich über ihre Bestürzung, und meinte, daß sie so gut geschützt wären, daß sie einen Trupp räuberischer Araber nicht zu fürchten brauchen.

„Ja, Herr! entgegnete ihm der Anführer der Wache, wenn es nur solches Gesindel wäre, könnte man sich ohne Sorgen zur Ruhe legen, aber seit einiger Zeit zeigt sich der furchtbare Orbasan wieder, und da gilt es, auf seiner Hut zu seyn.“

Der Fremde fragte, wer denn dieser Orbasan seye, und Achmeth, der alte Kaufmann, antwortete ihm: „Es gehen allerlei Sagen unter dem Volk über diesen wunderbaren Mann. Die Einen halten ihn für ein übermenschliches Wesen, weil er oft mit 5—6 Männern zumal einen Kampf besteht, Andere halten ihn für einen tapferen Franken, den das Unglück in diese Gegend verschlagen habe; von Allem aber ist nur so viel gewiß, daß er ein verruchter Räuber und Dieb ist.“

„Das könnt ihr aber doch nicht behaupten,“ entgegnete ihm Lezah, einer der Kaufleute. „Wenn er auch ein

Räuber iſt, ſo iſt er doch ein edler Mann, und als ſolcher hat er ſich an meinem Bruder bewieſen, wie ich Euch ein Beiſpiel erzählen könnte. Er hat ſeinen ganzen Stamm zu geordneten Menſchen gemacht, und ſo lange er die Wüſte durchſtreift, darf kein anderer Stamm es wagen, ſich ſehen zu laſſen. Auch raubt er nicht wie Andere, ſondern er erhebt nur ein Schutzgeld von den Caravanen, und wer ihm dieſes willig bezahlt, der ziehet ungefährdet weiter, denn Orbaſan iſt der Herr der Wüſte.“

Alſo ſprachen unter ſich die Reiſenden im Zelte; die Wachen aber, die um den Lagerplatz ausgeſtellt waren, begannen unruhig zu werden. Ein ziemlich bedeutender Haufe bewaffneter Reiter zeigte ſich in der Entfernung einer halben Stunde; ſie ſchienen gerade auf das Lager zu zu reiten. Einer der Männer von der Wache gieng daher in das Zelt, um zu verkünden, daß ſie wahrſcheinlich angegriffen würden. Die Kaufleute beriethen ſich unter einander, was zu thun ſey, ob man ihnen entgegen gehen oder den Angriff abwarten ſolle. Achmeth und die zwei ältern Kaufleute wollten das Letztere, der feurige Muley aber und Zaleukos verlangten das Erſtere, und riefen den Fremden zu ihrem Beiſtand

auf. Dieſer aber zog ruhig ein kleines blaues Tuch mit rothen Sternen aus ſeinem Gürtel hervor, band es an eine Lanze, und befahl einem der Sclaven, es auf das Zelt zu ſtecken; er ſetze ſein Leben zum Pfand, ſagte er, die Reiter werden, wenn ſie dieſes Zeichen ſehen, ruhig vorüber ziehen. Muley glaubte nicht an den Erfolg, der Sclave aber ſteckte die Lanze auf das Zelt. Inzwiſchen hatten alle, die im Lager waren, zu den Waffen gegriffen, und ſahen in geſpannter Erwartung den Reitern entgegen. Doch dieſe ſchienen das Zeichen auf dem Zelte erblickt zu haben, ſie beugten plötzlich von ihrer Richtung auf das Lager ab, und zogen in einem großen Bogen auf der Seite hin.

Verwundert ſtanden einige Augenblicke die Reiſenden, und ſahen bald auf die Reiter bald auf den Fremden. Dieſer ſtand ganz gleichgültig, wie wenn nichts vorgefallen wäre vor dem Zelte, und blickte über die Ebene hin. Endlich brach Muley das Stillſchweigen: „Wer biſt Du, mächtiger Fremdling, rief er aus, der Du die wilden Horden der Wüſte durch einen Wink bezähmeſt?“ „Ihr ſchlagt meine Kunſt höher an, als ſie iſt,“ antwortete Selim Baruch. „Ich habe mich mit dieſem Zeichen verſehen, als ich der Gefangenſchaft entfloh; was

es zu bedeuten hat, weiß ich ſelbſt nicht, nur ſo viel weiß ich, daß, wer mit dieſem Zeichen reiſet, unter mächtigem Schutze ſteht.“

Die Kaufleute dankten dem Fremden, und nannten ihn ihren Erretter. Wirklich war auch die Anzahl der Reiter ſo groß geweſen, daß wohl die Caravane nicht lange hätte Widerſtand leiſten können.

Mit leichterem Herzen begab man ſich jetzt zur Ruhe, und als die Sonne zu ſinken begann und der Abendwind über die Sandebene hinſtrich, brachen ſie auf und zogen weiter.

Am nächſten Tage lagerten ſie ungefähr nur noch eine Tagreiſe von dem Ausgang der Wüſte entfernt. Als ſich die Reiſenden wieder in dem großen Zelt verſammelt hatten, nahm Lezah, der Kaufmann, das Wort:

„Ich habe euch geſtern geſagt, daß der gefürchtete Orbaſan ein edler Mann ſeye, erlaubt mir, daß ich es euch heute durch die Erzählung der Schickſale meines Bruders beweiſe. — Mein Vater war Kadi in Acara. Er hatte drei Kinder. Ich war der älteſte, ein Bruder und eine Schweſter waren bei weitem jünger als ich. Als ich 20 Jahre alt war, rief mich ein Bruder meines Vaters zu ſich.

Er ſetzte mich zum Erben ſeiner Güter ein, mit der Bedingung, daß ich bis zu ſeinem Tode bei ihm bleibe. Aber er erreichte ein hohes Alter, ſo daß ich erſt vor zwei Jahren in meine Heimath zurückkehrte, und nichts davon wußte, welch ſchreckliches Schickſal indeß mein Haus betroffen, und wie gütig Allah es gewendet hatte."

Die Errettung Fatme's.

„Mein Bruder Muſtapha und meine Schweſter Fatme waren beinahe in gleichem Alter; jener hatte höchſtens zwei Jahre voraus. Sie liebten einander innig, und trugen vereint alles bei, was unſerem kränklichen Vater die Laſt ſeines Alters erleichtern konnte. An Fatme's 16tem Geburtstage veranſtaltete der Bruder ein Feſt. Er ließ alle ihre Geſpielinnen einladen, ſetzte ihnen in dem Garten des Vaters ausgeſuchte Speiſen vor, und als es Abend wurde, lud er ſie ein, auf einer Barke, die er gemiethet und feſtlich geſchmückt hatte, ein wenig hinaus in die See zu fahren. Fatme und ihre Geſpielinnen willigten mit Freuden ein; denn der Abend war ſchön, und die Stadt gewährte beſonders Abends, von dem Meere aus betrachtet, einen herrlichen Anblick. Den Mädchen aber gefiel es ſo gut auf der Barke, daß

ſie meinen Bruder bewogen, immer weiter in die See hinaus zu fahren; Muſtapha gab aber ungern nach, weil ſich vor einigen Tagen ein Corſar hatte ſehen laſſen. Nicht weit von der Stadt zieht ſich ein Vorgebirge in das Meer; dorthin wollten noch die Mädchen, um von da die Sonne in das Meer ſinken zu ſehen. Als ſie um das Vorgebirg herum ruderten, ſahen ſie in geringer Entfernung eine Barke, die mit Bewaffneten beſetzt war. Nichts Gutes ahnend, befahl mein Bruder den Ruderern ſein Schiff zu drehen, und dem Lande zu zurudern. Wirklich ſchien ſich auch ſeine Beſorgniß zu beſtätigen, denn jene Barke kam jener meines Bruders ſchnell nach, überſieng ſie, da ſie mehr Ruder hatte, und hielt ſich immer zwiſchen dem Land und unſerer Barke. Die Mädchen aber, als ſie die Gefahr erkannten, in der ſie ſchwebten, ſprangen auf und ſchrien und klagten; umſonſt ſuchte ſie Muſtapha zu beruhigen, umſonſt ſtellte er ihnen vor, ruhig zu bleiben, weil ſie durch ihr Hin- und Herrennen die Barke in Gefahr bringen, umzuſchlagen; es half nichts, und da ſie ſich endlich bei Annäherung des andern Bootes alle auf die hintere Seite der Barke ſtürzten, ſchlug dieſe um. Indeſſen aber hatte man vom Land aus die Bewegungen des fremden Bootes

beobachtet, und da man ſchon ſeit einiger Zeit Beſorgniſſe wegen Corſaren hegte, hatte dieſes Boot Verdacht erregt, und mehrere Barken ſtießen vom Lande, um den Unſrigen beizuſtehen. Aber ſie kamen nur noch zu rechter Zeit, um die Unterſinkenden aufzunehmen. In der Verwirrung war das feindliche Boot entwiſcht, auf den beiden Barken aber, welche die Geretteten aufgenommen hatten, war man ungewiß, ob alle gerettet ſeyen; man näherte ſich gegenſeitig, und ach! es fand ſich, daß meine Schweſter und eine ihrer Geſpielinnen fehlte, zugleich entdeckte man aber einen Fremden in einer der Barken, den Niemand kannte. Auf die Drohungen Muſtaphas geſtand er, daß er zu dem feindlichen Schiff, das zwei Meilen oſtwärts vor Anker liege, gehöre, und daß ihn ſeine Gefährten auf ihrer eiligen Flucht im Stich gelaſſen haben, indem er im Begriff geweſen ſey, die Mädchen auffiſchen zu helfen, auch ſagte er aus, daß er geſehen habe, wie man zwei derſelben in das Schiff gezogen.

Der Schmerz meines alten Vaters war gränzenlos, aber auch Muſtapha war bis zum Tod betrübt, denn nicht nur daß ſeine geliebte Schweſter verloren war, und daß er ſich anklagte, an ihrem Unglück ſchuld zu ſeyn,— jene Freundin Fatme's die ihr Unglück theilte, war von

ihren Eltern ihm zur Gattin zugeſagt geweſen, und nur unſerem Vater hatte er es noch nicht zu geſtehen gewagt, weil ihre Eltern arm und von geringer Abkunft waren. Mein Vater aber war ein ſtrenger Mann; als ſein Schmerz ſich ein wenig gelegt hatte, ließ er Muſtapha vor ſich kommen, und ſprach zu ihm: „Deine Thorheit hat mir den Troſt meines Alters und die Freude meiner Augen geraubt. Geh hin, ich verbanne Dich auf ewig von meinem Angeſicht, ich fluche Dir und Deinen Nachkommen, und nur wenn Du mir Fatme wieder bringſt, ſoll Dein Haupt rein ſeyn von dem Fluche des Vaters.

Dieß hatte mein armer Bruder nicht erwartet; ſchon vorher hatte er ſich entſchloſſen gehabt, ſeine Schweſter und ihre Freundin aufzuſuchen, und wollte ſich nur noch den Segen des Vaters dazu erbitten, und jetzt ſchickte er ihn mit dem Fluch beladen in die Welt. Aber hatte ihn jener Jammer vorher gebeugt, ſo ſtählt jetzt die Fülle des Unglücks, das er nicht verdient hatte, ſeinen Muth.

Er gieng zu dem gefangenen Seeräuber, und befragte ihn, wohin die Fahrt ſeines Schiffes gienge, und erfuhr, daß ſie Sclavenhandel treiben, und gewöhnlich in Balſora großen Markt hielten.

Als er wieder nach Hauſe kam, um ſich zur Reiſe anzuſchicken, ſchien ſich der Zorn des Vaters ein wenig gelegt zu haben, denn er ſandte ihm einen Beutel mit Gold zur Unterſtützung auf der Reiſe. Muſtapha aber nahm weinend von den Eltern Zoraidens, ſo hieß ſeine geraubte Braut, Abſchied, und machte ſich auf den Weg nach Balſora.

Muſtapha machte die Reiſe zu Land, weil von unſerer kleinen Stadt aus, nicht gerade ein Schiff nach Balſora gieng. Er mußte daher ſehr ſtarke Tagreiſen machen, um nicht zu lange nach den Seeräubern nach Balſora zu kommen; doch da er ein gutes Reß und kein Gepäck hatte, konnte er hoffen, dieſe Stadt am Ende des ſechsten Tages zu erreichen. Aber am Abend des vierten Tages, als er ganz allein ſeines Weges ritt, fielen ihn plötzlich drei Männer an. Da er merkte, daß ſie gut bewaffnet und ſtark ſeyen, und daß es weniger auf ſein Geld und ſein Roß als auf ſein Leben angeſehen war, ſo rief er ihnen zu, daß er ſich ihnen ergeben wolle. Sie ſtiegen von ihren Pferden ab, und banden ihm die Füße unter den Bauch ſeines Thieres zuſammen, ihn ſelbſt aber nahmen ſie in die Mitte, und trabten, indem einer den Zügel ſeines Pferdes ergriff, ſchnell mit ihm davon, ohne iedoch ein Wort zu ſprechen.

Muſtapha gab ſich einer dumpfen Verzweiflung hin, der Fluch ſeines Vaters ſchien ſchon jetzt an dem Unglücklichen in Erfüllung zu gehen, und wie konnte er hoffen, ſeine Schweſter und Zoraiden retten zu können, wenn er, aller Mittel beraubt, nur ſein ärmliches Leben zu ihrer Befreiung aufwenden könnte. Muſtapha und ſeine ſtummen Begleiter mochten wohl eine Stunde geritten ſeyn, als ſie in ein kleines Seitenthal einbogen. Das Thälchen war von hohen Bäumen eingefaßt, ein weicher dunkelgrüner Raſen, ein Bach, der ſchnell durch ſeine Mitte hinrollte, luden zur Ruhe ein. Wirklich ſah er auch 15—20 Zelte dort aufgeſchlagen; an den Pflöken der Zelte waren Kamele und ſchöne Pferde angebunden, aus einem der Zelte hervor tönte die luſtige Weiſe einer Zither und zweier ſchöner Männerſtimmen. Meinem Bruder ſchien es, als ob Leute, die ein ſo fröhliches Lagerplätzchen ſich erwählt hatten, nichts Böſes gegen ihn im Sinn haben könnten, und er folgte alſo ohne Bangigkeit dem Ruf ſeiner Führer, die, als ſie ſeine Bande gelöst hatten, ihm winkten abzuſteigen. Man führte ihn in ein Zelt, das größer als die übrigen und im Innern hübſch, faſt zierlich aufgeputzt war. Prächtige goldgeſtickte Polſter, gewirkte Fußteppiche, übergol-

dete Rauchpfannen hätten anderswo Reichthum und Wohlleben verrathen, hier ſchienen ſie nur kühner Raub. Auf einem der Polſter ſaß ein alter, kleiner Mann; ſein Geſicht war häßlich, ſeine Haut ſchwarzbraun und glänzend und ein widriger Zug von tückiſcher Schlauheit, um Augen und Mund, machten ſeinen Anblick verhaßt. Obgleich ſich dieſer Mann einiges Anſehen zu geben ſuchte, ſo merkte doch Muſtapha bald, daß nicht für ihn das Zelt ſo reich geſchmückt ſey, und die Unterredung ſeiner Führer ſchien ſeine Bemerkung zu beſtätigen. „Wo iſt der Starke?“ Fragten ſie den Kleinen. „Er iſt auf der kleinen Jagd,“ antwortete jener, „aber er hat mir aufgetragen, ſeine Stelle zu verſehen.“ „Das hat er nicht geſcheit gemacht,“ entgegnete einer der Räuber, „denn es muß ſich bald entſcheiden, ob dieſer Hund ſterben oder zahlen ſoll, und das weiß der Starke beſſer als Du.“

„Der kleine Mann erhob ſich im Gefühl ſeiner Würde, ſtreckte ſich lange aus, um mit der Spize ſeiner Hand das Ohr ſeines Gegners zu erreichen, denn er ſchien Luſt zu haben, ſich durch einen Schlag zu rächen, als er aber ſah, daß ſeine Bemühung fruchtlos ſey, fieng er an zu ſchimpfen (und wahrlich! die Andern blieben ihm

nichts ſchuldig), daß das Zelt von ihrem Streit erdröhnte. Da that ſich auf einmal die Thüre des Zeltes auf, und herein trat ein hoher ſtattlicher Mann, jung und ſchön wie ein Perſerprinz; ſeine Kleidung und ſeine Waffen waren, auſſer einem reichbeſetzten Dolch und einem glänzenden Säbel, gering und einfach, aber ſein ernſtes Auge, ſein ganzer Anſtand gebot Achtung ohne Furcht einzuflößen.

„Wer iſts, der es wagt in meinem Zelte Streit zu beginnen?“ rief er den Erſchrockenen zu. Eine Zeit lang herrſchte tiefe Stille, endlich erzählte einer von denen die Muſtapha hergebracht hatten, wie es gegangen ſey. Da ſchien ſich das Geſicht „des Starken,“ wie ſie ihn nannten, vor Zorn zu röthen. „Wann hätte ich Dich je an meine Stelle geſetzt, Haſſan?“ ſchrie er mit furchtbarer Stimme dem Kleinen zu. Dieſer zog ſich vor Furcht in ſich ſelbſt zuſammen, daß er noch viel kleiner ausſah als zuvor, und ſchlich ſich der Zeltthüre zu. Ein hinlänglicher Tritt des Starken machte, daß er in einem großen ſonderbaren Sprung zur Zeltthüre hinaus flog.

Als der Kleine verſchwunden war, führten die drei Männer Muſtapha vor den Herrn des Zeltes, der ſich

indeß auf die Polſter gelegt hatte. „Hier bringen wir den, welchen Du uns zu fangen befohlen haſt.“ Jener blickte den Gefangenen lange an, und ſprach ſodann: „Baſſa von Sulleika! Dein eigenes Gewiſſen wird Dir ſagen, warum Du vor Orbaſan ſtehſt.“ Als mein Bruder dieß hörte, warf er ſich nieder vor jenem, und antwortete: „O Herr! Du ſcheinſt im Irrthum zu ſeyn, ich bin ein armer Unglücklicher, aber nicht der Baſſa, den Du ſuchſt!“ Alle im Zelt waren über dieſe Rede erſtaunt. Der Herr des Zeltes aber ſprach: „Es kann Dir wenig helfen, Dich zu verſtellen, denn ich will Dir Leute vorführen, die Dich wohl kennen.“ Er befahl Zuleima vorzuführen. Man brachte ein altes Weib in das Zelt, das auf die Frage, ob ſie in meinem Bruder nicht den Baſſa von Sulleika erkenne? antwortete, „ja wohl! und ſie ſchwöre es beim Grab des Propheten, es ſey der Baſſa und kein Anderer.“ „Siehſt Du, Erbärmlicher! wie Deine Liſt zu Waſſer geworden iſt,“ begann zürnend der Starke, „Du biſt mir zu elend, als daß ich meinen guten Dolch mit Deinem Blut beſudeln ſollte, aber an den Schweif meines Roſſes will ich Dich binden, morgen wenn die Sonne aufgeht, und durch die Wälder will ich mit Dir jagen, bis

ſie ſcheidet hinter die Hügel von Sulleika!" Da ſank meinem armen Bruder der Muth, „das iſt der Fluch meines harten Vaters, der mich zum ſchmachvollen Tode treibt," rief er weinend, „und auch Du biſt verloren ſüße Schweſter, auch Du Zoraide!" „Deine Verſtellung hilft Dir nichts," ſprach einer der Räuber, indem er ihm die Hände auf den Rücken band, „mach' daß Du aus dem Zelt kommſt, denn der Starke beißt ſich in die Lippen, und blickt nach ſeinem Dolch. Wenn Du noch eine Nacht leben willſt, ſo komm."

Als die Räuber gerade meinen Bruder aus dem Zelt führen wollten, begegnete ſie drei Andern, die einen Gefangenen vor ſich hintrieben. Sie traten mit ihm ein. „Hier bringen wir den Baſſa, wie Du uns befohlen haſt," ſprachen ſie, und führten den Gefangenen vor das Polſter des Starken. Als der Gefangene dort hin geführt wurde, hatte mein Bruder Gelegenheit, ihn zu betrachten, und ihm ſelbſt fiel die Aehnlichkeit auf, die dieſer Mann mit ihm hatte, nur war er dunkler im Geſicht, und hatte einen ſchwärzeren Bart. Der Starke ſchien ſehr erſtaunt über die Erſcheinung des zweiten Gefangenen; „wer von Euch iſt denn der Rechte?" ſprach

er, indem er bald meinen Bruder, bald den anderen Mann anſah. „Wenn Du den Baſſa von Sulieika meinſt, antwortete in ſtolzem Ton der Gefangene, der bin ich!“ Der Starke ſah ihn lange mit ſeinem ernſten, furchtbaren Blick an, dann winkte er ſchweigend, den Baſſa wegzuführen. Als dieß geſchehen war, gieng er auf meinen Bruder zu, zerſchnitt ſeine Bande mit dem Dolch, und winkte ihm, ſich zu ihm aufs Polſter zu ſetzen. „Es thut mir leid, Fremdling! — ſagte er, daß ich Dich für jenes Ungeheuer hielt, ſchreibe es aber einer ſonderbaren Fügung des Himmels zu, die Dich gerade in der Stunde, welche dem Untergang jenes Verruchten geweiht war, in die Hände meiner Brüder führte.“ Mein Bruder bat ihn um die einzige Gunſt, ihn gleich wieder weiter reiſen zu laſſen, weil jeder Aufſchub ihm verderblich werden könne. Der Starke erkundigte ſich nach ſeinen eiligen Geſchäften, und als ihm Muſtapha alles erzählt hatte, überredete ihn jener, dieſe Nacht in ſeinem Zelt zu bleiben, er und ſein Roß werden der Ruhe bedürfen, den folgenden Tag aber wolle er ihm einen Weg zeigen, der ihn in anderthalb Tagen nach Balſora bringe. Mein Bruder ſchlug ein, wurde trefflich bewirthet, und ſchlief ſanft bis zum Morgen in dem Zelt des Räubers.

Als er aufgewacht war, ſah er ſich ganz allein im Zelt, vor dem Vorhang des Zeltes aber hörte er mehrere Stimmen zuſammen ſprechen, die dem Herrn des Zeltes, und dem kleinen, ſchwarzbraunen Mann anzugehören ſchienen. Er lauſchte ein wenig, und hörte zu ſeinem Schrecken, daß der Kleine dringend den andern aufforderte, den Fremden zu tödten, weil er, wenn er frei gelaſſen würde, ſie alle verrathen könnte.

Muſtapha merkte gleich, daß der Kleine ihm gram ſey, weil er Urſache war, daß er geſtern ſo übel behandelt wurde; der Starke ſchien ſich einige Augenblicke zu beſinnen; „Nein, ſprach er, er iſt mein Gaſtfreund, und das Gaſtrecht iſt mir heilig, auch ſieht er mir nicht aus, wie wenn er uns verrathen wollte.“

Als er ſo geſprochen, ſchlug er den Vorhang zurück, und trat ein. „Friede ſey mit Dir, Muſtapha; ſprach er, laß uns den Morgentrunk koſten, und rüſte Dich dann zum Aufbruch.“ Er reicht meinem Bruder einen Becher Sorbet, und als ſie getrunken hatten, zäumten ſie die Pferde auf, und wahrlich! mit leichterem Herzen als er gekommen war, ſchwang ſich Muſtapha aufs Pferd. Sie hatten bald die Zelte im Rücken, und ſchlugen dann einen breiten Pfad ein, der in den Wald führte. Der

Starke erzählte meinem Bruder, „daß jener Baſſa, den ſie auf der Jagd gefangen hätten, ihnen verſprochen habe, ſie ungefährdet in ſeinem Gebiet zu dulden; vor einigen Wochen aber, habe er einen ihrer tapferſten Männer aufgefangen und nach den ſchrecklichſten Martern aufhängen laſſen. Er habe ihm nun lange auflauern laſſen, und heute noch müße er ſterben.“ Muſtapha wagte es nicht, etwas dagegen einzuwenden, denn er war froh, ſelbſt mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn.

Am Ausgang des Waldes hielt der Starke ſein Pferd an, beſchrieb meinem Bruder den Weg, bot ihm die Hand zum Abſchied, und ſprach: „Muſtapha, Du biſt auf ſonderbare Weiſe der Gaſtfreund des Räubers Orbaſan geworden, ich will Dich nicht auffordern, nicht zu verrathen, was Du geſehen und gehört haſt. Du haſt ungerechter Weiſe Todesangſt ausgeſtanden, und ich bin Dir Vergütung ſchuldig. Nimm dieſen Dolch als Andenken, und ſo Du Hülfe brauchſt ſo ſende ihn mir zu, und ich will eilen, Dir beizuſtehen. Dieſen Beutel aber kannſt Du vielleicht zu Deiner Reiſe brauchen.“ Mein Bruder dankte ihm für ſeinen Edelmuth, er nahm den Dolch, den Beutel aber ſchlug er aus. Doch Orbaſan drückte ihm noch einmal die Hand, ließ den Beutel auf die Er-

de fallen, und ſprengte mit Sturmes-Eile in den Wald. Als Muſtapha ſah, daß er ihn doch nicht mehr werde einholen können, ſtieg er ab, um den Beutel aufzuheben und erſchrack über die Größe von ſeines Gaſtfreundes Großmuth, denn der Beutel enthielt eine Menge Goldes. Er dankte Allah für ſeine Rettung, empfahl ihm den edlen Räuber in ſeine Gnade, und zog dann heiteren Muthes weiter auf ſeinem Wege nach Balſora."

„Hier ſchwieg Lezah und ſah Achmeth den alten Kaufmann fragend an. „Nein, wenn es ſo iſt, ſprach dieſer, ſo verbeſſere ich gerne mein Urtheil von Orbaſan, denn wahrlich an Deinem Bruder hat er ſchön gehandelt."

„Er hat gethan wie ein braver Muſelmann;" rief Muley, „aber ich hoffe, Du haſt Deine Geſchichte damit nicht geſchloſſen, denn wie mir bedünkt, ſind wir alle begierig, weiter zu hören, wie es Deinem Bruder ergieng, und ob er Fatme, Deine Schweſter, und die ſchöne Zoraide befreit hat."

„Wenn ich euch nicht damit langweile, erzähle ich gerne weiter, entgegnete Lezah, denn die Geſchichte meines Bruders iſt allerdings abenteuerlich und wundervoll."

„Am Mittag des siebenten Tages nach seiner Abreise zog Mustapha in die Thore von Balsora ein. Sobald er in einer Caravanserey abgestiegen war, fragte er, wann der Sclavenmarkt, der alljährlich hier gehalten werde, anfange? Aber er erhielt die Schreckensantwort, „daß er zwei Tage zu spät komme.“ Man bedauerte seine Verspätung, und erzählte ihm, daß er viel verloren habe, denn noch an dem letzten Tage des Marktes seyen zwei Sclavinnen angekommen, von so hoher Schönheit, daß sie die Augen aller Käufer auf sich gezogen hätten. Man habe sich ordentlich um sie gerissen und geschlagen, und sie seyen freilich auch zu einem so hohen Preis verkauft worden, daß ihn nur ihr jetziger Herr nicht habe scheuen können.“ Er erkundigte sich näher nach diesen beiden, und es blieb ihm kein Zweifel, daß es die Unglücklichen seyen, die er suche. Auch erfuhr er, daß der Mann, der sie beide gekauft habe, vierzig Stunden von Balsora wohne, und Thiuli-Kos heiße, ein vornehmer reicher aber schon ältlicher Mann, der früher Kapudan-Bassa des Großherrn war, jetzt aber sich mit seinen gesammelten Reichthümern zu Ruhe gesetzt habe.

Mustapha wollte von Anfang sich gleich wieder zu Pferd setzen, um dem Thiuli-Kos, der kaum einen Tag

Vorſprung haben konnte, nachzueilen. Als er aber bedachte, daß er als einzelner Mann, dem mächtigen Reiſenden doch nichts anhaben, noch weniger ſeine Beute ihm abjagen konnte, ſann er auf einen andern Plan und hatte ihn auch bald gefunden. Die Verwechslung mit dem Baſſa von Sulieika, die ihm beinahe ſo gefährlich geworden wäre, brachte ihn auf den Gedanken: unter dieſem Namen in das Haus des Thiuli-Kos zu gehen, und ſo einen Verſuch zur Rettung der beiden unglücklichen Mädchen zu wagen. Er miethete daher einige Diener und Pferde, wobei ihm Orbaſans Geld trefflich zu Statten kam, ſchaffte ſich und ſeinen Dienern prächtige Kleider an, und machte ſich auf den Weg nach dem Schloſſe Thiulis. Nach fünf Tagen war er in die Nähe dieſes Schloſſes gekommen. Es lag in einer ſchönen Ebene, und war rings von hohen Mauern umſchloſſen, die nur ganz wenig von den Gebäuden überragt wurden. Als Muſtapha dort angekommen war, färbte er Haar und Bart ſchwarz, ſein Geſicht aber beſtrich er mit dem Saft einer Pflanze, der ihm eine bräunliche Farbe gab, ganz wie ſie jener Baſſa gehabt hatte. Er ſchickte hierauf einen ſeiner Diener in das Schloß, und ließ, im Namen des Baſſa von Sulieika, um ein Nachtlager bitten. Der Diener

kam bald wieder, und mit ihm vier ſchön gekleidete Sclaven, die Muſtaphas Pferd am Zügel nahmen, und in den Schloßhof führten. Dort halfen ſie ihm ſelbſt vom Pferd, und vier andere geleiteten ihn eine breite Marmor-Treppe hinauf zu Thiuli.

Dieſer, ein alter luſtiger Geſelle, empfieng meinen Bruder ehrerbietig, und ließ ihm das Beſte, was ſein Koch zubereiten konnte, aufſetzen. Nach Tiſch brachte Muſtapha das Geſpräch nach und nach auf die neuen Sclavinnen, und Thiuli rühmte ihre Schönheit und beklagte nur, daß ſie immer ſo traurig ſeyen, doch er glaubte, dieſes würde ſich bald geben. Mein Bruder war ſehr vergnügt über dieſen Empfang, und legte ſich mit den ſchönſten Hoffnungen zur Ruhe nieder.

Er mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, da weckte ihn der Schein einer Lampe, der blendend auf ſein Auge fiel. Als er ſich aufrichtete, glaubte er noch zu träumen, denn vor ihm ſtand jener kleine, ſchwarzbraune Kerl aus Orbaſans Zelt, eine Lampe in der Hand, ſein breites Maul zu einem widrigen Lächeln verzogen. Muſtapha zwickte ſich in den Arm, zupfte ſich an der Naſe, um ſich zu überzeugen, ob er denn wache, aber die Erſcheinung blieb wie zuvor. „Was willſt Du an

meinem Bette?" rief Mustapha, als er sich von seinem Erstaunen erholt hatte. „Bemühet Euch doch nicht so, Herr! sprach der Kleine, ich habe wohl errathen, weßwegen Ihr hieher kommt. Auch war mir Euer werthes Gesicht noch wohl erinnerlich, doch wahrlich, wenn ich nicht den Bassa mit eigener Hand hätte erhängen helfen, so hättet Ihr mich vielleicht getäuscht. Jetzt aber bin ich da, um eine Frage zu machen."—

„Vor allem sage wie Du hieher kommst," entgegnete ihm Mustapha voll Wuth, daß er verrathen war. „Das will ich Euch sagen, antwortete jener, ich konnte mich mit dem Starken nicht länger vertragen, deßwegen floh ich; aber Du, Mustapha, warst eigentlich die Ursache unseres Streites, und dafür mußt Du mir Deine Schwester zur Frau geben, und ich will Euch zur Flucht behülflich seyn, giebst Du sie nicht, so gehe ich zu meinem neuen Herrn, und erzähle ihm etwas von dem neuen Bassa!"

Mustapha war vor Schrecken und Wuth ausser sich, jetzt, wo er sich am sicheren Ziel seiner Wünsche glaubte, sollte dieser Elende kommen, und sie vereiteln; es war nur Ein Mittel, das seinen Plan retten konnte, er mußte das kleine Ungethüm tödten; mit einem Sprung fuhr

er daher aus dem Bett auf den Kleinen zu, doch dieſer, der etwas ſolches geahnet haben mochte, ließ die Lampe fallen, daß ſie verlöſchte, und entſprang im Dunkeln, indem er mörderiſch um Hülfe ſchrie.

Jetzt war guter Rath theuer; die Mädchen mußte er für den Augenblick aufgeben, und nur auf die eigene Rettung denken, daher gieng er an das Fenſter, um zu ſehen, ob er nicht entſpringen konnte. Es war eine ziemliche Tiefe bis zum Boden, und auf der andern Seite ſtand eine hohe Mauer, die zu überſteigen war. Sinnend ſtand er an dem Fenſter, da hörte er viele Stimmen ſich ſeinem Zimmer nähern, ſchon waren ſie an der Thüre, da faßte er verzweiflungsvoll ſeinen Dolch und ſeine Kleider, und ſchwang ſich zum Fenſter hinaus. Der Fall war hart, aber er fühlte, daß er kein Glied gebrochen hatte, drum ſprang er auf und lief der Mauer zu, die den Hof umſchloß, ſtieg, zum Erſtaunen ſeiner Verfolger, hinauf, und befand ſich bald im Freien. Er floh bis er an einen kleinen Wald kam, wo er ſich erſchöpft niederwarf. Hier überlegte er, was zu thun ſey. Seine Pferde und ſeine Diener hatte er müſſen im Stiche laſſen, aber ſein Geld, das er in dem Gürtel trug, hatte er gerettet. Sein erfinderiſcher Kopf zeigte ihm bald

einen andern Weg zur Rettung. Er gieng in dem Wald weiter, bis er an ein Dorf kam, wo er um geringen Preis ein Pferd kaufte, das ihn in Bälde in eine Stadt trug. Dort forschte er nach einem Arzt, und man rieth ihm einen alten, erfahrenen Mann. Diesen bewog er durch einige Goldstücke, daß er ihm eine Arzney mittheilte, die einen todähnlichen Schlaf herbeiführte, der durch ein anderes Mittel augenblicklich wieder gehoben werden könnte. Als er im Besitz dieses Mittels war, kaufte er sich einen langen, falschen Bart, einen schwarzen Talar und allerlei Büchsen und Kolben, so daß er füglich einen reisenden Arzt vorstellen konnte, lud seine Sachen auf einen Esel, und reiste in das Schloß des Thiuli-Kos zurück. Er durfte gewiß seyn, dießmal nicht erkannt zu werden, denn der Bart entstellte ihn so, daß er sich selbst kaum mehr kannte. Bei Thiuli angekommen, ließ er sich als den Arzt Chakamankabudibaba anmelden, und, wie er es sich gedacht hatte geschah es; der prachtvolle Namen empfahl ihn bei dem alten Narren ungemein, so, daß er ihn gleich zur Tafel einlud. Chakamankabudibaba erschien vor Thiuli, und als sie sich kaum eine Stunde besprochen hatten, beschloß der Alte, alle seine Sclavinnen der Chur des weissen Arztes zu

unterwerfen. Dieſer konnte ſeine Freude kaum verbergen, daß er jetzt ſeine geliebte Schweſter wieder ſehen ſolle, und folgte mit klopfendem Herzen Thiuli, der ihn ins Serail führte. Sie waren in ein Zimmer gekommen das ſchön ausgeſchmückt war, worin ſich aber niemand befand. „Chambaba oder wie Du heißt, lieber Arzt, ſprach Thiuli-Kos, betrachte einmal jenes Loch dort in der Mauer, dort wird jede meiner Sclavinnen einen Arm heraus ſtrecken, und du kannſt dann unterſuchen, ob der Puls krank oder geſund iſt.“ Muſtapha mochte einwenden was er wollte, zu ſehen bekam er ſie nicht; doch willigte Thiuli ein, daß er ihm allemal ſagen wolle, wie ſie ſich ſonſt gewöhnlich befänden. Thiuli zog nun einen langen Zettel aus dem Gürtel, und begann mit lauter Stimme ſeine Sclavinnen einzeln beim Namen zu rufen, worauf allemal eine Hand aus der Mauer kam, und der Arzt den Puls unterſuchte. Sechs waren ſchon abgeleſen, und ſämmtlich für geſund erklärt, da las Thiuli als die ſiebende „Fatme“ ab, und eine kleine weiſſe Hand ſchlüpfte aus der Mauer. Zitternd vor Freude ergreift Muſtapha dieſe Hand und erklärte ſie mit wichtiger Miene für bedeutend krank. Thiuli ward ſehr beſorgt, und befahl ſeinem weiſen

Chakamankabudibaba, ſchnell eine Arznei für ſie zu bereiten. Der Arzt gieng hinaus, ſchrieb auf einen kleinen Zettel: „Fatme! Ich will Dich retten, wenn Du Dich entſchließen kannſt, eine Arznei zu nehmen, die Dich auf zwei Tage todt macht; doch ich beſitze das Mittel, Dich wieder zum Leben zu bringen. Willſt Du, ſo ſage nur dieſer Trank habe nicht geholfen, und es wird mir ein Zeichen ſeyn, daß Du einwilligſt.“

Bald kam er in das Zimmer zurück, wo Thiuli ſeiner harrte. Er brachte ein unſchädliches Tränklein mit, fühlte der kranken Fatme noch einmal den Puls, und ſchob ihr zugleich den Zettel unter ihr Armband, das Tränklein aber reichte er ihr durch die Oeffnung in der Mauer. Thiuli ſchien in großen Sorgen wegen Fatme zu ſeyn, und ſchob die Unterſuchung der Uebrigen bis auf eine gelegenere Zeit auf. Als er mit Muſtapha das Zimmer verlaſſen hatte, ſprach er mit traurigem Ton: „Chadibaba, ſage aufrichtig, was hältſt Du von Fatme's Krankheit?“ Chakamankabudibaba antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ach Herr! möge der Prophet Dir Troſt verleihen, ſie hat ein ſchleichendes Fieber, das ihr wohl den Garaus machen kann.“ Da entbrannte der

Zorn Thiulis, „was sagst Du verfluchter Hund von einem Arzt? Sie, um die ich 2000 Goldstücke gab, soll mir sterben wie eine Kuh? Wisse, daß wenn Du sie nicht rettest, so hau ich Dir den Kopf ab!“ Da merkte mein Bruder, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und gab Thiuli wieder Hoffnung. Als sie noch so sprachen, kam ein schwarzer Sclave aus dem Serail, dem Arzt zu sagen: „daß das Tränklein nicht geholfen habe.“ Biete Deine ganze Kunst auf Chakamdababelba, oder wie Du Dich schreibst, ich zahl Dir was Du willst,“ schrie Thiuli-Kos, fast heulend vor Angst, so vieles Gold an dem Tod zu verlieren. „Ich will ihr ein Säftlein geben, das sie von aller Noth befreit,“ antwortete der Arzt; „Ja! ja! gieb ihr ein Säftlein,“ schluchzte der alte Thiuli. Frohen Muthes gieng Mustapha seinen Schlaftrunk zu holen, und als er ihn dem schwarzen Sclaven gegeben und gezeigt hatte, wie viel man auf einmal nehmen müsse, gieng er zu Thiuli, und sagte: „er müsse noch einige heilsame Kräuter am See holen,“ und eilte zum Thor hinaus. An dem See, der nicht weit von dem Schloß entfernt war, zog er seine falschen Kleider aus, und warf sie ins Wasser, daß sie lustig umher schwammen, er selbst aber verbarg sich

im Geſträuch, wartete die Nacht ab, und ſchlich ſich dann in den Begräbnißplatz an dem Schloſſe Thiulis.

Als Muſtapha kaum eine Stunde lang aus dem Schloß abweſend ſeyn mochte, brachte man Thiuli die ſchreckliche Nachricht, daß ſeine Sclavin Fatme im Sterben liege. Er ſchickte hinaus an den See, um ſchnell den Arzt zu holen, aber bald kehrten ſeine Boten allein zurück, und erzählten ihm: daß der arme Arzt ins Waſſer gefallen und ertrunken ſey, ſeinen ſchwarzen Talar ſehe man mitten im See ſchwimmen, und hie und da gucke auch ſein ſtattlicher Bart aus den Wellen hervor. Als Thiuli keine Rettung mehr ſah, verwünſchte er ſich und die ganze Welt, raufte ſich den Bart aus, und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer. Aber alles dieß konnte nichts helfen, denn Fatme gab bald, unter den Händen der übrigen Weiber, den Geiſt auf. Als Thiuli die Nachricht ihres Todes hörte, befahl er ſchnell einen Sarg zu machen, denn er konnte keinen Todten im Hauſe leiden, und ließ den Leichnam in das Begräbnißhaus tragen. Die Träger brachten den Sarg dorthin, ſetzten ihn ſchnell nieder, und entflohen, denn ſie hatten unter den übrigen Särgen Stöhnen und Seufzen gehört.

Muſtapha, der ſich hinter den Särgen verborgen,

und von dort aus die Träger des Sarges in die Flucht gejagt hatte, kam hervor und zündete sich eine Lampe an, die er zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Dann zog er ein Glas hervor, das die erweckende Arznei enthielt, und hob dann den Deckel von Fatme's Sarg. Aber welches Entsetzen befiel ihn, als sich ihm beim Scheine der Lampe ganz fremde Züge zeigten! Weder meine Schwester noch Zoraide, sondern eine ganz Andere, lag in dem Sarg. Er brauchte lange, um sich von dem neuen Schlag des Schicksals zu fassen; endlich überwog doch Mitleid seinen Zorn. Er öffnete sein Glas, und flößte ihr die Arznei ein. Sie athmete, sie schlug die Augen auf, und schien sich lange zu besinnen, wo sie sey. Endlich erinnerte sie sich des Vorgefallenen, sie stand auf aus dem Sarg und stürzte zu Mustaphas Füßen. „Wie kann ich Dir danken, gütiges Wesen," rief sie aus, „daß Du mich aus meiner schrecklichen Gefangenschaft befreitest!" Mustapha unterbrach ihre Danksagungen mit der Frage: „wie es denn geschehen sey, daß sie und nicht Fatme, seine Schwester, gerettet worden sey?" Jene sah ihn staunend an; „jetzt wird mir meine Rettung erst klar, die mir vorher unbegreiflich war, antwortete sie, wisse, man hieß mich in jenem Schlosse Fatme,

und mir haſt Du Deinen Zettel und den Rettungstrank gegeben.“ Mein Bruder forderte die Gerettete auf, ihm von ſeiner Schweſter und Zoraiden Nachricht zu geben, und erfuhr, daß ſie ſich beide im Schloß befinden, aber nach der Gewohnheit Thiulis, andere Namen bekommen haben, ſie heißen jetzt Mirzah und Nurmahal.

Als Fatme, die gerettete Sclavin, ſah, daß mein Bruder durch dieſen Fehlgriff ſo niedergeſchlagen ſey, ſprach ſie ihm Muth ein, und verſprach ihm ein Mittel zu ſagen, wie er jene beiden Mädchen dennoch retten könne. Aufgeweckt durch dieſen Gedanken, ſchöpfte Muſtapha von Neuem Hoffnung, und bat ſie dieſes Mittel ihm zu nennen, und ſie ſprach:

„Ich bin zwar erſt ſeit fünf Monaten die Sclavin Thiulis, doch habe ich gleich vom Anfang auf Rettung geſonnen, aber für mich allein war ſie zu ſchwer. In dem innern Hof des Schloſſes wirſt Du einen Brunnen bemerkt haben, der aus zehen Röhren Waſſer ſpeit; dieſer Brunnen fiel mir auf. Ich erinnerte mich in dem Hauſe meines Vaters einen ähnlichen geſehen zu haben, deſſen Waſſer durch eine geräumige Waſſerleitung herbeiſtrömt; um nun zu erfahren, ob dieſer Brunnen auch

ſo gebaut ſey, rühmte ich eines Tages vor Thiuli ſeine Pracht, und fragte nach ſeinem Baumeiſter. „Ich ſelbſt habe ihn gebaut, antwortete er, und das was Du hier ſiehſt, iſt noch das Geringſte; aber das Waſſer dazu kommt wenigſtens 1000 Schritte weit von einem Bach her, und geht durch eine gewölbte Waſſerleitung, die wenigſtens Manns hoch iſt; und alles dieß habe ich ſelbſt angegeben.“ Als ich dieß gehört hatte, wünſchte ich mir oft, nur auf einen Augenblick die Stärke eines Mannes zu haben, um einen Stein aus der Seite des Brunnens ausheben zu können, dann könnte ich fliehen, wohin ich wollte. Dieſe Waſſerleitung nun will ich Dir zeigen, durch ſie kannſt Du Nachts in das Schloß gelangen, und jene befreien. Aber Du mußt wenigſtens noch zwei Männer bei Dir haben, um die Sclaven, die das Serail bei Nacht bewachen, zu überwältigen.“

So ſprach ſie; mein Bruder Muſtapha aber, obgleich ſchon zweimal in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, faßte noch einmal Muth, und hoffte mit Allahs Hülfe den Plan der Sclavin auszuführen. Er verſprach ihr für ihr weiteres Fortkommen in ihre Heimath zu ſorgen, wenn ſie ihm behülflich ſeyn wollte, ins Schloß zu gelangen. Aber ein Gedanke machte ihm noch Sorge, nämlich der, woher er zwei oder drei treue Gehülfen bekommen könn-

te. Da fiel ihm Orbasans Dolch ein, und das Verspre-chen, das ihm jener gegeben hatte, ihm, wo er seiner bedürfe, zu Hülfe zu eilen; und er machte sich daher mit Fatme aus dem Begräbniß auf, um den Räuber aufzusuchen.

In der nämlichen Stadt, wo er sich zum Arzt um-gewandelt hatte, kaufte er um sein letztes Geld ein Roß und miethete Fatme bei einer armen Frau in der Vor-stadt ein. Er selbst aber eilte dem Gebirge zu, wo er Orbasan zum erstenmal getroffen hatte, und gelangte in drei Tagen dahin. Er fand bald wieder jene Zelte, und trat unverhofft vor Orbasan, der ihn freundlich bewill-kommte. Er erzählte ihm seine mißlungenen Versuche, wobei sich der ernsthafte Orbasan nicht enthalten konnte, hie und da ein wenig zu lachen, besonders wenn er sich den Arzt Cakamankabudibaba dachte. Ueber die Verrä-therei des Kleinen aber war er wüthend; er schwur, ihn mit eigener Hand aufzuhängen, wo er ihn finde. Mei-nem Bruder aber versprach er, sogleich zur Hülfe bereit zu seyn, wenn er sich vorher von der Reise gestärkt ha-ben würde. Mustapha blieb daher diese Nacht wieder in Orbasans Zelt, mit dem ersten Frühroth aber brachen sie auf, und Orbasan nahm drei seiner tapfersten Männer

wohl beritten und bewaffnet mit sich. Sie ritten stark zu, und kamen nach zwei Tagen in die kleine Stadt, wo Mustapha die gerettete Fatme zurückgelassen hatte. Von da aus reisten sie mit dieser weiter, bis zu dem kleinen Wald, von wo aus man das Schloß Thiulis in geringer Entfernung sehen konnte; dort lagerten sie sich um die Nacht abzuwarten. Sobald es dunkel wurde, schlichen sie sich von Fatme geführt, an den Bach, wo die Wasserleitung anfieng, und fanden diese bald. Dort ließen sie Fatme und einen Diener mit den Rossen zurück, und schickten sich an, hinabzusteigen; ehe sie aber hinabstiegen, wiederholte ihnen Fatme noch einmal alles genau, nämlich: daß sie durch den Brunnen in den inneren Schloßhof kämen, dort seyen rechts und links in der Ecke zwei Thürme, in der sechsten Thüre, vom Thurme rechts gerechnet, befinden sich Fatme und Zoraide, bewacht von zwei schwarzen Sclaven." Mit Waffen und Brecheisen wohl versehen, stiegen Mustapha, Orbasan und zwei andere Männer hinab in die Wasserleitung; sie sanken zwar bis an den Gürtel ins Wasser, aber nichts desto weniger giengen sie rüstig vorwärts. Nach einer halben Stunde kamen sie an den Brunnen selbst, und setzten sogleich ihre Brecheisen an. Die Mauer war dick und fest, aber den ver-

einten Kräften der vier Männer konnte ſie nicht lange widerſtehen, bald hatten ſie eine Oeffnung eingebrochen, groß genug, um bequem durchſchlüpfen zu können. Orbaſan ſchlüpfte zuerſt durch, und half den andern nach; und als ſie alle im Hof waren, betrachteten ſie die Seite des Schloſſes, die vor ihnen lag, um die beſchriebene Thüre zu erforſchen. Aber ſie waren nicht einig, welche es ſey, denn als ſie von dem rechten Thurm zum linken zählten, fanden ſie eine Thüre die zugemauert war, und wußten nun nicht, ob Fatme dieſe überſprungen oder mitgezählt habe. Aber Orbaſan beſann ſich nicht lange „mein gutes Schwerdt wird mir jede Thüre öffnen,“ rief er aus, gieng auf die ſechste Thüre zu, und die andern folgten ihm. Sie öffneten die Thüre, und fanden ſechs ſchwarze Sclaven auf dem Boden liegend und ſchlafend; ſie wollten ſchon wieder leiſe ſich zurückziehen, weil ſie ſahen, daß ſie die rechte Thüre verfehlt hatten, als eine Geſtalt in der Ecke ſich aufrichtete, und mit wohlbekannter Stimme um Hülfe rief. Es war der Kleine aus Orbaſans Lager. Aber ehe noch die Schwarzen recht wußten, wie ihnen geſchah, ſtürzte Orbaſan auf den Kleinen zu, rieß ſeinen Gürtel entzwei, verſtopfte ihm den Mund, und band ihm die Hände auf den Rü-

cken; dann wandte er ſich an die Sclaven, wovon ſchon einige von Muſtapha und den zwei Andern halb gebunden waren, und half ſie vollends überwältigen. Man ſezte den Sclaven den Dolch auf die Bruſt, und fragte ſie, wo Nurmahal und Mirzah wären, und ſie geſtanden, daß ſie im Gemach nebenan ſeyen. Muſtapha ſtürzte in das Gemach, und fand Fatme und Zoraiden, die der Lärm erweckt hatte. Schnell rafften dieſe ihren Schmuck und ihre Kleider zuſammen, und folgten Muſtapha; die beiden Räuber ſchlugen indeß Orbaſan vor, zu plündern was man fände, doch dieſer verbot es ihnen, und ſprach: „man ſolle nicht von Orbaſan ſagen können, daß er Nachts in die Häuſer ſteige, um Gold zu ſtehlen.“ Muſtapha und die Geretteten ſchlüpften ſchnell in die Waſſerleitung, wohin ihnen Orbaſan ſogleich zu folgen verſprach. Als jene in die Waſſerleitung hinabgeſtiegen waren, nahm Orbaſan und einer der Räuber den Kleinen, und führten ihn hinaus in den Hof; dort banden ſie ihm eine ſeidene Schnur, die ſie deßhalb mitgenommen hatten, um den Hals, und hiengen ihn an der höchſten Spize des Brunnens auf. Nachdem ſie ſo den Verrath des Elenden beſtraft hatten, ſtiegen ſie ſelbſt auch hinab in die Waſſerleitung, und folgten Mu-

ſtapha. Mit Thränen dankten die Beiden ihrem edelmüthigen Retter Orbaſan; doch dieſer trieb ſie eilends zur Flucht an, denn es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſie Thiuli-Kos nach allen Seiten verfolgen ließ. Mit tiefer Rührung trennte ſich am andern Tage Muſtapha und ſeine Geretteten von Orbaſan; wahrlich! ſie werden ihn nie vergeſſen. Fatme aber, die befreite Sclavin, gieng verkleidet nach Balſora, um ſich dort in ihre Heimath einzuſchiffen.

Nach einer kurzen und vergnügten Reiſe kamen die Meinigen in die Heimath. Meinen alten Vater tödtete beinahe die Freude des Wiederſehens; den andern Tag nach ihrer Ankunft veranſtaltete er ein großes Feſt, an welchem die ganze Stadt Theil nahm. Vor einer großen Verſammlung von Verwandten und Freunden mußte mein Bruder ſeine Geſchichte erzählen, und einſtimmig prieſen ſie ihn und den edlen Räuber.

Als aber mein Bruder geſchloſſen hatte, ſtand mein Vater auf und führte Zoraiden ihm zu. „So löſche ich denn, ſprach er mit feierlicher Stimme, den Fluch von Deinem Haupte; nimm dieſe hin, als die Belohnung, die Du Dir durch Deinen raſtloſen Eifer erkämpft haſt; nimm meinen väterlichen Segen, und möge es nie un-

ſerer Stadt an Männern fehlen, die an brüderlicher Liebe, an Klugheit und Eifer Dir gleichen.“

Die Caravane hatte das Ende der Wüſte erreicht, und fröhlich begrüßten die Reiſenden die grünen Matten und die dichtbelaubten Bäume, deren lieblichen Anblick ſie viele Tage entbehrt hatten. In einem ſchönen Thale lag ein Caravanenſerey, das ſie ſich zum Nachtlager wählten, und obgleich es wenig Bequemlichkeit und Erfriſchung darbot, ſo war doch die ganze Geſellſchaft heiterer und zutraulicher als je; denn der Gedanke, den Gefahren und Beſchwerlichkeiten, die eine Reiſe durch die Wüſte mit ſich bringt, entronnen zu ſeyn, hatte alle Herzen geöffnet, und die Gemüther zu Scherz und Kurzweil geſtimmt. Muley, der junge, luſtige Kaufmann, tanzte einen komiſchen Tanz, und ſang Lieder dazu, die ſelbſt dem ernſten Griechen Zaleukos ein Lächeln entlockten. Aber nicht genug, daß er ſeine Gefährten durch Tanz und Spiel erheitert hatte, er gab ihnen auch noch die Geſchichte zum Beſten, die er ihnen verſprochen hatte, und hub, als er von ſeinen Luftſprüngen ſich erholt hatte, alſo zu erzählen an: Die Geſchichte von dem kleinen Muck.

Die Geschichte von dem kleinen Muck.

In Nicea, meiner lieben Vaterstadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck hieß. Ich kann mir ihn, ob ich gleich damals noch sehr jung war, noch recht wohl denken, besonders weil ich einmal von meinem Vater wegen seiner halb todt geprügelt wurde. Der kleine Muck nemlich war schon ein alter Geselle, als ich ihn kannte, doch war er nur 3—4 Schuh hoch, dabei hatte er eine sonderbare Gestalt, denn sein Leib, so klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker, als der Kopf anderer Leute; er wohnte ganz allein in einem großen Haus, und kochte sich sogar selbst, auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder gestorben sey, denn er gieng nur alle 4 Wochen einmal aus, wenn nicht um die Mittags-

ſtunde ein mächtiger Dampf aus dem Hauſe aufgeſtiegen wäre; doch ſah man ihn oft Abends auf ſeinem Dache auf und ab gehen, von der Straße aus glaubte man aber, nur ſein großer Kopf allein laufe auf dem Dache umher. Ich und meine Kameraden waren böſe Buben, die Jedermann gerne neckten und belachten, daher war es uns allemal ein Feſttag, wenn der kleine Muck ausgieng; wir verſammelten uns an dem beſtimmten Tage vor ſeinem Haus, und warteten, bis er heraus kam; wenn dann die Thüre aufgieng, und zuerſt der große Kopf mit dem noch größeren Turban herausguckte, wenn dann das übrige Körperlein nachfolgte, angethan mit einem abgeſchabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hieng, ſo lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch, oder der Dolch an Muck ſtak, wenn er ſo heraustrat, da ertönte die Luft von unſerem Freudengeſchrei, wir warfen unſere Mützen in die Höhe, und tanzten wie toll um ihn her. Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernſthaftem Kopfnicken, und gieng mit langſamen Schritten die Straße hinab, dabei ſchlurfte er mit den Füßen, denn er hatte große, weite Pantoffeln an, wie ich ſie noch nie geſehen. Wir Knaben lie-

ſen hinter ihm her und ſchrien immer: „kleiner Muck, kleiner Muck!“ Auch hatten wir ein luſtiges Verslein, das wir, ihm zu Ehren, hie und da ſangen, es hieß:

„Kleiner Muck, kleiner Muck,
Wohnſt in einem großen Haus,
Gehſt nur all vier Wochen aus,
Biſt ein braver, kleiner Zwerg,
Haſt ein Köpflein wie ein Berg,
Schau dich einmal um und guck,
Lauf und fang uns, kleiner Muck.

So hatten wir ſchon oft unſer Kurzweil getrieben, und zu meiner Schande muß ich es geſtehen, ich triebs am ärgſten, denn ich zupfte ihn oft am Mäntelein, und einmal trat ich ihm auch von hinten auf die großen Pantoffel, daß er hinfiel. Diß kam mir nun höchſt lächerlich vor, aber das Lachen vergieng mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen ſah. Er gieng richtig hinein und blieb einige Zeit dort. Ich verſteckte mich an der Hausthüre, und ſah den Muck wieder heraus kommen, von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt, und an der Thüre unter vielen Bücklingen ſich von ihm verabſchiedete.

Mir war gar nicht wohl zu Muth, ich blieb daher lange in meinem Versteck; endlich aber trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demüthig und mit gesenktem Kopf trat ich vor meinen Vater. „Du hast, wie ich höre, den guten Muck geschimpft?“ sprach er in sehr ernstem Tone. „Ich will Dir die Geschichte dieses Muck erzählen, und Du wirst ihn gewiß nicht mehr auslachen; vor- und nachher aber, bekommst Du das Gewöhnliche.“ Das Gewöhnliche aber waren 25 Hiebe, die er nur allzurichtig aufzuzählen pflegte. Er nahm daher sein langes Pfeifenrohr, schraubte die Bernstein-Mundspitze ab, und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

Als die fünf und zwanzig voll waren befahl er mir, aufzumerken, und erzählte mir von dem kleinen Muck: „Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah heißt, war ein angesehener, aber armer Mann, hier in Nicea. Er lebte beinahe so einsiedlerisch als jetzt sein Sohn. Diesen konnte er nicht wohl leiden, weil er sich seiner Zwerggestalt schämte, und ließ ihn daher auch in Unwissenheit aufwachsen. Der kleine Muck war noch in seinem sechszehnten Jahr ein lustiges Kind und der Vater, ein ernster Mann, tadelte ihn immer, daß er, der

ſchon längſt die Kinderſchuhe zertreten haben ſollte, noch ſo dumm und läppiſch ſey.

Der Alte that aber einmal einen böſen Fall, an welchem er auch ſtarb, und den kleinen Muck arm und unwiſſend zurückließ. Die harten Verwandten, denen der Verſtorbene mehr ſchuldig war, als er bezahlen konnte, jagten den armen Kleinen aus dem Hauſe, und riethen ihm in die Welt hinaus zu gehen, und ſein Glück zu ſuchen. Der kleine Muck antwortete, er ſey ſchon reiſefertig, bat ſich aber nur noch den Anzug ſeines Vaters aus, und dieſer wurde ihm auch bewilligt. Sein Vater war ein großer ſtarker Mann geweſen, daher paßten die Kleider nicht. Muck aber wußte bald Rath; er ſchnitt ab was zu lang war, und zog dann die Kleider an. Er ſchien aber vergeſſen zu haben, daß er auch in der Weite davon ſchneiden müſſe, daher ſein ſonderbarer Aufzug, wie er noch heute zu ſehen iſt; der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hoſen, das blaue Mäntelein, alles dies ſind Erbſtücke ſeines Vaters, die er ſeitdem getragen; den langen Damascener Dolch ſeines Vaters aber ſteckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöcklein, und wanderte zum Thor hinaus.

Fröhlich wanderte er den ganzen Tag, denn er war

ja ausgezogen, um ſein Glück zu ſuchen; wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenſchein glänzen ſah, ſo ſteckte er ihn gewiß zu ſich im Glauben, daß er ſich in den ſchönſten Diamant verwandeln werde; ſah er in der Ferne die Kuppel einer Moſchee wie Feuer ſtrahlen, ſah er einen See wie einen Spiegel blinken, ſo eilte er voll Freude darauf zu, denn er gedachte, in einem Zauberland angekommen zu ſeyn. Aber ach! jene Trugbilder verſchwanden in der Nähe, und nur allzubald erinnerte ihn ſeine Müdigkeit und ſein vor Hunger knurrender Magen, daß er noch im Lande der Sterblichen ſich befinde. So war er zwei Tage gereist, unter Hunger und Kummer, und verzweifelte ſein Glück zu finden; die Früchte des Feldes waren ſeine einzige Nahrung, die harte Erde ſein Nachtlager. Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe eine große Stadt. Hell leuchtete der Halbmond auf ihren Zinnen, bunte Fahnen ſchimmerten auf den Dächern, und ſchienen den kleinen Muck zu ſich herzuwinken. Ueberraſcht ſtand er ſtille und betrachtete Stadt und Gegend; „ja dort wird Klein-Muck ſein Glück finden", ſprach er zu ſich, und machte trotz ſeiner Müdigkeit einen Luftſprung, „dort oder nirgends." Er raffte alle ſeine Kräfte zuſam-

men, und ſchritt auf die Stadt zu. Aber obgleich ſie ganz nahe ſchien, konnte er ſie doch erſt gegen Mittag erreichen, denn ſeine kleinen Glieder verſagten ihm beinahe gänzlich ihren Dienſt, und er mußte ſich oft in den Schatten einer Palme ſetzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Thor der Stadt angelangt. Er legte ſein Mäntelein zurecht, band den Turban ſchöner um, zog den Gürtel noch breiter an, und ſteckte den langen Dolch ſchiefer; dann wiſchte er den Staub von den Schuhen, ergriff ſein Stöcklein, und gieng muthig zum Thor hinein.

Er war ſchon einige Straßen durchwandert, aber nirgends öffnete ſich eine Thüre, nirgends rief man, wie er ſich vorgeſtellt hatte: „kleiner Muck, komm herein, und iß und trink und laß deine Füßlein ausruhen.“

Er ſchaute gerade auch wieder recht ſehnſüchtig an einem großen ſchönen Haus hinauf, da öffnete ſich ein Fenſter, eine alte Frau ſchaute heraus, und rief mit ſingender Stimme:

„Herbei, herbei
„Gekocht iſt der Brey,
„Den Tiſch ließ ich decken
„Drum laßt es euch ſchmecken;

„Ihr Nachbarn herbei
„Gekocht iſt der Brey.“

Die Thüre des Hauſes öffnete ſich, und Muck ſah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er ſtand einige Augenblicke in Zweifel, ob er der Einladung folgen ſolle, endlich aber faßte er ſich ein Herz, und gieng in das Haus. Vor ihm her giengen ein Paar junge Kätzlein, und er beſchloß ihnen zu folgen, weil ſie vielleicht die Küche beſſer wüßten, als er.

Als Muck die Treppe hinaufgeſtiegen war, begegnete er jener alten Frau, die zum Fenſter herausgeſchaut hatte. Sie ſah ihn mürriſch an, und fragte nach ſeinem Begehr. „Du haſt ja Jedermann zu Deinem Brey eingeladen, antwortete der kleine Muck, und weil ich ſo gar hungrig bin, bin ich auch gekommen.“ Die Alte lachte laut und ſprach: „woher kommſt Du denn, wunderlicher Geſell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche, als für meine lieben Katzen, und hie und da lade ich ihnen Geſellſchaft aus der Nachbarſchaft ein, wie Du ſieheſt.“ Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach ſeines Vaters Tod ſo hart ergangen ſey, und bat ſie, ihn heute mit ihren Katzen ſpeiſen zu laſ-

ſen. Die Frau, welcher die treuherzige Erzählung des Kleinen wohl gefiel, erlaubte ihm, ihr Gaſt zu ſeyn, und gab ihm reichlich zu eſſen und zu trinken. Als er geſättigt und geſtärkt war, betrachtete ihn die Frau lange, und ſagte dann: „kleiner Muck, bleibe bei mir in meinem Dienſte, Du haſt geringe Mühe und ſollſt gut gehalten ſeyn.“ Der kleine Muck, dem der Katzenbrey geſchmeckt hatte, willigte ein, und wurde alſo der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten aber ſonderbaren Dienſt. Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen, dieſen mußte der kleine Muck alle Morgen den Pelz kämmen, und mit köſtlichen Salben einreiben; wenn die Frau ausgieng, mußte er auf die Katzen Achtung geben, wenn ſie aßen, mußte er ihnen die Schüſſeln vorlegen, und Nachts mußte er ſie auf ſeidene Polſter legen, und ſie mit ſammtenen Decken einhüllen. Auch waren noch einige kleine Hunde im Haus die er bedienen mußte, doch wurden mit dieſen nicht ſo viele Umſtände gemacht, wie mit den Katzen, welche Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Uebrigens führte Muck ein ſo einſames Leben, wie in ſeines Vaters Haus, denn auſſer der Frau ſah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen. Eine Zeit lang gieng es dem klei-

nen Muck ganz gut, er hatte immer zu eſſen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau ſchien recht zufrieden mit ihm zu ſeyn; aber nach und nach wurden die Katzen unartig, wenn die Alte ausgegangen war, ſprangen ſie wie beſeſſen in den Zimmern umher, warfen Alles durcheinander, und zerbrachen manches ſchöne Geſchirr, das ihnen im Weg ſtand. Wenn ſie aber die Frau die Treppe herauf kommen hörten, verkrochen ſie ſich auf ihre Polſter, und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, wie wenn nichts geſchehen wäre. Die Frau Ahavzi gerieth dann in Zorn, wenn ſie ihre Zimmer ſo verwüſtet ſah, und ſchob alles auf Muck, er mochte ſeine Unſchuld betheuern wie er wollte, ſie glaubte ihren Katzen, die ſo unſchuldig ausſahen, mehr als ihrem Diener.

Der kleine Muck war ſehr traurig, daß er alſo auch hier ſein Glück nicht gefunden habe, und beſchloß bei ſich, den Dienſt der Frau Ahavzi zu verlaſſen. Da er aber auf ſeiner erſten Reiſe erfahren hatte, wie ſchlecht man ohne Geld lebt, ſo beſchloß er den Lohn, den ihm ſeine Gebieterin immer verſprochen, aber nie gegeben hatte, ſich auf irgend eine Art zu verſchaffen. Es befand ſich in dem Hauſe der Frau Ahavzi ein Zimmer, das immer verſchloſſen war, und deſſen Inneres er nie ge-

ſehen hatte, doch hatte er die Frau oft darinn rumoren gehört, und er hätte oft für ſein Leben gern gewußt, was ſie dort verſteckt habe. Als er nun an ſein Reiſe-Geld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau verſteckt ſeyn könnten, aber immer war die Thüre feſt verſchloſſen, und er konnte daher den Schätzen nie beikommen.

Eines Morgens, als die Frau Abavzi ausgegangen war, zupfte ihn eines der Hundlein, welches von der Frau immer ſehr ſtiefmütterlich behandelt wurde, deſſen Gunſt er ſich aber durch allerlei Liebesdienſte in hohem Grade erworben hatte, an ſeinen weiten Beinkleidern, und geberdete ſich dabei, wie wenn Muck ihm folgen ſollte. Muck, welcher gerne mit den Hunden ſpielte, folgte ihm, und ſiehe da, das Hundlein führte ihn in die Schlafkammer der Frau Abavzi, vor eine kleine Thüre die er nie zuvor dort bemerkt hatte. Die Thüre war halb offen. Das Hundlein gieng hinein, und Muck folgte ihm, und wie freudig war er überraſcht, als er ſah, daß er ſich in dem Gemach befinde, das ſchon lange das Ziel ſeiner Wünſche war. Er ſpähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts, nur alte Kleider, und wunderlich geformte Geſchirre ſtanden um-

her. Eines dieſer Geſchirre zog ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich; es war von Kryſtall, und ſchöne Figuren waren darauf ausgeſchnitten. Er hob es auf, und drehte es nach allen Seiten; aber, o Schrecken! er hatte nicht bemerkt, daß es einen Deckel hatte, der nur leicht darauf hingeſetzt war; der Deckel fiel herab, und zerbrach in tauſend Stücken.

Lange ſtand der kleine Muck vor Schrecken leblos; jetzt war ſein Schickſal entſchieden, jetzt mußte er entfliehen, ſonſt ſchlug ihn die Alte todt. Sogleich war auch ſeine Reiſe beſchloſſen, und nur noch einmal wollte er ſich umſchauen, ob er nichts von den Habſeligkeiten der Frau Ahavzi zu ſeinem Marſch brauchen könnte; da fielen ihm ein Paar mächtig große Pantoffel ins Auge, ſie waren zwar nicht ſchön, aber ſeine eigenen konnten keine Reiſe mehr mitmachen, auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an, denn hatte er dieſe am Fuß, ſo mußten ihn hoffentlich alle Leute anſehen, daß er die Kinderſchuhe vertreten habe. Er zog alſo ſchnell ſeine Töffelein aus, und fuhr in die großen hinein, ein Spazierſtöcklein mit einem ſchön geſchnittenen Löwenkopf ſchien ihm auch hier allzumüßig in der Ecke zu ſtehen, er nahm es alſo mit, und eilte zum Zimmer hinaus. Schnell

gieng er jetzt auf ſeine Kammer, zog ſein Mäntelein an, ſetzte den väterlichen Turban auf, ſteckte den Dolch in den Gürtel und lief, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen, zum Haus und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt lief er, aus Angſt vor der Alten, immer weiter fort, bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr konnte. So ſchnell war er in ſeinem ganzen Leben nicht gegangen, ja es ſchien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen, denn eine unſichtbare Gewalt ſchien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtniß haben müſſe, denn dieſe ſchoßen immer fort, und führten ihn mit ſich. Er verſuchte auf allerlei Weiſe, ſtill zu ſtehen, aber es wollte nicht gelingen; da rief er in der höchſten Noth, wie man den Pferden zuruft, ſich ſelbſt zu: „Oh — oh, halt, oh!“ Da hielten die Pantoffeln, und Muck warf ſich erſchöpft auf die Erde nieder.

Die Pantoffeln freuten ihn ungemein; ſo hatte er ſich denn doch durch ſeine Dienſte etwas erworben, das ihm in der Welt, auf ſeinem Weg das Glück zu ſuchen, forthelfen konnte. Er ſchlief, troz ſeiner Freude, vor Erſchöpfung ein, denn das Körperlein des kleinen Muck, das einen ſo ſchweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht

viel aushalten. Im Traum erſchien ihm das Hundlein, welches ihm im Hauſe der Frau Ahavzi zu den Pantoffeln verholfen hatte, und ſprach zu ihm: „Lieber Muck, Du verſtehſt den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht; wiſſe, daß wenn Du Dich in ihnen dreimal auf dem Abſatz herumdrehſt, ſo kannſt Du hinfliegen, wohin Du nur willſt, und mit dem Stöcklein kannſt Du Schätze finden, denn wo Gold vergraben iſt, da wird es dreimal auf die Erde ſchlagen, bei Silber aber zweimal.“ So träumte der kleine Muck; als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach, und beſchloß alsbald einen Verſuch zu machen. Er zog die Pantoffel an, lupfte einen Fuß, und begann ſich auf dem Abſatz umzudrehen. Wer es aber jemals verſucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieſes Kunſtſtück dreimal hinter einander zu machen, der wird ſich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte, beſonders wenn man bedenkt, daß ihn ſein ſchwerer Kopf bald auf dieſe bald auf jene Seite hinüberzog.

Der arme Kleine fiel einigemal tüchtig auf die Naſe, doch ließ er ſich nicht abſchrecken, den Verſuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein Rad fuhr er auf ſeinem Abſatz herum, wünſchte ſich in die nächſte

große Stadt, und — die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken, und ehe sich der kleine Muck noch besinnen konnte, wie ihm geschah, befand er sich schon auf einem großen Marktplatz, wo viele Buden aufgeschlagen waren, und unzählige Menschen geschäftig hin und her liefen. Er gieng unter den Leuten hin und her, hielt es aber bald für rathsamer, sich in eine einsamere Straße zu begeben, denn auf dem Markt trat ihm bald da Einer auf die Pantoffel, daß er beinahe umfiel, bald stieß er mit seinem weithinausstehenden Dolch Einen oder den Andern an, daß er mit Mühe den Schlägen entgieng.

Der kleine Muck bedachte nun ernstlich, was er wohl anfangen könnte, um sich ein Stück Geld zu verdienen; er hatte zwar ein Stäblein, das ihm verborgene Schätze anzeigte, aber wo sollte er gleich einen Platz finden, wo Gold oder Silber vergraben wäre? Auch hätte er sich zur Noth für Geld sehen lassen können, aber dazu war er doch zu stolz. Endlich fiel ihm die Schnelligkeit seiner Füße ein, „vielleicht, dachte er, können mir meine Pantoffel Unterhalt gewähren," und er beschloß, sich als Schnellläufer zu verdingen. Da er aber hoffen durfte, daß der König dieser Stadt solche Dienste am besten be-

zahle, ſo erfragte er den Pallaſt. Unter dem Thor des Pallaſtes ſtand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu ſuchen habe. Auf ſeine Antwort, daß er einen Dienſt ſuche, wies man ihn zum Aufſeher der Sclaven. Dieſem trug er ſein Anliegen vor, und bat ihn, ihm einen Dienſt unter den königlichen Boten zu beſorgen. Der Aufſeher maß ihn mit ſeinen Augen von Kopf bis zu den Füßen, und ſprach: „Wie, mit Deinen Füßlein, die kaum ſo lang als eine Spange ſind, willſt Du königlicher Schnellläufer werden? hebe Dich weg, ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Kurzweil zu machen.“ Der kleine Muck verſicherte ihn aber, daß es ihm vollkommen Ernſt ſey mit ſeinem Antrag, und daß er es mit dem Schnellſten auf eine Wette ankommen laſſen wollte. Dem Aufſeher kam die Sache gar lächerlich vor; er befahl ihm, ſich bis auf den Abend zu einem Wettlauf bereit zu halten, führte ihn in die Küche, und ſorgte dafür, daß ihm gehörig Speiß und Trank gereicht wurde; er ſelbſt aber begab ſich zum König, und erzählte ihm vom kleinen Muck und ſeinem Anerbieten. Der König war ein luſtiger Herr, daher gefiel es ihm wohl, daß der Aufſeher der Sclaven den kleinen Menſchen zu einem Spaß behalten habe, er befahl ihm, auf einer großen Wieſe

hinter dem Schloß Anſtalten zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von ſeinem ganzen Hofſtaat könnte geſehen werden, und empfahl ihm nochmals große Sorgfalt für den Zwerg zu haben. Der König erzählte ſeinen Prinzen und Prinzeſſinnen, was ſie dieſen Abend für ein Schauſpiel haben werden, dieſe erzählten es wieder ihren Dienern, und als der Abend herankam, war man in geſpannter Erwartung, und Alles, was Füße hatte, ſtrömte hinaus auf die Wieſe, wo Gerüſte aufgeſchlagen waren, um den großſprecheriſchen Zwerg laufen zu ſehen.

Als der König und ſeine Söhne und Töchter auf dem Gerüſt Platz genommen hatten, trat der kleine Muck heraus auf die Wieſe, und machte vor den hohen Herrſchaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeſchrei ertönte, als man den Kleinen anſichtig wurde; eine ſolche Figur hatte man dort noch nie geſehen. Das Körpelein mit dem mächtigen Kopf, das Mäntelein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßlein in den weiten Pantoffeln — nein! es war zu drollig anzuſehen, als daß man nicht hätte laut lachen ſollen. Der kleine Muck ließ ſich aber durch das Gelächter nicht irre ma-

chen; er ſtellte ſich ſtolz, auf ſein Stöcklein geſtützt, hin, und erwartete ſeinen Gegner. Der Aufſeher der Sclaven hatte, nach Mucks eigenem Wunſche, den beſten Läufer ausgeſucht; dieſer trat nun heraus, ſtellte ſich neben den Kleinen, und beide harrten auf das Zeichen. Da winkte die Prinzeſſin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile auf dasſelbe Ziel abgeſchoſſen, flogen die beiden Wettläufer über die Wieſe hin.

Von Anfang hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorſprung, aber dieſer jagte ihm auf ſeinem Pantoffel-Fuhrwerk nach, holte ihn ein, überflieng ihn, und ſtand längſt am Ziele, als jener noch, nach Luft ſchnappend, daher lief. Verwunderung und Staunen feſſelte einige Augenblicke die Zuſchauer, als aber der König zuerſt in die Hände klatſchte, da jauchzte die Menge, und alle riefen: „hochlebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlauf!“

Man hatte indeß den kleinen Muck herbeigebracht, er warf ſich vor dem König nieder, und ſprach: „Großmächtigſter König, ich habe Dir hier nur eine kleine Probe meiner Kunſt gegeben, wolle nur geſtatten, daß man mir eine Stelle unter Deinen Läufern gebe;“ der

König aber antwortete ihm: „nein, du ſollſt mein Leib-Läufer, und immer um meine Perſon ſeyn, lieber Muck, jährlich ſollſt Du hundert Goldſtücke erhalten als Lohn, und an der Tafel meiner erſten Diener ſollſt Du ſpeiſen.“

So glaubte denn Muck, endlich das Glück gefunden zu haben, das er ſo lange ſuchte, und war fröhlich und wohlgemuth in ſeinem Herzen. Auch erfreute er ſich der beſonderen Gnade des Königes, denn dieſer gebrauchte ihn zu ſeinen ſchnellſten und geheimſten Sendungen, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit unbegreiflicher Schnelle beſorgte.

Aber die übrigen Diener des Königes waren ihm gar nicht zugethan, weil ſie ſich ungern durch einen Zwerg, der nichts verſtand als ſchnell zu laufen, in der Gunſt ihres Herren zurückgeſetzt ſahen. Sie veranſtalteten daher manche Verſchwörung gegen ihn, um ihn zu ſtürzen, aber alle ſchlugen fehl an dem großen Zutrauen, das der König in ſeinen geheimen Ober-Leib-Läufer (denn zu dieſer Würde hatte er es in ſo kurzer Zeit gebracht) ſetzte

Muck, dem dieſe Bewegungen gegen ihn nicht entgiengen, ſann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes Herz, nein, auf Mittel dachte er, ſich bei ſeinen Feinden nothwendig und beliebt zu machen. Da fiel ihm

ſein Stäblein, das er in ſeinem Glück auſſer Acht gelaſſen hatte, ein; wenn er Schätze finde, dachte er, werden ihm die Herren ſchon geneigter werden. Er hatte ſchon oft gehört, daß der Vater des jetzigen Königs viele ſeiner Schätze vergraben habe, als der Feind ſein Land überfallen, man ſagte auch, er ſey darüber geſtorben, ohne daß er ſein Geheimniß habe ſeinem Sohn mittheilen können. Von nun an nahm Muck immer ſein Stöklein mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüber zu gehen, wo das Gold des alten Königs vergraben ſey. Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Theil des Schloßgartens, den er wenig beſuchte, und plötzlich fühlt er das Stäblein in ſeiner Hand zucken, und dreimal ſchlug es gegen den Boden. Nun wußte er ſchon, was dieß zu bedeuten hatte. Er zog daher ſeinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umſtehenden Bäume, und ſchlich ſich wieder in das Schloß; dort verſchaffte er ſich einen Spaten, und wartete die Nacht zu ſeinem Unternehmen ab.

Das Schatzgraben ſelbſt machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu ſchaffen, als er geglaubt hatte.

Seine Arme waren gar ſchwach, ſein Spaten aber groß und ſchwer; und er mochte wohl ſchon zwei Stun-

den gearbeitet haben, ehe er ein Paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich ſtieß er auf etwas Hartes, das wie Eiſen klang. Er grub jetzt emſiger, und bald hatte er einen großen eiſernen Deckel zu Tage gefördert; er ſtieg ſelbſt in die Grube hinab, um nachzuſpähen, was wohl der Deckel könnte bedeckt haben, und fand richtig einen großen Topf mit Goldſtücken angefüllt. Aber ſeine ſchwachen Kräfte reichten nicht hin, den Topf zu heben, daher ſteckte er in ſeine Beinkleider und ſeinen Gürtel ſo viel er zu tragen vermochte, und auch ſein Mäntelein füllte er damit, bedeckte das Uebrige wieder ſorgfältig, und lud es auf den Rücken. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffel nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, ſo zog ihn die Laſt des Goldes nieder. Doch unbemerkt kam er bis auf ſein Zimmer, und verwahrte dort ſein Gold unter den Polſtern ſeines Sophas.

Als der kleine Muck ſich im Beſitz ſo vielen Goldes ſah, glaubte er das Blatt werde ſich jetzt wenden, und er werde ſich unter ſeinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber ſchon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar ſorgfältige Erziehung genoſſen haben mußte, ſonſt hätte er

ſich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach! daß er damals ſeine Pantoffel geſchmiert, und ſich mit ſeinem Mäntelein voll Gold aus dem Staub gemacht hätte!

Das Gold, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austheilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten. Der Küchenmeiſter Ahuli ſagte: „er iſt ein Falſchmünzer," der Sclaven-Aufſeher Achmet ſagte: „er hats dem König abgeſchwazt," Archaz der Schatzmeiſter aber, ſein ärgſter Feind, der ſelbſt hie und da einen Griff in des Königs Kaſſe thun mochte, ſagte geradezu: „er hats geſtohlen." Um nun ihrer Sache gewiß zu ſeyn, verabredeten ſie ſich, und der Ober-Mundſchenk Korchuz ſtellte ſich eines Tages recht traurig und niedergeſchlagen vor den Augen des Königs. Er machte ſeine traurigen Geberden ſo auffallend, daß ihn der König fragte, was ihm fehle. „Ach! antwortete er, ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe." „Was fabelſt Du Freund Korchuz, entgegnete ihm der König, ſeit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über dich leuchten laſſen?" „Der Ober-Mundſchenk antwortete ihm, daß er ja den geheimen Ober-Leib-Läufer

mit Gold belade, seinen armen treuen Dienern aber nichts gebe.“

Der König war sehr erstaunt über diese Nachricht, ließ sich die Goldaustheilungen des kleinen Muck erzählen, und die Verschworenen brachten ihm leicht den Verdacht bei, daß Muck auf irgend eine Art das Geld aus der Schatzkammer gestohlen habe. Sehr lieb war diese Wendung der Sache dem Schatzmeister, der ohnehin nicht gerne Rechnung ablegte. Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck Acht zu geben, um ihn womöglich auf der That zu ertappen. Als nun in der Nacht, die auf diesen Unglückstag folgte, der kleine Muck, da er durch seine Freigebigkeit seine Kasse sehr erschöpft sah, den Spaten nahm, und in den Schloßgarten schlich, um dort von seinem geheimen Schatze neuen Vorrath zu holen, folgten ihm von weitem die Wachen, von dem Küchenmeister Ahuli und Archaz, dem Schatzmeister, angeführt, und in dem Augenblick, da er das Gold aus dem Topf in sein Mäntelein legen wollte, fielen sie über ihn her, banden ihn, und führten ihn sogleich vor den König. Dieser, den ohnehin die Unterbrechung seines Schlafes mürrisch gemacht hatte, empfieng seinen armen geheimen Ober-Leib-Läufer sehr

ungnädig, und stellte sogleich das Verhör über ihn an. Man hatte den Topf vollends aus der Erde gegraben, und mit dem Spaten und dem Mäntelein voll Gold vor die Füße des Königs gesetzt. Der Schatzmeister sagte aus, daß er mit seinen Wachen den Muck überrascht habe, wie er diesen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe.

Der König befragte hierauf den Angeklagten, ob es wahr sey, und woher er das Gold, das er vergraben, bekommen habe.

Der kleine Muck, im Gefühl seiner Unschuld, sagte aus, daß er diesen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn habe nicht ein- sondern ausgraben wollen.

Alle Anwesenden lachten laut über diese Entschuldigung, der König aber, aufs höchste erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief aus: „wie Elender! Du willst Deinen König so dumm und schändlich belügen, nachdem Du ihn bestohlen hast? Schatzmeister Archaz! ich fordre Dich auf, zu sagen, ob Du diese Summe Goldes für die nämliche erkennst, die in meinem Schatze fehlt?“

Der Schatzmeister aber antwortete: „er sey seiner Sache ganz gewiß, soviel und noch mehr fehle seit ei-

niger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, daß dies das Gestohlene sey.“

Da befahl der König den kleinen Muck in enge Ketten zu legen, und in den Thurm zu führen, dem Schatzmeister aber übergab er das Gold um es wieder in den Schatz zu tragen. Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache zog dieser ab, und zählte zu Hause die blinkenden Goldstücke; aber das hat dieser schlechte Mann niemals angezeigt, daß unten in dem Topf ein Zettel lag, der sagte: „Der Feind hat mein Land überschwemmt, daher verberge ich hier einen Theil meiner Schätze; wer es auch finden mag, den treffe der Fluch seines Königs, wenn er es nicht sogleich meinem Sohne ausliefert.—

König Sadi.

Der kleine Muck stellte in seinem Kerker traurige Betrachtungen an; er wußte, daß auf Diebstahl an königlichen Sachen, der Tod gesetzt war; und doch mochte er das Geheimniß mit dem Stäbchen dem König nicht verrathen, weil er mit Recht fürchtete, dieses und seiner Pantoffel beraubt zu werden. Seine Pantoffel konnten ihm, leider! auch keine Hülfe bringen, denn da er in engen Ketten an die Mauer geschlossen war, konnte er, sosehr er

ſich quälte, ſich nicht auf dem Abſatz umdrehen. Als ihm aber am andern Tage ſein Tod angekündigt wurde, da gedachte er doch, es ſey beſſer ohne das Zauberſtäbchen zu leben, als mit ihm zu ſterben, ließ den König um geheimes Gehör bitten, und entdeckte ihm das Geheimniß. Der König maß von Anfang ſeinem Geſtändniß keinen Glauben bei; aber der kleine Muck verſprach eine Probe, wenn ihm der König zugeſtünde, daß er nicht getödtet werden ſolle. Der König gab ihm ſein Wort darauf, und ließ, von Muck ungeſehen, einiges Gold in die Erde graben, und befahl dieſem mit ſeinem Stäbchen zu ſuchen. In wenigen Augenblicken hatte er es gefunden: „denn das Stäbchen ſchlug deutlich dreimal auf die Erde.“ Da merkte der König, daß ihn ſein Schatzmeiſter betrogen hatte, und ſandte ihm, wie es im Morgenland gebräuchlich iſt, eine ſeidene Schnur, damit er ſich ſelbſt erdroßle. Zum kleinen Muck aber ſprach er: „Ich habe Dir zwar Dein Leben verſprochen, aber es ſcheint mir, als ob Du nicht nur allein dieſes Geheimniß mit dem Stäbchen beſitzeſt; darum bleibſt Du in ewiger Gefangenſchaft, wenn Du nicht geſtehſt, was für eine Bewandtniß es mit Deinem Schnelllaufen hat. Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Thurm al-

le Luſt zu längerer Gefangenſchaft benommen hatte, bekannte, daß ſeine ganze Kunſt in den Pantoffeln liege, doch lehrte er den König nicht das Geheimniß, von dem dreimaligen Umdrehen auf dem Abſatz. Der König ſchlüpfte ſelbſt in die Pantoffel, um die Probe zu machen, und jagte wie unſinnig im Garten umher; oft wollte er anhalten, aber er wußte nicht, wie man die Pantoffel zum Stehen brachte, und der kleine Muck, der dieſe kleine Rache ſich nicht verſagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel.

Als der König wieder zur Beſinnung zurückgekehrt war, war er ſchrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn ſo ganz auſſer Athem hatte laufen laſſen; „Ich habe Dir mein Wort gegeben, Dir Freiheit und Leben zu ſchenken, aber innerhalb 12 Stunden mußt Du mein Land verlaſſen haben, ſonſt laſſe ich Dich aufknüpfen.“ Die Pantoffel und das Stäbchen aber ließ er in ſeine Schatzkammer legen

So arm als je wanderte der kleine Muck zum Land hinaus, ſeine Thorheit verwünſchend, die ihm vorgeſpiegelt hatte, er könne eine bedeutende Rolle am Hofe ſpielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum Glück nicht groß, daher war er ſchon nach acht Stunden

auf der Gränze, obgleich ihm das Gehen, da er an seine lieben Pantoffel gewöhnt war, sehr sauer ankam.

Als er über der Gränze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die dichteste Einöde der Wälder aufzusuchen, und dort nur sich zu leben, denn er war allen Menschen gram. In einem dichten Walde traf er auf einen Platz, der ihm zu dem Entschluß, den er gefaßt hatte, ganz tauglich schien. Ein klarer Bach, von großen schattigen Feigenbäumen umgeben, ein weicher Rasen luden ihn ein, hier warf er sich nieder, mit dem Entschluß, keine Speise mehr zu sich zu nehmen, sondern hier den Tod zu erwarten. Ueber traurige Todesbetrachtungen schlief er ein, als er aber wieder aufwachte, und der Hunger ihn zu quälen anfieng, bedachte er doch, daß der Hungertod eine gefährliche Sache sey, und sah sich um, ob er nirgends etwas zu essen bekommen könnte.

Köstliche reife Feigen hiengen an dem Baume, unter welchem er geschlafen hatte, er stieg hinauf, um sich einige zu pflücken, ließ es sich trefflich schmecken, und gieng dann hinunter an den Bach, um seinen Durst zu löschen. Aber wie groß war sein Schrecken, als ihm das Wasser seinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken langen Nase geschmückt zeigte! Bestürzt griff

er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich, ſie waren über eine halbe Elle lang.

„Ich verdiene Eſels-Ohren!“ rief er aus, „denn ich habe mein Glück wie ein Eſel mit Füßen getreten.“ — Er wanderte nun unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen ſeine Zuflucht nehmen, denn ſonſt fand er nichts Eßbares an den Bäumen. Als ihm über der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl ſeine Ohren nicht unter ſeinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar zu lächerlich ausſehe, fühlte er, daß ſeine Ohren verſchwunden ſeyen. Er lief gleich an den Bach zurück, um ſich davon zu überzeugen, und wirklich, es war ſo, ſeine Ohren hatten ihre vorige Geſtalt, ſeine lange unförmliche Naſe war nicht mehr. Jetzt merkte er aber, wie dieß gekommen war; von dem erſten Feigenbaum hatte er die lange Naſe und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt; freudig erkannte er, daß ſein gütiges Geſchick ihm noch einmal ein Mittel in die Hand gebe, glücklich zu ſeyn. Er pflückte daher von jedem Baum ſo viel er tragen konnte, und gieng in das Land zurück, das er vor Kurzem verlaſſen hatte. Dort machte er ſich in dem erſten Städchen durch andere Kleider ganz un-

kenntlich, und gieng dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an.

Es war gerade zu einer Jahrszeit, wo reife Früchte noch ziemlich selten waren; der kleine Muck setzte sich daher unter das Thor des Pallastes, denn ihm war von früherer Zeit her wohl bekannt, daß hier solche Seltenheiten von dem Küchenmeister für die königliche Tafel eingekauft wurden. Muck hatte noch nicht lange gesessen, als er den Küchenmeister über den Hof herüberschreiten sah. Er musterte die Waaren der Verkäufer, die sich am Thor des Pallastes eingefunden hatten, endlich fiel sein Blick auch auf Mucks Körbchen. „Ah! ein seltener Bissen, sagte er, der Ihro Majestät gewiß behagen wird; was willst Du für den ganzen Korb?" Der kleine Muck bestimmte einen mäßigen Preis, und sie waren bald des Handels einig. Der Küchenmeister übergab den Korb einem Sclaven, und gieng weiter; der kleine Muck aber machte sich einstweilen aus dem Staub, weil er befürchtete, wenn sich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, möchte man ihn als Verkäufer aufsuchen und bestrafen.

Der König war über Tisch sehr heiter gestimmt, und sagte seinem Küchenmeister einmal über das andere Lobsprüche wegen seiner guten Küche und der Sorgfalt, mit

der er immer das Seltenſte für ihn ausſuche; der Küchenmeiſter aber, welcher wohl wußte, welchen Leckerbiſſen er noch im Hintergrund habe, ſchmunzelte gar freundlich, und ließ nur einzelne Worte fallen, als: „es iſt erſt noch nicht aller Tage Abend," oder: „Ende gut, alles gut," ſo, daß die Prinzeſſinnen ſehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde. Als er aber die ſchönen einladenden Feigen aufſetzen ließ, da entfloh ein allgemeines Ah! dem Munde der Anweſenden. „Wie reif, wie appetitlich!" rief der König, „Küchenmeiſter, Du biſt ein ganzer Kerl, und verdienſt unſere ganz beſondere Gnade!" Alſo ſprechend theilte der König, der mit ſolchen Leckerbiſſen ſehr ſparſam zu ſeyn pflegte, mit eigener Hand die Feigen an ſeiner Tafel aus. Jeder Prinz und jede Prinzeſſin bekam zwei, die Hofdamen und die Veziere und Aga's eine, die übrigen ſtellte er vor ſich hin, und begann mit großem Behagen ſie zu verſchlingen.

„Aber lieber Gott, wie ſiehſt Du ſo wunderlich aus, Vater," rief auf einmal die Prinzeſſin Amarza. Alle ſehen den König erſtaunt an, ungeheure Ohren hiengen ihm am Kopf, eine lange Naſe zog ſich über ſein Kinn herunter; auch ſich ſelbſt betrachteten ſie unter einander

mit Staunen und Schrecken, alle waren mehr oder minder mit dem sonderbaren Kopfputz geschmückt.

Man denke sich den Schrecken des Hofes! Man schickte sogleich nach allen Aerzten der Stadt, sie kamen Haufenweise, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Nasen blieben. Man operirte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchsen nach.

Muck hatte die ganze Geschichte in seinem Versteck, wohin er sich zurückgezogen hatte, gehört, und erkannte, daß es jetzt Zeit sey, zu handeln. Er hatte sich schon vorher von dem aus den Feigen gelösten Geld einen Anzug verschafft, der ihn als Gelehrten darstellen konnte; ein langer Bart aus Ziegenhaaren vollendete die Täuschung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Pallast des Königs, und bot als fremder Arzt seine Hülfe an. Man war von Anfang sehr unglaubig, als aber der kleine Muck eine Feige einem der Prinzen zu essen gab, und Ohren und Nase dadurch in den alten Zustand zurückbrachte, da wollte Alles von dem fremden Arzte geheilt seyn. Aber der König nahm ihn schweigend bei der Hand, und führte ihn in sein Gemach; dort schloß er eine Thüre auf, die in die Schatzkammer führ-

te, und winkte Muck, ihm zu folgen. „Hier sind meine Schätze, sprach der König, wähle Dir was es auch sey, es soll Dir gewährt werden, wenn Du mich von diesem schmachvollen Uebel befreist;“ das war süße Musik in des kleinen Mucks Ohren; er hatte gleich beim Eintritt seine Pantoffel auf dem Boden stehen sehen, gleich daneben lag auch sein Stäbchen. Er gieng nun umher in dem Saal, wie wenn er die Schätze des Königs bewundern wollte; kaum aber war er an seine Pantoffel gekommen, so schlüpfte er eilends hinein, ergriff sein Stäbchen, riß seinen falschen Bart herab, und zeigte dem erstaunten König das wohlbekannte Gesicht seines verstoßenen Mucks. „Treuloser König, sprach er, der Du treue Dienste mit Undank lohnst, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgestalt die Du trägst. Die Ohren laß ich Dir zurück, damit sie dich täglich erinnern an den kleinen Muck.“ Als er so gesprochen hatte, drehte er sich schnell auf dem Absatz herum, wünschte sich weit hinweg, und ehe noch der König um Hülfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen. Seitdem lebt der Kleine hier in großem Wohlstand aber einsam, denn er verachtet die Menschen. Er ist durch Erfahrung ein wei-

ſer Mann geworden, welcher, wenn auch ſein Aeußeres etwas Auffallendes haben mag, Deine Bewunderung mehr als Deinen Spott verdient.“

„So erzählte mir mein Vater; ich bezeugte ihm meine Reue über mein rohes Betragen gegen den guten kleinen Mann, und mein Vater ſchenkte mir die andere Hälfte der Strafe, die er mir zugedacht hatte. Ich erzählte meinen Kammeraden die wunderbaren Schickſale des Kleinen, und wir gewannen ihn ſo lieb, daß ihn keiner mehr ſchimpfte. Im Gegentheil, wir ehrten ihn ſo lange er lebte, und haben uns vor ihm immer ſo tief als vor Kadi und Mufti gebückt.“ —

Die Reiſenden beſchloßen einen Raſttag in dieſer Caravanſerei zu machen, um ſich und die Thiere zur weiteren Reiſe zu ſtärken. Die geſtrige Fröhlichkeit gieng auch auf dieſen Tag über, und ſie ergötzten ſich in allerlei Spielen. Nach dem eſſen aber riefen ſie dem fünften Kaufmann Ali Sizah, auch ſeine Schuldigkeit gleich den Uebrigen zu thun, und eine Geſchichte

zu erzählen. Er antwortete, sein Leben sey zu arm an auffallenden Begebenheiten, als daß er ihnen etwas davon mittheilen möchte, daher wolle er ihnen etwas anderes erzählen, nämlich: Das Mährchen vom falschen Prinzen.

Das Mährchen vom falschen Prinzen.

Es war einmal ein ehrsamer Schneider-Geselle, Namens Labakan, der bei einem geschickten Meister in Alessandria sein Handwerk lernte; man konnte nicht sagen, daß Labakan ungeschickt mit der Nadel war, im Gegentheil, er konnte recht feine Arbeit machen; auch that man ihm unrecht, wenn man ihn geradezu faul schalt; aber ganz richtig war es doch nicht mit dem Gesellen, denn er konnte oft Stundenweis in einem fort nähen, daß ihm die Nadel in der Hand glühend ward, und der Faden rauchte, da gab es ihm dann ein Stück, wie keinem Andern; ein andermal aber, und diß geschah, leider! öfters, saß er in tiefen Gedanken, sah mit starren Augen vor sich hin, und hatte dabei, in Gesicht und Wesen, etwas so Eigenes, daß sein Meister und die übrigen Gesellen von diesem Zustand nie anders sprachen, als: „Labakan hat wieder sein vornehmes Gesicht."

Am Freitag aber, wenn andere Leute vom Gebet ruhig nach Haus an ihre Arbeit gingen, trat Labakan in einem schönen Kleid, das er sich mit vieler Mühe zusammengespart hatte, aus der Moschee, ging langsam und stolzen Schrittes durch die Pläze und Straßen der Stadt, und wenn ihm einer seiner Kameraden ein „Friede sey mit dir," oder „wie geht es Freund Labakan" bot, so winkte er gnädig mit der Hand oder nickte, wenn es hoch kam, vornehm mit dem Kopf. Wenn dann sein Meister im Spaß zu ihm sagte: „an Dir ist ein Prinz verloren gegangen, Labakan," so freute er sich darüber, und antwortete: „habt Ihr das auch bemerkt?" oder: „ich habe es schon lange gedacht!"

So trieb es der ehrsame Schneider-Geselle Labakan schon eine geraume Zeit, sein Meister aber duldete seine Narrheit, weil er sonst ein guter Mensch und geschickter Arbeiter war. Aber eines Tages schickte Selim, der Bruder des Sultans, der gerade durch Alessandria reiste, ein Festkleid zu dem Meister, um einiges daran verändern zu lassen, und der Meister gab es Labakan, weil dieser die feinste Arbeit machte. Als Abends der Meister und die Gesellen sich hinwegbegeben hatten, um nach des Tages Last sich zu erholen, trieb eine un-

widerſtehliche Sehnſucht Labakan wieder in die Werkſtadt zurück, wo das Kleid des kaiſerlichen Bruders hing. Er ſtand lange ſinnend davor, bald den Glanz der Stickerei, bald die ſchillernden Farben des Sammets und der Seide an dem Kleide bewundernd. Er konnte nicht anders, er mußte es anziehen, und ſiehe da, es paßte ihm ſo trefflich, wie wenn es für ihn wäre gemacht worden. „Bin ich nicht ſo gut ein Prinz, als Einer?“ fragte er ſich, indem er im Zimmer auf- und abſchritt. „Hat nicht der Meiſter ſelbſt ſchon geſagt, daß ich zum Prinzen geboren ſey?“ Mit den Kleidern ſchien der Geſelle eine ganz königliche Geſinnung angezogen zu haben; er konnte ſich nicht anders denken, als er ſey ein unbekannter Königsſohn, und als ſolcher beſchloß er, in die Welt zu reiſen und einen Ort zu verlaſſen, wo die Leute bisher ſo thöricht geweſen waren, unter der Hülle ſeines niedern Standes, nicht ſeine angeborene Würde zu erkennen. Das prachtvolle Kleid ſchien ihm von einer gütigen Fee geſchickt, er hütete ſich daher wohl, ein ſo theures Geſchenk zu verſchmähen, ſteckte ſeine geringe Baarſchaft zu ſich, und wanderte, begünſtigt von dem Dunkel der Nacht, aus Aleſſandrias Thoren.

Der neue Prinz erregte überall auf ſeiner Wander-

ſchaft Verwunderung, denn das prachtvolle Kleid und ſein ernſtes, majeſtätiſches Weſen, wollte gar nicht paſſen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnißvoller Miene zu antworten: daß das ſeine eigene Urſachen habe. Als er aber merkte, daß er ſich durch ſeine Fußwanderungen lächerlich mache, kaufte er, um geringen Preis, ein altes Roß, welches ſehr für ihn paßte, da es ihn mit ſeiner geſetzten Ruhe und Sanftmuth nie in Verlegenheit brachte, ſich als geſchickten Reiter zeigen zu müßen, was gar nicht ſeine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf ſeinem Murva, ſo hatte er ſein Roß genannt, ſeine Straße zog, ſchloß ſich ein Reiter an ihn an, und bat ihn, in ſeiner Geſellſchaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde, im Geſpräch mit einem Andern. Der Reiter war ein fröhlicher, junger Mann, ſchön und angenehm im Umgang. Er hatte mit Labakan bald ein Geſpräch angeknüpft, über woher und wohin, und es traf ſich, daß auch er, wie der Schneider-Geſelle, ohne Plan in die Welt hinauszog. Er ſagte, er heiße Omar, ſey der Neffe Elfi Beys, des unglücklichen Paſſas von Caire, und reiſe nun umher, um einen Auftrag, den

ihm sein Oheim auf dem Sterbebette ertheilt habe, auszurichten. Labakan ließ sich nicht so offenherzig über seine Verhältnisse aus, er gab ihm zu verstehen, daß er von hoher Abkunft sey, und zu seinem Vergnügen reise.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen an einander, und zogen fürder. Am zweiten Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise fragte Labakan seinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu besorgen habe, und erfuhr zu seinem Erstaunen Folgendes: „Elfi Bey, der Bassa von Cairo, hatte den Omar seit seiner frühesten Kindheit erzogen, und dieser hatte seine Eltern nie gekannt. Als nun Elfi Bey von seinen Feinden überfallen, und nach drei unglücklichen Schlachten, tödtlich verwundet, fliehen mußte, entdeckte er seinem Zögling, daß er nicht sein Neffe sey, sondern der Sohn eines mächtigen Herrschers, welcher, aus Furcht vor den Prophezeiungen seiner Sterndeuter, den jungen Prinzen von seinem Hofe entfernt habe, mit dem Schwur, ihn erst an seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage wieder sehen zu wollen. Elfi Bey habe ihm den Namen seines Vaters nicht genannt, sondern ihm nur aufs Bestimmteste aufgetragen, am fünften Tage des kommen-

den Monats Kamadan, an welchem Tage er zweiundzwanzig Jahre alt werde, ſich an der berühmten Säule El-Seruiah, vier Tagreiſen öſtlich von Aleſſandria, einzufinden; dort ſoll er den Männern, die an der Säule ſtehen werden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen, mit den Worten: „hier bin ich, den ihr ſuchet;“ wenn ſie antworten: „Gelobt ſey der Prophet, der Dich erhielt;“ ſo ſolle er ihnen folgen, „ſie werden ihn zu ſeinem Vater führen.“

Der Schneider-Geſelle Labakan war ſehr erſtaunt über dieſe Mittheilung, er betrachtete von jezt an den Prinzen Omar mit neidiſchen Augen, erzürnt darüber, daß das Schickſal jenem, obgleich er ſchon für den Neffen eines mächtigen Baſſa galt, noch die Würde eines Fürſtenſohns verliehen, ihn aber, dem es mit allem, was einem Prinzen noththut, ausrüſtete, gleichſam zum Hohn eine dunkle Geburt und einen gewöhnlichen Lebensweg verliehen habe. Er ſtellte Vergleichungen zwiſchen ſich und dem Prinzen an. Er mußte ſich geſtehen, es ſey jener ein Mann von ſehr vortheilhafter Geſichtsbildung; ſchöne lebhafte Augen, eine kühngebogene Naſe, ein ſanftes, zuvorkommendes Benehmen, kurz ſo viele Vorzüge des Aeußeren, die Jemand empfehlen können, waren jenem eigen. Aber ſo viele Vorzüge er auch an

seinem Begleiter fand, so gestand er sich doch bei diesen Beobachtungen, daß ein Labakan dem fürstlichen Vater wohl noch willkommener seyn dürfte, als der wirkliche Prinz.

Diese Betrachtungen verfolgten Labakan den ganzen Tag, mit ihnen schlief er im nächsten Nachtlager ein, aber als er Morgens aufwachte, und sein Blick auf den neben ihm schlafenden Omar fiel, der so ruhig schlafen und von seinem gewissen Glücke träumen konnte, da erwachte in ihm der Gedanke, sich durch List oder Gewalt zu erstreben, was ihm das ungünstige Schicksal versagt hatte; der Dolch, das Erkennungszeichen des heimkehrenden Prinzen, sah aus dem Gürtel des Schlafenden hervor, leise zog er ihn hervor, um ihn in die Brust des Eigenthümers zu stoßen. Doch vor dem Gedanken des Mordes entsetzte sich die friedfertige Seele des Gesellen, er begnügte sich, den Dolch zu sich zu stecken, das schnellere Pferd des Prinzen für sich aufzäumen zu lassen, und ehe Omar aufwachte, und sich aller seiner Hoffnungen beraubt sah, hatte sein treuloser Gefährte schon einen Vorsprung von mehreren Meilen

Es war gerade der erste Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labakan den Raub an dem Prinzen begangen hatte, und er hatte also noch vier Tage,

um zu der Säule El-Seruiah, welche ihm wohl bekannt war, zu gelangen. Obgleich die Gegend, worinn sich diese Säule befand, höchstens noch zwei Tagreisen entfernt seyn konnte, so beeilte er sich doch, hinzukommen, weil er immer fürchtete, von dem wahren Prinzen eingeholt zu werden.

Am Ende des zweiten Tages, erblickte Labakan die Säule El-Seruiah. Sie stand auf einer kleinen Anhöhe in einer weiten Ebene, und konnte auf zwei bis drei Stunden gesehen werden. Labakans Herz pochte lauter bei diesem Anblick; obgleich er die letzten zwei Tage hindurch Zeit genug hatte, über die Rolle, die er zu spielen hatte, nachzudenken, so machte ihn doch das böse Gewissen etwas ängstlich, aber der Gedanke, daß er zum Prinzen geboren sey, stärkte ihn wieder, so daß er getröstet seinem Ziele entgegen gieng.

Die Gegend um die Säule El-Seruiah war unbewohnt und öde, und der neue Prinz wäre wegen seines Unterhalts etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er sich nicht auf mehrere Tage versehen hätte. Er lagerte sich also neben seinem Pferd, unter einigen Palmen, und erwartete dort sein ferneres Schicksal.

Gegen die Mitte des andern Tages sah er einen

großen Zug mit Pferden und Kamelen über die Ebene her, auf die Säule El-Seruiah zu, ziehen. Der Zug hielt am Fuße des Hügels, auf welchem die Säule stand, man schlug prachtvolle Zelte auf, und das Ganze sah aus, wie der Reisezug eines reichen Bassa oder Schnik. Labakan ahnete, daß die vielen Leute, welche er sah, sich seinetwegen hieher bemüht haben, und hätte ihnen gerne schon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt, aber er mäßigte seine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch der nächste Morgen seine kühnsten Wünsche vollkommen befriedigen mußte.

Die Morgensonne weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigsten Augenblick seines Lebens, welcher ihn aus einem niederen, unbekannten Sterblichen, an die Seite eines fürstlichen Vaters erheben sollte; zwar fiel ihm, als er sein Pferd aufzäumte, um zu der Säule hinzureiten, wohl auch das Unrechtmäßige seines Schrittes ein, zwar führten ihm seine Gedanken den Schmerz, des in seinen schönen Hoffnungen betrogenen Fürstensohnes vor, aber — der Würfel war geworfen, er konnte nicht mehr ungeschehen machen, was geschehen war, und seine Eigenliebe flüsterte ihm zu, daß er stattlich genug aussehe, um dem mächtigsten König sich als Sohn vor-

zuſtellen; ermuthigt durch dieſen Gedanken, ſchwang er ſich auf ſein Roß, nahm all ſeine Tapferkeit zuſammen, um es in einen ordentlichen Gallopp zu bringen, und in weniger als einer Viertelſtunde war er am Fuße des Hügels angelangt. Er ſtieg ab von ſeinem Pferd und band es an eine Staude, deren mehrere an dem Hügel wuchſen; hierauf zog er den Dolch des Prinzen Omar hervor, und ſtieg den Hügel hinan. Am Fuß der Säule ſtanden ſechs Männer um einen Greiſen, von hohem, königlichem Anſehen; ein prachtvoller Kaftan von Goldſtoff, mit einem weißen Cachemir-Shawl umgürtet, der weiße, mit blitzenden Edelſteinen geſchmückte Turban, bezeichneten ihn als einen Mann von Reichthum und Würde.

Auf ihn gieng Labakan zu, neigte ſich tief vor ihm und ſprach, indem er ihm den Dolch darreichte: „hier bin ich, den ihr ſuchet.“

„Gelobt ſey der Prophet, der dich erhielt,“ antwortete der Greis mit Freudenthränen, „umarme deinen alten Vater, mein geliebter Sohn, Omar!“ Der gute Schneider war ſehr gerührt, durch dieſe feierlichen Worte, und ſank, mit einem Gemiſch von Freude und Scham, in die Arme des alten Fürſten.

Aber nur einen Augenblick ſollte er ungetrübt die Wonne ſeines neuen Standes genießen; als er ſich aus den Armen des fürſtlichen Greiſen aufrichtete, ſah er einen Reiter, über die Ebene her, auf den Hügel zueilen. Der Reiter und ſein Roß gewährten einen ſonderbaren Anblick; das Roß ſchien aus Eigenſinn oder Müdigkeit nicht vorwärts zu wollen, in einem ſtolpernden Gang, der weder Schritt noch Trapp war, zog es daher, der Reiter aber trieb es mit Händen und Füßen zu ſchnellerem Laufe an. Nur zu bald erkannte Labakan ſein Roß Marva, und den ächten Prinzen Omar, aber der böſe Geiſt der Lüge war einmal in ihn gefahren, und er beſchloß, wie es auch kommen möge, mit eiſerner Stirne ſeine angemaßten Rechte zu behaupten.

Schon aus der Ferne hatte man den Reiter winken geſehen, jetzt war er, trotz dem ſchlechten Trapp des Roſſes Marva, am Fuße des Hügels angekommen, warf ſich vom Pferd, und ſtürzte den Hügel hinan: „halter ein, rief er, wer ihr auch ſeyn möget, haltet ein, und laßt euch nicht von dem ſchändlichſten Betrüger täuſchen; ich heiße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen Namen zu mißbrauchen!“

Auf den Geſichtern der Umſtehenden malte ſich

tiefes Erſtaunen über dieſe Wendung der Dinge; beſonders ſchien der Greis ſehr betroffen, indem er bald den Einen, bald den Andern fragend anſah; Labakan aber ſprach mit mühſam errungener Ruhe: „Gnädigſter Herr und Vater, laßt Euch nicht irre machen durch dieſen Menſchen da, es iſt, ſoviel ich weiß, ein wahnſinniger Schneider-Geſelle aus Aleſſandria, Labakan geheißen, der mehr unſer Mitleid als unſern Zorn verdient.“

Bis zur Raſerei aber brachten dieſe Worte den Prinzen; ſchäumend vor Wuth, wollte er auf Labakan eindringen, aber die Umſtehenden warfen ſich dazwiſchen und hielten ihn feſt, und der Fürſt ſprach: „wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Menſch iſt verrückt; man binde ihn, und ſetze ihn auf eines unſerer Drometaren, vielleicht, daß wir dem Unglücklichen Hülfe ſchaffen können.“

Die Wuth des Prinzen hatte ſich gelegt, weinend rief er dem Fürſten zu: „mein Herz ſagt mir, daß Ihr mein Vater ſeyd, bei dem Andenken meiner Mutter beſchwöre ich Euch, hört mich an.“

„Ei, Gott bewahre uns, antwortete dieſer, er fängt ſchon wieder an, irre zu reden, wie doch der Menſch

auf ſo tolle Gedanken kommen kann!" Damit ergriff er Zabakans Arm und ließ ſich von ihm den Hügel hinuntergeleiten; ſie ſetzten ſich beide auf ſchöne, mit reichen Decken behängte Pferde, und ritten, an der Spitze des Zuges, über die Ebene hin. Dem unglücklichen Prinzen aber feſſelte man die Hände, und band ihn auf ein Dromedar feſt, und zwei Reiter waren ihm immer zur Seite, die ein wachſames Auge auf jede ſeiner Bewegungen hatten.

Der fürſtliche Greis war Saaud, der Sultan der Wechabiten. Er hatte lange ohne Kinder gelebt, endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er ſich ſo lange geſehnt hatte; aber die Sterndeuter, welche er um die Vorbedeutungen des Knabens befragte, thaten den Ausſpruch: „daß er bis ins zweiundzwanzigſte Jahr in Gefahr ſtehe, von einem Feinde verdrängt zu werden;" deßwegen, um recht ſicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen ſeinem alten erprobten Freunde Elfi-Bey zum erziehen gegeben, und zweiundzwanzig ſchmerzliche Jahre auf ſeinen Anblick geharrt.

Dieſes hatte der Sultan unterwegs ſeinem (vermeintlichen) Sohne erzählt, und ſich ihm auſſerordentlich zufrieden mit ſeiner Geſtalt und ſeinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als sie in das Land des Sultans kamen, wurden sie überall von den Einwohnern mit Freudengeschrei empfangen, denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte sich wie ein Lauffeuer durch alle Städte und Dörfer verbreitet. Auf den Straßen, durch welche sie zogen, waren Bögen von Blumen und Zweigen errichtet, glänzende Teppiche von allen Farben, schmückten die Häuser, und das Volk pries laut Gott und seinen Propheten, der ihnen einen so schönen Prinzen gesandt habe. Alles diß erfüllte das stolze Herz des Schneiders mit Wonne; desto unglücklicher mußte sich aber der ächte Omar fühlen, der noch immer gefesselt, in stiller Verzweiflung, dem Zuge folgte. Niemand kümmerte sich um ihn bei dem allgemeinen Jubel, der doch ihm galt; den Namen Omar riefen tausend und wieder tausend Stimmen, aber ihn, der diesen Namen mit Recht trug, ihn beachtete Keiner; höchstens fragte Einer oder der Andere, wen man denn so eng gebunden mit fortführe, und schrecklich tönte in das Ohr des Prinzen, die Antwort seiner Begleiter: „es sey ein wahnsinniger Schneider.“

Der Zug war endlich in dse Hauptstadt des Sultans gekommen, wo Alles noch glänzender zu ihrem

Empfang bereitet war, als in den übrigen Städten. Die Sultanin, eine ältliche, ehrwürdige Frau, erwartete sie mit ihrem ganzen Hofstaat in dem prachtvollsten Saal des Schlosses. Der Boden dieses Saales war mit einem ungeheuern Teppich bedeckt; die Wände waren mit hellblauem Tuch geschmückt, das an goldenen Quasten und Schnüren in großen silbernen Hacken hieng.

Es war schon dunkel, als der Zug anlangte, daher waren im Saale viele kugelrunde, farbige Lampen angezündet, welche die Nacht zum Tag erhellten. Im klarsten und vielfarbigsten strahlten sie aber im Hintergrund des Saales, wo die Sultanin auf einem Throne saß. Der Thron stand auf vier Stufen, und war von lauterem Golde und mit großen Amethisten ausgelegt. Die vier vornehmsten Emire hielten einen Baldachin von rother Seide über dem Haupte der Sultanin, und der Scheikh von Medina fächelte ihr mit einer Windfuchtel von weissen Pfaufedern Kühlung zu.

So erwartete die Sultanin ihren Gemahl und ihren Sohn, auch sie hatte ihn seit seiner Geburt nicht mehr gesehen, aber bedeutsame Träume hatten ihr den Ersehnten gezeigt, daß sie ihn aus Tausenden erkennen wollte. Jetzt hörte man das Geräusch des nahenden

Zuges, Trompeten und Trommeln mischten sich in das Zujauchzen der Menge, der Hufschlag der Rosse tönte im Hof des Pallastes, näher und näher rauschten die Tritte der Kommenden, die Thüren des Saales flogen auf, und durch die Reihen der niederfallenden Diener eilte der Sultan, an der Hand seines Sohnes, vor den Thron der Mutter.

„Hier, sprach er, bringe ich Dir den, nach welchem Du Dich so lange gesehnet.“ —

Die Sultanin aber fiel ihm in die Rede: „das ist mein Sohn nicht! rief sie aus, das sind nicht die Züge, die mir der Prophet im Traume gezeigt hat!“

Gerade, als ihr der Sultan ihren Aberglauben verweisen wollte, sprang die Thüre des Saales auf, Prinz Omar stürzte herein, verfolgt von seinen Wächtern, denen er sich mit Anstrengung aller seiner Kraft entrissen hatte, er warf sich athemlos vor dem Throne nieder: „hier will ich sterben, laß mich tödten, grausamer Vater; denn diese Schmach dulde ich nicht länger!“ Alles war bestürzt über diese Reden, man drängte sich um den Unglücklichen her, und schon wollten ihn die herbeieilenden Wachen ergreifen, und ihm wieder seine Bande anlegen, als die Sultanin, die in sprachlosem

Erſtaunen dieſes Alles mitangeſehen hatte, von dem Throne aufſprang: „haltet ein, rief ſie — dieſer und kein anderer iſt der Rechte, dieſer iſt's, den meine Augen nie geſehen, und den mein Herz doch gekannt hat!"

Die Wächter hatten unwillkührlich von Omar abgelaſſen, aber der Sultan, entflammt von wüthendem Zorn, rief ihnen zu, den Wahnſinnigen zu binden: „Ich habe hier zu entſcheiden, ſprach er mit gebietender Stimme, und hier richtet man nicht nach den Träumen der Weiber, ſondern nach gewiſſen, untrüglichen Zeichen; dieſer hier, (indem er auf Labakan zeigte) iſt mein Sohn, denn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Elſi, den Dolch, gebracht."

„Geſtohlen hat er ihn, ſchrie Omar, mein argloſes Vertrauen hat er zum Verrath mißbraucht!" Der Sultan aber hörte nicht auf die Stimme ſeines Sohnes, denn er war in allen Dingen gewohnt, eigenſinnig nur ſeinem Urtheil zu folgen; daher ließ er den unglücklichen Omar mit Gewalt aus dem Saal ſchleppen, er ſelbſt aber begab ſich mit Labakan in ſein Gemach, voll Wuth über die Sultanin, ſeine Gemahlin, mit der er doch ſeit fünfundzwanzig Jahren im Frieden gelebt hatte.

Die Sultanin aber war voll Kummer über dieſe Begebenheiten; ſie war vollkommen überzeugt, daß ein Betrüger ſich des Herzens des Sultans bemächtigt hatte, denn jenen Unglücklichen hatten ihr ſo viele bedeutſame Träume als ihren Sohn gezeigt.

Als ſich ihr Schmerz ein wenig gelegt hatte, ſann ſie auf Mittel, um ihren Gemahl von ſeinem Unrecht zu überzeugen. Es war diß allerdings ſchwierig, denn jener, der ſich für ihren Sohn ausgab, hatte das Erkennungszeichen, den Dolch, überreicht, und hatte auch, wie ſie erfuhr, ſo viel von Omars früherem Leben von dieſem ſelbſt ſich erzählen laſſen, daß er ſeine Rolle, ohne ſich zu verrathen, ſpielte.

Sie berief die Männer zu ſich, die den Sultan zu der Säule El-Seriah begleitet hatten, um ſich Alles genau erzählen zu laſſen, und hielt dann mit ihren vertrauteſten Sclavinnen Rath. Sie wählten und verwarfen dieß und jenes Mittel; endlich ſprach Melechſalah, eine alte, kluge Zierkaſſierin: „Wenn ich recht gehört habe, verehrte Gebieterin, ſo nannte der Ueberbringer des Dolches den, welchen Du für Deinen Sohn hältſt Labakan, einen verwirrten Schneider?“ Ja, ſo iſt es, antwortete die Sultanin, aber was willſt Du damit?

„Was meint Ihr, fuhr jene fort, wenn dieser Betrüger Eurem Sohn seinen eigenen Namen aufgeheftet hätte? — und wenn diß ist, so giebt es ein herrliches Mittel, den Betrüger zu fangen, das ich Euch ganz im Geheim sagen will;" die Sultanin bot ihrer Sclavin das Ohr hin, und diese flüsterte ihr einen Rath zu, der ihr zu behagen schien, denn sie schickte sich an, sogleich zum Sultan zu gehen.

Die Sultanin war eine kluge Frau, welche wohl die schwachen Seiten des Sultans kannte, und sie zu benützen verstand. Sie schien daher ihm nachgeben, und den Sohn anerkennen zu wollen, und bat sich nur eine Bedingung aus; der Sultan, dem sein Aufbrausen gegen seine Frau leid that, gestand die Bedingung zu, und sie sprach: „Ich möchte gerne den Beiden eine Probe ihrer Geschicklichkeit auferlegen; eine Andere würde sie vielleicht reiten, fechten, oder Speere werfen lassen, aber das sind Sachen, die ein Jeder kann; nein! ich will ihnen etwas geben, wozu Scharfsinn gehört. Es soll nemlich jeder von ihnen einen Kaftan, und ein paar Beinkleider verfertigen, und da wollen wir einmal sehen, wer die schönsten macht."

Der Sultan lachte und sprach: „Ei, da hast Du ja

etwas recht Kluges ausgesonnen. Mein Sohn sollte mit Deinem wahnsinnigen Schneider wetteifern, wer den besten Kaftan macht? Nein, das ist nichts.“ —

Die Sultanin aber berief sich darauf, daß er ihr die Bedingung zum Voraus zugesagt habe, und der Sultan, welcher ein Mann von Wort war, gab endlich nach, obgleich er schwur, wenn der wahnsinnige Schneider seinen Kaftan auch noch so schön mache, könne er ihn doch nicht für seinen Sohn erkennen.

Der Sultan gieng selbst zu seinem Sohn, und bat ihn, sich in die Grillen seiner Mutter zu schicken, die nun einmal durchaus einen Kaftan von seiner Hand zu sehen wünsche. Dem guten Labakan lachte das Herz vor Freude, wenn es nur an dem fehlt, dachte er bei sich, da soll die Frau Sultanin bald Freude an mir erleben.

Man hatte zwei Zimmer eingerichtet, eines für den Prinzen, das andere für den Schneider, dort sollten sie ihre Kunst erproben, und man hatte Jedem nur ein hinlängliches Stück Seidenzeug, Scheere, Nadel und Faden gegeben.

Der Sultan war sehr begierig, was für ein Ding von Kaftan wohl sein Sohn zu Tage fördern werde,

aber auch der Sultanin pochte unruhig das Herz, ob ihre List wohl gelingen werde, oder nicht. Man hatte den Beiden zwei Tage zu ihrem Geschäft ausgesetzt, am dritten ließ der Sultan seine Gemahlin rufen, und als sie erschienen war, schickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kaftan und ihre Verfertiger holen zu lassen. Triumphirend trat Labakan ein, und breitete seinen Kaftan vor den erstaunten Blicken des Sultans aus. „Siehe her Vater, sprach er, siehe her verehrte Mutter, ob diß nicht ein Meisterstück von einem Kaftan ist? da laß ich es mit dem geschicktesten Hofschneider auf eine Wette ankommen, ob er einen solchen herausbringt.“ —

Die Sultanin lächelte, und wandte sich zu Omar: „Und was hast Du herausgebracht, mein Sohn?“ Unwillig warf dieser den Seidenstoff und die Scheere auf den Boden: „Man hat mich gelehrt ein Roß zu bändigen, und einen Säbel zu schwingen, und meine Lanze trifft auf sechzig Gänge ihr Ziel — aber die Künste der Nadel sind mir fremd, sie wären auch unwürdig für einen Zögling Elfi-Bey's, des Beherrschers von Kairo.“

„O du ächter Sohn meines Herrn, rief die Sultanin, ach! daß ich Dich umarmen, Dich Sohn nennen

dürfte! Verzeihet, mein Gemahl und Gebieter, sprach sie dann, indem sie sich zum Sultan wandte, daß ich diese List gegen euch gebraucht habe; sehet ihr jetzt noch nicht ein, wer Prinz, und wer Schneider ist; fürwahr, der Kaftan ist köstlich, den Euer Herr Sohn gemacht hat, und ich möchte ihn gerne fragen, bei welchem Meister er gelernt habe?"

Der Sultan saß in tiefen Gedanken, mißtrauisch, bald seine Frau, bald Labakan anschauend, der umsonst sein Erröthen und seine Bestürzung, daß er sich so dumm verrathen habe, zu bekämpfen suchte. „Auch dieser Beweis genügt nicht, sprach er, aber ich weiß, Allah sey es gedankt, ein Mittel zu erfahren, ob ich betrogen bin, oder nicht."

Er befahl, sein schnellstes Pferd vorzuführen, schwang sich auf, und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann. Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolzaide geheißen, welche oft schon den Königen seines Stammes, in der Stunde der Noth, mit ihrem Rath beigestanden war; dorthin eilte der Sultan.

In der Mitte des Waldes war ein freier Platz, von hohen Zedern umgeben. Dort wohnte, nach der Sage,

die Fee, und selten betrat ein Sterblicher diesen Platz, denn eine gewisse Scheue davor, hatte sich aus alten Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt.

Als der Sultan dort angekommen war, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, stellte sich in die Mitte des Platzes, und sprach mit lauter Stimme: „wenn es wahr ist, daß du meinen Vätern gütigen Rath ertheiltest, in der Stunde der Noth, so verschmähe nicht die Bitte ihres Enkels und rathe mir, wo menschlicher Verstand zu kurzsichtig ist.“

Er hatte kaum die letzten Worte gesprochen, als sich eine der Zedern öffnete, und eine verschleierte Frau in langen weissen Gewändern hervortrat. „Ich weiß, warum Du zu mir kommst, Sultan Saaud, Dein Wille ist redlich, darum soll Dir auch meine Hülfe werden. Nimm diese zwei Kistchen. Laß jene Beiden, welche Deine Söhne seyn wollen, wählen, ich weiß, daß der, welcher der Aechte ist, das Rechte nicht verfehlen wird.“ So sprach die Verschleierte und reichte ihm zwei kleine Kistchen von Elfenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen versuchte, standen Innschriften von eingesetzten Diamanten. —

Der Sultan besann sich, als er nach Hause ritt, hin und her, was wohl in den Kistchen seyn könnte, welche er mit aller Mühe nicht zu eröffnen vermochte, auch die Aufschrift gab ihm kein Licht in der Sache, denn auf dem einen stand: „Ehre und Ruhm.“ Auf dem andern: „Glück und Reichthum.“ Der Sultan dachte bei sich, da würde auch ihm die Wahl schwer werden, unter diesen beiden Dingen, die gleich anziehend, gleich lockend seyen.

Als er in seinen Pallast zurückgekommen war, ließ er die Sultanin rufen, und sagte ihr den Ausspruch der Fee, und eine wunderbare Hoffnung erfüllte sie, daß jener, zu dem ihr Herz sie hinzog, das Kistchen wählen würde, welches seine königliche Abkunft beweisen sollte.

Vor dem Throne des Sultans wurden zwei Tische aufgestellt; auf sie setzte der Sultan, mit eigener Hand, die beiden Kistchen, bestieg dann den Thron, und winkte einem seiner Sclaven, die Pforte des Saales zu öffnen. Eine glänzende Versammlung von Bassas und Emiren des Reiches, die der Sultan berufen hatte, strömte durch die geöffnete Pforte. Sie ließen sich auf prachtvollen Polstern nieder, welche die Wände entlang aufgestellt waren.

Als sie sich alle niedergelassen hatten, winkte der König zum zweitenmal, und Labakan wurde hereingeführt; mit stolzem Schritte gieng er durch den Saal, warf sich vor dem Throne nieder, und sprach: „was befiehlt mein Herr und Vater?“

Der Sultan erhob sich auf seinem Throne und sprach: „mein Sohn! es sind Zweifel an der Aechtheit deiner Ansprüche auf diesen Namen erhoben worden; eines jener Kistchen enthält die Bestätigung deiner ächten Geburt, wähle! ich zweifle nicht, Du wirst das Rechte wählen!“

Labakan erhob sich und trat vor die Kistchen, er erwog lange, was er wählen sollte, endlich sprach er: „verehrter Vater! was kann es Höheres geben, als das Glück, dein Sohn zu seyn, was Edleres, als den Reichthum deiner Gnade? Ich wähle das Kistchen, das die Aufschrift: „Glück und Reichthum zeigt.“

„Wir werden nachher erfahren, ob Du recht gewählt hast, einstweilen setze dich dort auf das Polster, zum Bassa von Medina,“ sagte der Sultan, und winkte seinen Sclaven.

Omar wurde hereingeführt; sein Blick war düster, seine Miene traurig, und sein Anblick erregte allgemeine

Theilnahme unter den Anweſenden. Er warf ſich vor dem Throne nieder, und fragte nach dem Willen des Sultans.

Der Sultan deutete ihm an, daß er eines der Kiſtchen zu wählen habe, er ſtand auf und trat vor den Tiſch.

Er las aufmerkſam beide Innſchriften und ſprach: „Die letzten Tage haben mich gelehrt, wie unſicher das Glück, wie vergänglich der Reichthum iſt, ſie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unzerſtörbares Gut in der Bruſt des Tapfern wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück zugleich vergeht. Und ſollte ich einer Krone entſagen, der Würfel liegt, Ehre und Ruhm ich wähle euch!“ —

Er ſetzte ſeine Hand auf das Kiſtchen, das er erwählt hatte, aber der Sultan befahl ihm inzuhalten, er winkte Labakan gleichfalls vor ſeinen Tiſch zu treten, und auch dieſer legte ſeine Hand auf ſein Kiſtchen.

Der Sultan aber ließ ſich ein Becken mit Waſſer von dem heiligen Brunnen Zemzem in Mecca bringen, wuſch ſeine Hände zum Gebet, wandte ſein Geſicht nach Oſten, warf ſich nieder und betete: „Gott meiner Väter! der Du ſeit Jahrhunderten unſern Stamm rein und

unverfälſcht bewahrteſt, gieb nicht zu, daß ein Unwürdiger den Namen der Abaſſiden ſchände, ſey mit Deinem Schutze meinem ächten Sohne nahe in dieſer Stunde der Prüfung.“

Der Sultan erhob ſich, und beſtieg ſeinen Thron wieder; allgemeine Erwartung feſſelte die Anweſenden, man wagte kaum zu athmen, man hätte ein Mäuschen über den Saal gehen hören, ſo ſtill und geſpannt waren Alle, die Hinterſten machten lange Hälſe, um über die Vordern nach den Kiſtchen ſehen zu können. Jetzt ſprach der Sultan: „öffnet die Kiſtchen,“ und dieſe, die vorher keine Gewalt zu öffnen vermochte, ſprangen von ſelbſt auf.

In dem Kiſtchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem ſamtenen Kiſſen eine kleine goldene Krone und ein Scepter; in Labakans Kiſtchen, — eine große Nadel und ein wenig Zwirn! Der Sultan befahl den beiden, ihre Käſtchen vor ihn zu bringen. Er nahm das Krönchen von dem Kiſſen in ſeine Hand, und wunderbar war es anzuſehen: wie er es nahm, wurde es größer und größer, bis es die Größe einer rechten Krone erreicht hatte. Er ſetzte die Krone ſeinem Sohn Omar, der vor ihm kniete, auf das Haupt, küßte ihn auf die Stirne

und hieß ihn zu seiner Rechten sich niedersetzen. Zu Labakan aber wandte er sich und sprach: „es ist ein altes Sprüchwort: der Schuster bleibe bei seinem Leist, es scheint als solltest Du bei der Nadel bleiben.“

„Zwar hast Du meine Gnade nicht verdient, aber es hat jemand für Dich gebeten, dem ich heute nichts abschlagen kann; drum schenke ich Dir Dein armseliges Leben, aber wenn ich Dir guten Rathes bin, so beeile Dich daß Du aus meinem Land kommst.“

Beschämt, vernichtet wie er war, vermochte der arme Schneider-Geselle nichts zu erwiedern; er warf sich vor dem Prinzen nieder, und Thränen drangen ihm aus den Augen: „könnt Ihr mir vergeben, Prinz?“ sagte er. —

„Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind ist des Abassiden Stolz, „antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob, gehe hin im Frieden.“ „O Du mein ächter Sohn!“ rief gerührt der alte Sultan, und sank an die Brust des Sohnes, die Emiren und Bassa und alle Großen des Reiches standen auf von ihren Sitzen und riefen Heil dem neuen Königssohn, und unter dem allgemeinen Jubel schlich sich Labakan, sein Kistchen unter dem Arm, aus dem Saal.

Er gieng hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte sein Roß Marva auf, und ritt zum Thore hinaus, Alexandria zu. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Kistchen, reich mit Perlen und Diamanten geschmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Alexandria kam, ritt er vor das Haus seines alten Meisters, stieg ab, band sein Rößlein an die Thüre, und trat in die Werkstatt. Der Meister, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Wesen und fragte, was ihm zu Dienst stehe; als er aber den Gast näher ansah, und seinen alten Labakan erkannte, rief er seine Gesellen und Lehrlinge herbei, und alle stürzten sich wie wüthend auf den armen Labakan, der keines solchen Empfangs gewärtig war, stießen und schlugen ihn mit Biegeleisen und Ellenmeß, stachen ihn mit Nadeln, und zwickten ihn mit scharfen Scheeren, bis er erschöpft auf einen Haufen alter Kleider niedersank.

Und als er nun so da lag, hielt ihm der Meister eine Strafrede über das gestohlene Kleid; vergebens versicherte Labakan, daß er nur deßwegen wieder gekommen sey, um ihm alles zu ersetzen, vergebens bot er ihm den dreifachen Schadenersatz, der Meister und seine Ge-

ſellen fielen wieder über ihn her, ſchlugen ihn weidlich und warfen ihn zur Thüre hinaus; zerſchlagen und zerfezt ſtieg er auf das Roß Marva und ritt in ein Caravanſerei. Dort legte er ſein müdes zerſchlagenes Haupt nieder, und ſtellte Betrachtungen an über die Leiden der Erde, über das ſo oft verkannte Verdienſt und über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Güter. Er ſchlief mit dem Entſchluß ein, aller Größe zu entſagen, und ein ehrſamer Bürger zu werden.

Und den andern Tag gereute ihn ſein Entſchluß nicht, denn die ſchweren Hände des Meiſters und ſeiner Geſellen ſchienen alle Hoheit aus ihm heraus geprügelt zu haben.

Er verkaufte um einen hohen Preis ſein Kiſtchen an einen Juwelenhändler, kaufte ſich ein Haus und richtete eine Werkſtatt zu ſeinem Gewerbe ein. Als er alles gut eingerichtet und auch einen Schild mit der Aufſchrift „Labakan, Kleidermacher“ vor ſein Fenſter gehängt hatte, ſetzte er ſich, und begann mit jener Nadel und dem Zwirn, die er in dem Kiſtchen gefunden, den Rock zu flicken, welchen ihm ſein Meiſter ſo grauſam zerfezt hatte. Er wurde von ſeinem Geſchäft abgerufen, und als er ſich wieder an die Arbeit ſetzen

wollte, welch ſonderbarer Anblick bot ſich ihm dar! Die Nadel nähte emſig fort, ohne von Jemand geführt zu werden, ſie machte feine, zierliche Stiche, wie ſie ſelbſt Labakan in ſeinen kunſtreichſten Augenblicken nicht gemacht hatte!

Wahrlich, auch das geringſte Geſchenk einer gütigen Fee iſt nützlich und von großem Werth! Noch einen anderen Werth hatte aber dies Geſchenk, nämlich: das Stückchen Zwirn gieng nie aus, die Nadel mochte ſo fleißig ſeyn, als ſie wollte.

Labakan bekam viele Kunden, und war bald der berühmteſte Schneider weit und breit; er ſchnitt die Gewänder zu, und machte den erſten Stich mit der Nadel daran, und flugs arbeitete dieſe weiter, ohne Unterlaß, bis das Gewand fertig war. Meiſter Labakan hatte bald die ganze Stadt zu Kunden, denn er arbeitete ſchön und auſſerordentlich billig, und nur über Eines ſchüttelten die Leute von Aleſſandria den Kopf, nämlich: daß er ganz ohne Geſellen und bei verſchloſſenen Thüren arbeite.

So war der Spruch des Kiſtchens, Glück und Reichthum verheißend, in Erfüllung gegangen; Glück und Reichthum begleiteten, wenn auch in beſcheidenem Maaße, die Schritte des guten Schneiders, und wenn

er von dem Ruhm des jungen Sultans Omar, der in Aller Munde lebte, hörte, wenn er hörte, daß dieſer Tapfere der Stolz und die Liebe ſeines Volkes und der Schrecken ſeiner Feinde ſey, da dachte der ehemalige Prinz bei ſich: „es iſt doch beſſer, daß ich ein Schneider geblieben bin, denn um die Ehre und den Ruhm iſt es eine gar gefährliche Sache.“ So lebte Labakan, zufrieden mit ſich, geachtet von ſeinen Mitbürgern, und wenn die Nadel indeß nicht ihre Kraft verloren, ſo näht ſie noch jetzt mit dem ewigen Zwirn der gütigen Fee Adolzaide.

Mit Sonnenaufgang brach die Caravane auf, und gelangten bald nach Birket el Had, oder den Pilgrimmsbrunnen, von wo es nur noch 3 Stunden Weges nach Cairo war. Man hatte um dieſe Zeit die Caravane erwartet, und bald hatten die Kaufleute die Freude, ihre Freunde aus Cairo ihnen entgegenkommen zu ſehen. Sie zogen in die Stadt durch das Thor Bebel Falch, denn es wird für eine glückliche Vorbedeutung gehalten, wenn man von Mecca kommt, durch dieſes Thor einzuziehen, weil der Prophet hindurch gezogen iſt.

Auf dem Markte verabſchiedeten ſich die vier türkiſchen

Kaufleute von dem Fremden und dem griechiſchen Kaufmann Zaleukos, und giengen mit ihren Freunden nach Haus. Zaleukos aber zeigte dem Fremden ein gutes Caravanſerey, und lud ihn ein, mit ihm das Mittagsmal zu nehmen. Der Fremde ſagte zu, und verſprach, wenn er nur vorher noch ſich umgekleidet habe, zu erſcheinen.

Der Grieche hatte alle Anſtalten getroffen, den Fremden, welchen er auf der Reiſe liebgewonnen hatte, gut zu bewirthen, und als die Speiſen und Getränke in gehöriger Ordnung aufgeſtellt waren, ſetzte er ſich, ſeinen Gaſt zu erwarten.

Langſamen und ſchweren Schrittes hörte er ihn den Gang, der zu ſeinem Gemach führte, heraufkommen. Er erhob ſich, um ihm freundlich entgegenzugehen, und ihn an der Schwelle zu bewillkommen, aber voll Entſetzen fuhr er zurück, als er die Thüre öffnete, denn jener ſchreckliche Rothmantel trat ihm entgegen; er warf noch einen Blick auf ihn, es war keine Täuſchung; dieſelbe hohe, gebietende Geſtalt, die Larve, aus welcher ihn die dunkeln Augen anblitzten, der rothe Mantel mit der goldenen Stickerei, war ihm nur all zu wohl bekannt aus den ſchrecklichſten Stunden ſeines Lebens.

Widerſtreitende Gefühle wogten in Zaleukos Bruſt; er hatte ſich mit dieſem Bild ſeiner Erinnerung längſt ausgeſöhnt und ihm vergeben, und doch rieß ſein Anblick alle ſeine Wunden wieder auf; alle jene qualvollen Stunden der Todesangſt, jener Gram, der die Blüthe ſeines Lebens vergiftete, zogen, im Flug eines Augenblicks, an ſeiner Seele vorüber.

„Was willſt Du, Schrecklicher!“ rief der Grieche aus, als die Erſcheinung noch immer regungslos auf der Schwelle ſtand, „weiche ſchnell von hinnen, daß ich Dir nicht fluche!“

„Zaleukos!“ ſprach eine bekannte Stimme unter der Larve hervor, „Zaleukos! ſo empfängſt Du Deinen Gaſtfreund?“ Der Sprechende nahm die Larve ab, ſchlug den Mantel zurück; es war Selim Baruch, der Fremde.

Aber Zaleukos ſchien noch nicht beruhigt; ihm graute vor dem Fremden, denn nur zu deutlich hatte er in ihm den Unbekannten von der ponte vecchio erkannt; aber die alte Gewohnheit der Gaſtfreundſchaft ſiegte, er winkte ſchweigend dem Fremden, ſich zu ihm ans Mahl zu ſetzen.

„Ich errathe Deine Gedanken,“ nahm dieſer das

Wort, als sie sich gesetzt hatten, „Deine Augen sehen fragend auf mich; — ich hätte schweigen, und mich Deinen Blicken nie mehr zeigen können, aber ich bin Dir Rechenschaft schuldig, und darum wagte ich es auch auf die Gefahr hin, daß Du mir fluchest, vor Dir in meiner alten Gestalt zu erscheinen. Du sagtest einst zu mir: „Der Glaube meiner Väter befiehlt mir ihn zu lieben, auch ist er wohl unglücklicher als ich," glaube dieses, mein Freund, und höre meine Rechtfertigung."

„Ich muß weit ausholen, um mich Dir ganz verständlich zu machen. Ich bin in Alexandrien von christlichen Eltern geboren. Mein Vater, der jüngere Sohn eines alten berühmten französischen Hauses, war Consul seines Landes in Alexandrien. Ich wurde von meinem zehnten Jahr an in Frankreich bey einem Bruder meiner Mutter erzogen, und verließ erst einige Jahre nach dem Ausbruch der Revolution mein Vaterland, um mit meinem Oheim, der in dem Lande seiner Ahnen nicht mehr sicher war, über dem Meer bei meinen Eltern eine Zuflucht zu suchen. Voll Hoffnung, die Ruhe und den Frieden, den uns das empörte Volk der Franzosen entrissen, im elterlichen Hause wieder zu finden,

landeten wir. Aber ach! ich fand nicht Alles in meines Vaters Hause, wie es seyn sollte; die äusseren Stürme der bewegten Zeit waren zwar noch nicht bis hieher gelangt, desto unerwarteter hatte das Unglück mein Haus im innersten Herzen heimgesucht. Mein Bruder, ein junger, hoffnungsvoller Mann, erster Secretär meines Vaters, hatte sich erst seit Kurzem mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines Florentinischen Edelmannes, der in unserer Nachbarschaft wohnte, verheirathet; zwei Tage vor unserer Ankunft war diese auf einmal verschwunden, ohne daß weder unsere Familie noch ihr Vater die geringste Spur von ihr auffinden konnten. Man glaubte endlich, sie habe sich auf einem Spaziergang zu weit gewagt, und seye in Räuberhände gefallen. Beinahe tröstlicher wäre dieser Gedanke für meinen armen Bruder gewesen, als die Wahrheit, die uns nur zu bald kund wurde. Die Treulose hatte sich mit einem jungen Neapolitaner, den sie im Hause ihres Vaters kennen gelernt hatte, — eingeschifft. Mein Bruder, aufs Aeusserste empört über diesen Schritt, bot Alles auf, die Schuldige zur Strafe zu ziehen; doch vergebens; seine Versuche, die in Neapel und Florenz Aufsehen erregt hatten, dienten nur dazu, sein und un-

ſer Aller Unglück zu vollenden. Der Florentiniſche Edelmann reiste in ſein Vaterland zurück, zwar mit dem Vorgeben, meinem Bruder Recht zu verſchaffen, der That nach aber, um uns zu verderben. Er ſchlug in Florenz alle jene Unterſuchungen, welche mein Bruder angeknüpft hatte, nieder, und wußte ſeinen Einfluß, den er auf alle Art ſich verſchafft hatte, ſo gut zu benützen, daß mein Vater und mein Bruder ihrer Regierung verdächtig gemacht, und, durch die ſchändlichſten Mittel gefangen, nach Frankreich geführt, und dort vom Beil des Henkers getödtet wurden. Meine arme Mutter verfiel in Wahnſinn, und erſt nach zehn langen Monaten erlöste ſie der Tod von ihrem ſchrecklichen Zuſtand, der aber in den letzten Tagen zu vollem, klarem Bewußtſeyn geworden war. So ſtand ich jetzt ganz allein in der Welt, aber nur Ein Gedanke beſchäftigte meine Seele, nur Ein Gedanke ließ mich meine Trauer vergeſſen, es war jene mächtige Flamme, die meine Mutter in ihrer letzten Stunde in mir angefacht hatte.

In den letzten Stunden war, wie ich Dir ſagte, ihr Bewußtſeyn zurückgekehrt, ſie ließ mich rufen, und ſprach mit Ruhe von unſerem Schickſal und ihrem Ende. Dann aber ließ ſie Alle aus dem Zimmer gehen,

richtete sich mit feierlicher Miene von ihrem ärmlichen Lager auf, und sagte, ich könne mir ihren Segen erwerben, wenn ich ihr schwöre, etwas auszuführen, das sie mir auftragen würde. Ergriffen von den Worten der sterbenden Mutter, gelobte ich mit einem Eide, zu thun, wie sie mir sagen werde. Sie brach nun in Verwünschungen gegen den Florentiner und seine Tochter aus, und legte mir mit den fürchterlichsten Drohungen ihres Fluches auf, mein unglückliches Haus an ihm zu rächen." Sie starb in meinen Armen. Jener Gedanke der Rache hatte schon lange in meiner Seele geschlummert; jetzt erwachte er mit aller Macht. Ich sammelte den Rest meines väterlichen Vermögens, und schwur mir, Alles an meine Rache zu setzen, oder selbst mit unter zu gehen.

Bald war ich in Florenz, wo ich mich so geheim als möglich aufhielt; mein Plan war aber um viel erschwert worden, durch die Lage, in welcher sich meine Feinde befanden. Der alte Florentiner war Gouverneur geworden, und hatte so alle Mittel in der Hand, sobald er das Geringste ahnete, mich zu verderben. Ein Zufall kam mir zu Hülfe. Eines Abends sah ich einen Menschen in bekannter Livree durch die Straßen gehen; sein unsicherer Gang, sein finsterer Blick und das halblaut heraus-

gestoßene Santo sacramento und maledetto diavolo ließ mich den alten Pietro, einen Diener des Florentiners, den ich schon in Alexandria gekannt hatte, erkennen. Ich war nicht in Zweifel, daß er über seinen Herrn in Zorn gerathen sey, und beschloß, seine Stimmung zu benützen. Er schien sehr überrascht, mich hier zu sehen, klagte mir sein Leiden, daß er seinem Herrn, seit er Gouverneur geworden, nichts mehr recht machen könne, und mein Gold, unterstützt von seinem Zorn, brachte ihn bald auf meine Seite. Das Schwierigste war jetzt beseitigt; ich hatte einen Mann in meinem Solde, der mir zu jeder Stunde die Thüre meines Feindes öffnete: und nun reifte mein Racheplan immer schneller heran. Das Leben des alten Florentiners schien mir ein zu geringes Gewicht, dem Untergang meines Hauses gegenüber, zu haben. Sein Liebstes mußte er gemordet sehen, und dies war Bianka, seine Tochter. Hatte ja sie so schändlich an meinem Bruder gefrevelt, war ja sie doch die Hauptursache unseres Unglücks. Gar erwünscht kam sogar meinem Rache dürstenden Herzen die Nachricht, daß gerade in dieser Zeit Bianka zum zweitenmal sich vermählen wollte, es war beschlossen, sie mußte sterben. Aber mir selbst graute vor der That, und auch Pietro traute ich zu wenig Kraft zu; darum spähten wir umher nach einem Mann, der das Geschäft vollbringen könnte. Unter den Florentinern wagte ich keinen zu dingen, denn gegen den Gouverneur würde keiner etwas solches unternommen haben. Da fiel Pietro der Plan ein, den ich nachher ausgeführt habe, zugleich schlug er Dich als Fremden und Arzt als den Tauglichsten vor. Den Verlauf der Sache weißt Du. Nur an Deiner übergroßen Vorsicht und Ehrlichkeit schien mein Unternehmen zu scheitern. Daher der Zufall mit dem Mantel.“

„Pietro öffnete uns das Pförtchen an dem Pallaſt des Gouverneurs, er hätte uns auch eben ſo heimlich wieder hinausgeleitet, wenn wir nicht durch den ſchrecklichen Anblick, der ſich uns durch die Thürſpalte darbot, erſchreckt, entflohen wären. Von Schrecken und Reue gejagt, war ich über 200 Schritte fortgerannt, bis ich auf den Stufen einer Kirche niederſank. Dort erſt ſammelte ich mich wieder, und mein erſter Gedanke warſt Du und Dein ſchreckliches Schickſal, wenn man Dich in dem Hauſe fände."

„Ich ſchlich an den Pallaſt, aber weder von Pietro noch von Dir konnte ich eine Spur entdecken; das Pförtchen aber war offen, ſo konnte ich wenigſtens hoffen, daß Du die Gelegenheit zur Flucht benützt haben könnteſt."

„Als aber der Tag anbrach, ließ mich die Angſt vor der Entdeckung und ein unabweisbares Gefühl von Reue nicht mehr in den Mauern von Florenz. Ich eilte nach Rom. Aber denke Dir meine Beſtürzung, als man dort nach einigen Tagen überall dieſe Geſchichte erzählte, mit dem Beiſatz, man habe den Mörder, einen griechiſchen Arzt, gefangen. Ich kehrte in banger Beſorgniß nach Florenz zurück; denn ſchien mir meine Rache ſchon vorher zu ſtark, ſo verfluchte ich ſie jetzt, denn ſie war mir durch Dein Leben allzutheuer erkauft. Ich kam an demſelben Tage an, der Dich der Hand beraubte. Ich ſchweige von dem, was ich fühlte, als ich Dich das Schaffot beſteigen und ſo heldenmüthig leiden ſah. Aber damals als Dein Blut in Strömen aufſpritzte, war der Entſchluß feſt in mir, Dir Deine übrigen Lebenstage zu verſüßen. Was weiter geſchehen iſt, weißt Du, nur das bleibt mir noch zu ſagen übrig, warum ich dieſe Reiſe mit Dir machte."

„Als eine ſchwere Laſt drückte mich der Gedanke, daß Du mir noch immer nicht vergeben habeſt; darum ent-

ſchloß ich mich, viele Tage mit Dir zu leben, und Dir endlich Rechenſchaft abzulegen von dem, was ich mit Dir gethan.“

Schweigend hatte der Grieche ſeinen Gaſt angehört, mit ſanftem Blick bot er ihm, als er geendet hatte, ſeine Rechte. „Ich wußte wohl, daß Du unglücklicher ſeyn müßteſt als ich, denn jene grauſame That wird, wie eine dunkle Wolke, ewig Deine Tage verfinſtern; ich vergebe Dir von Herzen. Aber erlaube mir noch eine Frage; „wie kommſt Du unter dieſer Geſtalt in die Wüſte? was fiengſt Du an, nachdem Du in Konſtantinopel mir das Haus gekauft hatteſt?“

„Ich gieng nach Alexandria zurück, antwortete der Gefragte; Haß gegen alle Menſchen tobte in meiner Bruſt; brennender Haß beſonders gegen jene Nationen, die man die gebildeten nennt. Glaube mir, unter meinen Moslemiten war mir wohler! Kaum war ich einige Monate in Alexandria, als jene Landung meiner Landsleute erfolgte.“

„Ich ſah in ihnen nur die Henker meines Vaters und meines Bruders; darum ſammelte ich einige gleichgeſinnte junge Leute meiner Bekanntſchaft, und ſchloß mich jenen tapfern Mameluken an, die ſo oft der Schrecken des franzöſiſchen Heeres wurden. Als der Feldzug beendigt war, konnte ich mich nicht entſchließen, zu den Künſten des Friedens zurückzukehren. Ich lebte mit meiner kleinen Anzahl gleichdenkender Freunde ein unſtetes, flüchtiges, dem Kampf und der Jagd geweihtes Leben; ich lebe zufrieden unter dieſen Leuten, die mich wie ihren Fürſten ehren, denn wenn meine Aſiaten auch nicht ſo gebildet ſind, wie Eure Europäer, ſo ſind ſie doch weit entfernt von Neid und Verläumdung, von Selbſtſucht und Ehrgeiz.“

Zaleukos dankte dem Fremden für seine Mittheilung, aber er barg ihm nicht, daß er es für seinen Stand, für seine Bildung angemessener fände, wenn er in christlichen, in europäischen Ländern leben und wirken würde. Er faßte seine Hand und bat ihn, mit ihm zu ziehen, bei ihm zu leben und zu sterben.

Gerührt sah ihn der Gastfreund an: „daraus erkenne ich, sagte er, daß Du mir ganz vergeben hast, daß Du mich liebst. Nimm meinen innigsten Dank dafür.“ Er sprang auf, und stand in seiner ganzen Größe vor dem Griechen, dem vor dem kriegerischen Anstand, den dunkel blitzenden Augen, der tiefen geheimnißvollen Stimme seines Gastes beinahe graute. „Dein Vorschlag ist schön, sprach jener weiter, er möchte für jeden Andern lockend seyn, — ich kann ihn nicht benützen. Schon steht mein Roß gesattelt, schon erwarten mich meine Diener; lebe wohl, Zaleukos!“

Die Freunde, die das Schicksal so wunderbar zusammen geführt, umarmten sich zum Abschied; „und wie nenne ich Dich? wie heißt mein Gastfreund, der auf ewig in meinem Gedächtniß leben wird?“ fragte der Grieche.

Der Fremde sah ihn lange an, drückte ihm noch einmal die Hand, und sprach: „Man nennt mich den Herrn der Wüste; ich bin der Räuber Orbasan.“

Inhalt.

	Seite.
Mährchen als Almanach.	3
Die Caravane.	11
Die Geſchichte von Kalif Storch. . . .	17
Die Geſchichte vom Geſpenſter-Schiff. . .	35
Die Geſchichte von der abgehauenen Hand. .	60
Die Befreiung.	94
Die Geſchichte vom kleinen Muck. . . .	125
Das Mährchen vom falſchen Prinzen. . .	160
Orbaſan.	194

Gez. u. D. Zehe

bey Klauber Gest. v. F. P. Edelmann

Der Zwerg Nase

Märchenalmanach

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände

auf das Jahr 1827

[Ja 21]

herausgegeben

von

WILHELM HAUFF

mit Kupfern

H 1917. 74

STUTTGART

bei Gebrüder Franckh.

1827.

Ch. Rumpoldin.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Inhalt.

		Seite
1.	Der Scheik von Aleſſandria und ſeine Sclaven, v. W. Hauff.	1
2.	Der Zwerg Naſe, v. W. Hauff	18
3.	Abner, der Jude, der nichts geſehen hat, v. W. Hauff . .	70
4.	Der arme Stephan, v. A. Schöll	86
5.	Der gebackene Kopf, v. J. Morier	177
6.	Der Affe als Menſch, v. W. Hauff	217
7.	Das Feſt der Unterirdiſchen und Schneeweißchen und Roſenroth, v. W. Grimm	253
8.	Die Geſchichte Almanſors, v. W. Hauff	285

Der Scheik von Alexandria

und seine Sclaven.

Der Scheihk von Aleſſandria, Ali Bann. war ein ſonderbarer Mann; wenn er Morgens durch die Straßen der Stadt ging, angethan mit einem Turban aus den köſtlichſten Cachemirs gewunden, mit dem Feſtkleide und dem reichen Gürtel, der fünfzig Cameele werth war, wenn er einherging, langſamen, gravitätiſchen Schrittes, ſeine Stirne in finſtere Falten gelegt, ſeine Augenbraunen zuſammengezogen, die Augen niedergeſchlagen und alle fünf Schritte gedankenvoll ſeinen langen, ſchwarzen Bart ſtreichend; wenn er ſo hinging nach der Moſchee, um, wie es ſeine Würde forderte, den Gläubigen Vorleſungen über den Koran zu halten: da blieben die Leute auf der Straße ſtehen, ſchauten ihm nach und ſprachen zu einander:

„Es iſt doch ein ſchöner, ſtattlicher Mann. und reich, ein reicher Herr, ſezte wohl ein anderer hinzu; ſehr reich; hat er nicht ein Schloß am Hafen von Stambul? hat er nicht Güter und Felder, und viele tauſend Stück Vieh und viele Sclaven? Ja, ſprach ein Dritter, und der Tartar, der lezthin von Stambul her, vom Großherrn ſelbſt, den der Prophet ſegnen möge, an ihn geſchickt kam, der ſagte mir, daß

unſer Scheihk ſehr in Anſehen ſtehe beym Reis-Effendi, beim Kapidſchi-Baſchi, bey Allen, ja beym Sultan ſelbſt. Ja, rief ein Vierter, ſeine Schritte ſind geſegnet; er iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber — aber. Ihr wißt, was ich meine! — „Ja, ja!“ murmelten dann die Anderen dazwiſchen, es iſt wahr, er hat auch ſein Theil zu tragen, möchten nicht mit ihm tauſchen, iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber, aber! — —

Ali-Bann hatte ein herrliches Haus auf dem ſchönſten Platz von Aleſſandria; vor dem Hauſe war eine weite Terraſſe mit Marmor ummauert, beſchattet von Palmbäumen; dort ſaß er oft Abends und rauchte ſeine Waſſerpfeife. In ehrerbietiger Entfernung harrten dann zwölf reichgekleidete Sclaven ſeines Winkes, der eine trug ſeinen Betel, der andere hielt ſeinen Sonnenſchirm, ein dritter hatte Gefäſſe von gediegenem Golde mit köſtlichem Sorbet angefüllt, ein vierter trug einen Wedel von Pfauenfedern, um die Fliegen aus der Nähe des Herrn zu verſcheuchen, andere waren Sänger und trugen Lauten und Blasinſtrumente, um ihn zu ergötzen mit Muſik, wenn er es verlangte, und der gelehrteſte von allen trug mehrere Rollen, um ihm vorzuleſen.

Aber ſie harreten vergeblich auf ſeinen Wink, er verlangte nicht Muſik noch Geſang, er wollte keine Sprüche oder Gedichte weiſer Dichter der Vorzeit hören, er wollte keinen Sorbet zu

ſich nehmen, noch Betel kauen, ja ſelbſt der mit dem Fächer aus Pfauenfedern hatte vergebliche Arbeit; denn der Herr bemerkte es nicht, wenn ihn eine Fliege ſummend umſchwärmte.

Da blieben oft die Vorübergehenden ſtehen, ſtaunten über die Pracht des Hauſes, über die reich gekleideten Sclaven und über die Bequemlichkeit, womit alles verſehen war: aber wenn ſie dann den Scheihk anſahen, wie er ſo ernſt und düſter unter den Palmen ſaß, ſein Auge nirgends hinwandte, als auf die bläulichen Wölkchen ſeiner Waſſerpfeife, — da ſchüttelten ſie die Köpfe und ſprachen: „wahrlich, der reiche Mann iſt ein armer Mann, er, der viel hat, iſt ärmer, als der nichts hat; denn der Prophet hat ihm den Verſtand nicht gegeben, es zu genießen.“

So ſprachen die Leute, lachten über ihn und gingen weiter.

Eines Abends, als der Scheihk wiederum vor der Thüre ſeines Hauſes unter den Palmen ſaß, umgeben von allem Glanz der Erde, und traurig und einſam ſeine Waſſerpfeife rauchte, ſtanden nicht ferne davon einige junge Leute, betrachteten ihn und lachten.

„Wahrlich,“ ſprach der eine, „das iſt ein thörichter Mann, der Scheihk Ali Banu; hätte ich ſeine Schätze, ich wollte ſie anders anwenden. Alle Tage wollte ich leben herrlich und in Freuden; meine Freunde müſſten bey mir ſpeiſen in den

großen Gemächern des Hauses, und Jubel und Lachen müßten diese traurigen Hallen füllen.“

„Ja,“ erwiederte ein anderer, „das wäre nicht so übel, aber viele Freunde zehren ein Gut auf, und wäre es so groß als das des Sultans, den der Prophet segne; aber säße ich Abends so unter den Palmen auf dem schönen Platze hier, da müßten mir die Sclaven dort singen und musiciren, meine Tänzer müßten kommen und tanzen und springen, und allerley wunderliche Stücke aufführen; dazu rauchte ich recht vornehm die Wasser-Pfeife, ließe mir den köstlichen Sorbet reichen, und ergötzte mich an all diesem wie ein König von Bagdad.“

„Der Scheihk, sprach ein Dritter dieser jungen Leute, der ein Schreiber war, der Scheihk soll ein gelehrter und weiser Mann seyn, und wirklich, seine Vorlesungen über den Koran zeugen von Belesenheit in allen Dichtern und Schriften der Weisheit; aber ist auch sein Leben so eingerichtet, wie es einem vernünftigen Mann geziemt? Dort steht ein Sclave mit einem ganzen Arm voll Rollen; ich gäbe mein Festkleid dafür, nur eine davon lesen zu dürfen, denn es sind gewiß seltene Sachen; aber er? Er sizt, und raucht, und läßt Bücher — Bücher seyn. Wäre ich der Scheihk Ali-Banu, der Kerl müßte mir vorlesen, bis er keinen Athem mehr hätte, oder bis

die Nacht heraufkäme; und auch dann noch müßte er mir lesen, bis ich entschlummert wäre.“

„Ha! Ihr wißt mir recht, wie man sich ein köstliches Leben einrichtet, lachte der vierte; essen und trinken, singen und tanzen, Sprüche lesen und Gedichte hören von armseligen Dichtern! Nein, ich würde es ganz anders machen. Er hat die herrlichsten Pferde und Cameele und Geld die Menge. Da würde ich an seiner Stelle reisen, reisen bis an der Welt Ende, und selbst zu den Moscowitern, selbst zu den Franken. Kein Weg wäre mir zu weit, um die Herrlichkeiten der Welt zu sehen; so würde ich thun, wäre ich jener Mann dort.“

„Die Jugend ist eine schöne Zeit, und das Alter, wo man fröhlich ist, sprach ein alter Mann von unscheinbarem Aussehen, der neben ihnen stand und ihre Reden gehört hatte; aber erlaubet mir, daß ich es sage, die Jugend ist auch thöricht und schwazt hie und da in den Tag hinein, ohne zu wissen, was sie thut.“

„Was wollt ihr damit sagen, Alter!“ fragten verwundert die jungen Leute; meinet Ihr uns damit? Was geht es Euch an, daß wir die Lebensart des Scheihk tadeln?“

„Wenn einer etwas besser weiß, als der andere, so berichte er seinen Irrthum, so will es der Prophet,“ erwiederte der alte Mann; „der Scheihk, es ist wahr, ist gesegnet mit Schätzen, und hat Alles, wornach das Herz verlangt, aber er hat

Urſache, ernſt und traurig zu ſeyn. Meynet Ihr, er ſey immer ſo geweſen? Nein, ich habe ihn noch vor fünfzehn Jahren geſehen, da war er munter und rüſtig wie die Gaſelle, und lebte fröhlich und genoß ſein Leben. Damals hatte er einen Sohn, die Freude ſeiner Tage, ſchön und gebildet, und wer ihn ſah und ſprechen hörte, mußte den Scheihk beneiden um dieſen Schatz, denn er war erſt zehen Jahre alt, und doch war er ſchon ſo gelehrt, wie ein anderer kaum im achtzehnten."

„Und der iſt ihm geſtorben? Der arme Scheihk!" rief der junge Schreiber.

„Es wäre tröſtlich für ihn, zu wiſſen, daß er heimgegangen in die Wohnungen des Propheten, wo er beſſer lebte als hier in Aleſſandria; aber das, was er erfahren mußte, iſt viel ſchlimmer. Es war damals die Zeit, wo die Franken wie hungrige Wölfe herüber kamen in unſer Land, und Krieg mit uns führten. Sie hatten Aleſſandria überwältigt, und zogen von da aus weiter, und immer weiter und bekriegten die Mameluken. Der Scheihk war ein kluger Mann und wußte ſich gut mit ihnen zu vertragen; aber, ſey es, weil ſie lüſtern waren nach ſeinen Schätzen, ſey es, weil er ſich ſeiner gläubigen Brüder annahm, ich weiß es nicht genau; kurz, ſie kamen eines Tages in ſein Haus und beſchuldigten ihn, die Mameluken heimlich mit Waffen, Pferden und Lebensmitteln unterſtützt zu haben.' Er mochte ſeine Unſchuld beweiſen wie er wollte, es

half nichts, denn die Franken sind ein rohes, hartherziges Volk, wenn es darauf ankommt, Geld zu erpressen. Sie nahmen also seinen jungen Sohn, Kairam geheißen, als Geissel in ihr Lager. Er bot ihnen viel Gold für ihn, aber sie gaben ihn nicht los, und wollten ihn zu noch höherem Gebot steigern. Da kam ihnen auf einmal von ihrem Bassa, oder was er war, der Befehl sich einzuschiffen; niemand in Alessandria wußte ein Wort davon, und — plötzlich waren sie auf der hohen See und den kleinen Kairam, Ali-Bann's Sohn, schleppten sie wohl mit sich, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„O der arme Mann! wie hat ihn doch Allah geschlagen!" riefen einmüthig die jungen Leute, und schauten mitleidig hin nach dem Scheihk, der umgeben von Herrlichkeit, traurend und einsam unter den Palmen saß.

„Sein Weib, das er sehr geliebt hat, starb ihm aus Kummer um ihren Sohn; er selbst aber kaufte sich ein Schiff, rüstete es aus und bewog den fränkischen Arzt, der dort unten am Brunnen wohnt, mit ihm nach Frankistan zu reisen, um den verlorenen Sohn aufzusuchen. Sie schifften sich ein, und waren lange Zeit auf dem Meere, und kamen endlich in das Land jener Giaurs, jener Ungläubigen, die in Alessandria gewesen waren. Aber dort soll es gerade schrecklich zugegangen seyn. Sie hatten ihren Sultan umgebracht, und die Bascha,

und die Reichen und Armen schlugen einander die Köpfe ab, und es war keine Ordnung im Lande. Vergeblich suchten sie in jeder Stadt nach dem kleinen Kairam, niemand wollte von ihm wissen, und der fränkische Doctor rieth endlich dem Scheihk, sich einzuschiffen, weil sie sonst wohl selbst um ihre Köpfe kommen könnten."

„So kamen sie wieder zurück, und seit seiner Ankunft hat der Scheihk gelebt wie an diesem Tag, denn er trauert um seinen Sohn; und er hat recht. Muß er nicht, wenn er ißt und trinkt, denken, jezt muß vielleicht mein armer Kairam hungern und dürsten? Und wenn er sich bekleidet mit reichen Shwals und Festkleidern, wie es sein Amt und seine Würde will, muß er nicht denken, jezt hat er wohl nicht, womit er seine Blöße deckt? Und wenn er umgeben ist von Sängern und Tänzern und Vorlesern, seinen Sclaven, denkt er da nicht, jezt muß wohl mein armer Sohn seinem fränkischen Gebieter Sprünge vormachen und musiciren, wie er es haben will? Und was ihm den größten Kummer macht, er glaubt, der kleine Kairam werde, so weit vom Land seiner Väter und mitten unter Ungläubigen, die seiner spotten, abtrünnig werden vom Glauben seiner Väter und er werde ihn einst nicht umarmen können in den Gärten des Paradieses!"

„Darum ist er auch so mild gegen seine Sclaven, und giebt große Summen an die Armen; denn er denkt, Allah

werde es vergelten und das Herz seiner fränkischen Herren rühren, daß sie seinen Sohn mild behandeln. Auch giebt er jedesmal, wenn der Tag kömmt, an welchem ihm sein Sohn entrissen wurde, zwölf Sclaven frey."

„Davon habe ich auch schon gehört;" entgegnete der Schreiber, „aber man trägt sich mit wunderlichen Reden; von seinem Sohn wurde dabey nichts erwähnt, wohl aber sagte man, er sey ein sonderbarer Mann, und ganz besonders erpicht auf Erzählungen; da soll er jedes Jahr unter seinen Sclaven einen Wettstreit anstellen, und wer am besten erzählt, den giebt er frey."

„Verlasset Euch nicht auf das Gerede der Leute," sagte der alte Mann; „es ist so, wie ich es sage, und ich weiß es genau; möglich ist, daß er sich an diesem schweren Tage aufheitern will und sich Geschichten erzählen läßt; doch gibt er sie frey um seines Sohnes willen. Doch, der Abend wird kühl und ich muß weiter gehen. Schalem aleicum, Friede sey mit Euch, Ihr jungen Herren, und denket in Zukunft besser von dem guten Scheihk."

Die jungen Leute dankten dem Alten für seine Nachrichten, schauten noch einmal nach dem trauernden Vater, und gingen die Straße hinab, indem sie zu einander sprachen: „Ich möchte doch nicht der Scheihk Ali-Banu seyn."

Nicht lange Zeit, nachdem diese jungen Leute mit dem alten Mann über den Scheihk Ali-Banu gesprochen hatten, traf es sich, daß sie um die Zeit des Morgengebets wieder diese Straße gingen. Da fiel ihnen der alte Mann und seine Erzählung ein, und sie beklagten zusammen den Scheihk und blickten nach seinem Hause. Aber wie staunten sie, als sie dort alles aufs Herrlichste ausgeschmückt fanden! Von dem Dache, wo geputzte Sclavinnen spazieren gingen, wehten Wimpeln und Fahnen, die Halle des Hauses war mit köstlichen Teppichen belegt, Seidenstoff schloß sich an diese an, der über die breiten Stufen der Treppe gelegt war, und selbst auf der Straße war noch schönes feines Tuch ausgebreitet, wovon sich mancher wünschen mochte zu einem Festkleid oder zu einer Decke für die Füße.

„Ei, wie hat sich doch der Scheihk geändert in den wenigen Tagen," sprach der junge Schreiber; „will er ein Fest geben? Will er seine Sänger und Tänzer anstrengen? Seht mir diese Teppiche! hat sie einer so schön in ganz Alessandria! und dieses Tuch auf dem gemeinen Boden, wahrlich, es ist Schade dafür!"

„Weißt du, was ich denke?" sprach ein Anderer; „er empfängt sicherlich einen hohen Gast; denn das sind Zubereitungen, wie man sie macht, wenn ein Herrscher von großen

Ländern, oder ein Effendi des Großherrn ein Haus mit seinem Besuche segnet. Wer mag wohl heute hieher kommen?"

„Siehe da, geht dort unten nicht unser Alter von lezthin? Ei, der weiß ja alles, und muß auch darüber Aufschluß geben können. Heda! Alter Herr! wollet Ihr nicht ein wenig zu uns treten?" So riefen sie, der alte Mann aber bemerkte ihre Winke und kam zu ihnen; denn er erkannte sie als die jungen Leute, mit welchen er vor einigen Tagen gesprochen. Sie machten ihn aufmerksam auf die Zurüstungen im Hause des Scheihk und fragten ihn, ob er nicht wisse, welch' hoher Gast wohl erwartet werde?

„Ihr glaubt wohl," erwiederte er, „Ali-Banu feyere ein großes Freuden-Fest, oder ein Besuch eines großen Mannes beehre sein Haus? Dem ist nicht also; aber heute ist der zwölfte Tag des Monats Rhamadan, wie Ihr wisset, und an diesem Tag wurde sein Sohn ins Lager geführt."

„Aber beym Bart des Propheten!" rief einer der jungen Leute; das sieht ja alles aus, wie Hochzeit und Festlichkeiten, und doch ist es sein berühmter Trauertag, wie reimt Ihr das zusammen? Gesteht, der Scheihk ist denn doch etwas zerrüttet im Verstand."

„Urtheilet Ihr noch immer so schnell, mein junger Freund?" fragte der Alte lächelnd. Auch dießmal war Euer Pfeil wohl spitzig und scharf, die Sehne Eures Bogens

straff angezogen, und doch habt Ihr weit ab vom Ziele geschossen. Wisset, daß heute der Scheihk seinen Sohn erwartet.“

„So ist er gefunden?“ riefen die Jünglinge und freuten sich.

„Nein, und er wird sich wohl lange nicht finden; aber wisset: vor acht oder zehen Jahren, als der Scheihk auch einmal mit Trauern und Klagen diesen Tag beging, auch Sclaven frey gab, und viele Arme speisete und tränkte, da traf es sich, daß er auch einem Derwisch, der müde und matt im Schatten jenes Hauses lag, Speise und Trank reichen ließ. Der Derwisch aber war ein heiliger Mann und erfahren in Prophezeiungen und im Sterndeuten. Der trat, als er gestärkt war durch die milde Hand des Scheihks, zu ihm und sprach: „Ich kenne die Ursache deines Kummers, ist nicht heute der zwölfte Rhamadan, und hast du nicht an diesem Tage deinen Sohn verloren? Aber sey getrost, dieser Tag der Trauer wird dir zum Festtag werden, denn wisse, an diesem Tag wird einst dein Sohn zurückkehren.“ So sprach der Derwisch. Es wäre Sünde für jeden Muselmann, an der Rede eines solchen Mannes zu zweifeln; der Gram Ali's wurde zwar dadurch nicht gemildert, aber doch harrt er an diesem Tage immer auf die Rückkehr seines Sohnes, und schmückt

sein Haus und seine Halle und die Treppen, als könne jener zu jeder Stunde anlangen.“

„Wunderbar!“ erwiederte der Schreiber; „aber zusehen möchte ich doch, wie alles so herrlich bereitet ist, wie er selbst in dieser Herrlichkeit trauert, und hauptsächlich möchte ich zuhören, wie er sich von seinen Sclaven erzählen läßt.“

„Nichts leichter als dieß,“ antwortete der Alte. Der Aufseher der Sclaven jenes Hauses ist mein Freund seit langen Jahren, und gönnt mir an diesem Tage immer ein Plätzchen in dem Saal, wo man unter der Menge der Diener und Freunde des Scheihks den Einzelnen nicht bemerkt. Ich will mit ihm reden, daß er Euch einläßt; Ihr seyd ja nur zu Vier, und da kann es schon gehen; kommet um die neunte Stunde auf diesen Platz, und ich will Euch Antwort geben.“

So sprach der Alte; die jungen Leute aber dankten ihm und entfernten sich, voll Begierde zu sehen, wie sich dieß alles begeben würde.

Sie kamen zur bestimmten Stunde auf den Platz vor dem Hause des Scheihk, und trafen da den Alten, der ihnen sagte, daß der Aufseher der Sclaven erlaubt habe, sie einzuführen. Er ging voran, doch nicht durch die reichgeschmückten Treppen und Thore, sondern durch ein Seitenpförtchen, das er sorgfältig wieder verschloß. Dann führte er sie durch

mehrere Gänge, bis ſie in den groſsen Saal kamen. Hier war ein groſses Gedränge von allen Seiten; da waren reichgekleidete Männer, angeſehene Herren der Stadt und Freunde des Scheihk, die gekommen waren, ihn in ſeinem Schmerz zu tröſten. Da waren Sclaven aller Art und aller Nationen. Aber alle ſahen kummervoll aus; denn ſie liebten ihren Herrn, und trauerten mit ihm. Am Ende des Saales auf einem reichen Divan ſaſsen die vornehmſten Freunde Ali's, und wurden von den Sclaven bedient. Neben ihnen auf dem Boden ſaſs der Scheihk; denn die Trauer um ſeinen Sohn erlaubte ihm nicht, auf den Teppich der Freude zu ſitzen. Er hatte ſein Haupt in die Hand geſtüzt und ſchien wenig auf die Tröſtungen zu hören, die ihm ſeine Freunde zuflüſterten. Ihm gegenüber ſaſsen einige alte und junge Männer in Sclaventracht. Der Alte belehrte ſeine jungen Freunde, daſs dieſs die Sclaven ſeyen, die Ali-Banu an dieſem Tage frey gebe. Es waren unter ihnen auch einige Franken, und der Alte machte beſonders auf einen von ihnen aufmerkſam, der von ausgezeichneter Schönheit und noch ſehr jung war. Der Scheihk hatte ihn erſt einige Tage zuvor einem Sclavenhändler von Tunis um eine groſse Summe abgekauft, und gab ihn dennoch jezt ſchon frey, weil er glaubte, je mehr Franken er in ihr Vaterland zurückſchicke, deſto früher werde der Prophet ſeinen Sohn erlöſen.

Nachdem man überall Erfrischungen umhergereicht hatte, gab der Scheihk dem Aufseher der Sclaven ein Zeichen. Dieser stand auf, und es ward tiefe Stille im Saal. Er trat vor die Sclaven, welche freygelassen werden sollten, und sprach mit vernehmlicher Stimme: „Ihr Männer, die ihr heute frey seyn werdet durch die Gnade meines Herrn Ali-Banu, des Scheihk von Alessandria, thuet nun wie es Sitte ist an diesem Tage in seinem Hause, und hebet an zu erzählen.“

Sie flüsterten unter einander. Dann aber nahm ein alter Sclave das Wort, und fing an zu erzählen:

Der Zwerg Naſe.

„Herr! diejenigen thun ſehr unrecht, welche glauben, es habe nur zu Zeiten Haruns Al-Raſchid, des Beherrſchers von Bagdad, Feen und Zauberer gegeben, oder die gar behaupten, jene Berichte von dem Treiben der Genien und ihrer Füeſten, welche man von den Erzählern auf den Märkten der Stadt hört, ſeyen unwahr. Noch heute gibt es Feen, und es iſt nicht ſo lange her, daß ich ſelbſt Zeuge einer Begebenheit war, wo offenbar die Genien im Spiel waren, wie ich euch berichten werde.

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes, Deutſchlands, lebte vor vielen Jahren ein Schuſter mit ſeiner Frau, ſchlicht und recht. Er ſaß bey Tag an der Ecke der Straße und flickte Schuhe und Pantoffel, und machte wohl auch neue, wenn ihm einer welche anvertrauen mochte; doch mußte er dann das Leder erſt einkaufen, denn er war arm und hatte keine Vorräthe. Seine Frau verkaufte Gemüſe und Früchte, die ſie in einem kleinen Gärtchen vor dem Thore pflanzte, und viele Leute kauften gerne bey ihr, weil ſie reinlich und ſauber gekleidet war, und ihr Gemüſe auf gefällige Art auszubreiten und zu legen wußte.

Die beiden Leutchen hatten einen schönen Knaben, angenehm von Gesicht, wohl gestaltet, und für das Alter von acht Jahren schon ziemlich groß. Er pflegte gewöhnlich bey der Mutter auf dem Gemüse-Markt zu sitzen, und den Weibern oder Köchen, die viel bey der Schustersfrau eingekauft hatten, trug er wohl auch einen Theil der Früchte nach Hause, und selten kam er von einem solchen Gang zurück, ohne eine schöne Blume, oder ein Stückchen Geld, oder Kuchen; denn die Herrschaften dieser Köche sahen es gerne, wenn man den schönen Knaben mit nach Hause brachte, und beschenkten ihn immer reichlich.

Eines Tages saß die Frau des Schusters wieder wie gewöhnlich auf dem Markte, sie hatte vor sich einige Körbe mit Kohl und anderem Gemüse, allerley Kräuter und Sämereien, auch in einem kleineren Körbchen frühe Birnen, Aepfel und Aprikosen. Der kleine Jakob, so hieß der Knabe, saß neben ihr und rief mit heller Stimme die Waaren aus: „Hieher Ihr Herren, seht, welch schöner Kohl, wie wohlriechend diese Kräuter; frühe Birnen, ihr Frauen, frühe Aepfel und Aprikosen, wer kauft? meine Mutter gibt es wohlfeil.“ So rief der Knabe. Da kam ein altes Weib über den Markt her; sie sah etwas zerrissen und zerlumpt aus, hatte ein kleines, spitziges Gesicht, vom Alter ganz eingefurcht, rothe Augen, und eine spitzige, gebogene Nase, die gegen

das Kinn hinabstrebte; sie ging an einem langen Stock, und doch konnte man nicht sagen, wie sie ging; denn sie hinkte und rutschte und wankte, es war, als habe sie Räder in den Beinen, und könne alle Augenblicke umstülpen und mit der spitzigen Nase aufs Pflaster fallen.

Die Frau des Schusters betrachtete dieses Weib aufmerksam. Es waren jezt doch schon sechzehn Jahre, daß sie täglich auf dem Markte saß, und nie hatte sie diese sonderbare Gestalt bemerkt. Aber sie erschrack unwillkührlich, als die Alte auf sie zuhinkte und an ihren Körben stille stand.

„Seyd Ihr Hanne, die Gemüsehändlerin?“ fragte das alte Weib mit unangenehmer, krächzender Stimme, indem sie beständig den Kopf hin und herschüttelte.

„Ja, die bin ich,“ antwortete die Schustersfrau; „ist Euch etwas gefällig?“

„Wollen sehen, wollen sehen! Kräutlein schauen, Kräutlein schauen; ob du hast, was ich brauche?“ antwortete die Alte, beugte sich nieder vor den Körben, und fuhr mit ein Paar dunkelbraunen, häßlichen Händen in den Kräuterkorb hinein, packte die Kräutlein, die so schön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen Spinnenfingern, brachte sie dann eines um das andere hinauf an die lange Nase und berochs hin und her. Der Frau des Schusters wollte es fast das Herz abdrücken, wie sie das alte Weib also mit ihren

ſeltenen Kräutern handieren ſah; aber ſie wagte nichts zu ſagen; denn es war das Recht des Käufers, die Waare zu prüfen, und überdieß empfand ſie ein ſonderbares Grauen vor dem Weibe. Als jene den ganzen Korb durchgemuſtert hatte, murmelte ſie: „ſchlechtes Zeug, ſchlechtes Kraut, nichts von allem, was ich will, war viel beſſer vor fünfzig Jahren; ſchlechtes Zeug! ſchlechtes Zeug!“

Solche Reden verdroßen nun den kleinen Jakob. „Höre, du biſt ein unverſchämtes, altes Weib,“ rief er unmuthig, „erſt fährſt du mit deinen garſtigen braunen Fingern in die ſchönen Kräuter hinein, und drückſt ſie zuſammen, dann hältſt du ſie an deine lange Naſe, daß ſie niemand mehr kaufen mag, wer zugeſehen, und jezt ſchimpfſt du noch unſere Waare ſchlechtes Zeug, und doch kauft ſelbſt der Koch des Herzogs alles bey uns!“

Das alte Weib ſchielte den muthigen Knaben an, lachte widerlich und ſprach mit heiſerer Stimme: „Söhnchen, Söhnchen! alſo gefällt dir meine Naſe, meine ſchöne lange Naſe, ſollſt auch eine haben, mitten im Geſicht bis über's Kinn herab.“ Während ſie ſo ſprach, rutſchte ſie an den anderen Korb, in welchem Kohl ausgelegt war. Sie nahm die herrlichſten, weißen Kohlhäupter in die Hand, drückte ſie zuſammen, daß ſie ächzten, warf ſie dann wieder unordentlich

in den Korb und sprach auch hier, „schlechte Waare, schlechter Kohl!“

„Wackle nur nicht so garstig mit dem Kopf hin und her,“ rief der Kleine ängstlich, „dein Hals ist ja so dünne wie ein Kohlstengel, der könnte leicht abbrechen, und dann fiele dein Kopf hinein in den Korb; wer wollte dann noch kaufen!“

„Gefallen sie dir nicht, die dünnen Hälse?“ murmelte die Alte lachend. „Sollst gar keinen haben, Kopf muß in den Schultern stecken, daß er nicht herabfällt vom kleinen Körperlein.“

„Schwazt doch nicht so unnützes Zeug mi dem Kleinen da,“ sagte endlich die Frau des Schusters, im Unmuth über das lange Prüfen, Mustern und Beriechen, „wenn Ihr etwas kaufen wollt, so spudet Euch, Ihr verscheucht mir ja die andern Kunden.“

„Gut, es sey wie du sagst,“ rief die Alte mit grimmigem Blick, „ich will Dir diese sechs Kohlhäupter abkaufen; aber siehe, ich muß mich auf den Stab stützen und kann nichts tragen, erlaube deinem Söhnlein, daß es mir die Waare nach Hause bringt, ich will es dafür belohnen.“

Der Kleine wollte nicht mit gehen und weinte; denn ihm graute vor der häßlichen Frau, aber die Mutter befahl es ihm ernstlich, weil sie es doch für eine Sünde hielt, der alten schwächlichen Frau diese Last allein aufzubürden; halb wei-

nend that er, wie ſie befohlen, raffte die Kohlhäupter in ein Tuch zuſammen, und folgte dem alten Weibe über den Markt hin.

Es ging nicht ſehr ſchnell bey ihr, und ſie brauchte beynahe Dreiviertelſtunden, bis ſie in einen ganz entlegenen Theil der Stadt kam, und endlich vor einem kleinen baufälligen Hauſe ſtillhielt. Dort zog ſie einen alten, roſtigen Haken aus der Taſche, fuhr damit geſchickt in ein kleines Loch in der Thüre, und plötzlich ſprang dieſe krachend auf. Aber wie war der kleine Jakob überraſcht, als er eintrat! Das Innere des Hauſes war prachtvoll ausgeſchmückt, von Marmor war die Decke und die Wände, die Geräthſchaften vom ſchönſten Ebenholz, mit Gold und geſchliffenen Steinen eingelegt, der Boden aber war von Glas und ſo glatt, daß der Kleine einigemal ausgleitete und umfiel. Die Alte aber zog ein ſilbernes Pfeifchen aus der Taſche, und pfiff eine Weiſe darauf, die gellend durch das Haus tönte. Da kamen ſogleich einige Meerſchweinchen die Treppe herab; dem Jakob wollte es aber ganz ſonderbar dünken, daß ſie aufrecht auf zwey Beinen gingen, Nußſchaalen ſtatt Schuhen an den Pfoten trugen, menſchliche Kleider angelegt und ſogar Hüte nach der neueſten Mode auf die Köpfe geſezt hatten. „Wo habt Ihr meine Pantoffeln, ſchlechtes Geſindel?“ rief die Alte, und ſchlug mit dem Stock nach ihnen, daß ſie jam-

mernd in die Höhe ſprangen; „wie lange ſoll ich noch ſo daſtehen?“

Sie ſprangen ſchnell die Treppe hinauf, und kamen wieder mit ein Paar Schaalen von Coccosnuß mit Leder gefüttert, welche ſie der Alten geſchickt an die Füße ſteckten.

Jezt war alles Hinken und Rutſchen vorbey. Sie warf den Stab von ſich und gleitete mit großer Schnelligkeit über den Glasboden hin, indem ſie den kleinen Jakob an der Hand mit fortzog. Endlich hielt ſie in einem Zimmer ſtille, das mit allerley Geräthſchaften ausgeputzt, beynahe einer Küche glich, obgleich die Tiſche von Mahagoniholz, und die Sopha's, mit reichen Teppichen behängt, mehr zu einem Prunkgemach paßten. „Setze dich, Söhnchen,“ ſagte die Alte recht freundlich, indem ſie ihn in die Ecke eines Sopha drückte, und einen Tiſch alſo vor ihn hinſtellte, daß er nicht mehr hervorkommen konnte. „Setze dich, du haſt gar ſchwer zu tragen gehabt, die Menſchenköpfe ſind nicht ſo leicht, nicht ſo leicht.“

„Aber Frau, was ſprechet Ihr ſo wunderlich,“ rief der Kleine, „müde bin ich zwar, aber es waren ja Kohlköpfe, die ich getragen, Ihr habt ſie meiner Mutter abgekauft.“

„Ei, das weißt du falſch,“ lachte das Weib, deckte den Deckel des Korbes auf, und brachte einen Menſchenkopf hervor, den ſie am Schopf gefaßt hatte. Der Kleine war vor

Schrecken auſſer ſich; er konnte nicht faſſen, wie dieß alles zuging, aber er dachte an ſeine Mutter; wenn jemand von dieſen Menſchenköpfen etwas erfahren würde, dachte er bey ſich, da würde man gewiß meine Mutter dafür anklagen.

„Muß dir nun auch etwas geben zum Lohn, daß du ſo artig biſt,“ murmelte die Alte, „gedulde dich nur ein Weilchen, will dir ein Süppchen einbrocken, an das du dein Leben lang denken wirſt.“ So ſprach ſie und pfiff wieder. Da kamen zuerſt viele Meerſchweinchen in menſchlichen Kleidern; ſie hatten Küchenſchürzen umgebunden, und im Gürtel Rührlöffel und Tranſchirmeſſer, nach dieſen kam eine Menge Eichhörnchen hereingehüpft; ſie hatten weite türkiſche Beinkleider an, giengen aufrecht, und auf dem Kopf trugen ſie grüne Mützchen von Sammt. Dieſe ſchienen die Küchenjungen zu ſeyn; denn ſie kletterten mit großer Geſchwindigkeit an den Wänden hinauf, und brachten Pfannen und Schüſſeln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Heerd; dort aber fuhr die alte Frau auf ihren Pantoffeln von Cocosſchaalen beſtändig hin und her, und der Kleine ſah, daß ſie es ſich recht angelegen ſeyn laſſe, ihm etwas Gutes zu kochen. Jezt kniſterte das Feuer höher empor, jezt rauchte und ſott es in der Pfanne, ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer, die Alte aber rannte auf und ab, die Eichhörnchen und Meerſchweine ihr nach, und ſo oft ſie am

Heerde vorbey kam, guckte sie mit ihrer langen Nase in den Topf. Endlich fing es an zu sprudeln und zu ziſchen. Dampf stieg aus dem Topf hervor, und der Schaum floß herab in's Feuer. Da nahm sie ihn weg, goß davon in eine silberne Schaale, und sezte sie dem kleinen Jakob vor.

„So, Söhnchen, so," sprach sie, „iß nur dieses Süppchen, dann hast du Alles, was dir an mir so gefallen. Sollst auch ein geschickter Koch werden, daß du doch etwas bist, aber Kräutlein, nein das Kräutlein sollst du nimmer finden, warum hat es deine Mutter nicht in ihrem Korb gehabt?" Der Kleine verstand nicht recht, was sie sprach, desto aufmerksamer behandelte er die Suppe, die ihm ganz trefflich schmeckte. Seine Mutter hatte ihm manche schmackhafte Speise bereitet, aber so gut war ihm noch nichts geworden. Der Duft von feinen Kräutern und Gewürzen stieg aus der Suppe auf, dabey war sie süß und säuerlich zugleich und sehr stark. Während er noch die lezten Tropfen der köstlichen Speise austrank, zündeten die Meerschweinchen arabischen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer schwebte, dichter und immer dichter wurden diese Wolken und sanken herab, der Geruch des Weihrauches wirkte betäubend auf den Kleinen, er mochte sich zurufen, so oft er wollte, daß er zu seiner Mutter zurückkehren müsse; wenn er sich ermannte, sank er immer wieder von neuem in den

Schlummer zurück, und schlief endlich wirklich auf dem Sopha des alten Weibes ein.

Sonderbare Träume kamen über ihn. Es war ihm, als ziehe ihm die Alte seine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchens-Balg. Jezt konnte er Sprünge machen und Klettern wie ein Eichhörnchen; er ging mit den übrigen Eichhörnchen und Meerschweinen, die sehr artige, gesittete Leute waren, um, und hatte mit ihnen den Dienst bey der alten Frau. Zuerst wurde er nur zu den Diensten eines Schuhputzers gebraucht, d. h. er mußte die Cocosnüsse, welche die Frau statt der Pantoffeln trug, mit Oel salben, und durch Reiben glänzend machen. Da er nun in seines Vaters Hause zu ähnlichen Geschäften oft angehalten worden war, so ging es ihm flink von der Hand; etwa nach einem Jahre, träumte er weiter, wurde er zu einem feineren Geschäft gebraucht; er mußte nemlich mit noch einigen Eichhörnchen Sonnenstäubchen fangen, und wenn sie genug hatten, solche durch das feinste Haarsieb sieben. Die Frau hielt nemlich die Sonnenstäubchen für das allerfeinste, und weil sie nicht gut beißen konnte, denn sie hatte keinen Zahn mehr, so ließ sie sich ihr Brod aus Sonnenstäubchen zubereiten.

Wiederum nach einem Jahr wurde er zu den Dienern versezt, die das Trinkwasser für die Alte sammelten. Man

denke nicht, daß ſie ſich hiezu etwa eine Ziſterne hätte graben laſſen, oder ein Faß in den Hof ſtellte, um das Regenwaſſer darin aufzufangen; da ging es viel feiner zu; die Eichhörnchen, und Jakob mit ihnen, mußten mit Haſelnußſchaalen den Thau aus den Roſen ſchöpfen, und das war das Trinkwaſſer der Alten. Da ſie nun bedeutend viel trank, ſo hatten die Waſſerträger ſchwere Arbeit. Nach einem Jahr wurde er zum inneren Dienſt des Hauſes beſtellt; er hatte nemlich das Amt, die Böden rein zu machen; da nun dieſe von Glas waren, worin man jeden Hauch ſah, war es keine geringe Arbeit. Sie mußten ſie bürſten und altes Tuch an die Füße ſchnallen, und auf dieſem künſtlich im Zimmer umher fahren. Im vierten Jahr ward er endlich zur Küche verſezt. Es war dieß ein Ehrenamt, zu welchem man nur nach langer Prüfung gelangen konnte. Jakob diente dort vom Küchenjungen aufwärts bis zum erſten Paſtetenmacher, und erreichte eine ſo ungemeine Geſchicklichkeit und Erfahrung in Allem, was die Küche betrifft, daß er ſich oft über ſich ſelbſt wundern mußte; die ſchwierigſten Sachen, Paſteten von zweihunderterley Eſſenzen, Kräuterſuppen von allen Kräutlein der Erde zuſammen geſezt, alles lernte er, alles verſtand er ſchnell und kräftig zu machen.

So waren etwa ſieben Jahre im Dienſte des alten Weibes vergangen, da befahl ſie ihm eines Tages, indem ſie die

Cocosschuhe auszog, Korb und Krückenstock zur Hand nahm, um auszugehen, er solle ein Hühnlein rupfen, mit Kräutern füllen, und solches schön bräunlich und gelb rösten, bis sie wieder käme. Er that dieß nach den Regeln der Kunst. Er drehte dem Hühnlein den Kragen um, brühte es in heißem Wasser, zog ihm geschickt die Federn aus, schabte ihm nachher die Haut, daß sie glatt und fein wurde, und nahm ihm die Eingeweide heraus. Sodann fing er an, die Kräuter zu sammeln, womit er das Hühnlein füllen sollte.. In der Kräuterkammer gewahrte er aber dießmal ein Wandschränkchen, dessen Thüre halb geöffnet war, und das er sonst nie bemerkt hatte. Er ging neugierig näher, um zu sehen, was es enthalte und siehe da, es standen viele Körbchen darinnen, von welchen ein starker, angenehmer Geruch ausging. Er öffnete eines dieser Körbchen und fand darin Kräutlein von ganz besonderer Gestalt und Farbe. Die Stengel und Blätter waren blaugrün, und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Roth mit Gelb verbrämt; er betrachtete sinnend diese Blume, berooh sie und sie strömte denselben starken Geruch aus, von dem einst jene Suppe, die ihm die Alte gekocht, geduftet hatte. Aber so stark war der Geruch, daß er zu niesen anfing, immer heftiger niesen mußte, und — am Ende niesend erwachte.

Da lag er auf dem Sopha des alten Weibes und blickte

verwundert umher. „Nein, wie man aber so lebhaft träumen kann!“ sprach er zu sich; „hätte ich jezt doch schwören wollen, daß ich ein schnödes Eichhörnchen, ein Camerade von Meerschweinen und anderem Ungeziefer, dabey aber ein grosser Koch geworden sey. Wie wird die Mutter lachen, wenn ich ihr alles erzähle! Aber wird sie nicht auch schmählen, daß ich in einem fremden Hause einschlafe, statt ihr zu helfen auf dem Markte?“ Mit diesen Gedanken raffte er sich auf, um hinweg zu gehen; noch waren seine Glieder vom Schlafe ganz steif; besonders sein Nacken, denn er konnte den Kopf nicht recht hin und her bewegen; er mußte auch selbst über sich lächeln, daß er so schlaftrunken war, denn alle Augenblicke, ehe er es sich versah, stieß er mit der Nase an einen Schrank oder an die Wand, oder schlug sie, wenn er sich schnell umwandte, an einen Thürpfosten. Die Eichhörnchen und Meerschweinchen liefen winselnd um ihn her, als wollten sie ihn begleiten, er lud sie auch wirklich ein, als er auf der Schwelle war, denn es waren niedliche Thierchen, aber sie fuhren auf ihren Nußschaalen schnell ins Haus zurück, und er hörte sie nur noch in der Ferne heulen.

Es war ein ziemlich entlegener Theil der Stadt, wohin ihn die Alte geführt hatte, und er konnte sich kaum aus den engen Gassen herausfinden, auch war dort ein großes Gedränge; denn es mußte sich, wie ihm dünkte, gerade in der

Nähe ein Zwerg sehen lassen; überall hörte er rufen: „ei, sehet den häßlichen Zwerg! wo kommt der Zwerg her? Ei, was hat er doch für eine lange Nase, und wie ihm der Kopf in den Schultern steckt, und die braunen, häßlichen Hände! Zu einer andern Zeit wäre er wohl auch nachgelaufen, denn er sah für sein Leben gern Riesen oder Zwerge, oder seltsame, fremde Trachten, aber so mußte er sich spuden, um zur Mutter zu kommen.

Es war ihm ganz ängstlich zu Muth, als er auf den Markt kam. Die Mutter saß noch da und hatte noch ziemlich viele Früchte im Korb, lange konnte er also nicht geschlafen haben, aber doch kam es ihm von weitem schon vor, als sey sie sehr traurig; denn sie rief die Vorübergehenden nicht an, einzukaufen, sondern hatte den Kopf in die Hand gestützt, und als er näher kam, glaubte er auch, sie sey bleicher als sonst. Er zauderte, was er thun sollte; endlich faßte er sich ein Herz, schlich sich hinter sie hin, legte traulich seine Hand auf ihren Arm und sprach: „Mütterchen, was fehlt dir? bist du böse auf mich?“

Die Frau wandte sich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entsetzens zurück: „Was willst du von mir, häßlicher Zwerg!“ rief sie, „fort, fort! ich kann dergleichen Possenspiel nicht leiden.“

„Aber Mutter, was hast du denn?“ fragte Jakob ganz

erschrocken; „dir ist gewiß nicht wohl; warum willst du denn deinen Sohn von dir jagen?“

„Ich habe dir schon gesagt, gehe deines Weges!“ entgegnete Frau Hanne zürnend. „Bey mir verdienst du kein Geld durch deine Gaukeleien, häßliche Mißgeburt.“

„Wahrhaftig, Gott hat ihr das Licht des Verstandes geraubt,“ sprach der Kleine bekümmert zu sich; „was fange ich nur an, um sie nach Haus zu bringen? Lieb' Mütterchen, so sey doch nur vernünftig; sieh mich doch nur recht an; ich bin ja dein Sohn, dein Jakob.“

„Nein, jezt wird mir der Spaß zu unverschämt,“ rief Hanne ihrer Nachbarin zu, „seht nur den häßlichen Zwerg da, da steht er und vertreibt mir gewiß alle Käufer, und mit meinem Unglück wagt er zu spotten. Spricht zu mir: ich bin ja dein Sohn, dein Jakob, der Unverschämte!“

Da erhoben sich die Nachbarinnen und fingen an zu schimpfen, so arg sie konnten, und Marktweiber, wisset Ihr wohl, verstehen es, und schalten ihn, daß er des Unglückes der armen Hanne spotte, der vor sieben Jahren ihr bildschöner Knabe gestohlen worden sey, und drohten insgesammt über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht alsobald ginge.

Der arme Jakob wußte nicht, was er von diesem allem denken sollte. War er doch, wie er glaubte, heute frühe, wie

gewöhnlich, mit der Mutter auf den Markt gegangen, hatte ihr die Früchte aufstellen helfen, war nachher mit dem alten Weib in ihr Haus gekommen, hatte ein Süppchen verzehrt, ein kleines Schläfchen gemacht, und war jezt wieder da; und doch sprachen die Mutter und die Nachbarinnen von sieben Jahren! und sie nannten ihn einen garstigen Zwerg! was war denn nun mit ihm vorgegangen? — Als er sah, daß die Mutter gar nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Thränen in die Augen, und er ging traurend die Straße hinab nach der Bude, wo sein Vater den Tag über Schuhe flickte. „Ich will doch sehen, dachte er bey sich, ob er mich auch nicht kennen will; unter die Thüre will ich mich stellen und mit ihm sprechen.“ Als er an der Bude des Schusters angekommen war, stellte er sich unter die Thüre und schaute hinein. Der Meister war so ämsig mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er ihn gar nicht sah; als er aber einmal zufällig einen Blick nach der Thüre warf, ließ er Schuhe, Drath und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entsetzen: „Um Gotteswillen, was ist das, was ist das!“

„Guten Abend, Meister!“ sprach der Kleine, indem er vollends in den Laden trat, „wie geht es Euch?“

„Schlecht, schlecht, kleiner Herr!“ antwortete der Vater zu Jakobs großer Verwunderung; denn er schien ihn auch nicht zu kennen. „Das Geschäft will mir nicht recht von

der Hand. Bin so allein und werde jezt alt, und doch ist mir ein Geselle zu theuer.“

„Aber habt Ihr denn kein Söhnlein, das Euch nach und nach an die Hand gehen könnte bey der Arbeit?“ forschte der Kleine weiter.

„Ich hatte einen, er hieß Jakob, und müßte jezt ein schlanker, gewandter Bursche von zwanzig Jahren seyn, der mir tüchtig unter die Arme greifen könnte. Ha! das müßte ein Leben seyn; schon als er zwölf Jahre alt war, zeigte er sich so anstellig und geschickt, und verstand schon manches vom Handwerk, und hübsch und angenehm war er auch, der hätte mir eine Kundschaft hergelockt, daß ich bald nicht mehr geflickt, sondern nichts als Neues geliefert hätte! Aber so gehts in der Welt.“

„Wo ist denn aber Euer Sohn?“ fragte Jakob mit zitternder Stimme seinen Vater.

„Das weiß Gott,“ antwortete er; „vor sieben Jahren, ja so lange ist's jezt her, wurde er uns vom Markt weg gestohlen.“

„Vor sieben Jahren?!“ rief Jakob mit Entsetzen.

„Ja, kleiner Herr, vor sieben Jahren; ich weiß noch wie heute, wie mein Weib nach Hause kam, heulend und schreiend, das Kind sey den ganzen Tag nicht zurückgekommen, sie habe überall geforscht und gesucht, und es nicht ge-

funden. Ich habe es immer gedacht und gesagt, daß es so kommen würde, der Jakob war ein schönes Kind, das muß man sagen, da war nun meine Frau stolz auf ihn, und sah es gerne, wenn ihn die Leute lobten, und schickte ihn oft mit Gemüse und dergleichen in vornehme Häuser. Das war schon recht; er wurde allemal reichlich beschenkt; aber, sagte ich, gib Acht! Die Stadt ist groß; viele schlechte Leute wohnen da, gib mir auf den Jakob Acht! Und so war es, wie ich sagte. Kommt einmal ein altes, häßliches Weib auf den Markt, feilscht um Früchte und Gemüse, und kauft am Ende so viel, daß sie es nicht selbst tragen kann. Mein Weib, die mitleidige Seele, gibt ihr den Jungen mit und — hat ihn zur Stunde nicht mehr gesehen."

„Und das ist jezt sieben Jahre, sagt Ihr?"

„Sieben Jahre wird es im Frühling. Wir ließen ihn ausrufen, wir gingen von Haus zu Haus und fragten; manche hatten den hübschen Jungen gekannt und liebgewonnen, und suchten jezt mit uns, alles vergeblich. Auch die Frau, welche das Gemüse gekauft hatte, wollte niemand kennen; aber ein steinaltes Weib, die schon neunzig Jahre gelebt hatte, sagte, es könne wohl die böse Fee Kräuterweis gewesen seyn, die alle fünfzig Jahre einmal in die Stadt komme, um sich allerley einzukaufen."

So sprach Jakobs Vater und klopfte dabey seine Schuhe

weidlich, und zog den Drath mit beyden Fäuſten weit hinaus. Dem Kleinen aber wurde es nach und nach klar, was mit ihm vorgegangen, daß er nämlich nicht geträumt, ſondern daß er ſieben Jahre bey der böſen Fee als Eichhörnchen gedient habe. Zorn und Gram erfüllte ſein Herz ſo ſehr, daß es beynahe zerſprengen wollte. Sieben Jahre ſeiner Jugend hatte ihm die Alte geſtohlen, und was hatte er für Erſatz dafür? Daß er Pantoffel von Cocos-Nüſſen blank putzen, daß er ein Zimmer mit gläſernem Fußboden rein machen konnte? Daß er von den Meerſchweinchen alle Geheimniſſe der Küche gelernt hatte? Er ſtand eine gute Weile ſo da und dachte über ſein Schickſal nach, da fragte ihn endlich ſein Vater: „iſt Euch vielleicht etwas von meiner Arbeit gefällig, junger Herr? etwa ein Paar neue Pantoffel, oder," ſezte er lächelnd hinzu, „vielleicht ein Futteral für Eure Naſe?"

„Was wollt Ihr nur mit meiner Naſe?" ſagte Jakob, „warum ſollte ich denn ein Futteral dazu brauchen?"

„Nun," entgegnete der Schuſter, „Jeder nach ſeinem Geſchmack; aber das muß ich Euch ſagen, hätte ich dieſe ſchreckliche Naſe, ein Futteral ließ ich mir darüber machen von roſenfarbigem Glanzleder. Schaut, da habe ich ein ſchönes Stückchen zur Hand; freylich würde man eine Elle wenigſtens dazu brauchen. Aber wie gut wäret Ihr ver-

wahrt, kleiner Herr; ſo, weiß ich gewiß, ſtoßt Ihr Euch an jedem Thürpfoſten, an jedem Wagen, dem Ihr ausweichen wollet.“

Der Kleine ſtand ſtumm vor Schrecken; er betaſtete ſeine Naſe, ſie war dick und wohl zwey Hände lang! So hatte alſo die Alte auch ſeine Geſtalt verwandelt! Darum kannte ihn alſo die Mutter nicht? Darum ſchalt man ihn einen häßlichen Zwerg?! „Meiſter!“ ſprach er halb weinend zu dem Schuſter, „habt Ihr keinen Spiegel bey der Hand, worinn ich mich beſchauen könnte?“

„Junger Herr,“ erwiederte der Vater mit Ernſt, „Ihr habt nicht gerade eine Geſtalt empfangen, die Euch eitel machen könnte, und Ihr habt nicht Urſache, alle Stunden in den Spiegel zu gucken. Gewöhnt es Euch ab, es iſt beſonders bey Euch eine lächerliche Gewohnheit.“

„Ach, ſo laßt mich doch in den Spiegel ſchauen, rief der Kleine, „gewiß, es iſt nicht aus Eitelkeit!“

„Laſſet mich in Ruhe, ich hab' keinen im Vermögen; meine Frau hat ein Spiegelchen, ich weiß aber nicht, wo ſie es verborgen. Müßt Ihr aber durchaus in den Spiegel gucken, nun, über der Straße hin wohnt Urban, der Barbier, der hat einen Spiegel, zweymal ſo groß als Euer Kopf; gucket dort hinein, und indeſſen guten Morgen.“

Mit dieſen Worten ſchob ihn der Vater ganz gelinde zur

Bude hinaus, schloß die Thüre hinter ihm zu, und sezte sich wieder zur Arbeit. Der Kleine aber ging sehr niedergeschlagen über die Straße zu Urban, dem Barbier, den er noch aus früheren Zeiten wohl kannte. „Guten Morgen, Urban," sprach er zu ihm, „ich komme, Euch um eine Gefälligkeit zu bitten, seyd so gut und lasset mich ein wenig in Euren Spiegel schauen."

„Mit Vergnügen, dort steht er," rief der Barbier lachend, und seine Kunden, denen er den Bart scheeren sollte, lachten weidlich mit. „Ihr seyd ein hübsches Bürschchen, schlank und fein, ein Hälschen wie ein Schwan, Händchen wie eine Königin, und ein Stumpfnäschen, man kann es nicht schöner sehen. Ein wenig eitel seyd Ihr darauf, das ist wahr; aber beschauet Euch immer, man soll nicht von mir sagen, ich habe Euch aus Neid nicht in meinen Spiegel schauen lassen."

So sprach der Barbier, und wieherndes Gelächter füllte die Baderstube. Der Kleine aber war indeß vor den Spiegel getreten und hatte sich beschaut. Thränen traten ihm in die Augen. „Ja, so konntest du freylich deinen Jakob nicht wieder erkennen, liebe Mutter," sprach er zu sich, „so war er nicht anzuschauen in den Tagen der Freude, wo du gerne mit ihm prangtest vor den Leuten!" Seine Augen waren klein geworden, wie die der Schweine, seine Nase war ungeheuer,

und hing über Mund und Kinn herunter, der Hals schien gänzlich weggenommen worden zu seyn; denn sein Kopf stak tief in den Schultern, und nur mit den größten Schmerzen konnte er ihn rechts und links bewegen; sein Körper war noch so groß als vor sieben Jahren, da er zwölf Jahre alt war, aber wenn andere vom zwölften bis ins zwanzigste in die Höhe wachsen, so wuchs er in die Breite, der Rücken und die Brust waren weit ausgebogen, und waren anzusehen wie ein kleiner, aber sehr dick gefüllter Sack; dieser dicke Oberleib saß auf kleinen, schwachen Beinchen, die dieser Last nicht gewachsen schienen, aber um so größer waren die Arme, die ihm am Leib herab hingen, sie hatten die Größe, wie die eines wohlgewachsenen Mannes, seine Hände waren grob und braungelb, seine Finger lang und spinnenartig, und wenn er sie recht ausstreckte, konnte er damit auf den Boden reichen, ohne daß er sich bückte. So sah er aus, der kleine Jakob, zum mißgestalteten Zwerg war er geworden.

Jezt gedachte er auch jenes Morgens, an welchem das alte Weib an die Körbe seiner Mutter getreten war. Alles was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Nase, die häßlichen Finger, alles hatte sie ihm angethan, und nur den langen, zitternden Hals hatte sie gänzlich weggelassen.

„Nun, habt Ihr Euch jezt genug beschaut, mein Prinz?“ sagte der Barbier, indem er zu ihm trat und ihn lachend be-

trachtete. „Wahrlich, wenn man sich dergleichen träumen lassen wollte, so komisch könnte es einem im Traume nicht vorkommen. Doch ich will Euch einen Vorschlag machen, kleiner Mann. Mein Barbierzimmer ist zwar sehr besucht, aber doch seit neuerer Zeit nicht so, wie ich wünsche. Das kommt daher, weil mein Nachbar, der Barbier Schaum, irgendwo einen Riesen aufgefunden hat, der ihm die Kunden ins Haus lockt. Nun, ein Riese zu werden ist gerade keine Kunst, aber so ein Männchen wie Ihr, ja, das ist schon ein ander Ding. Tretet bey mir in Dienste, kleiner Mann, Ihr sollt Wohnung, Essen, Trinken, Kleider, Alles sollt Ihr haben; dafür stellt Ihr Euch Morgens unter meine Thüre und ladet die Leute ein hereinzukommen; Ihr schlaget den Seifenschaum, reichet den Kunden das Handtuch, und seyd versichert, wir stehen uns Beyde gut dabey; ich bekomme mehr Kunden, als jener mit dem Riesen, und jeder gibt Euch gerne noch ein Trinkgeld.“

Der Kleine war in seinem Innern empört über den Vorschlag, als Lockvogel für einen Barbier zu dienen. Aber mußte er sich nicht diesen Schimpf geduldig gefallen lassen? Er sagte dem Barbier daher ganz ruhig, daß er nicht Zeit habe zu dergleichen Diensten, und ging weiter.

Hatte das böse alte Weib seine Gestalt unterdrückt, so hatte sie doch seinem Geist nichts anhaben können, das fühlte

er wohl; denn er dachte und fühlte nicht mehr, wie er vor sieben Jahren gethan, nein, er glaubte in diesem Zeitraum weiser, verständiger geworden zu seyn; er trauerte nicht um seine verlorne Schönheit, nicht über diese häßliche Gestalt, sondern nur darüber, daß er wie ein Hund von der Thüre seines Vaters gejagt werde. Darum beschloß er, noch einen Versuch bey seiner Mutter zu machen.

Er trat zu ihr auf den Markt und bat sie, ihm ruhig zuzuhören. Er erinnerte sie an jenen Tag, an welchem er mit dem alten Weibe gegangen, er erinnerte sie an alle einzelnen Vorfälle seiner Kindheit, erzählte ihr dann, wie er sieben Jahre als Eichhörnchen gedient habe, bey der Fee, und wie sie ihn verwandelte, weil er sie damals getadelt. Die Frau des Schusters wußte nicht, was sie denken sollte. Alles traf zu, was er ihr von seiner Kindheit erzählte, aber wenn er davon sprach, daß er sieben Jahre lang ein Eichhörnchen gewesen sey, da sprach sie: es ist unmöglich und es gibt keine Feen, und wenn sie ihn ansah, so verabscheute sie den häßlichen Zwerg, und glaubte nicht, daß dieß ihr Sohn seyn könne. Endlich hielt sie es fürs Beste, mit ihrem Mann darüber zu sprechen. Sie raffte also ihre Körbe zusammen, und hieß ihn mitgehen. So kamen sie zu der Bude des Schusters.

„Sieh einmal," sprach sie zu diesem, „der Mensch da will unser verlorner Jakob seyn. Er hat mir alles erzählt,

wie er uns vor ſieben Jahren geſtohlen wurde, und wie er von einer Fee bezaubert worden ſey.“ —

„So?“ unterbrach ſie der Schuſter mit Zorn; „hat er dir dieß erzählt? Warte, du Range! ich habe ihm Alles erzählt, noch vor einer Stunde, und jezt geht er hin, dich ſo zu foppen! Bezaubert biſt du worden, mein Söhnchen? Warte doch, ich will dich wieder entzaubern.“ Dabey nahm er ein Bündel Riemen, die er eben zugeſchnitten hatte, ſprang auf den Kleinen zu, und ſchlug ihn auf den hohen Rücken und auf die langen Arme, daß der Kleine vor Schmerz aufſchrie und weinend davon lief.

In jener Stadt gibt es, wie überall, wenige mitleidige Seelen, die einen Unglücklichen, der zugleich etwas Lächerliches an ſich trägt, unterſtüzten. Daher kam es, daß der unglückliche Zwerg den ganzen Tag ohne Speiſe und Trank blieb, und Abends die Treppen einer Kirche, ſo hart und kalt ſie waren, zum Nachtlager wählen mußte.

Als ihn aber am nächſten Morgen die erſten Strahlen der Sonne erweckten, da dachte er ernſtlich darüber nach, wie er ſein Leben friſten könne, da ihn Vater und Mutter verſtoßen. Er fühlte ſich zu ſtolz, um als Aushängeſchild eines Barbiers zu dienen, er wollte nicht zu einem Poſſenreißer ſich verdingen, und ſich um Geld ſehen laſſen; was ſollte er anfangen? Da fiel ihm mit Einemmal bey, daß er als Eichhörnchen große

Fortschritte in der Kochkunst gemacht habe; er glaubte nicht mit Unrecht, hoffen zu dürfen, daß er es mit manchem Koch aufnehmen könne; er beschloß, seine Kunst zu benützen.

Sobald es daher lebhafter wurde auf den Straßen, und der Morgen ganz heraufgekommen war, trat er zuerst in die Kirche und verrichtete sein Gebet. Dann trat er seinen Weg an. Der Herzog, der Herr des Landes, o Herr! war ein bekannter Schlemmer und Lecker, der eine gute Tafel liebte, und seine Köche in allen Welttheilen aufsuchte. Zu seinem Pallast begab sich der Kleine. Als er an die äusserste Pforte kam, fragten die Thürhüter nach seinem Begehr und hatten ihren Spott mit ihm; er aber verlangte nach dem Ober-Küchenmeister. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe, und wo er hinkam, blieben die Diener stehen, schauten nach ihm, lachten weidlich und schlossen sich an, so daß nach und nach ein ungeheurer Zug von Dienern aller Art sich die Treppe des Pallastes hinaufbewegte; die Stallknechte warfen ihre Striegel weg, die Läufer liefen was sie konnten, die Teppichbreiter vergaßen, die Teppiche auszuklopfen, alles drängte und trieb sich, es war ein Gewühl, als sey der Feind vor den Thoren, und das Geschrey: „ein Zwerg! ein Zwerg! habt Ihr den Zwerg gesehen!“ füllte die Lüfte.

Da erschien der Aufseher des Hauses mit grimmigem Gesicht, eine ungeheure Peitsche in der Hand, in der Thüre.

„Um des Himmels willen, ihr Hunde, was macht Ihr solchen Lärm! wisset ihr nicht, daß der Herr noch schläft?“ und dabey schwang er die Geißel, und ließ sie unsanft auf den Rücken einiger Stallknechte und Thürhüter niederfallen. „Ach Herr!“ riefen sie, „seht Ihr denn nicht? Da bringen wir einen Zwerg, einen Zwerg, wie Ihr noch keinen gesehen.“ Der Aufseher des Pallastes zwang sich mit Mühe, nicht laut aufzulachen, als er des Kleinen ansichtig wurde; denn er fürchtete, durch Lachen seiner Würde zu schaden. Er trieb daher mit der Peitsche die übrigen hinweg, führte den Kleinen ins Haus und fragte nach seinem Begehr. Als er hörte, jener wolle zum Küchenmeister, erwiederte er: „du irrst dich, mein Söhnchen, zu mir, dem Aufseher des Hauses, willst du; du willst Leibzwerg werden beym Herzog; ist es nicht also?“

„Nein, Herr!“ antwortete der Zwerg; „ich bin ein geschickter Koch, und erfahren in allerley seltenen Speisen; wollet mich zum Oberküchenmeister bringen; vielleicht kann er meine Kunst brauchen.“

„Jeder nach seinem Willen, kleiner Mann; übrigens bist du doch ein unbesonnener Junge. In die Küche! Als Leibzwerg hättest du keine Arbeit gehabt, und Essen und Trinken nach Herzenslust, und schöne Kleider. Doch, wir wollen sehen, deine Kunst wird schwerlich so weit reichen, als ein Mundkoch des Her-

ren nöthig hat, und zum Küchenjungen bist du zu gut.“ Bey diesen Worten nahm ihn der Aufseher des Pallastes bey der Hand, und führte ihn in die Gemächer des Oberküchenmeisters.

„Gnädiger Herr!“ sprach dort der Zwerg und verbeugte sich so tief, daß er mit der Nase den Fußteppich berührte; „brauchet Ihr keinen geschickten Koch?“

Der Oberküchenmeister betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen, brach dann in lautes Lachen aus und sprach: „Wie? rief er, „du ein Koch? meynst du, unsere Heerde seyen so niedrig, daß du nur auf einen hinaufschauen kannst, wenn du dich auf die Zehen stellst, und den Kopf recht aus den Schultern herausarbeitest? O, lieber Kleiner! wer dich zu mir geschickt hat, um dich als Koch zu verdingen, der hat dich zum Narren gehabt.“ So sprach der Oberküchenmeister und lachte weidlich, und mit ihm lachte der Aufseher des Pallastes, und alle Diener, die im Zimmer waren.

Der Zwerg aber ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Was liegt an einem Ei oder zweyen, an ein wenig Syrup und Wein, an Mehl und Gewürze, in einem Hause, wo man dessen genug hat?“ sprach er. „Gebet mir irgend eine leckerhafte Speise zu bereiten auf, schaffet mir, was ich dazu brauche, und sie soll vor Euren Augen schnell bereitet seyn, und Ihr sollet sagen müssen, er ist ein Koch nach Regel und

Recht.“ Solche und ähnliche Reden führte der Kleine, und es war wunderlich anzuschauen, wie es dabey aus seinen kleinen Aeuglein hervorblizte, wie seine lange Nase sich hin und her schlängelte und seine dünnen Spinnenfinger seine Rede begleiteten. „Wohlan!“ rief der Küchenmeister, und nahm den Aufseher des Pallastes unter dem Arme, wohlan, es sey um des Spasses willen; lasset uns zur Küche gehen.“ Sie gingen durch mehrere Säle und Gänge, und kamen endlich in die Küche. Es war dieß ein großes weitläufiges Gebäude, herrlich eingerichtet; auf zwanzig Heerden brannten beständig Feuer, ein klares Wasser, das zugleich zum Fischebehälter diente, floß mitten durch sie, in Schränken von Marmor und köstlichem Holz waren die Vorräthe aufgestellt, die man immer zur Hand haben mußte, und zur Rechten und Linken waren zehen Säle, in welchen alles aufgespeichert war, was man in allen Ländern von Frankistan, und selbst im Morgenlande Köstliches und Leckeres für den Gaumen erfunden. Küchenbedienten aller Art liefen umher, und raßelten und handierten mit Kesseln und Pfannen, mit Gabeln und Schaumlöffeln; als aber der Oberküchenmeister in die Küche eintrat, blieben sie alle regungslos stehen, und nur das Feuer hörte man noch knistern, und das Bächlein rieseln.

„Was hat der Herr heute zum Frühstück befohlen?“ fragte der Meister den ersten Frühstückmacher, einen alten Koch.

„Herr! die däniſche Suppe hat er geruht zu befehlen, und rothe Hamburger Klöschen.“

„Gut;“ ſprach der Küchenmeiſter weiter, „haſt du gehört, was der Herr ſpeiſen will? getrauſt du dich, dieſe ſchwierigen Speiſen zu bereiten? Die Klöschen bringſt du auf keinen Fall heraus, das iſt ein Geheimniß.“

„Nichts leichter als dieß,“ erwiederte zu allgemeinem Erſtaunen der Zwerg; denn er hatte dieſe Speiſen als Eichhörnchen oft gemacht, „nichts leichter, man gebe mir zu der Suppe die und die Kräuter, dieß und jenes Gewürz, Fett von einem wilden Schwein, Wurzeln und Eier; zu den Klöschen aber, ſprach er leiſer, daß es nur der Küchenmeiſter und der Frühſtückmacher hören konnten, zu den Klöschen brauche ich vierlei Fleiſch, etwas Wein, Entenſchmalz, Ingwer und ein gewiſſes Kraut, das man Magentroſt heißt.“

„Ha! bey St. Benedikt! bey welchem Zauberer haſt du gelernt?“ rief der Koch mit Staunen; „alles bis auf ein Haar hat er geſagt, und das Kräutlein Magentroſt haben wir ſelbſt nicht gewußt; ja, das muß es noch angenehmer machen. O du Wunder von einem Koch!“

„Das hätte ich nicht gedacht,“ ſagte der Oberküchenmeiſter, „doch laſſen wir ihn die Probe machen; gebt ihm die Sachen, die er verlangt, Geſchirr und alles, und laſſet ihn das Frühſtück bereiten.“

Man that, wie er befohlen, und rüſtete alles auf dem Heerde zu; aber da fand es ſich, daß der Zwerg kaum mit der Naſe bis an den Heerd reichen konnte. Man ſezte daher ein Paar Stühle zuſammen, legte eine Marmorplatte darüber, und lud den kleinen Wundermann ein, ſein Kunſtſtück zu beginnen. In einem großen Kreiſe ſtanden die Köche, Küchenjungen, Diener und allerley Volk umher, und ſahen zu und ſtaunten, wie ihm alles ſo flink und fertig von der Hand ging, wie er alles ſo reinlich und niedlich bereitete. Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er, beyde Schüſſeln ans Feuer zu ſetzen und genau ſo lange kochen zu laſſen, bis er rufen werde; dann fing er an zu zählen eins, zwey, drei, und ſo fort, und gerade, als er fünfhundert gezählt hatte, rief er „Halt!“ die Töpfe wurden weggeſezt, und der Kleine lud den Küchenmeiſter ein, zu koſten.

Der Mundkoch ließ ſich von einem Küchenjungen einen goldenen Löffel reichen, ſpühlte ihn im Bach und überreichte ihn dem Oberküchenmeiſter; dieſer trat mit feierlicher Miene an den Heerd, nahm von den Speiſen, koſtete, drückte die Augen zu, ſchnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und ſprach dann: „köſtlich, bey des Herzogs Leben, köſtlich! wollet Ihr nicht auch ein Löffelein zu Euch nehmen, Aufſeher des Pallaſtes?“ Dieſer verbeugte ſich, nahm den Löffel, verſuchte, und war vor Vergnügen und Luſt auſſer ſich. „Eure Kunſt

in Ehren, lieber Frühstückmacher, Ihr seyd ein erfahrner Koch, aber so herrlich habt ihr weder die Suppe noch die Hamburger Klöse machen können!" Auch der Koch versuchte jezt, schüttelte dann dem Zwerg ehrfurchtsvoll die Hand und sagte: „Kleiner! du bist Meister in der Kunst, ja das Kräutlein Magentrost, das gibt allem einen ganz eigenen Reiz."

In diesem Augenblick kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und berichtete, daß der Herr das Frühstück verlange. Die Speisen wurden nun auf silberne Platten gelegt und dem Herzog zugeschickt; der Oberküchenmeister aber nahm den Kleinen in sein Zimmer und unterhielt sich mit ihm. Kaum waren sie aber halb so lange da, als man ein Paternoster spricht (es ist dieß das Gebet der Franken, o Herr, und dauert nicht halb so lange, als das Gebet der Gläubigen) so kam schon ein Bote und rief den Oberküchenmeister zum Herrn. Er kleidete sich schnell in sein Festkleid und folgte dem Boten.

Der Herzog sah sehr vergnügt aus. Er hatte alles aufgezehrt, was auf den silbernen Platten gewesen war, und wischte sich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeister zu ihm eintrat. „Höre Küchenmeister," sprach er, ich bin mit deinen Köchen bisher immer sehr zufrieden gewesen; aber sage mir, wer hat heute mein Frühstück bereitet? So köstlich war es nie, seit ich auf dem Thron meiner Väter sitze; sage

an, wie er heißt, der Koch, daß wir ihm einige Ducaten zum Geſchenk ſchicken.“

„Herr! das iſt eine wunderbare Geſchichte,“ antwortete der Oberküchenmeiſter, und erzählte, wie man ihm heute früh einen Zwerg gebracht, der durchaus Koch werden wollte, und wie ſich dieß alles begeben. Der Herzog verwunderte ſich höchlich, ließ den Zwerg vor ſich rufen, und fragte ihn aus, wer er ſey und woher er komme. Da konnte nun der arme Jakob freylich nicht ſagen, daß er verzaubert worden ſey und früher als Eichhörnchen gedient habe; doch blieb er bey der Wahrheit, indem er erzählte, er ſey jezt ohne Vater und Mutter, und habe bey einer alten Frau kochen gelernt. Der Herzog fragte nicht weiter, ſondern ergözte ſich an der ſonderbaren Geſtalt ſeines neuen Koches.

„Willſt du bey mir bleiben, ſprach er, ſo will ich dir jährlich fünfzig Ducaten, ein Feſtkleid und noch überdieß zwey Paar Beinkleider reichen laſſen. Dafür mußt du aber täglich mein Frühſtück ſelbſt bereiten, mußt angeben, wie das Mittageſſen gemacht werden ſoll, und überhaupt dich meiner Küche annehmen. Da jeder in meinem Pallaſt ſeinen eigenen Namen von mir empfängt, ſo ſollſt du Naſe heißen, und die Würde eines Unterküchenmeiſters bekleiden.

Der Zwerg Naſe fiel nieder vor dem mächtigen Her-

zog in Frankenland, küßte ihm die Füße und verſprach, ihm treu zu dienen.

So war nun der Kleine fürs Erſte verſorgt, und er machte ſeinem Amt Ehre; denn man kann ſagen, daß der Herzog ein ganz anderer Mann war, während der Zwerg Naſe ſich in ſeinem Hauſe aufhielt. Sonſt hatte es ihm oft beliebt, die Schüſſeln oder Platten, die man ihm auftrug, den Köchen an den Kopf zu werfen; ja, dem Oberküchenmeiſter ſelbſt warf er im Zorn einmal einen gebackenen Kalbsfuß, der nicht weich genug geworden war, ſo heftig an die Stirne, daß er umfiel und drei Tage zu Bette liegen mußte. Der Herzog machte zwar, was er im Zorn gethan, durch einige Hände voll Ducaten wieder gut, aber dennoch war nie ein Koch ohne Zittern und Zagen mit den Speiſen zu ihm gekommen. Seit der Zwerg im Hauſe war, ſchien alles wie durch Zauber umgewandelt; der Herr aß jezt ſtatt dreimal des Tages fünfmal, um ſich an der Kunſt ſeines kleinſten Dieners recht zu laben, und dennoch verzog er nie eine Miene zum Unmuth; nein, er fand alles neu, trefflich, war leutſelig und angenehm, und wurde von Tag zu Tag fetter.

Oft ließ er mitten unter der Tafel den Küchenmeiſter und den Zwerg Naſe rufen, ſezte den einen rechts, den andern links zu ſich, und ſchob ihnen mit ſeinen eigenen Fingern einige Biſ-

ſen der köſtlichen Speiſen in den Mund, eine Gnade, welche ſie Beyde wohl zu ſchätzen wußten.

Der Zwerg war das Wunder der Stadt. Man erbat ſich flehentlich Erlaubniß vom Oberküchenmeiſter, den Zwerg kochen zu ſehen, und einige der vornehmſten Männer hatten es ſo weit gebracht beym Herzog, daß ihre Diener in der Küche beym Zwerg Unterrichtsſtunden genießen durften, was nicht wenig Geld eintrug; denn jeder zahlte täglich einen halben Ducaten. Und um die übrigen Köche bey guter Laune zu erhalten, und ſie nicht neidiſch auf ihn zu machen, überließ ihnen Naſe dieſes Geld, das die Herren für den Unterricht ihrer Köche zahlen mußten.

So lebte Naſe beynahe zwey Jahre in äußerlichem Wohlleben und Ehre, und nur der Gedanke an ſeine Eltern betrübte ihn; ſo lebte er, ohne etwas Merkwürdiges zu erfahren, bis ſich folgender Vorfall ereignete. Der Zwerg Naſe war beſonders geſchickt und glücklich in ſeinen Einkäufen. Daher ging er, ſo oft es ihm die Zeit erlaubte, immer ſelbſt auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzukaufen. Eines Morgens ging er auch auf den Gänſemarkt, und forſchte nach ſchweren fetten Gänſen, wie ſie der Herr liebte. Er war muſternd ſchon einigemal auf- und abgegangen; ſeine Geſtalt, weit entfernt, hier Lachen und Spott zu erregen, gebot Ehrfurcht; denn man erkannte ihn als den berühmten

Mundkoch des Herzogs, und jede Gänsefrau fühlte sich glücklich, wenn er ihr die Nase zuwandte.

Da sah er ganz am Ende einer Reihe in einer Ecke eine Frau sitzen, die auch Gänse feil hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Waare anprieß und nach Käufern schrie. Zu dieser trat er, und maaß und wog ihre Gänse. Sie waren wie er sie wünschte, und er kaufte drei sammt dem Käfigt, lud sie auf seine breite Schulter, und trat den Rückweg an. Da kam es ihm sonderbar vor, daß nur zwey von diesen Gänsen schnatterten und schrieen, wie rechte Gänse zu thun pflegen, die dritte aber ganz still und in sich gekehrt da saß, und Seufzer ausstieß und ächzte wie ein Mensch. „Die ist halb krank," sprach er vor sich hin, „ich muß eilen, daß ich sie umbringe und zurichte." Aber die Gans antwortete ganz deutlich und laut:

„Stichst du mich,
So beiß ich dich;
Drückst du mir die Kehle ab,
Bring ich dich ins frühe Grab."

Ganz erschrocken sezte der Zwerg Nase seinen Käfigt nieder, und die Gans sah ihn mit schönen, klugen Augen an und seufzte. „Ei der Tausend!" rief Nase. „Sie kann sprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, sey Sie nur nicht ängstlich! Man weiß zu leben, und wird

einem ſo ſeltenen Vogel nicht zu Leibe gehen. Aber ich wollte wetten, Sie iſt nicht von jeher in dieſen Federn geweſen; war ich ja ſelbſt einmal ein ſchnödes Eichhörnchen.“

„Du haſt recht,“ erwiederte die Gans, „wenn du ſagſt, ich ſey nicht in dieſer ſchmachvollen Hülle geboren worden. Ach, an meiner Wiege wurde es mir nicht geſungen, daß Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs getödtet werden ſoll!“

„Sey Sie doch ruhig, liebe Jungfer Mimi,“ tröſtete der Zwerg; „ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl und Unterküchenmeiſter ſeiner Durchlaucht bin, es ſoll Ihr Keiner an die Kehle. Ich will Ihr in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweiſen, Futter ſoll ſie genug haben, und meine freye Zeit werde ich Ihrer Unterhaltung widmen, den übrigen Küchenmenſchen werde ich ſagen, daß ich eine Gans mit allerley beſonderen Kräutern für den Herzog mäſte, und ſobald ſich Gelegenheit findet, ſetze ich Sie in Freiheit.“

Die Gans dankte ihm mit Thränen, der Zwerg aber that, wie er verſprochen, ſchlachtete die zwey anderen Gänſe, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall unter dem Vorwande, ſie für den Herzog ganz beſonders zuzurichten. Er gab ihr auch kein gewöhnliches Gänſefutter, ſondern verſah ſie mit Backwerk und ſüßen Speiſen. So oft er freye Zeit hatte, ging er hin, ſich mit ihr zu unterhalten und ſie zu

trösten. Sie erzählten sich auch gegenseitig ihre Geschichten, und Nase erfuhr auf diesem Wege, daß die Gans eine Tochter des Zauberers Wetterbock sey, der auf der Insel Gotland lebe. Er sey in Streit gerathen mit einer alten Fee die ihn durch Ränke und List überwunden, und sie zur Rache in eine Gans verwandelt und weit hinweg bis hieher gebracht habe." Als der Zwerg Nase ihr seine Geschichte ebenfalls erzählt hatte, sprach sie: „Ich bin nicht unerfahren in diesen Sachen; mein Vater hat mir und meinen Schwestern einige Anleitung gegeben, so viel er nemlich davon mittheilen durfte. Die Geschichte mit dem Streit am Kräuterkorb, deine plötzliche Verwandlung, als du an jenem Kräutlein rochst, auch einige Worte der Alten, die du mir sagtest, beweisen mir, daß du auf Kräuter bezaubert bist, das heißt: „wenn du das Kraut auffindest, das sich die Fee bey deiner Verzauberung gedacht hat, so kannst du erlöst werden." Es war dieß ein geringer Trost für den Kleinen; denn wo sollte er das Kraut auffinden? Doch dankte er ihr und schöpfte einige Hoffnung.

Um diese Zeit bekam der Herzog einen Besuch von einem benachbarten Fürsten, seinem Freunde. Er ließ daher seinen Zwerg Nase vor sich kommen und sprach zu ihm: „Jezt ist die Zeit gekommen, wo du zeigen mußt, ob du mir treu dienst und Meister deiner Kunst bist. Dieser Fürst, der bey

mir zu Beſuch iſt, ſpeißt bekanntlich, auſſer mir, am beſten, und iſt ein großer Kenner einer feinen Küche, und ein weiſer Mann. Sorge nun dafür, daß meine Tafel täglich alſo beſorgt werde, daß er immer mehr in Erſtaunen geräth. Dabey darfſt du, bey meiner Ungnade, ſo lange er da iſt, keine Speiſe zweymal bringen. Dafür kannſt du dir von meinem Schatzmeiſter alles reichen laſſen, was du nur brauchſt; und wenn du Gold und Diamanten in Schmalz backen mußt, ſo thu' es; ich will lieber ein armer Mann werden, als erröthen vor ihm."

So ſprach der Herzog; der Zwerg aber ſagte, indem er ſich anſtändig verbeugte: „es ſey, wie du ſagſt, o Herr! ſo es Gott gefällt, werde ich alles ſo machen, daß es dieſem Fürſten der Gutſchmecker wohlgefällt."

Der kleine Koch ſuchte nun ſeine ganze Kunſt hervor. Er ſchonte die Schätze ſeines Herrn nicht, noch weniger aber ſich ſelbſt; denn man ſah ihn den ganzen Tag in eine Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und ſeine Stimme hallte beſtändig durch das Gewölbe der Küche; denn er befahl als Herrſcher den Küchenjungen und niederen Köchen. Herr! ich könnte es machen, wie die Cameeltreiber von Aleppo, wenn ſie in ihren Geſchichten, die ſie den Reiſenden erzählen, die Menſchen herrlich ſpeiſen laſſen. Sie führen eine ganze Stunde lang all' die Gerichte an, die aufgetragen worden

ſind, und erwecken dadurch große Sehnſucht und noch größeren Hunger in ihren Zuhörern, ſo, daß dieſe unwillkührlich die Vorräthe öffnen und eine Mahlzeit halten, und den Cameeltreibern reichlich mittheilen; doch ich nicht alſo.

Der fremde Fürſt war ſchon 14 Tage beym Herzog und lebte herrlich und in Freuden. Sie ſpeißten des Tages nicht weniger als fünfmal, und der Herzog war zufrieden mit der Kunſt des Zwerges; denn er ſah Zufriedenheit auf der Stirne ſeines Gaſtes. Am fünfzehenten Tag aber begab es ſich, daß der Herzog den Zwerg zur Tafel rufen ließ, ihn ſeinem Gaſt, dem Fürſten, vorſtellte, und dieſen fragte, wie er mit dem Zwerg zufrieden ſey.

„Du biſt ein wunderbarer Koch,“ antwortete der fremde Fürſt, „und weißt, was anſtändig eſſen heißt. Du haſt in der ganzen Zeit, daß ich hier bin, nicht eine einzige Speiſe wiederholt und alles trefflich bereitet; aber ſage mir doch, warum bringſt du ſo lange nicht die Königin der Speiſen, die Paſtete Souzeraine?“

Der Zwerg war ſehr erſchrocken; denn er hatte von dieſer Paſteten-Königin nie gehört, doch faßte er ſich und antwortete: „o Herr! noch lange, hoffte ich, ſollte dein Angeſicht leuchten an dieſem Hoflager, darum wartete ich mit dieſer Speiſe; denn mit was ſollte dich denn der Koch be-

grüßen am Tage des Scheidens, als mit der Königin der Paſteten?“

„So?“ entgegnete der Herzog lachend, „und bey mir wollteſt du wohl warten bis an meinen Tod, um mich dann noch zu begrüßen; denn auch mir haſt du die Paſtete noch nie vorgeſezt. Doch, denke auf einen andern Scheidegruß; denn morgen mußt du die Paſtete auf die Tafel ſetzen.“

„Es ſey wie du ſagſt, Herr!“ antwortete der Zwerg und ging. Aber er ging nicht vergnügt; denn der Tag ſeiner Schande und ſeines Unglücks war gekommen. Er wußte nicht, wie er die Paſtete machen ſollte. Er ging daher in ſeine Kammer, und weinte über ſein Schickſal. Da trat die Gans Mimi, die in ſeinem Gemach umhergehen durfte, zu ihm und fragte ihn nach der Urſache ſeines Jammers. „Stille deine Thränen,“ antwortete ſie, als ſie von der Paſtete Souzeraine gehört, dieſes Gericht kam oft auf meines Vaters Tiſch, und ich weiß ungefähr, was man dazu braucht, du nimmſt dieß und jenes, ſo und ſo viel, und wenn es auch nicht durchaus alles iſt, was eigentlich dazu nöthig, die Herren werden keinen ſo feinen Geſchmack haben.“ So ſprach Mimi; der Zwerg aber ſprang auf vor Freuden, ſegnete den Tag, an welchem er die Gans gekauft hatte, und ſchickte ſich an, die Königin der Paſteten zuzurichten. Er machte zuerſt einen kleinen Verſuch, und ſiehe, es ſchmeckte trefflich, und

der Oberküchenmeiſter, dem er davon zu koſten gab, prieß aufs Neue ſeine ausgebreitete Kunſt.

Den andern Tag ſezte er die Paſtete in gröſserer Form auf, und ſchickte ſie, warm, wie ſie aus dem Ofen kam, nachdem er ſie mit Blumenkränzen geſchmückt hatte, auf die Tafel; er ſelbſt aber zog ſein beſtes Feſtkleid an und ging in den Speiſeſaal. Als er eintrat, war der Obervorſchneider gerade damit beſchäftigt, die Paſtete zu zerſchneiden, und auf einem ſilbernen Schäufelein dem Herzog und ſeinem Gaſte hinzureichen. Der Herzog that einen tüchtigen Biß hinein, ſchlug die Augen auf zur Decke und ſprach, nachdem er geſchluckt hatte: „ah! ah! ah! mit Recht nennt man dieß die Königin der Paſteten, aber mein Zwerg iſt auch der König aller Köche, nicht alſo, lieber Freund?“

Der Gaſt nahm einige kleine Biſſen zu ſich, koſtete und prüfte aufmerkſam, und lächelte dabey höhniſch und geheimnißvoll, „das Ding iſt recht artig gemacht,“ antwortete er, indem er den Teller hinwegrückte, „aber die Souzeraine iſt es denn doch nicht ganz; das habe ich mir wohl gedacht.“

Da runzelte der Herzog vor Unmuth die Stirne und erröthete vor Beſchämung: „Hund von einem Zwerg!“ rief er, „wie wagſt du es, deinem Herrn dieß anzuthun? Soll ich dir deinen großen Kopf abhacken laſſen, zur Strafe für deine ſchlechte Kocherey?“

„Ach Herr! um des Himmels willen, ich habe das Gericht doch zubereitet nach den Regeln der Kunſt, es kann gewiß nichts fehlen!“ ſo ſprach der Zwerg und zitterte.

„Es iſt eine Lüge, du Bube!“ erwiederte der Herzog und ſtieß ihn mit dem Fuße von ſich, mein Gaſt würde ſonſt nicht ſagen, es fehlt etwas. Dich ſelbſt will ich zerhacken und backen laſſen in eine Paſtete!“

„Habt Mitleiden!“ rief der Kleine und rutſchte auf den Knieen zu dem Gaſt, deſſen Füße er umfaßte; „ſaget, was fehlt an dieſer Speiſe, daß ſie Eurem Gaumen nicht zuſagt? Laſſet mich nicht ſterben wegen einer Handvoll Fleiſch und Mehl!“

„Das wird dir wenig helfen, mein lieber Naſe,“ antwortete der Fremde mit Lachen; „das habe ich mir ſchon geſtern gedacht, daß du dieſe Speiſe nicht machen kannſt wie mein Koch. Wiſſe, es fehlt ein Kräutlein, das man hier zu Lande gar nicht kennt, das Kraut Nießmitluſt, ohne dieſes bleibt die Paſtete ohne Würze, und dein Herr wird ſie nie eſſen wie ich.“

Da gerieth der Herrſcher in Frankiſtan in Wuth. „Und doch werde ich ſie eſſen,“ rief er mit funkelnden Augen; „denn ich ſchwöre auf meine fürſtliche Ehre, entweder zeige ich Euch morgen die Paſtete, wie Ihr ſie verlanget, oder — den Kopf dieſes Burſchen aufgeſpießt auf dem Thor meines Pallaſtes.

Gehe, du Hund, noch einmal geb' ich dir vier und zwanzig Stunden Zeit.“

So rief der Herzog; der Zwerg aber ging wieder weinend in sein Kämmerlein und klagte der Gans sein Schicksal, und daß er sterben müsse; denn von dem Kraut habe er nie gehört. „Ist es nur dieß,“ sprach sie, „da kann ich dir schon helfen; denn mein Vater lehrte mich alle Kräuter kennen. Wohl wärest du vielleicht zu einer andern Zeit des Todes gewesen, aber glücklicherweise ist es gerade Neumond, und um diese Zeit blüht das Kräutlein. Doch, sage an, sind alte Kastanienbäume in der Nähe des Pallastes?“

„O ja!“ erwiederte Nase mit leichterem Herzen; „am See, zweyhundert Schritte vom Haus, steht eine ganze Gruppe; doch warum diese?“

„Nur am Fuße alter Kastanien blüht das Kräutlein,“ sagte Mimi, „darum laß uns keine Zeit versäumen und suchen, was du brauchst; nimm mich auf deinen Arm und setze mich im Freien nieder; ich will dir suchen.“

Er that, wie sie gesagt, und ging mit ihr zur Pforte des Pallastes. Dort aber streckte der Thürhüter sein Gewehr vor und sprach: „Mein guter Nase, mit dir ist's vorbey; aus dem Hause darfst du nicht, ich habe den strengen Befehl darüber.“

„Aber in den Garten kann ich doch wohl gehen?“ erwiederte der Zwerg. „Sey so gut, und jage einen deiner Ge-

ſellen zum Aufſeher des Pallaſtes und frage, ob ich nicht in den Garten gehen und Kräuter ſuchen dürfte?" Der Thürhüter that alſo und es wurde erlaubt; denn der Garten hatte hohe Mauern, und es war an kein Entkommen daraus zu denken. Als aber Naſe mit der Gans Mimi ins Freye gekommen war, ſezte er ſie behutſam nieder, und ſie ging ſchnell vor ihm her dem See zu, wo die Kaſtanien ſtanden. Er folgte ihr nur mit beklommenem Herzen; denn es war ja ſeine lezte, einzige Hoffnung; fand ſie das Kräutlein nicht, ſo ſtand ſein Entſchluß feſt, er ſtürzte ſich dann lieber in den See, als daß er ſich köpfen ließ. Die Gans ſuchte aber vergebens, ſie wandelte unter allen Kaſtanien, ſie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um, es wollte ſich nichts zeigen, und ſie fing aus Mitleid und Angſt an zu weinen; denn ſchon wurde der Abend dunkler, und die Gegenſtände umher ſchwerer zu erkennen.

Da fielen die Blicke des Zwergs über den See hin, und plötzlich rief er: „Siehe, ſiehe, dort über dem See ſteht noch ein großer, alter Baum; laß uns dort hingehen und ſuchen, vielleicht blüht dort mein Glück." Die Gans hüpfte und flog voran, und er lief nach, ſo ſchnell ſeine kleinen Beine konnten; der Kaſtanienbaum warf einen großen Schatten, und es war dunkel umher, faſt war nichts mehr zu erkennen; aber da blieb plötzlich die Gans ſtille ſtehen, ſchlug vor Freuden

mit den Flügeln, fuhr dann schnell mit dem Kopf ins hohe Gras, und pflückte etwas ab, das sie dem erstaunten Nase zierlich mit dem Schnabel überreichte und sprach: „das ist das Kräutlein, und hier wächst eine Menge davon, so daß es dir nie daran fehlen kann.“

Der Zwerg betrachtete das Kraut sinnend; ein süßer Duft strömte ihm daraus entgegen, der ihn unwillkührlich an die Scene seiner Verwandlung erinnerte; die Stengel, die Blätter waren bläulich-grün, sie trugen eine brennend rothe Blume mit gelbem Rande.

„Gelobt sey Gott!“ rief er endlich aus; „welches Wunder! Wisse, ich glaube, es ist dieß dasselbe Kraut, das mich aus einem Eichhörnchen in diese schändliche Gestalt umwandelte; soll ich den Versuch machen?“

„Noch nicht,“ bat die Gans. „Nimm von diesem Kraut eine Handvoll mit dir, laß uns auf dein Zimmer gehen, und dein Geld und was du sonst hast, zusammenraffen und dann wollen wir die Kraft des Krautes versuchen.“

Sie thaten also und gingen auf seine Kammer zurück, und das Herz des Zwerges pochte hörbar vor Erwartung. Nachdem er fünfzig oder sechzig Ducaten, die er erspart hatte, einige Kleider und Schuhe zusammen in einen Bündel geknüpft hatte, sprach er: „So es Gott gefällig ist, werde ich dieser

Bürde los werden," ſtreckte ſeine Naſe tief in die Kräuter und zog ihren Duft ein.

Da zog und knackte es in allen ſeinen Gliedern, er fühlte, wie ſich ſein Kopf aus den Schultern hob, er ſchielte herab auf ſeine Naſe, und ſah ſie kleiner und kleiner werden, ſein Rücken und ſeine Bruſt fingen an, ſich zu ebnen, und ſeine Beine wurden länger.

Die Gans ſah mit Erſtaunen dieſem allem zu. „Ha! was du groß, was du ſchön biſt!" rief ſie, „Gott ſey gedankt, es iſt nichts mehr an dir von allem, wie du vorher warſt!" Da freute ſich Jakob ſehr, und er faltete die Hände und betete. Aber ſeine Freude ließ ihn nicht vergeſſen, welchen Dank er der Gans Mimi ſchuldig ſey; zwar drängte ihn ſein Herz, zu ſeinen Eltern zu gehen, doch beſiegte er aus Dankbarkeit dieſen Wunſch und ſprach: „Wem anders, als dir, habe ich es zu danken, daß ich mir ſelbſt wieder geſchenkt bin? Ohne dich hätte ich dieſes Kraut nimmer gefunden, hätte alſo ewig in jener Geſtalt bleiben, oder vielleicht gar unter dem Beile des Henkers ſterben müſſen. Wohlan, ich will es dir vergelten. Ich will dich zu deinem Vater bringen; er der ſo erfahren iſt in jedem Zauber, wird dich leicht entzaubern können!" Die Gans vergoß Freudenthränen, und nahm ſein Anerbieten an. Jakob kam glücklich und unerkannt mit

der Gans aus dem Pallast, und machte sich auf den Weg nach dem Meeresstrand, Mimi's Heimath zu.

Was soll ich noch weiter erzählen, daß sie ihre Reise glücklich vollendeten, daß Wetterbock seine Tochter entzauberte, und den Jakob mit Geschenken beladen entließ; daß er in seine Vaterstadt zurückkam, und daß seine Eltern in dem schönen jungen Mann mit Vergnügen ihren verlorenen Sohn erkannten, daß er von den Geschenken, die er von Wetterbock mitbrachte, sich einen Laden kaufte, und reich und glücklich wurde?

Nur so viel will ich noch sagen, daß nach seiner Entfernung aus dem Pallast des Herzogs große Unruhe entstand; denn als am andern Tag der Herzog seinen Schwur erfüllen, und dem Zwerg, wenn er die Kräuter nicht gefunden hätte, den Kopf abschlagen lassen wollte, war er nirgends zu finden; der Fürst aber behauptete, der Herzog habe ihn heimlich entkommen lassen, um sich nicht seines besten Kochs zu berauben, und klagte ihn an, daß er wortbrüchig sey. Dadurch entstand denn ein großer Krieg zwischen beyden Fürsten, der in der Geschichte unter dem Namen „Kräuter-Krieg" wohl bekannt ist; es wurde manche Schlacht geschlagen, aber am Ende doch Friede gemacht, und diesen Frieden nennt man bey uns den „Pasteten-Frieden," weil beym Versöhnungs-Fest durch den Koch des Fürsten die Souzeraine,

die Königin der Pasteten, zubereitet wurde, welche sich der Herr Herzog trefflich schmecken liesl.

So führen oft die kleinsten Ursachen zu großen Folgen; und dieß, o Herr, ist die Geschichte des Zwerges Nase.

So erzählte der Sclave aus Frankistan; nachdem er geendet hatte, ließ der Scheihk Ali-Bann ihm und den andern Sclaven Früchte reichen, sich zu erfrischen, und unterhielt sich, während sie aßen, mit seinen Freunden. Die jungen Männer aber, die der Alte eingeführt hatte, waren voll Lobes über den Scheihk, sein Haus und alle seine Einrichtungen. „Wahrlich," sprach der junge Schreiber, „es giebt keinen angenehmern Zeitvertreib, als Geschichten anzuhören. Ich könnte Tage lang so hinsitzen, die Beine untergeschlagen, einen Arm aufs Kissen gestützt, die Stirne in die Hand gelegt, und, wenn es ginge, des Scheihks große Wasserpfeife in der Hand und Geschichten anhören, — so ungefähr stelle ich mir das Leben vor in den Gärten Mahomeds."

„So lange Ihr jung seyd und arbeiten könnt," sprach der Alte, kann ein solcher träger Wunsch nicht Euer Ernst seyn. Aber das gebe ich Euch zu, daß ein eigener Reiz darin liegt, etwas erzählen zu hören. So alt ich bin, und ich gehe nun ins sieben und siebenzigste Jahr, so viel ich in meinem

Leben schon gehört habe, so verschmähe ich es doch nicht, wenn an der Ecke ein Geschichtserzähler sitzt und um ihn in großem Kreis die Zuhörer, mich ebenfalls hinzuzusetzen und zuzuhören. Man träumt sich ja in die Begebenheiten hinein, die erzählt werden, man lebt mit diesen Menschen, mit diesen wundervollen Geistern, mit Feen und dergleichen Leuten, die uns nicht alle Tage begegnen, und hat nachher, wenn man einsam ist, Stoff, sich alles zu wiederholen, wie der Wanderer, der sich gut versehen hat, wenn er durch die Wüste reis't."

„Ich habe nie so darüber nachgedacht," erwiederte ein anderer der jungen Leute, „worin der Reiz solcher Geschichten eigentlich liegt. Aber mir geht es wie Euch. Schon als Kind konnte man mich, wenn ich ungeduldig war, durch eine Geschichte zum Schweigen bringen. Es war mir anfangs gleichgültig, von was es handelte, wenn es nur erzählt war, wenn nur etwas geschah; wie oft habe ich, ohne zu ermüden, jene Fabeln angehört, die weise Männer erfunden, und in welche sie einen Kern ihrer Weisheit gelegt haben: vom Fuchs und vom thörichten Raben, vom Fuchs und vom Wolf, viele Dutzend Geschichten vom Löwen und den übrigen Thieren. Als ich älter wurde, und mehr unter die Menschen kam, genügten mir jene kurzen Geschichten nicht mehr; sie mußten schon

länger seyn, mußten von Menschen und ihren wunderbaren Schicksalen handeln.“

„Ja, ich entsinne mich noch wohl dieser Zeit,“ unterbrach ihn einer seiner Freunde. „Du warst es, der uns diesen Drang nach Erzählungen aller Art beybrachte. Einer Eurer Sclaven wußte so viel zu erzählen, als ein Cameeltreiber von Mecca nach Medina spricht; wann er fertig war mit seiner Arbeit, mußte er sich zu uns setzen auf den Grasboden vor dem Hause, und da baten wir so lange, bis er zu erzählen anfing, und das ging fort und fort, bis die Nacht herauf kam.“

„Und erschloß sich uns,“ entgegnete der Schreiber, „erschloß sich uns da nicht ein neues, uiegekanntes Reich, das Land der Genien und Feen, bebaut mit allen Wundern der Pflanzenwelt, mit reichen Palläſten von Smaragden und Rubinen, mit riesenhaften Sclaven bevölkert, die erschienen, wenn man einen Ring hin und wieder dreht, oder die Wunderlampe reibt, oder das Wort Salomo's ausspricht, und in goldenen Schaalen herrliche Speisen bringen. Wir fühlten uns unwillkührlich in jenes Land versezt, wir machten mit Sinnbad seine wunderbaren Fahrten, wir gingen mit Harun Al-Raschid, dem weisen Beherrscher der Gläubigen, Abends spazieren, wir kannten Giaffar, seinen Wessir, so gut als uns selbst, kurz, wir lebten in jenen Geschichten, wie man

Nachts in Träumen lebt, und es gab keine schönere Tageszeit für uns, als den Abend, wo wir uns einfanden auf dem Rasenplatz und der alte Sclave uns erzählte. Aber sage uns, Alter, worin liegt es denn eigentlich, daß wir damals so gerne erzählen hörten, daß es noch jezt für uns keine angenehmere Unterhaltung giebt?"

Die Bewegung, die im Zimmer entstand und die Aufforderung zur Aufmerksamkeit, die der Sclavenaufseher gab, verhinderte den Alten, zu antworten. Die jungen Leute wußten nicht, ob sie sich freuen sollten, daß sie eine neue Geschichte anhören durften, oder ungehalten seyn darüber, daß ihr anziehendes Gespräch mit dem Alten unterbrochen worden war; aber ein zweiter Sclave erhob sich bereits und begann: —

Abner, der Jude, der nichts gesehen hat.

Herr, ich bin aus Mogador, am Strande des großen Meers, und als der großmächtigste Kaiser Mulei-Ismael über Fez und Marokko herrschte, hat sich die Geschichte zugetragen, die du vielleicht nicht ungerne hören wirst. Es ist die Geschichte von Abner, dem Juden, der nichts gesehen hat.

Juden, wie du weißt, gibt es überall, und sie sind überall Juden: pfiffig, mit Falkenaugen für den kleinsten Vortheil begabt, verschlagen, desto verschlagener, jemehr sie mißhandelt werden, ihrer Verschlagenheit sich bewußt, und sich etwas darauf einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch seine Pfiffe zu Schaden kommt, bewies Abner, als er eines Abends zum Thore von Marocco hinaus spazieren ging.

Er schreitet einher, mit der spitzen Mütze auf dem Kopf, in den bescheidenen, nicht übermäßig reinlichen Mantel gehüllt, nimmt von Zeit zu Zeit eine verstohlene Prise aus der goldenen Dose, die er nicht gerne sehen läßt, streichelt sich den Knebelbart, und, trotz der umherrollenden Augen, welche ewige Furcht und Besorgniß und die Begierde, etwas zu erspähen, womit etwas zu machen wäre, keinen Augenblick ru-

hen läßt, leuchtet Zufriedenheit aus seiner beweglichen Miene; er muß diesen Tag gute Geschäfte gemacht haben; und so ist es auch. Er ist Arzt, ist Kaufmann, ist alles, was Geld einträgt; er hat heute einen Sclaven mit einem heimlichen Fehler verkauft, wohlfeil eine Kameelladung Gummi gekauft, und einem reichen, kranken Mann den lezten Trank, nicht vor seiner Genesung, sondern vor seinem Hintritt bereitet.

Eben war er auf seinem Spaziergang aus einem kleinen Gehölz von Palmen und Dattely getreten, da hörte er lautes Geschrey herbeilaufender Menschen hinter sich; es war ein Haufe kaiserlicher Stallknechte, den Oberstallmeister an der Spitze, die nach allen Seiten unruhige Blicke umherwarfen, wie Menschen, die etwas Verlorenes eifrig suchen.

„Philister," rief ihm keuchend der Oberstallmeister zu, „hast du nicht ein kaiserlich Pferd mit Sattel und Zeug vorüberrennen sehen?"

Abner antwortete: „der beste Galoppläufer, den es gibt; zierlich klein ist sein Huf, seine Hufeisen sind von vierzehnlöthigem Silber, sein Haar leuchtet golden, gleich dem großen Sabbathleuchter in der Schule, fünfzehn Fäuste ist er hoch, sein Schweif ist drey und einen halben Fuß lang, und die Stangen seines Gebisses sind von dreiundzwanzig-karätigem Golde."

„Er ist's!" rief der Oberstallmeister; „er ist's!" rief der

Chor der Stallknechte; „es iſt der Emir,“ rief ein alter Bereuter, „ich habe es dem Prinzen Abdallah zehnmal geſagt, er ſolle den Emir in der Trenſe reiten, ich kenne den Emir, ich habe es vorausgeſagt, daß er ihn abwerfen würde, und ſollte ich ſeine Rückenſchmerzen mit dem Kopfe bezahlen müſſen, ich habe es vorausgeſagt. — Aber ſchnell, wohinzu iſt er gelaufen?“

„Habe ich doch gar kein Pferd geſehen,“ erwiederte Abner lächelnd; „wie kann ich ſagen, wohin es gelaufen iſt, des Kaiſers Pferd?“

Erſtaunt über dieſen Widerſpruch wollten die Herren vom Stalle eben weiter in Abner dringen, da kam ein anderes Ereigniß dazwiſchen.

Durch einen ſonderbaren Zufall, wie es deren ſo viele gibt, war gerade zu dieſer Zeit auch der Leibſchooshund der Kaiſerin entlaufen. Ein Haufe ſchwarzer Sclaven kam herbeygerannt, und ſie ſchrieen ſchon von weitem: „Habt Ihr den Schooshund der Kaiſerin nicht geſehen?“

„Es iſt kein Hund, den Ihr ſuchet, meine Herrn, „ſagte Abner, „es iſt eine Hündin.“

„Allerdings,“ rief der erſte Eunuch hocherfreut, „Aline, wo biſt du?“

„Ein kleiner Wachtelhund,“ fuhr Abner fort, „der vor

Kurzem Junge geworfen, langes Behänge, Federschwanz, hinkt auf dem rechten vordern Bein.“

„Sie ist's, wie sie leibt und lebt!“ rief der Chor der Schwarzen, „es ist Aline; die Kaiserin ist in Krämpfe verfallen, so bald sie vermißt wurde; Aline, wo bist du? was soll aus uns werden, wenn wir ohne dich ins Harem zurückkehren? Sprich geschwind, wohin hast du sie laufen sehen?“

„Ich habe gar keinen Hund gesehen, weiß ich doch nicht einmal, daß meine Kaiserin, welche Gott erhalte, einen Wachtelhund besitzt.“

Da ergrimmten die Leute vom Stalle und vom Harem über Abners Unverschämtheit, wie sie es nannten, über kaiserliches Eigenthum seinen Scherz zu treiben, und zweifelten keinen Augenblick, so unwahrscheinlich dieß auch war, daß er Hund und Pferd gestohlen habe. Während die Andern ihre Nachforschungen fortsezten, packten der Stallmeister und der erste Eunuch den Juden, und führten den halb pfiffig, halb ängstlich Lächelnden vor das Angesicht des Kaisers.

Aufgebracht berief Mulai-Ismael, als er den Hergang vernommen, den gewöhnlichen Rath des Pallastes, und führte, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenstandes, selbst den Vorsitz. Zur Eröffnung der Sache wurde dem Angeschuldigten ein halbes Hundert Streiche auf die Fußsohlen zuerkannt. Abner mochte schreien oder winseln, seine Unschuld betheuern

oder verſprechen, alles zu erzählen, wie es ſich zugetragen, Sprüche aus der Schrift oder dem Talmud anführen: mochte rufen: „die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen, aber ſeine Gnade iſt Thau auf dem Graſe; oder: „laß nicht zuſchlagen deine Hand, wenn dir Augen und Ohren verſchloſſen ſind.“ — Mulai-Ismael winkte, und ſchwur bey des Propheten Bart und ſeinem eigenen, der Philiſter ſolle die Schmerzen des Prinzen Abdallah und die Krämpfe der Kaiſerin mit dem Kopfe bezahlen, wenn die Flüchtigen nicht wieder beygebracht würden.

Noch erſchallte der Pallaſt des Kaiſers von Marok von dem Schmerzgeſchrey des Patienten, als die Nachricht einlief, Hund und Pferd ſeyen wiedergefunden. Alinen überraſchte man in der Geſellſchaft einiger Möpſe, ſehr anſtändiger Leute, die ſich aber für ſie, als Hofdame, durchaus nicht ſchickte, und Emir hatte, nachdem er ſich müde gelaufen, das duftende Gras auf den grünen Wieſen am Bache Tara wohlſchmeckender gefunden, als den kaiſerlichen Hafer; gleich dem ermüdeten fürſtlichen Jäger, der auf der Parforcejagd verirrt, über dem ſchwarzen Brod und der Butter in der Hütte des Landmanns aller Leckereien ſeiner Tafel vergißt.

Mulai-Ismael verlangte nun von Abner eine Erklärung ſeines Betragens, und dieſer ſah ſich nun, wiewohl etwas ſpät, im Stande, ſich zu verantworten, was er, nachdem er

vor Sr. Hoheit Thron dreimal die Erde mit der Stirne berührte, in folgenden Worten that:

„Großmächtigster Kaiser, König der Könige, Herr des Westen, Stern der Gerechtigkeit, Spiegel der Wahrheit, Abgrund der Weisheit, der du so glänzend bist wie Gold, so strahlend wie der Diamant, so hart wie das Eisen, höre mich, weil es deinem Sclaven vergönnt ist, vor deinem strahlenden Angesichte seine Stimme zu erheben. Ich schwöre bey dem Gott meiner Väter, bey Moses und den Propheten, daß ich dein heiliges Pferd, und meiner gnädigen Kaiserin liebenswürdigen Hund mit meines Leibes Augen nicht gesehen habe. Höre aber, wie sich die Sache begeben:

Ich spazierte, um mich von des Tages Last und Arbeit zu erholen, nichts denkend in dem kleinen Gehölze, wo ich die Ehre gehabt habe, Sr. Herrlichkeit, dem Oberstallmeister, und Sr. Wachsamkeit, dem schwarzen Aufseher deines gesegneten Harems zu begegnen; da gewahrte ich im feinen Sande zwischen den Palmen die Spuren eines Thieres; ich, dem die Spuren der Thiere überaus gut bekannt sind, erkenne sie alsbald für die Fußstapfen eines kleinen Hundes; feine, langgezogene Furchen liefen über die kleinen Unebenheiten des Sandbodens zwischen diesen Spuren hin; es ist eine Händin, sprach ich zu mir selbst, und sie hat hängende Zitzen, und hat Junge geworfen vor so und so langer Zeit; andere Spuren neben

den Vordertatzen, wo der Sand leicht weggefegt zu seyn schien, sagten mir, daß das Thier mit schönen, weit herabhängenden Ohren begabt sey; und da ich bemerkt, wie in längeren Zwischenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: einen schönen, langbehaarten Schwanz hat die Kleine, und er muß anzusehen seyn als ein Federbusch, und es hat ihr beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitschen, auch entging mir nicht, daß eine Pfote sich beständig weniger tief in den Sand eindrückte; leider konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß die Hündin meiner gnädigsten Frau, wenn es erlaubt ist, es auszusprechen, etwas hinke.

Was das Roß deiner Hoheit betrifft, so wisse, daß ich, als ich in einem Gange des Gehölzes zwischen Gebüschen hinwandelte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerksam wurde. Kaum hatte ich den edlen, kleinen Huf, den feinen und doch starken Strahl bemerkt, so sagte ich in meinem Herzen: da ist gewesen ein Roß von der Race Tschenner, die da ist die vornehmste von allen. Ist es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigster Kaiser einem Fürsten in Frankenland eine ganze Kuppel von dieser Race verkauft, und mein Bruder Ruben ist dabey gewesen, wie sie sind Handels einig geworden, und mein gnädigster Kaiser hat dabey gewonnen so und so viel. Als ich sah, wie die Spuren so weit und so gleichmäßig von einander entfernt waren, mußte ich denken: das

galloppirt schön, vornehm; und ist bloß mein Kaiser werth, solch ein Thier zu besitzen, und ich gedachte des Streitrosses, von dem geschrieben steht bey Hiob: „es strampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft. und zeucht aus den Geharnischten entgegen; es spottet der Furcht und erschricket nicht, und fleucht vor dem Schwerdt nicht, wenn gleich wider es klinget der Köcher, und glänzet beyde, Spieß und Lanzen.“ Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen sah auf dem Boden, wie ich immer thue, und siehe es war ein Marmelstein, darauf hatte das Hufeisen des eilenden Rosses einen Strich gezogen, und ich erkannte, daß es Hufeisen haben mußte von vierzehnlöthigem Silber; muß ich doch den Strich kennen von jeglichem Metall, sey es ächt oder unächt. Der Baumgang, in dem ich spazierte, war sieben Fuß weit, und hie und da sah ich den Staub von den Palmen gestreift; das Thier hat mit dem Schweif gefochten, sprach ich, und er ist lang drei und einen halben Fuß; unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfing, sah ich frisch abgestreifte Blätter; Sr. Schnelligkeit Rücken mußte sie abgestreift haben; da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäusten; siehe da, unter denselben Bäumen kleine Büschel goldglänzender Haare, und siehe da, es ist ein Goldfuchs! Eben trat ich aus dem Gebüsche, da fiel an einer Felswand ein Goldstrich in mein Auge; diesen Strich solltest du kennen, sprach ich, und was war's? Ein Probier-

ſtein war eingeſprengt in dem Geſtein, und ein haarfeiner Goldſtrich darauf, wie ihn das Männchen mit dem Pfeilbündel auf den Füchſen der ſieben vereinigten Provinzen von Holland nicht feiner, nicht reiner ziehen kann. Der Strich mußte von den Gebißſtangen des flüchtigen Roſſes rühren, die es im Vorbeyſpringen gegen dieſes Geſtein gerieben. Kennt man ja doch deine erhabene Prachtliebe, König der Könige, weiß man ja doch, daß ſich das Geringſte deiner Roſſe ſchämen würde, auf einen andern als einen goldenen Zaum zu beiſſen.

„Alſo hat es ſich begeben, und wenn —“

„Nun, bey Mecca und Medina,“ rief Mulai-Ismael, „das heiße ich Augen; ſolche Augen könnten dir nicht ſchaden, Oberjägermeiſter, ſie würden dir eine Kuppel Schweißhunde erſparen; du, Polizeiminiſter, könnteſt damit weiter ſehen, als alle deine Schergen und Aufpaſſer. Nun, Philiſter, wir wollen dich in Betracht deines ungemeinen Scharfſinns, der uns wohl gefallen hat, gnädig behandeln; die fünfzig Prügel, die du richtig erhalten, ſind fünfzig Zechinen werth, ſie erſparen dir fünfzig; denn du zahlſt jezt blos noch fünfzig baar; zieh' deinen Beutel, und enthalte dich für die Zukunft unſeres kaiſerlichen Eigenthums zu ſpotten; wir bleiben dir übrigens in Gnaden gewogen.

Der ganze Hof bewunderte Abners Scharfſinn, denn

Se. Majestät hatte geschworen, er sey ein geschickter Bursche; aber dieß bezahlte ihm seine Schmerzen nicht, tröstete ihn nicht für seine theuren Zechinen. Während er stöhnend und seufzend eine nach der andern aus dem Beutel führte, jede noch zum Abschiede auf der Fingerspitze wog, höhnte ihn noch Schnuri, der kaiserliche Spaßmacher, fragte ihn, ob seine Zechinen alle auf dem Steine sich bewährten, auf dem der Goldfuchs des Prinzen Abdallah sein Gebiß probirt habe. „Deine Weisheit hat heute Ruhm geerndtet," sprach er, „ich wollte aber noch fünfzig Zechinen wetten, es wäre dir lieber, du hättest geschwiegen. Aber wie spricht der Prophet? „„Ein entschlüpftes Wort holt kein Wagen ein, und wenn er mit vier flüchtigen Rossen bespannt wäre."" Auch kein Windspiel holt es ein, Herr Abner, auch wenn es nicht hinkt."

Nicht lange nach diesem für Abner schmerzlichen Ereigniß ging er wieder einmal in einem der grünen Thäler zwischen den Vorbergen des Atlas spazieren. Da wurde er, gerade wie damals, von einem einherstürmenden Haufen Gewaffneter eingeholt, und der Anführer schriee ihn an:

„He! guter Freund, hast du nicht Goro, den schwarzen Leibschützen des Kaisers vorbeylaufen sehen? Er ist entflohen; er muß diesen Weg genommen haben in's Gebirg."

„Kann nicht dienen, Herr General," antwortete Abner.

„Ach! bist du nicht der pfiffige Jude, der den Fuchsen und den Hund nicht gesehen hat? Mach nur keine Umstände; hier muß der Sclave vorbeygekommen seyn; riechst du vielleicht noch den Duft seines Schweises in der Luft? siehst du noch die Spuren seines flüchtigen Fußes im hohen Grase? Sprich, der Sclave muß herbey; er ist einzig im Sperlingschießen mit dem Blaserohr, und dieß ist Sr. Majestät Lieblingszeitvertreib. Sprich! oder ich lasse dich sogleich krumm fesseln.

„Kann ich doch nicht sagen, ich habe gesehen, was ich doch nicht hab' gesehen."

„Jude, zum Leztenmale; wohin ist der Sclave gelaufen? denk an deine Fußsohlen, denk an deine Zechinen!"

„O weh geschrien! Nun, wenn Ihr absolut haben wollt, daß ich soll gesehen haben den Sperlingschützen, so lauft dorthin; ist er dort nicht, so ist er anderswo."

„Du hast ihn also gesehen?" brüllte ihn der Soldat an.

„Ja denn, Herr Offizier, weil Ihr es so haben wollt."

Die Soldaten verfolgten eilig die angewiesene Richtung. Abner aber ging, innerlich über seine List zufrieden, nach Hause. Kaum aber war er vierundzwanzig Stunden älter geworden, so drang ein Haufe von der Wache des Pallastes in sein Haus und verunreinigte es; denn es war Sabbath, und schleppte ihn vor das Angesicht des Kaisers von Marrok.

„Hund von einem Juden," ſchnaubte ihn der Kaiſer an, „du wagſt es, kaiſerliche Bediente, die einen flüchtigen Sclaven verfolgen, auf falſche Spur in's Gebirge zu ſchicken, während der Flüchtling der Meeresküſte zueilt, und beinahe auf einem ſpaniſchen Schiffe entkommen wäre? Greift ihn, Soldaten! Hundert auf die Sohlen! hundert Zechinen aus dem Beutel! Um wie viel die Sohlen ſchwellen unter den Hieben, um ſo viel ſoll der Beutel einſchnurren!"

Du weißt es, o Herr, im Reiche Fetz und Marocco liebt man ſchnelle Gerechtigkeit, und ſo wurde der arme Abner geprügelt und beſteuert, ohne daß man ihn zuvor um ſeine Einwilligung befragt hätte. Er aber verfluchte ſein Geſchick, das ihn dazu verdammte, daß ſeine Sohlen und ſein Beutel es hart empfinden ſollten, ſo oft Se. Majeſtät geruhten, etwas zu verlieren. Als er aber brummend und ſeufzend unter dem Gelächter des rohen Hofvolks aus dem Saale hinkte, ſprach zu ihm Schnuri, der Spaßmacher:

„Gib dich zufrieden, Abner, undankbarer Abner, iſt es nicht Ehre genug für dich, daß jeder Verluſt, den unſer gnädiger Kaiſer, den Gott erhalte, erleidet, auch dir empfindlichen Kummer verurſachen muß? Verſprichſt du mir aber ein gut Trinkgeld, ſo komme ich jedesmal eine Stunde, bevor der Herr des Weſten etwas verliert, an deine Bude in der Judengaſſe und ſpreche: gehe nicht aus deiner Hütte, Abner,

du weißt ſchon warum; ſchließe dich ein in dein Kämmerlein bis zu Sonnenuntergang, beydes unter Schloß und Riegel.“

Dieß, o Herr, iſt die Geſchichte von Abner, der nichts geſehen hat.

Als der Sclave geſchwiegen hatte, und es wieder ſtille im Saale geworden war, erinnerte der junge Schreiber den Alten, daß ſie den Faden ihrer Unterhaltung abgebrochen hatten, und bat, ihnen nun zu erklären, worinn denn eigentlich der mächtige Reiz des Mährchens liege?

„Das will ich Euch jezt ſagen,“ erwiederte der Alte; „der menſchliche Geiſt iſt noch leichter und beweglicher als das Waſſer, das doch in alle Formen ſich ſchmiegt, und nach und nach auch die dichteſten Gegenſtände durchdringt. Er iſt leicht und frey wie die Luft, und wird wie dieſe, je höher er ſich von der Erde hebt, deſto leichter und reiner. Daher iſt ein Drang in jedem Menſchen, ſich hinauf über das Gewöhnliche zu erheben, und ſich in höheren Räumen leichter und freyer zu bewegen, ſey es auch nur in Träumen. Ihr ſelbſt, mein junger Freund, ſagtet: „„wir lebten in jenen Geſchichten, wir dachten und fühlten mit jenen Menſchen,““ und daher kommt der Reiz, den ſie für Euch hatten. Indem Ihr den Erzählungen des Sclaven zuhörtet, die nur Dichtungen waren, die einſt ein Anderer erfand, habt Ihr ſelbſt

auch mitgedichtet. Ihr bliebet nicht stehen bey den Gegenständen um Euch her, bey Euren gewöhnlichen Gedanken, nein, Ihr erlebtet alles mit, Ihr waret es selbst, dem dieß und jenes Wunderbare begegnete, so sehr nahmet Ihr Theil an dem Mann, von dem man Euch erzählte. So erhob sich Euer Geist am Faden einer solchen Geschichte über die Gegenwart, die Euch nicht so schön, nicht so anziehend dünkte, so bewegte sich dieser Geist in fremden, höheren Räumen freyer und ungebundener, das Mährchen wurde Euch zur Wirklichkeit, oder wenn Ihr lieber wollet, die Wirklichkeit wurde zum Mährchen, weil Euer Dichten und Seyn im Mährchen lebte."

„Ganz verstehe ich Euch nicht;" erwiederte der junge Kaufmann, „aber Ihr habt Recht mit dem, was Ihr saget, wir lebten im Mährchen, oder das Mährchen in uns. Sie ist mir noch wohl erinnerlich, jene schöne Zeit; Wenn wir Muße dazu hatten, träumten wir wachend; wir stellten uns vor, an wüste, unwirthbare Inseln verschlagen zu seyn, wir beriethen uns, was wir beginnen sollten, um unser Leben zu fristen, und oft haben wir im dichten Weidengebüsch uns Hütten gebaut, haben von elenden Früchten ein kärgliches Mahl gehalten, obgleich wir hundert Schritte weit zu Hause das Beste hätten haben können, ja, es gab Zeiten, wo wir auf die Erscheinung einer gütigen Fee oder eines wunderba-

ren Zwerges warteten, die zu uns treten und ſagen würden: „„die Erde wird ſich alſobald aufthun, wollet dann nur gefälligſt herabſteigen in meinen Pallaſt von Bergkryſtall, und euch belieben laſſen, was meine Diener, die Meerkatzen, euch auftiſchen?““

Die jungen Leute lachten, gaben aber ihrem Freunde zu, daß er wahr geſprochen habe. „Noch jezt,“ fuhr ein anderer fort, „noch jezt beſchleicht mich hie und da dieſer Zauber; ich würde mich zum Beyſpiel nicht wenig ärgern über die dumme Fabel, wenn mein Bruder zur Thüre hereingeſtürzt käme und ſagte: weißt du ſchon das Unglück von unſerem Nachbar, dem dicken Bäcker? Er hat Händel gehabt mit einem Zauberer, und dieſer hat ihn aus Rache in einen Bären verwandelt, und jezt ligt er in ſeiner Kammer und heult entſetzlich; ich würde mich ärgern und ihn einen Lügner ſchelten. Aber wie anders, wenn mir erzählt würde, der dicke Nachbar hab eine weite Reiſe in ein fernes, unbekanntes Land unternommen, ſey dort einem Zauberer in die Hände gefallen, der ihn in einen Bären verwandelte. Ich würde mich nach und nach in die Geſchichte verſezt fühlen, würde mit dem dicken Nachbar reiſen, Wunderbares erleben, und es würde mich nicht ſehr überraſchen, wenn er in ein Fell geſteckt würde und auf allen Vieren gehen müßte.“

So ſprachen die jungen Leute; da gab der Scheihk wiederum das Zeichen und alle ſezten ſich nieder. Der Aufſeher der Sclaven aber trat zu den Freigelaſſenen und forderte ſie auf, weiter fortzufahren. Einer unter ihnen zeigte ſich bereit, ſtand auf, und hub an folgendermaßen zu erzählen:

Der arme Stephan.

Die rauchige Schwerdtfeger- und Schuhflickergasse meiner Vaterstadt lag wie in einem Hohlweg, fast unterirdisch zu nennen, krumm und eng unter den hohen, breiten Strassen der Hauptstadt, so daß Viele über ihr hinfuhren und gingen, die nichts von ihr sahen und wußten, und hinwieder die armen Leute, die in ihr wohnten, beynahe ganz abgeschieden, von den übrigen Städtern lebten.

Von dem Gerassel und Lärmen der großen Stadt vernahm man wenig in dieser Kluft, und das Wenige wurde noch vom Klopfen und Hämmern der Schmiede übertönt. Ueber den alten, baufälligen Hütten lag ein beständiges Halbdunkel, und nur an hellen Sommermittagen fielen an einzelnen Stellen von dem Gewimmel der höherliegenden Straßen flüchtige Schatten zwischen die lodernde Flamme der Feueressen.

Am Samstag Abends aber, da hörten diese früher auf zu ziſchen und zu sprühen, der Hammerschlag ruhte, und die rußigen Gestalten zogen sich aus der Werkstatt in die Stuben zurück; wenige Einzelne gingen auch wohl hinauf in die Stadt, während die Weiber Fenster und Böden scheuerten,

und die Kinder in den Schlupfwinkeln und Bügeln der Hohlgasse ihre Spiele trieben.

In solcher Feierstunde saß Stephan auf einem alten Balken vor des Nachbars Haus, und am andern Ende des Balkens, halb gegen ihn gewandt, Nachbars Sabine. Jedes hatte seinen, von vielem Gebrauch beschmutzten, Katechismus in Händen, das ist, o Herr, ein Auszug aus dem Koran der Christen, und sie lernten gar eifrig.

Nur einmal griff Stephan unter dem Lesen in seine Tasche, holte ein Stück Schwarz-Brod heraus und hielt es Sabinen hin, doch ohne ein Wort zu sprechen, oder nur die Augen vom Buch abzuwenden. Sie nahm es mit einem kurzen: „Dank," und aß es langsam, während ihre Lippen sich leise fortbewegten, und die Augen gleichfalls fest aufs Buch geheftet blieben.

Endlich klappte Stephan seinen Katechismus zu, wandte sich herum und fragte: „Kannst du jezt deinen Spruch, oder soll ich dir ihn lernen helfen?" „Ich kann ihn schon," antwortete Sabine, die sogleich nach ihm, wie im Takte, ihr Büchlein zusammengeschlagen hatte. „Gut," sagte Stephan, während sie näher zusammenrückten, „so können wir doch noch etwas plaudern.

„Ach ja, du erzählst mir, wie du mit deinem Vater in

das Dorf durch den langen Wald gegangen biſt, und den wunderlichen Mann geſehen haſt.“

„Aber das hab' ich dir ja ſchon ſo oft erzählt.“ —

„Ich möcht' es doch wieder hören, ich bitte dich.“

„Nun, wie der Vater noch gearbeitet hat und auf die Dörfer hinausgegangen iſt, den Bauern die Schuhe zu flicken; da hat er mich auch einmal mitgenommen, und wir ſind in aller Früh fortgegangen. In der Stadt war's noch ganz finſter und ſtille, und wie wir über den Berg gingen, wehte ein kühler Wind.

Dann mußten wir lang an einem Wald hingehen, bis wir endlich über eine Brücke kamen.“

„Aber vorher“ — „fiel Sabine ein — „kommt ja der Waſſerfall.“

„Nu ſieh! du weißt es ja ſchon,“ fuhr Stephan fort. „Es war aber wirklich ganz ſeltſam, weil wir den Bach ſo rauſchen hörten, und doch in der Finſterniß nichts ſahen.“

„Da gehen wir in den Wald hinein, und immer hinein, da war's vollends ganz Nacht, und oben in den Bäumen blies der Wind.

„Auf einmal ſagt der Vater: Ich weiß nicht mehr, wo ich bin, wir ſind irr. Mir ward's bang; kein lebendiger Menſch, der uns den Weg hätte zeigen können; nur manchmal pfiff ein Vogel; der Vater lief aber immer voraus.

„Endlich wird's doch ein klein wenig heller, und die Sonne kommt zuweilen etwas durch's Gebüsch; auch wurden die Vögel immer lauter. Wie's Morgen wird, kommen wir auf einen Platz, ganz mit Moos bedeckt, voll Hügel und Bäume drauf, und das Gebüsch drunten war wie feurig, weil die Sonne aufging."

„Nun mußten wir bald durch ein dickes Gesträuch, und da ist wieder so ein Platz und ein schöner Felsen, ganz roth vom Frühlicht; auf der einen Seite fließt eine Quelle laut heraus über die Baumwurzeln hin, auf der andern Seite ist eine Höhle, von vielem hellem, grünen Gras bewachsen, drinn war's aber noch dunkel."

„Vor der Höhle saß ein Mann im Gras, mit weißem Mantel, schneeweißem Haar, und schneeweißem, langem Bart; hinter ihm stand ein glänzender Spiegel aufgestellt, und noch viele andere Sachen, die ich nicht mehr weiß; in seinem Schoos hatte er ein großes Buch, darinn er las."

„Der Vater fragte ihn nach dem Wege, und ich zog die Mütze ab, er deutete aber nur stumm mit der Hand und sah uns nicht nach. Das ist auch so ein finsterer Waldbruder, sagte der Vater. Mir sah er aber nicht finster aus, denn er hatte ein helles blaues Auge, und ich wär' gern länger dort geblieben."

„Und dann kamt ihr hinunter in's Dorf?" fragte Sa=

bine. — „Ja“ — „Und den möchteſt du gerne wiederſehen?“ — „Ich möchte es wohl wünſchen!“ — „Geh', ich würde mich fürchten,“ ſagte ſie und duckte ſich zuſammen.

Indeſſen war es dunkel geworden, und im Zwinger fingen einzelne Lichter an, durch die trüben Fenſter zu ſcheinen, von der Stadt her aber war nur das einzige kleine Licht von der hohen Thurmſtube ſichtbar.

„Ich mag noch nicht in's Haus;“ begann Sabine wieder; „wir wollen jezt, wie neulich, einander ſagen, was wir uns wünſchen.“

„Ich mag auch noch nicht hinein,“ ſagte Stephan, „denn der Vater lärmt und ſchreit wieder ſo, und die Mutter weint, weil ſie ſich fürchtet, der Viertelsrichter werde kommen, und ſein Geld fordern. Ach! ſonſt, da wünſcht' ich mir freilich, ein Waldbruder zu werden, und wohl gar —“

„Und ich“ — fiel Sabine ein — „ich möchte einmal Kammerjungfer bey einer Prinzeſſin werden. Da käm' ich in's Schloß und ſähe die ſchönen Stuben, und die Königin und den König, und hätte ſchöne Kleider und könnte ausfahren. —“

„Ach! von dem Allen möcht' ich nichts;“ ſeufzte Stephan; „aber ſieh! dort kommt wieder der alte Chriſtoph mit ſeinem Stelzfuß; wenn ich den ſich ſo nach Hauſe ſchleppen ſehe, oder wenn ich bey dem Studenten da oben bin, der ſo

viele Bücher lies't und so schön erzählen kann, und seh' ihm den Hunger im Gesicht an, oder wenn die steinalte Wäscherin da drüben immer von ihrem Sohn spricht, auf den sie gehofft hat in ihrem Alter, und der nicht aus dem Kriege zurückgekommen ist, und ich komme nach Hause und deine und meine Mutter jammern zusammen — o, da wünsch' ich nur Eines; ich möchte recht, recht reich seyn, und allen armen Leuten helfen können!"

„Ja, was hilft das" — sagte Sabine — „wer einmal das Weltglück nicht hat —"

„So sagt der Vater auch," — erwiederte Stephan, — aber manchmal glaub' ich doch, man sollte nur an einem Wunsch recht hängen, und darnach ganz sich richten, und immer den lieben Gott bitten, so könnte es doch geschehen. Ich hab' es auch dem Studenten gesagt; aber der schüttelte freilich den Kopf und das Wasser trat ihm in die Augen. Hörst du ihn? Da bläs't er wieder auf der Flöte und vertreibt sich den Hunger. Aber ich habe ja mein Brod noch nicht gegessen; ich will's ihm nur schnell bringen."

„Du hast es ja mir gegeben, lieber Stephan," erinnerte ihn Sabine, während er in der Tasche suchte, „und du bist freylich gut, und gäb'st Alles her, weil du weißt, was Armuth ist; wärest du aber reich, so wärst du wohl auch anders."

„O! wenn ich ein König wäre," rief Stephan; „das wäre meine einzige Freude, wenn ich allen Armen helfen könnte!"

„Stephan!" rief die Mutter unter der Thüre, „du sollst hereinkommen und in's Bett gehen." Traurig gingen die Kinder auseinander.

„Laß einmal das Klagen, Weib!" schrie in der Stube der Schuhflicker Anton. — „Mach's wie ich, kümm're dich nichts drum! Hab' ich Geld, so bin ich lustig, hab' ich keins, so bin ich durstig! Und der Viertelsrichter soll nur kommen — Bey meiner Ehr! ich stoß ihm meinen Pfriemen in den Leib. Dann nimmt sich hoffentlich die Justiz die Mühe, die ich mir sonst selber geben muß, mich nämlich aufzuhängen. Ich hab's ja schon lange gewünscht, daß er mir endlich einmal mein Handwerkszeug verkaufe. Denn so lang ich das noch habe, hab' ich noch Aussichten, so lang man aber noch Aussichten hat, zappelt man noch. Nun wird er mir — hoff' ich — bald den Schemel unter den Füßen wegziehen, der Viertels-Richter; und dann ist's recht, daß zuerst die durstige Kehle, die doch an Allem Schuld ist, für immer zufrieden gestellt wird. — Und darüber solltet ihr froh seyn! denn mein Leib ist ein rares Stück und eine sonderbare Composition; namentlich der Magen; von Natur sehr wohl eingerichtet, mit Anspruch auf 6 Schüsseln, und einige Nachtische und Kraftschlücke. Alle Morgen geht er in die Welt, wie ein

Bräutigam aus seiner Kammer; aber die Noth flickt ih
nen großen Rüster auf, da sitzt er nun in meiner kläglic
Figur, wie ein Riese, den man in einen engen Kasten hin=
eingezwängt hat. — Darum, wenn ich euch dieses Hunger=
tuch zurückgelassen habe, werden die Gelehrten und Doctoren
darüber herfallen, wie die Raub=Vögel. Ihr müßt mich aber
hochhalten, und der Meistbietende soll mich trenschiren dür=
fen. Das wird ein Reissen seyn, wie um Kaiser Carolus
Reichsapfel. Dann ist euch geholfen, und mir auch."

Indessen hatte sich Stephans ältere Schwester in taubem
Schmerz auf's harte Lager gelegt, und die Mutter die trübe
Lampe gelöscht.

Aber das kleine Hannchen kam zitternd zu Stephan und
flüsterte ihm ins Ohr: „Mich hungert's so." — „O, warte
nur bis Morgen, ich hole dir gleich in der Früh' ein Brod,
tröstete sie der Bruder, und hob sie neben sich auf's Bett.

„Jezt hab' ich mich müde geschrieen" — sagte der Va=
ter, indem er sich auch auf den Strohsack warf; „jezt werd'
ich doch vielleicht schlafen können."

Wie es nun ganz öd und still geworden war in der fin=
stern Kammer; die Geschwister im Schlaf ruhig athmeten,
und endlich auch das Schluchzen der Mutter aufgehört hatte,
nur das Schnarchen des Vaters die Stille unterbrach; da
faltete Stephan seine Hände und betete: „O du lieber, rei=

Gott, hilf einem armen Kinde, und zeige mir eine Retung aus dem Jammer. Laß mich den einzigen Armen auf der ganzen Welt seyn; an den andern, o himmlischer Vater, laß mich ein Werkzeug deiner Barmherzigkeit werden!"

Da drückte der Schlummer ihm sanft die Augen zu, und wie er in die Ruhe des tröstenden Schlafes überging, war ihm, als stünde der Waldbruder neben ihm, und sagte mit einem freundlichen Blick aus seinen blauen Augen: „Gott liebt die Armen."

Ein schöner Sommerabend lag im himmelblauen Sonntagskleid über der Stadt; als von der hohen Domkirche die Vesperglocken tönten mit gewaltigem Klang und feyerlichem Ruf.

Da wandelten durch die stilleren Straßen die Mädchen in weißen Kleidern, und die Chorknaben, die Rathsherren der Stadt und die Alten; und Reich und Arm nahmen die hohen, gothischen Kirchenpforten mit weitgeöffneten Armen auf in ihre ernsten Hallen, welche abwechselnd von der Chormusik und heiliger Stille und flüsternden Gebeten erfüllt wurden.

Unter der Menge, die mit heiligem Frieden den lauten Tag schließen wollte, ging auch Stephan bleich und traurig. Denn in des Vaters Haus war der Viertelsrichter gekommen

und hatte gedroht, wenn am Montag Abend nicht die Steuer und sein Anlehen bezahlt sey, so werde er ohne weitere Geduld und Nachsicht des Schuhflicker Anton Handwerkszeug und ärmliche Habe verkaufen.

Aber noch besänftigte den Schmerz in der Kindesseele ein frommes Vertrauen, und er gedachte, wie von allen den Kindern, die hier nach des Vaters Hause wallen, der Ewigliebende jedem das Seine gebe; — und so kniete er hinter eine Säule mit stillem Beten.

Als die Orgel verklungen und der Gottesdienst vollendet war, und in der Dämmerung die Leute auseinandergingen und ihre Häuser suchten, stand Stephan vor der Kirche in einer Ecke, stumm an ein steinern Bild gelehnt, und sah den verschiedenen Gestalten nach, wie sie in Haufen vom breiten Platz in die Straßen sich zerstreuten.

Da kam eine kleine Schaar Knaben aus einer Gasse, die eifrig etwas zu verabreden schienen, und an der Kirche mit Andern zusammentrafen.

Es waren Schulkameraden von Stephan, und als ihn einer erblickte, riefen sie ihn auch herzu, mitzukommen. „Heute will ich ihn euch zeigen," sagte der Größte; „aber daß Keiner ein Wort redet, und dann laufen wir, was wir nur können."

Bange Neugier und eine ängstlich-frohe Erwartung war

in den gespannten Mienen und unruhigen Bewegungen der Knaben zu lesen. Mit wenigen, undeutlichen Reden eilten sie durch viele Straßen, und Stephan zog, ohne zu fragen, unter ihnen hin. Sie kamen endlich bis in die hintersten, engen Gassen. Nachdem sie von hier durch Höfe und Gräben und Zwinger gekrochen waren, gelangten sie an die uralte, hohe, von gewaltigfesten Steinen erbaute Stadtmauer.

Hier schlüpften sie durch eine Schießscharte in einen großen finstern Thurm. Jezt zog der Anführer eine Kerze hervor, schlug Feuer, und als ihr schwaches Licht allmählig die schwarzen Wände zu erhellen begann, sahen sie sich vor einer halbverfallenen Treppe.

Der Führer betrat diese, ein Knabe hielt sich am andern, und so kletterten sie auf, bis sie eine kleine Thüre in einen Gang einließ, wo ihre leisen Fußtritte, wie ein schauerliches Stöhnen, von den Mauern wiederhallten.

Der Gang war sehr lang, und wurde immer enger, und mühsam wanden sie sich durch seine Krümmungen. Einige Stufen führten sie wieder abwärts durch mehrere offene Thüren. Als sie an die lezte kamen, die zugemacht war, gebot ihnen der Anführer mit ängstlich-strenger Miene, daß keiner einen Laut von sich gebe. Dann öffnete er die Thüre, und sie stiegen leise eine steile, hölzerne Treppe mit vielen Absätzen hinan.

Noch einmal legte ihnen, als sie endlich oben waren, ihr Vortreter Stillschweigen auf, setzte hierauf sein Licht auf die Erde unweit einer kleinen Thüre, und winkte nun den Nächsten herzu.

Leise und ängstlich schob er den Deckel vom Schlüsselloch weg, und kaum hineingeblickt, fuhr er zurück und flüsterte fast unhörbar: „Ja, er sizt wirklich drinnen.“

Da drängte sich von den Knaben einer nach dem andern herzu, und die stummen Geberden derer, die hineingesehen hatten, drückten bald Entsetzen, bald Verwunderung und heimliche Freude aus.

Auch Stephan blickte hinein, da war ein großer, weißer Saal, nur halb im Licht, halb beschattet. Am Ende desselben hing eine große Lampe herab, aus deren krystallheller Schaale die feinsten Purpurstrahlen, wie rothe Lichtfäden, auf einen großen Tisch hinspielten, an welchem vor einem langen Buche, und mit dem Rücken gegen die Thür gekehrt, ein großer Mann saß.

„Das ist der Waldbruder,“ sagte Stephan freudigerschrocken in seinem Herzen. Es war dasselbe weiße, faltenreiche Gewand, es waren die großen, silbernen Locken, welche die Schultern bedeckten, wie er sie an jenem Morgen im Walde gesehen hatte. Auch das Buch schien ihm ähnlich, an dem der hohe Mann unausgesezt fortschrieb, und nur von

Zeit zu Zeit seine lange Feder in einen großen Becher mit goldheller Tinte eintauchte.

Tief ergriffen konnte Stephan nicht ablassen, durch's Schlüsselloch zu sehen, und wünschte nur, um ihn völlig zu erkennen, auch die Augen des Schreibenden zu schauen, als er plötzlich von einem Geräusch, gleich als rückte der Alte seinen Stuhl, erschreckt wurde.

Der anführende Knabe ergriff in verwirrter Bestürzung das Licht so hastig, daß es erlosch, und mit ihm polterten die Andern in schreckenvoller Flucht, Einige mit lautem Angstgeschrey, die Treppe hinunter, und Stephan hörte ihre eiligen Fußtritte und bangen Stimmen den langen Gang hinab, in vielfachem Echo wiederhallen.

Da stand er zitternd, beynahe hätte er es wagen mögen hineinzugehen; aber seine Bangigkeit, sich allein nicht mehr aus den alten Mauern finden zu können, wurde doch von der Furcht, drinnen etwas Unheimliches zu erfahren, überwogen, und er entschloß sich, den Knaben, von welchen er schon nichts mehr hören konnte, zu folgen.

Glücklich kam er die hölzerne Treppe hinunter, und drang auch nach einigem Suchen durch die offenen Thüren in den Gang.

Hier zwängte er sich mit Mühe durch die engen Windungen, und tappte angstvoll in der dicken Finsterniß herum;

als er aber bey einigem Vorwärtsschreiten die Erweiterung des Ganges bemerkte, und sich freyer fühlte, beschleunigte er seine Schritte; endlich lief er geradezu, und plötzlich stürzte er die steinerne Thurmtreppe hinab.

Zum Glück hatte er sich, ausser einigen harten Stößen und einer leichten Verwundung der Hand, nicht beschädigt.

Aber nun brauchte es lange Zeit, bis er die Schießscharte fand, durch die er mit seinen entflohenen Kameraden eingeschlüpft war. Vergebens rief er nach diesen, sie waren nach Hause zerstreut. Endlich fand er die Oeffnung, nachdem er einen Stein, den noch ein Knabe vorgeschoben haben mochte, hinausgestossen hatte.

Wie erleichtert fühlte er sich, als er draußen auf dem freien Rasen stand, und die Mauern, die schon das Mondlicht erhellte, hinter sich sah. Freudig erhob er seinen Blick zu dem Nachthimmel, der ihm mit seinen blinkenden Sternen eröffnet war, und zuerst konnte er nur mit Grauen daran denken, daß es ihm gedroht habe, in dem unheimlichen Gebäude, das ernst und grau vom Mondschein gebleicht, und in schauerlichem Schweigen da stand, übernachten zu müssen.

Aber gerade jezt, da er sich daraus befreit sah, wenn er den Saal mit seinem lieblichen Licht und den wunderlichen Alten sich vorstellte, schien er sich unrecht gethan zu haben, daß er, schon so nahe daran, den seltsamen Mann kennen zu

lernen, welchen er sich nur freundlich denken konnte, und der ihm schon seit jenem Morgen im Walde in sein inneres Leben gedrungen dünkte — er schien sich wirklich unrecht gethan zu haben, daß er es nicht gewagt hatte, hineinzugehen, und den hohen Greis anzureden. „War er nicht erst gestern im Schlafe bey mir?“ fragte er sich in unbestimmter Erinnerung.

„O! er ist gewiß besser, ist mehr, als die andern Menschen; darum lebt er so für sich allein. Er muß wohl auch ein mächtiges Wesen seyn, das mir vielleicht helfen möchte.“ Zugleich mit diesen Gedanken regte sich in Stephan der Entschluß, wieder einmal in diese Hallen und Gemächer einzukehren, während er deßhalb sorgfältig Gang und Treppen in sein Gedächtniß zurückrief, hatte er fast unbewußt durch einen Haufen Steine sich vor der Schießscharte ein Kennzeichen gemacht.

Da er nun aber aufblickte, und nah und fern aus der Stadt tausend hohe und niedere Lichter von den umdunkelten Häusern ihm entgegenblizten, dachte er erschreckend an die Angst, welche die Seinigen um ihn empfunden haben möchten; und er strengte sich nun doppelt an, durch die Straßen zu rennen, und die rechte Richtung nach Hause zu gewinnen.

Er fand sich näher an seinem Zwinger, als er geglaubt hatte, indem er bald einige Durchhäuser erkannte, die ihn zu demselben führten. Während er um die erste Ecke seiner

Gasse ging, hörte er schon den Vater mit wilder Stimme singen:

Herr Bruder, waren's nicht goldene Zeiten,
Da wir miteinander ins Feld thäten reiten?
Jezt bist du ein Schneider, ein Schuster ich,
Jezt lebest du mager, ich kümmerlich.
Herr Bruder, wir wollen nicht länger hier bleiben.
Ich will meine Ahle den Erben verschreiben.
Vermach du dein Bügeleisen der Stadt,
Du hängst dich an Faden, und ich mich an Draht.

„Ach Vater!" seufzte er, indem er einige langsamere Schritte that, um Athem zu holen, „wie kann's besser werden, wenn du böse Gedanken hast."

Da rief ihn plötzlich seine älteste Schwester an, die aus einem Winkel ihm entgegenlief. Mit großer Freude, ihn gefunden zu haben, erzählte sie ihm fast athemlos, daß sie ihn lange schon überall, zuerst bey Nachbar's, beym Studenten, bey der Wäscherin, und dann in der halben Stadt gesucht habe.

Indessen waren sie zu ihrer Hütte gekommen, und der Vater, der sein Lied wiederholt hatte, sagte zur Mutter: „Gönn' mir doch, Weib, diese Erholung in meinen Freystunden, besonders gegenwärtig, wo mein ganzer Tag nur eine Freistunde ist. Und für den Buben ist mir's gar nicht bange. Ja, wenn er in einer so guten Mastung säße, daß der Tod

Kgl. Univ. Bibl. Berlin

denken müßte: der kommt gar nicht, wenn ich ihn nicht selbst hole, und ich will das fette Bißchen nur einthun, eh' der Speck abnimmt, — so aber kann der Tod ruhig warten, bis ihm der Hunger — — Nu, siehst du! da ist er ja! — Höre, Junge —" wandte er sich zu Stephan, indem er ihn zwischen seine Kniee zog, und bey beiden Schultern anfaßte — „weißt du wohl, daß jezt ein rechter Vater eine wohlzusammengesezte Amtsmiene annehmen und ein langes Examen halten würde, ein hochnothpeinliches Halsgericht, und zum Abschluß mit prompter Justiz den Urtheilsspruch mit höchst eigener Hand vollziehen würde, höchstens mit Hülfe eines Stockes. Oho! fürchte dich nur nicht! verstehst du, das thut ein rechter Vater, ein solcher, der seinem Sohn Mittags auch ein Stück Fleisch auf's Teller legt — da! iß es mit Verstand! — der, wenn er seinen geschonten Pekesch ablegt, dem Sohn ein Christwamms davon machen läßt; ein rechter Vater — sag ich — der seinen Sohn auch in eine Lehre bringt, und schon ein Jahr vorher mit einem Duzend Meistern spricht. Sieh, ein solcher, der den Branntwein nie hat ausstehen können, und höchstens am Sonntag ein Gläschen Wein trinkt, der würde nun für dein Heil mit etlichen Bastionen besorgt seyn — aber ich (hier vermochte Anton — so sehr ihm sonst sein gewohntes Lächeln, auch wo sein Herz am wenigsten davon wußte, zu Gebot stand — den bittern Zug, der ihm die

Lippen zusammenpreßte, nicht mehr zu unterdrücken) aber ich," rief er, „ein Lump, ein Säufer, ein Rabenvater." — Er ließ den Sohn los, und matt sanken seine Arme herab.

Laut weinend warf sich Stephan in seinen Arm. „Geh, geh," sagte Anton, und drückte ihn sanft von sich. Auch die Mutter brach in Thränen aus: „O Mann — schluchzte sie — Gott kann ja doch noch helfen!

„Das hoffe nicht, Hanne," sagte Anton mit gebrochner Stimme — „ich muß zu Grunde gehen, und ich zieh' euch mit hinein. Ich hab's wohl vorausgesehen. Der Mensch macht einen Fehler, und dann ist's geschehen. Ich hätt' nie heirathen sollen. Von dem Tag an, da ich den Säbel aus der Hand legte, und das elende Schusterwerk ergriff, das ich nie recht verstanden habe, weil ich davon weggelaufen bin zu den Soldaten, von dem Tag an war's nichts mehr mit mir. So lang ich Soldat war, hab' ich gelebt, seither verderb' ich. Wie oft haben mir die Kugeln um die Ohren gepfiffen: hat sich keine die Müh' nehmen können, mir in den Hals zu fahren? Das wäre mir Gnade, wenn ich gleich im Kartätschenfeuer zusammengeschmettert würde! — und wenn ich erst hin bin, dann kann euch vielleicht geholfen werden."

Hier fing er an zu pfeifen. Die Mutter betete auswendig — weil das Licht ausgegangen war — den Abendsegen, — er machte nur das Fenster auf und pfiff leiser fort.

„Geht zu Bette," sagte er dann, und brummte die Melodie seines alten Liedes vor sich hin.

Als sich Stephan an die Seite des schlummernden Hannchens gelegt hatte, fieng seine ältere Schwester neben ihm leise an: „Ach! du weißt noch gar nicht, Stephan, wie's uns geht! Wir werden nicht mehr lange hier bleiben. Nach der Abendkirche ist der Viertelsrichter wiedergekommen und hat gesagt, weil die Leute in unserer Gasse fast lauter liederliches Gesindel seyen, das der Stadt zur Last fällt, so werden alle, die ihre Steuer nicht bezahlen können, zusammengepackt werden, und man wird uns nach den neuerfundenen Inseln schicken, von denen uns der Student erzählt hat. Die Häuser wird man niederreißen und eine Kaserne bauen. Nachbars müssen auch fort, und wir kommen auf die andere wüste Insel. Das war dir ein Jammern. Der alte Christoph und zwey Schmidgesellen haben auf den Viertelsrichter und die Obrigkeit geschimpft, und sind eingesperrt. — Mir ist Alles einerley."

„Auf die wilden Inseln!" sagte Stephan. „O! leg dich jezt nur ruhig schlafen. Gestern hast du nicht an so was denken können, und morgen kommt es vielleicht wieder ganz anders."

Die Schwester erwiderte nichts; denn ganz ermattet lag sie schon in der ersten Betäubung des Schlummers.

So warf auf bleiche Bilder der Noth durch die niedern Fenster der Mond seinen kärglichen Schimmer.

Stephan konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Entsetzlich war ihm der Gedanke, seine Heimath und die ärmliche Hütte, an die sein wenigfrohes Jugendleben geknüpft war, verlassen zu müssen, zu scheiden von den Freunden, die gleiche Noth ihm lieb gemacht hatte, und ein trauriges Schicksal zu erwarten in unbekannten Gegenden, die ihm Unerfahrenheit und jugendliche Einbildung schrecklich ausmahlte. Besonders unerträglich schien es ihm, von seiner Gespielin Sabine sich zu trennen, die ihm immer vertraut, mit der er von Kindheit an Alles getheilt hatte, die oft, wenn sie mit dem offenen schwarzen Auge an seinem Blick hieng, und seinen Reden kindlich horchte, ihn Schmerz und Hunger vergessen gemacht hatte. Immer aber drängte sich unter diese Betrachtungen die Vorstellung dessen, was er an dem vergangenen Abend so wunderbar zufällig erfahren hatte; und je größer ihm seine Noth erschien, um so erhabener stellte sich das Bild des weißen Mannes ihm vor Augen. „Ja, er soll Alles wissen — sprach er endlich entschlossen zu sich selbst — er steht mir so fest im Sinne, daß es mir leicht seyn wird, ihm zu vertrauen. Ich will bey ihm Hülfe suchen.“

Noch war es Nacht, als Stephan von solcher Unruhe

und Hoffnung getrieben, leise sein Bett verließ, und in der Küche nach dem Feuerzeug suchte. Dieß fand er bald, aber nach langem Herumgreifen erst war ihm ein kleines Stück Kerze aus einem alten Topf in die Hand gefallen.

Nun schlich er sich getrost aus dem Hause und durch die Straßen, worin der erblassende Mondschein mit der ersten Morgendämmerung kämpfte. Eh' er sich's recht versah, stand er schon in dem alten Thurm und bemühte sich, sein Licht anzuzünden. Als ihm dieß gelungen war, und er eben die steinerne Treppe hinaufkletterte, wandte er noch sein Herz zu Gott und bat, daß er ihn doch keinen bösen Weg möge gehen lassen. Doch konnte er sich kaum einer schweren Bangigkeit erwehren, als er so allein seine eigenen Tritte im öden Gang vernahm. Er überwand seine Beklommenheit, öffnete die Treppenthür und nahm allen seinen Muth zusammen.

Doch zitterte er so, als er oben an den Eingang kam, daß ihm sein kleines Licht entfiel, und verlosch. Er drückte seine gefalteten Hände zusammen und hob sie empor. Jezt griff er an's Schloß; zog aber die Hand wieder zurück, schob erst den Deckel vom Schlüsselloch, und sah hinein.

Die feinen Strahlen der Lampe zückten ihm wieder entgegen; der Saal war aber leer und still; das große Pergamentbuch lag auf dem Tisch; doch so weit ihm der beschränkte

Raum des Schlüssellochs den Einblick gestattete, war nirgends der weiße Mann zu sehen.

Traurig und schüchtern zugleich trat er nun ein. Seinem unentschlossenen, fragenden Blick boten sich nur leere Wände dar, außer daß seltsame Zeichen an der Decke eine Weile ihn festhielten. Wie er eben diese betrachtete, war ihm, als würde eine Thüre geöffnet; da er aber beym Umblicken nichts gewahrte, hielt er es für einen Ton der von ihm offengelassenen Eingangsthüre.

Als er so eine Zeitlang noch unentschieden da stand, glaubte er eine ganz feine Stimme zu hören. Er fuhr zusammen; es war still und nichts zu sehen. Nach einem Augenblick begann es wieder: „Erlauben Sie!" und gleich darauf noch einmal: „Erlauben Sie doch gütigst!" — Er blickte auf: „Ist hier Jemand?" fragte er ängstlich und halblaut, und suchte umsonst in allen Ecken nach einem Wesen für diese Stimme.

„Belieben Sie doch nur gefälligst hieher zu sehen," tönte es lauter. „J, du meine Güte, hier, ganz hier!" wiederholte dieselbe Stimme. Es ward ihm ganz unheimlich, und da er immer noch Niemanden erschauen konnte, dagegen auf einmal ein Krabbeln an seinem Fuße verspürte, wollte er fliehen, stolperte aber über das Krabbelnde, und fiel auf den Boden.

Hier wand ſich unter ihm äußerſt behende ein kleines Zwerglein hervor, deſſen krauſes, graues Haar und graues Bärtchen wunderlich gegen die regen, bläulichen Aeuglein und das kindiſche Geſicht abſtach. Indem es ſich ungemein freundlich gebehrdete, und aufſtehend ihn mit Lächeln anblickte, wobey ſein geöffneter Mund eine Reihe perlenweiſer Zähnchen blicken ließ, ſagte es: „Ach, ich bitte doch tauſendmal um Vergebung; ich würde unendlich bedauern, wenn mein Beſter ſollte einen Schaden gelitten haben. Ich habe zwar zu keiner Zeit eine ſo unproportionirte Größe, wie — (nehmen Sie es doch nicht übel) bey den Menſchen mir dieß der Fall zu ſeyn ſcheint; aber freylich vor Sonnenaufgang bin ich doch faſt gar zu klein. Wenn aber Verehrteſter die Güte haben wollten, ſich noch ſo lange zu verweilen, ſo würden Sie ſich vielleicht überzeugen, daß ich bey Tage eine ganz angemeſſene Größe beſitze, und auch ſonſt, vielleicht in Betreff des Verſtandes und der guten Sitten mich rühmen dürfte, einige Aehnlichkeit mit den in allweg zu bewundernden Menſchen zu haben.“

„Ach!“ — begann Stephan, faſt ſprachlos vor Erſtaunen — „ach lieber“ — „Pipi,“ fiel das Zwerglein ein, „belieben Sie Ihren gehorſamen Diener nur Pipi zu nennen!“ „Ach lieber Herr Pipi“ — faßte ſich nun Stephan — „ich bin

ganz betroffen und überraſcht. Ich wollte es eigentlich wagen, den ehrwürdigen Mann aufzuſuchen, der geſtern hier war.“

„Meinen lieben, hochverehrten Herrn — ja, er weiß davon — „Er weiß davon?“ fragte Stephan erſtaunt, und gegen das Zwerglein gebückt, das eben anfieng ein wenig zu wachſen. „Ja wohl, was weiß der nicht!“ erwiederte dieſes, indem es ſich auf die Zehen ſtellte, und zierlich agirte. — Er iſt aber dieſe Nacht ausgegangen, und hat mir aufgetragen, Sie, mein Beſter, höflichſt zu empfangen, und Ihnen einige von den kleinen Seltenheiten, die wir beſitzen, zu zeigen, und, wenn ſie Ihnen gefallen, zu erklären; auch zu beliebigem Gebrauch zu überlaſſen.“

„O! lieber Gott,“ ſeufzte Stephan, „ich bin blutarm, ich kann nichts kaufen.“ „Ach nicht doch, nicht doch, mein wertheſter Herr — ſagte Pipi mit ſeitwärts gebogenem Hälschen und freundlich blinzelnd — nicht zum Kauf, nur zu gefälligem Gebrauch für einige Zeit. Mein Herr hat — verzeihen Sie — eine ſehr gute Meynung von Ihnen, und auch mir würde es ſehr leid thun, wenn Sie ſich geniren ſollten. Thun Sie doch ganz, als ob Sie zu Hauſe wären.“

Hiemit hüpfte er, ſchon wieder um etwas größer, in ſeltſamen Sprüngen nach einem Stuhl, welchen er, obgleich kaum mit ſeinem Kopf den Sitz deſſelben überragend, mit ungemeiner Leichtigkeit vor Stephan hinſtellte. „Ich werde

gleich die Ehre haben, mit einem kleinen Frühstück, so gut wir's in unserer einsamen Haushaltung vermögen, aufzuwarten." Mit einem Kratzfuß verschwand er durch ein kleines Thürchen in die Wand.

Noch hatte sich Stephan nicht von seiner Ueberraschung und seinem Erstaunen erholt, als der Zwerg durch das Thürchen mit einem silbernen Krüglein und einer dunkelblauen, leuchtenden Schaale zurückkehrte.

Er hatte jezt seine volle Größe, so daß er ungefähr an Stephans Lenden reichte, und nun wagte es dieser auch, ihn aufmerksamer zu betrachten. Sein blaues Sammtkleid spielte um die beweglichen Glieder, und das frische Gesichtlein, mit den aufgeworfenen Lippen und der gebogenen Nase, hatte etwas Gutmüthiges, Ansprechendes.

„Jezt bin ich erst recht bey meinen Kräften — huh er an — und sehr erfreut, nach langer Einsamkeit einen so werthen Gast bey mir zu haben. Während dem hatte er aus dem Krug einen goldhellen Trank in die glänzende Schaale gegossen, kredenzte sie dem Stephan zierlich und sagte: „Nehmen Sie gefälligst vorlieb; es ist ein sehr heilsames Getränk, das nur mein Herr zu bereiten versteht, obgleich er es sehr mäßig genießet."

Stephan trank, süß wie Honig, und kräftig wie Wein rann es ihm die Kehle hinab, und er fühlte sich erwärmt

und erfrischt zugleich; ja, es ergriff ihn ein fröhliches Vertrauen, und eine belebende Munterkeit, wie er sie nie empfunden hatte.

Das Zwerglein sah ihm freundlich zu, und seine lächelnden Züge zeigten, wie sehr es ihm jeden Schluck gönne. „Jezt, wenn es Ihnen beliebt," fieng er wieder an, zog einen kleinen, goldenen Hammer aus der Tasche und klopfte an die Wand, die einen hellen, vollen Klang von sich gab. Unter lieblichen, langsam in einander fließenden Tönen wich nun die weiße Wand zurück, und allmählig quollen aus ihr hervor faltenreiche Purpurvorhänge, die in ein duftiges Gemach blicken ließen, in welchem eine Menge seltsamen Geräths theils umherstand, theils an der bemahlten Wand hieng.

Als die Töne verklungen waren, ergriff das Zwerglein einen elfenbeinernen Stab, und wieß damit auf eine mit Zahlen bezeichnete Kugel, die in der rechten Hand eines alabasternen Engels ruhte, welcher am Eingang des Kabinets stand. „Hier steht" — sagte der kleine Cicerone, „eine Uhr, welche die guten und bösen Tage anzeigt, erstere mit dem goldenen, die bösen mit dem eisernen Zeiger. Ein astralisches Werk, welches der Großvater meines Herrn mit tiefem Studium verfertigt hat. Wollten Sie wohl gefälligst die rechte Hand des Genius fassen?"

Stephan that es frisch, denn der Trank durchglühte ihn mit frohem Muth. „O charmant," rief das Zwerglein, Sie haben heute einen glücklichen Tag! Morgen — ach, das thut mir leid, morgen schon nicht so; da will der eiserne Zeiger vorkommen."

„Und übermorgen?" fragte Stephan. „Verzeihen Sie — ich bedaure, nicht aufwarten zu können, aber die Uhr weist nur immer auf 2 Tage im Voraus."

„Dieses goldene Gefäß hier," fuhr er fort, und hob von einem hohen Becher den schöngearbeiteten Deckel, „enthält ein unscheinbares Wässerlein, welches aber die sonderbare, elementarische Kraft hat, daß, wenn man etwas von dieser gelben Flüssigkeit mit Sonnenaufgang auf einem Gebirge ausgießt, solches eilends dahin läuft, wo es Gold giebt. Mein Herr selbst hat dieses in seiner Jugend bereitet."

„Da sehen Sie ein Paar alte Schuhe," erklärte er weiter, ohne die Verwunderung Stephans zu bemerken. „Sie sind abgenützt, allein, wer dieselben anzieht, kann vermöge ihrer magischen Kraft 20 Meilen in einem Tage machen, ohne müde zu werden. Mein Herr hat sie einem alten Rosenkreuzer in einem Wettstreit ihrer geheimen Künste abgewonnen; und dieselben — Ey!" — rief er plötzlich abbrechend — „haben Sie doch die Güte, Verehrtester, einige Töne auf dieser Orgel anzuschlagen."

„Mein liebster Pipi," sagte Stephan, „ich hätte zwar immer gern etwas Musik gelernt, aber mein Vater ist zu arm."

„Ganz einerley — fiel das Zwerglein ein — thun Sie mir's doch zu gefallen." Stephan sezte seine Hände auf die elfenbeinernen Tasten, und sie gaben so melodische Klänge von sich, daß er unwillkührlich fortspielte.

Plötzlich hüpfte das Zwerglein auf, sprang ihm auf den Arm, umfaßte seinen Nacken, und küßte mit Thränen in den Augen seine Wangen, indem es ausrief: „O! schön — herrlich! — nun kenn' ich Sie, theurer Freund! Sie sind ein guter Mensch. Wissen Sie, daß im andern Fall das unter siderischen Einflüssen verfertigte Instrument nur Mißtöne von sich gegeben hätte."

Er sprang wieder herab, und während er Stephans Hand noch festhielt, sagte er: „Ja, das hat die selige, liebe Gemahlin meines Herrn noch als Jungfrau gemacht, und ihre Freyer darauf probiert."

„O mein Gott," rief Stephan aus, „ich habe ja noch gar nichts Gutes gethan!" „Ey," sagte das Männchen, freundlich den Kopf schüttelnd, „das Instrument betrügt sich nicht; erst in einem halben Säculum verliert es seine gnostische Kraft."

„Nun, mein Guter," fuhr er fort; „hier sehen Sie ei-

nen Bogen von Löwensehnen mit straußfedernen Pfeilen. Wenn mit dieser magischen Waffe der schlechteste Schütze schießt, so trifft er unfehlbar. Mein Herr hat sie einem bösen Zauberer nach hartem Kampf abgewonnen."

„Und was ist denn das hier für ein schwarzer Stock," fragte Stephan, der nun schon alles Verwundern aufgegeben hatte, weil er wohl sah, daß er sonst gar nicht zu sich selber kommen konnte.

„Ja," war die Antwort, „mein Bester, das ist ein rares Stück, eine besondere Zierde unserer Sammlung, welche in längst vergangenen Zeiten ein habsüchtiger Zauberer mit Gefahr seines Lebens und tief geheimer Magie gemacht hat. Es hat nämlich dieser Stab die wunderliche, theils elementarische, theils magische Eigenschaft, daß, wer immer ihn faßt, so wie er sich damit einem Hause nähert, die Gestalt desjenigen annimmt, welcher gerade der stärkste Gläubiger dessen ist, der in dem Hause wohnt. Weil nun bey der Ausarbeitung dieses Stocks auch gute Geister waren, so hat er noch die besondere Natur bekommen, daß er eine Strafruthe der Geitzhälze und Betrüger geworden ist. Denn wer mit demselben vor einen solchen schlechten Schuldner tritt, bekommt nicht nur, wie gesagt, das Aussehen seines Gläubigers, sondern es ergreift auch den bösen Schuldner eine solche Angst, die ihn zwingt, sein Geld auszuzahlen, wenn er am

wenigſten will; und überdieß hat er hinterher Alles wieder vergeſſen. Der Träger des Stocks kann es auch gleich merken, welcher Art der Mann iſt, zu welchem er gerade kommt. Denn iſt es ein Wucherer oder Geitziger oder Dieb, der unter dem Zorn der aſtraliſchen Mächte ſteht, ſo poltert der Stab gleich beym Eintritt ins Haus ſo heftig auf den Boden und die Treppe, daß er in der Hand ganz ſchwer und dem Schuldner ſchon bange wird. Im umgekehrten Fall wird er ganz leicht."

„Ach, du mein Himmel," rief Stephan, „wenn ich dieſen Stock hätte! Dann wäre meinen armen Eltern und dir, gute Sabine, und allen Nachbarn geholfen, und ich wäre am Ende doch nur ein Strafwerkzeug der guten Geiſter."

„Es freut mich unendlich, mein Wertheſter — kam ihm hier das Zwerglein mit größter Lebhaftigkeit entgegen — daß Sie ſelbſt mir die Gelegenheit bezeichnen, wie wir ihnen gefällig werden können. Denn auſſerdem, daß mir der Auftrag meines Herrn, Sie nach Belieben von unſern mobilen Inſtrumenten Gebrauch machen zu laſſen, gar feſt im Gedächtniß iſt, ſo hab' ich auch — nehmen Sie's doch nicht übel — eine gewiſſe unwiderſtehliche Neigung dermaßen zu Ihnen gefaßt, daß ich Sie inſtändigſt bitte, mich für Ihren ergebenſten Freund und Diener anzuſehen. Sie können des Stocks heute den ganzen Tag ſich bedienen, ohne daß ſeine

Kraft nachließe. Nur entschuldigen Sie mich, wenn ich zwei Bedingungen mir erlaube, daß Sie für's Erste keinem Seelchen das Geheimniß verrathen, und zweitens morgen früh unter Ihrer Hausthüre mich erwarten, um mich den magischen Stab wieder abholen zu lassen."

Stephan drückte seine Rührung und Dankbarkeit über die unverdiente und unbegreifliche Gunst seines Herrn und Pipi's selbst in den bewegtesten Worten aus, und stellte ihm die Noth der Seinigen mit all seiner Treuherzigkeit in einfachen Zügen dar.

„Ach, die Menschen! die Menschen! — rief das gute Zwerglein einmal über das andere, indem ihm die Thränen über die Backen liefen — unter welch' herrlichen Constellationen stehen sie, in welchem Rapport mit den siderischen Mächten — und wie zerreißen sie alle diese Fäden, und mauern sich in ein falsches Leben ein, in ihren Städten und Häusern!" — Doch ja, ja. Eilen Sie, mein Wertheſter, nehmen Sie da den Stock — und gehen Sie keck damit in die Häuser der Selbstvergessenen. Sie werden Hülfe finden, Sie haben ja heute einen glücklichen Tag. So unbeschreiblich werth mir Ihre angenehme Gesellschaft wäre — so mag ich doch nicht so zudringlich seyn, Sie ferner aufzuhalten."

Stephan nahm entzückt den wunderbaren Stab seiner Hoffnung, unter Versicherungen des Dankes und Verspre-

chungen des Stillschweigens und der Rückgabe. Indessen hatte der Zwerg an einem jener rothen Lampenstrahlen eine Kerze angezündet.

„Ich hoffe auf das Vergnügen eines baldigen Wiedersehens, mein Bester — sagte er — denn es wird mir fast ganz schwer, mich schon wieder von Ihnen zu trennen. Dann möchte es Ihnen vielleicht auch noch von einigem Interesse seyn, unsere übrigen Seltenheiten genauer kennen zu lernen.“ Während dem öffnete er eine bisher von Stephan nicht bemerkte Thüre des Saals, und dieser, der nun eine Treppe erwartet hatte, fand sich in einem dunkeln Wald, der mit den mannigfaltigsten Blüthen schimmerte und duftete, und in welchem eine Menge Vögel aller Art und Größe in den verschiedensten Gruppen die Zweige erfüllten, hin und herflatterten, und seltsame Stimmen hören ließen. Manches klang Stephan wie menschliche Rede.

„Aber — Stille jezt!“ sagte der Zwerg, „nachher will ich Schule halten,“ der Lärm verstummte, und Stephans kleiner Führer schwebte mit seiner Fackel so eilig durch die dunkelgrünen Laubgänge, daß jenem keine Zeit zum Aufenthalt und zur Besinnung blieb.

An einer eisernen Thüre machte endlich das Zwerglein Halt, und während es die Fackel hoch emporhob, daß ihre Strahlen auf seine weinenden Augen fielen, sagte es: „Ge-

hen Sie mit allen guten Geistern!“ „O Sie bester Freund!“ rief Stephan, und siehe da — er stand auf der Straße am lichten Tag. und konnte es nicht begreifen, wie die Milchmädchen so ganz gewöhnlich in die Häuser giengen, Mägde die Gassen fegten, die Perückenmacher und Barbiere in ihrem ordentlichen Geschäftstrab durch die Stadt liefen, und Alles so ganz alltäglich das gewohnte Wesen trieb; ja, hätte er nicht den Wunderstock in seinen beyden Händen gefunden, der ihn, wie mit magnetischer Kraft weiterzog, er hätte Alles für einen schönen Traum gehalten.

„Nun, Glück zu,“ so sprach er sich selbst Muth ein, und heftete einen vertrauensvollen Blick auf seine seltsame Waffe — „Glück zu — Sonntagskind, du mußt heute Abend noch den Viertelsrichter geschweigen, der Mutter die Thränen trocknen, dem Vater einen frohen Abend machen, und der Sabine die Schürze voll Thaler schütten, daß du ihr einen vergnügten Blick abzwingst!“

Somit trat er in ein schönes, großes Haus. Als er den ersten Treppenabsatz muthig erstiegen hatte, fiel sein Blick in einen Spiegel, wie solche in vornehmen Häusern an der Laterne angebracht sind, um ihr Licht verstärkt auszustrahlen, ein verzerrtes, altes Judengesicht blickte ihm daraus entgegen.

„Bin ich das?“ rief er und griff an seinen Kopf, er-

schrocken, sich gleichsam selbst verloren zu haben. — Du wirkst schnell — sagte er zum Wunderstock, der schwer auf die Treppe fiel — und nun bemerkte er auch an sich die zusammengesezte Garderobe eines Juden.

Als er aber wieder aufsah, und das Judengesicht im Spiegel ein Paar ganz bedenkliche, graue Augen an ihn machte, mußte er lachen, erinnerte sich, daß er heute einen guten Tag habe, und flog die Treppe hinan.

„Zum Henker, wer stört denn die Leute in der besten Morgenruh?“ rief der Lieutenant, im Bette auffahrend, und legte sein junges Gesicht in martialische Falten, als er seinen israelitischen Gläubiger eintreten sah: „du bist's, Levi? Alle Hagel, was fällt dir ein, Mauschel? Willst du dich wohl gleich trollen, oder soll ich dich in harten Thalern und klingenden Kopfstücken bezahlen?“

„Ich bitte gar höflich!“ sagte der verwandelte Stephan, selbst erstaunt über seinen jüdischen Accent, indem er sich mit dem Rücken gegen die Thüre zurückzog und den Stock vorhielt.

Im Gesichte seines Gegners stritten Aerger und Betroffenheit.

„Du willst ein Carolin für die lumpige Pistole, und sie ist keinen Heller werth. Hätt' ich's nur nicht verwettet, so wärf' ich dir den Bettel vor die Füße. Ich sollte dir nichts

geben, Spitzbube, als Prügel. Es ist sonst Grundsatz bey mir, keinen Juden zu bezahlen, weil ihr alle Schurken seyd, und ich weiß gar nicht, was mich heute für eine Laune ankommt, daß ich dich noch nicht die Treppe hinunter geworfen habe. Soll ich dich denn nach einem Monath schon bezahlen, eh du nur das Drittemal drum gelaufen bist? Wetter! wer muthet mir denn so was zu? — Was packt mich denn für eine Großmuth? Gieb meinen Rock her, widerlicher Kerl. S'ist nur, daß ich deine unausstehliche Physiognomie vom Leib bringe!" Er zog den Beutel aus dem dargebotenen Rock, schüttelte einige Geldstücke heraus und warf, während er sie zusammenzählte, unruhige Blicke auf den Juden. Dann stieß er sie ihm in die Hand. „Jezt pack' dich, und komm mir nicht wieder unter die Augen, oder ich schieße dich auf den Fleck zusammen. „Himmel — fuhr er wieder auf, als der Jude draußen war — bin ich denn über Nacht ein Narr geworden — Bursch! komm' herein! — So könnt' ich ja heute keine Whistparthie machen! — Bursch! — Will ich denn nicht in die Oper gehen? Bursch, Bursch! wo steckst du? — Faulthier!" schrie er seinen hereintretenden Bedienten an, „hurtig bring mir den Juden wieder herein — er kann noch nicht zum Hause hinaus seyn." Der Bediente kam bald wieder zurück und versicherte, der Herr Lieutenant möge denken, was er wolle, er habe den Juden noch auf der Treppe, unter

der Hausthür und vor dem Hause gesehen; da sey er aber plötzlich verschwunden. „Was willst du denn, Esel, ich habe ja gar nichts von dir gewollt — sagte der Junker, legte sich auf die andere Seite, und sezte seine spätern Morgenträume fort. Der Bediente machte große Augen: „Kann einen denn auch ein purer, einziger Schnapskelch zum Frühstück betrunken machen," brummte er vor sich hin, während er die Bürste holte, um seines Herrn Stiefel zu wichsen.

Stephan schlenderte indeß sehr erheitert die Straße hinab. „Hab' ich gleich zum Anfang — dachte er — diesen wilden Eber bezwungen, so wird es bey Andern doppelt gut gehen."

Unterdessen war er an ein niedliches Häuschen gekommen, das etwas tiefer von der Gasse abstand, als die übrigen, und hatte mit seinem Stock so hart an die Hausthüre gestossen, daß es einen schauerlichen Klang gab, der ihn selbst zusammenfahren machte. „Aha, ich verstehe," sagte er zu sich, und trat hinein. Im Vorhaus begegnete ihm ein Bettler. „Unbarmherziger Schlemmer!" murmelte dieser; er selbst ißt und trinkt den ganzen Tag, und der Armuth gönnt er keinen Brosamen." „Wart Er ein Bischen vor dem Hause, guter Freund," sagte Stephan zu ihm, während er unter den Taktschlägen seines Stocks tiefer hinein, und einige Stufen hinunter nach einer Thüre zuschritt, aus welcher eine heißere

klägliche Stimme kam: „Johann! Johann! um Gotteswillen, willst du mich denn verschmachten lassen! So höre doch! vom rothen Nr. 8.“ Stephan trat in ein halbdunkles, nicht eben großes Zimmer, das aber mit seidenen Vorhängen verziert und voll prächtiger Möbeln war.

Auf einem tiefen seidenen Sopha lag in etwas altmodischen, aber kostbaren Kleidern, ein unmäßig beleibter Herr, auf dessen rothangeschwollenem Kopf die milchweiße, großlockige Perücke anstatt einer warmen Kappe saß. Der runde Tisch, unter welchem dieser Mann seine Füße spreizte, stand voll Schüsseln. Die eine Hälfte derselben war schon verächtlich bey Seite geschoben, und abgenagte Beine und Flügel machten sie einem geräumten Schlachtfelde ähnlich, während einige Andere mit Wildprett, Sulzen und Austern, als frische Munition aufgepflanzt, den Augen näher gerückt waren, die vom Hinterhalt des Ruhbettes mit gereizten Blicken auf sie hinspielten; und gleich wie jene Abgedankten von zwei leeren Flaschen abgeführt zu werden schienen, so marschirten sie unter Anführung zweier vollen den Rand des Tisches und dem dortigen Silberbesteck in den fetten Händen entgegen. Als ganz abgemachte Sache hinwiederum war auf einem an die Wand gerückten Tischchen ein Service zu sehen, mit Chocoladespuren besprengt. Indem Stephan das goldene Zeitalter, das in diesem heimlichen Kabinet eingeschlossen schien, mit seinen

Blicken zusammenfaßte, hatte der Mastmann auf der Ottomanne, nachdem er das schwere Besteck auf's Teller klappern lassen, seinen mächtigen Mund zu ärgerlichem Staunen geöffnet, und ein Pavian, der, als Stephan eintrat, auf einem großen, vergoldeten Sammtstuhl saß, hatte vor dem unwillkommenen Besuche sich unter den Lehnstuhl verkrochen. „Sind Sie's, Herr Nachbar — begann der Frühstückende mit heißerer Speckstimme — ach, jezt erkenn' ich Sie, ich weiß nicht, warum Sie mir heute so besonders vorkommen, da ich doch nichts Verändertes an Ihnen bemerken kann. Aber meine Augen nehmen leider sehr ab, so wie auch mein Magen fast nichts mehr vertragen kann. Haben Sie meinen Johann nicht gesehen? Der gottlose Schlingel läßt mich gleich allein, wenn ich nur ein bischen die Augen zumache. Ehrenfriedchen, komm' doch hervor — wandte er sich jezt zum Affen, indem er nach ihm die Hand unter den Lehnstuhl streckte, mit beschwerlichem Schnaufen — du darfst nicht schüchtern seyn, es ist ja nur der Herr Verwalter — der Pavian drehte mit einer ängstlichen Fratze seinen Kopf gegen Stephan heraus, und fuhr wieder zurück. „Willst du denn nicht?" sagte sein Herr mit milder Stimme — „Ach, sehen Sie, das gute Thier ist in Verlegenheit. Wär' nur mein Johann auch so treu wie du, mein Ehrenfriedchen — hat ganz mein Gemüth. Drum hab' ich ihm auch meinen Namen gegeben. Werthe-

ſter Herr Verwalter, hält Sie denn Ihre Frau Liebſte noch immer ſo kurz? Sie kommen mir doch faſt ſtärker vor.“

„Ich möchte nur gern mein Geld —“ wollte Stephan mit barſcher Stimme ſagen; denn der Unbekannte war ihm ſehr zuwider, aber es kam doch noch ganz erträglich fein heraus.

„Ja — ſo — dehnte der Herr, und legte die große Priſe, die er eben aus der Silberdoſe geholt hatte, langſam wieder hinein. „Iſt es denn Ihr Geld? Ich dachte, es wäre aus Ihrer Armenkaſſe: und Sie ſagten ja — wenn ich nur — verſtehen Sie — Sie wüßten es ſchon zu machen. Ich habe Sie ja auch gebeten, nächſtens einigemal mein Gaſt zu ſeyn. Nur in dieſer Woche kanns nicht ſeyn. Verzeihen Sie — ich bin gar zu krank, das Reden greift mich erſchrecklich an, und die Eßluſt will mir auch ausgehen. Ich muß mich ordentlich zwingen. — Stehen Sie mir doch um Gotteswillen nicht ſo nahe, es verſteckt mir ganz den Athem. Ach, lieber Freund, ich bin übel daran. Das kommt von der Alteration. Ich habe mich geſtern wieder erſchrecklich alteriren müſſen. — Der ſchöne Sommermittag lockt mich hinaus, und ich will es wieder wagen, gegen meinen Grundſatz, ein paar Straßen zu gehen. Ich rauche mein Pfeifchen, das mir ordentlich geſchmeckt hat, und wandre ſo ganz ruhig dem Kaffeehaus zu, hatte auch ſchon meine Gedanken ganz auf's Kaffeehaus gerichtet.

Ich gehe unbesorgt meines Wegs, und schaue gerade einer Compagnie Enten zu, die nach einer Pfütze oder Gosse zulaufen, weil just aus einer Rinne Spühlwasser heruntergegossen wurde; damit beschäftigte sich meine Phantasie gerade ganz anmuthig — da fängt, Herr Verwalter, oben in dem Haus, unter dem ich vorüberkriche, vom Dach herab ein Gepolter an — es kracht, daß ich glaube, die ganze Geschichte kommt mit Stock und Block, mit Stahl und Eisen, Hund und Katze auf dich herunter — Himmel! ich ziehe den Kopf ein, und mache einen Satz mitten in die Gosse hinein — da steh' ich und warte voll Angst — was nun auf mich herunter kommen wird. Es kam aber gar nichts. Allein der forcierte Sprung, der Schrecken, die Ueberraschung, mit einem Wort, die Alteration — ich war ganz krank — und wankte halbtodt nach Hause. Es ist eine Schande für unsere Polizey — verrathen Sie mich nicht, aber wie leicht könnte ein Mensch auf solche erbärmliche Manier vor der Zeit und bevor es eigentlich Gottes Wille ist, das bischen Leben verlieren, das man sich nothdürftig genug in unserer schlechten Zeit erhält, wo alle gute Nahrungsartikel so rar und so theuer sind. Ja, sehen Sie, und jezt hab ich mich schon wieder am frühen Vormittag alteriren müssen. Kommt so ein Hund von Bettler hereingetölpert, der sich kein Gewissen daraus macht, den lezten Groschen, den man seiner Gesundheit und seinem Alter schul-

dig ist, Einem abzupressen, damit er ihn verprassen kann. — Geben Sie mir doch ein andermal die Ehre, lieber Herr Nachbar — werther Herr Verwalter. Es bleibt bey der Verabredung — Nächster Tage, bitt' ich mir das Vergnügen aus, und will ein ganz ausgesuchtes, feines, delikates, appetittliches Mittagsschmäus — .. —

„Das Geld ist mir aber nothwendiger — fiel Stephan ein, der unter dem gleichmäßigen Fortwälzen der Worte vergebens auf eine Pause gewartet hatte — und ich muß ohne Umschweife darum bitten."

„Nun, billiger Himmel, erschrecken Sie mich nicht! — erwiederte der dicke Herr — wo bleibt denn unser Contract? Von was für einem Geld reden Sie denn? Haben Sie denn nicht gesagt, die Hälfte soll mir bleiben, wenn ich zeuge, daß das Geld richtig vertheilt worden? Und anders zeug' ich auch nicht. Für nichts und wieder nichts nimmt man so was nicht aufs Gewissen. Aber Sie mögens vor dem Ihrigen verantworten, daß Sie mich wieder so alteriren!!"

Der Herr fing an, kläglich zu keuchen und zu husten. Stephan ließ seinen Stock einigemal durch die Finger fallen.

„Gerechter Himmel — stöhnte jener beklommen — wie gehen Sie mit einem kranken Manne um, der Ihnen nichts zu Leide gethan hat — Ehrenfriedchen, Aporte, die Chatouille! — Aporte schön, Ehrenfriedchen."

Der Affe hatte indeß unter dem Sopha eine Chatouille hervorgekrazt, sie dem Herrn zähnefletschend hingereicht, und sich schnell wieder zurückgezogen. Währenddem hatte sich dieser auf die linke Seite gewälzt, ächzend und schnaufend sich gestreckt, und nun arbeiteten seine schwülstigen Finger mit mühseliger Anstrengung in der Hosentasche nach dem Schlüssel. „Ach!“ seufzte er, während er denselben die hochgewölbte Weste heraufschob. „Ich wette aber, an alle dem ist niemand Schuld als Ihre Frau. Wenn Sie aber einen uneigennützigen Freund nicht hören und sich von Ihrer Frau vollends zu Tode hungern lassen wollen — dabey blickte der Herr mit seinen matten Augen ängstlich auf zu Stephan, als hoffe er noch halb, ihn abzubringen — Nun — fuhr er erschrocken zurück, und wühlte in den Geldrollen — ich hätte geglaubt, ein guter Bissen thäte Ihnen noth; aber Sie wollen nicht. So ist's aus; ich lade Sie zu nichts, ich bezeuge nichts, ich will auch nie mehr einen ehrlichen Handel mit Ihnen zu machen versuchen. Hier sind netto fünf und fünfzig Thaler — da haben Sie den Bettel wieder,“ sagte er, und seine wehmüthigen Blicke folgten der Rolle, bis sie in Stephans Tasche verschwand. „Muß denn Alles auf mich hereinstürmen — jammerte er, sich wieder zurücklehnend, während der Affe die Chatouille wieder unterschob, und Stephan gieng. Thun Sie mir doch wenigstens noch den Lie-

besdienst — rief er diesem nach — und schicken Sie mir meinen Johann. Draußen stand noch der Bettler. Stephan gab ihm einen Thaler. „Das schenkt Ihm der Herr da drinn, er kann sich selbst bedanken.“ Der Bettler schüttelte höchst erstaunt den Kopf und gieng nach der Thüre. Indessen kam auch der Bediente. Ohne auf das Gebrülle zu hören, das nun drinnen der Herr zwischen Bettler und Diener vertheilte; eilte Stephan dem nächsten Hause zu.

„Ich muß,“ sagte er mit Lächlen — den saubern Nachbar und Armen-Verwalter doch auch kennen lernen, den ich so eben vorgestellt habe; und bin höchst neugierig, in welcher Gestalt ich meinem Doppelgänger erscheinen werde.“ Er war schon auf der Treppe, da er so zu sich sprach, und fand nun Gelegenheit, seinen neuen schönen Anzug zu bewundern. „Dießmal kömmts vornehm,“ dachte er. Eine gellende Stimme, die mit der Magd zankte, ließ sich hören. Unfehlbar die Frau Verwalterin, bemerkte er, und war auch kaum mit seinem Stock in das Zimmer gepoltert, als die robuste Hausgebieterin schon nachfolgte. Hier sah es weit anders aus, als in dem Nebenhause. Ein Paar braunvergoldete Spiegel und einige gemahlte Vögel, neben alten geistlichen Herrn waren die einzige Wandverzierung. Alle Möbelpracht vertrat ein einziger großer Wand- und Hausschrank, mit einem Pult und vielen Schiebladen und Schlössern von brau-

nem Nußholz, in welches der, wohl längst verstorbene Künstler, französische Schäferinnen eingelegt hatte. Das Kron-Gesimse dieses ehrwürdigen Hausmagazins war mit einigem Porzellangeschirr verschanzt. Neben diesem Gebäude saß, als Stephan hereintrat, ein langer hagerer Mann, im schmutzigen, hellblauen Hausrock, dessen gestreckter Hals mit dem braunen struppigen Kopf über eine Schüssel hing, wie ein dürres Winterzweiglein. Jezt ließ er ab, die dünne Brühe zu schlürfen, und stand verlegen auf. Seine Ehehälfte, die jedoch weit mehr als die Hälfte auszumachen schien, nahm für ihn das Wort. „Ach, wenn Sie wüßten, Herr Commerzienrath, was für eine schlechte Speculation wir mit den Häringen gemacht haben, die Sie uns verschrieben, so würden Sie vielleicht nicht so zeitig kommen, den Posten einzufordern. Aber in unsern schlechten Zeiten kömmt man auf keinen grünen Zweig. Ich sage immer zu meinem Manne, gewinnen kann man gegenwärtig nichts, man kann nur sparen und erhalten. Das will er aber nicht hören, denn er ist auch von dem allgemeinen Luxus, von der Kleiderpracht, dem Wohlleben, der Verschwendung angesteckt. Ich kann die Leute nicht begreifen. Es hat sich in Allem verändert. Mein seliger Vater, der hatte sich einen solchen Gang angewöhnt, daß er fünf Jahre in einem Paar Stiefeln gehen konnte, ohne sie zu zerreißen. Freilich waren damals die Schuhmacher

auch keine solche Spitzbuben. Jezt, wenn ich Sonntag Nachmittags zum Fenster hinaussehen will, muß ich's gleich aufgeben, um mich nur über den Gang der Leute nicht zu ärgern. Das schlendert und schlürft durch die Straßen, daß alle 8 Tage ein Paar Schuhe durch seyn müssen — und vollends die neuen Scharrkomplimente! So kann ich mich auch genug ärgern über die phlegmatische Natur meines Manns. Wenn er den Schnupftabak in seine Dose schüttet, und die Hälfte ihm auf den Boden fällt, da macht er nur ruhig fort, als wäre gar nichts geschehen. Wenn er schreibt und die Feder taugt nicht gleich, weg wirft er sie und nimmt eine andere. Ey der Tausend, sag' ich — kipp ein wenig vorne ab, und sie wird excellent gehen. Das Geschriebe kostet ohnehin mehr Tinte, Papier und Federn, als es einträgt. Sonntags beym Kaffe — (und zu dem Kaffetrinken bin ich ungern genug gekommen) — wenn ich gerade hinaus muß und er sich selbst einschenkt, schwimmt ein ganzer Milchsee auf dem Tisch herum: wenn ich zurückkomme, das soll ich hinunterschlucken, als wär's nicht der Rede werth. — Während dem war der magere Mann mit kläglichem Gesicht vor den Schrank getreten, hatte mit seinen langen Fingern das Thürchen geöffnet, und klapperte nun in der Casse herum.

„Geh nur — fuhr die Frau auf ihn zu — laß nur mich machen, du bringst's doch nicht recht zusammen, und giebst

wieder Groschen für Kreuzer aus, wie neulich.“ Der Gemahl wich. „Da mag ich ihm hundertmal,“ fuhr sie unter dem Zählen fort, „die schlechten Kreuzer für die Bettler auslesen und zeigen, wenn ich ausgehe. Komm' ich nach Haus, sind richtig die guten fort.“

„Hier,“ sagte sie jezt, „sind sechs und zwanzig Gulden, neun und vierzig; davon kommen zwey Gulden Rabatt — so wird's recht seyn,“ und reichte das Geld schnell hin.

Stephan, obgleich mißtrauend, nahms, ohne zu zählen, und eilte fort; denn er dachte noch manchen andern Besuch zu machen.

Nachdem er beym Eintritt in einige Hausthüren seinen Stock zu leicht gefunden hatte, um mit ehrlicher Leute Geld sein Gewissen zu beschweren, wandte er sich in eine andere Straße, und wurde hier von seiner Zauberruthe in den zweiten Stock eines neuen Hauses gezogen. Was hab ich in diesem kurzen Tag erlebt, und was werd' ich noch erleben! — sagt' er zu sich — träum' ich denn nicht? Aber nicht einmal träumen hätt' ich in unserer armen Gasse ein solches Glück — nicht einmal einbilden hätt' ich mir solche Veränderungen können! — Welche Menschen hab' ich kennen gelernt!“

Da hüpfte ihm eine leichte Zofe entgegen: „Sind Sie schon wieder da, Madam Brabant? Sie werden meine Herr-

ſchaft im Leſen ſtören — und wieder nichts ausrichten, wie immer. Es geſchieht Ihnen recht. Warum arbeiten Sie ihr immer noch, da Sie doch wiſſen, daß Ihnen an jedem Conto die Hälfte abgezogen wird. Aber um alle Welt, was machen Sie mit dieſem ſchwarzen Prügel?" „Es iſt — ſtotterte Stephan, welcher den Reden des Kammermädchens und ſeiner Kleidung angemerkt hatte, daß er zur Putzmacherin geworden war — eine neue Art von Haubenſchachtel!"

Verwirrt über ſeine mißrathene Ausrede klopfte er ſchnell an, und kam in ein freundliches Zimmer, rings ausgeſchmückt mit Gemählden ſchöner Ritter und Fräulein. Ein ſolches lag auch lebendig auf einer Ottomanne in einem weißen Morgenanzug, nur daß ihr Geſicht den welken Roſen zu vergleichen war, die neben dem Sopha auf einem Tiſchchen ſtanden. Um ſie her lagen Bücher, auf einem in ihrer Hand ruhten ihre Augen, und noch lange, als Stephan-Putzmacherin vor ihr ſtand, tropften ihre Thränen auf die Blätter des Romans. Endlich blickte ſie mit verweinten Augen auf. — „Was? Sie da, liebe Brabant?" ſchauerte ſie zuſammen, und ſchaute ſie fragend und zerſtreut eine Weile an. Dann nahm ſie ihr Schnupftuch — „o Gott, ich bin ſo weich geſtimmt," liſpelte ſie, während ihre Thränen floſſen. „Was wollen Sie? Sie ſollen Alles haben. Ach ja! die neuen Spitzen ſind noch nicht berichtigt. Gleich, liebe, gute Frau."

Sie wankte an einen Secretär, und nahm verwirrt Goldstücke und Silbermünze heraus. „Ich bin heute gar zu bewegt — so gerührt — so wehmüthig. Ach, ich habe ein himmliſches Buch geleſen: die Luſt der Liebe, und der Schmerz der Liebe! Hier, gute Brabant — es wird mehr ſeyn, es wird zuviel ſeyn — aber nehmen Sie nur — es iſt ſchon gut.“

Stephan wollte, als er die Hand öffnete, einen Bückling machen, es ward aber ein Knix daraus. „Ach, der Schmerz der Liebe,“ ſeufzte das Fräulein, und er ſchlüpfte zur Thür hinaus.

„Mein Gott, wie iſt mir — ſagte ſie zitternd, als Stephan die Treppe hinunter eilte, und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Mir iſt gerade, als wäre die Brabant in Geſtalt eines ſchwarzen Stocks bey mir geweſen, und habe mir Geld abgenommen. Das iſt Krankheit — Fieber — Niemand iſt da geweſen.“ Sie klingelte, um den Arzt rufen zu laſſen.

Auf der Straße gieng Stephan an zwei Frauenzimmern vorüber, von welchen Eine eben ſo gekleidet war, als er im lezten Hauſe, und auch ſonſt einer Putzmacherin glich. Ich habe — ſagte ſie zu ihrer Freundin — heute einen ſchlimmen Tag. Es kam mir ſo eben an, als wär' ich mir ſelbſt genommen. — Denken Sie ſich die Narrheit — ich muß mitten auf der Straße ein Compliment machen — und weiß nicht wem? Ein ganz fremder Herr ſah mich erſtaunt an,

und zog zweifelnd den Hut.“ — Stephan erſchrack und machte ſich ſchnell davon auf einen neuen Platz. So drang er noch in manches Haus, und der Wunderſtock machte gute Beute.

Die Nachmittagsſonne ſchien wieder einmal recht warm und freundlich in die Gaſſe. Da hatte ſich die alte Wäſcherin in ihren reinlichen Kleidern vor das Häuschen auf die Bank geſezt. Ruhig lagen ihre gefalteten Hände im Schoos, und ein milder Zug auf ihrem bleichen Geſicht zeigte, wie wohl ihr die langentbehrte Sonnenwärme thue. Sie dachte auf den ewigen Sonnenſchein, und die Ruhe im Himmel, und bat Gott, ſie nicht mehr lang darauf harren zu laſſen. Darüber ſank ihr ſchwaches Haupt in Betäubung, ſie ſchlummerte ein, und Träume beſuchten ſie. Sie ſah ihren Sohn wieder, den blühenden, jungen Soldaten, wie er, ſchon zum Abmarſch gerüſtet, von ihr Abſchied nahm, und hörte ihn nochmals ſagen: „Gott behüte Sie, Mutter, und wenn ich zurückkomme, ſoll Sie ſich nicht mehr ſo plagen müſſen!“ Dann ſah ſie ihn wieder mit großer Bangigkeit in einem Schlachtgetümmel. Mehrmals glaubte ſie ihn fallen zu ſehen. Dann ſtand er immer wieder vor ihr und lächelte ſie an. Endlich iſt es ihr, als wär' es Abend, und ſie liegt müde in ihrem Stuhl in der finſtern Stube. Da geht die

Thür auf, und eine große Gestalt kommt herein, aber in der Dunkelheit sind ihr die Züge undeutlich und fremd. Jezt tritt er ganz nahe, und es ist ihr Ferdinand. „Grüß Sie Gott, Mutter," ruft er, „kennt Sie mich noch, und auf einmal fällt es ihr ganz schwer auf die Knie, und er schüttet ihr die Schürze voll Geld. Sie hört es auch deutlich rauschen. Sie will auffahren — „Frau Lise! He! — Nachbarin Lise," ruft es immer lauter" — und am hölzernen Tritt hört sie, daß der alte Christoph mit seinem Stelzfuß auf sie zugehüpft kommt. Wie sie die Augen aufschlägt und sich besinnt, daß sie im Gäß'chen vor der Hausthür sizt, steht er schon vor ihr. „Ey, sie muß mit mir kommen, Alte!" sagte Christoph, und seine schwarzen Augen funkelten aus dem graubärtigen Gesicht. „Was denkt Sie? Sie weiß ja, daß ich gestern den dummen Streich gemacht, und dem Viertels-Vogt die Wahrheit unter die Nase gesagt habe; dafür verschaffte er mir frei Logis ohne Aussicht. — Gerade haben sie mich wieder laufen lassen. Ich humple verdrießlich nach Haus. Wie ich in mein Loch krieche — denk' Sie sich — steht auf meiner Bank (die mir ja schon lang als Tisch und Bett und Kasten dient) — ein Krug mit Wein, ein Laib Brod, und zwei mächtige Würste. Meiner Seel, ich bin kein Narr, 's ist wahr! Ist's vom Himmel gefallen — hat's ein guter Freund gethan — ich weiß es nicht! Auf den Stu-

denken möcht' ich am ersten rathen; aber wo hätte der das Geld dazu? Aber da ist's einmal bey meinem halben Bein, das in der Magdeburger Schanze liegt! Nun, ich will's schon herauskriegen, wer mir den Streich gespielt hat. Er hat wohl gethan, damit ich mir einen lustigen Abend machen soll: Nun bey Gott! das will ich auf seine Gesundheit thun. Aber Sie muß mir helfen, Frau Lise, Allons, Marsch! seze Sie Ihre Beine in Bewegung — Schau sie mir nicht so starr in's Gesicht. —"

„Mein Gott, was ist das?" rief die Wäscherin mit aufgehobenen Armen; „und mir träumts eben, mein Sohn sey da gewesen, und habe mir eine ganze Hand voll Geld — großer Gott! da, in meiner Schürze" — „Mohrensäbel!" fiel der alte Kriegsmann mit seiner Baßstimme ein — „was ist denn heute für ein Tag? — mir regnets Würste ins Haus — dir Thaler in die Schürze. Närrisches Mütterchen! dein Sohn kann nicht da gewesen seyn — den hab' ich selber eingraben helfen. — Aber daß heute ein guter Geist spukt, das ist richtig. Deßwegen darfst du mir aber doch meinen Schmauß nicht verachten. Trag dein Geld in die Truhe. Du sollst heute mein Gast seyn — ein andermal steh' auch ich dir zu Diensten. Element! was sind das für Sachen!"

Mit unbeschreiblichem, stillem Frohlocken hatte Stephan das Alles, in der Ecke versteckt, belauscht, und nun flog er

neuer Freude entgegen. Er schlich sich durch die Hinterthüre in das Haus seines Nachbars, des Vaters von Sabinen, und hüpfte mit seinem Stab die schmale finstre Treppe hinauf, bis zum Dachstübchen des Studenten. Leise öffnete er die Thüre. Da saß der arme Jüngling, halb abgewandt von der Thüre, vor den kleinen Fenstern, auf deren Gesimse er sein Buch gelegt hatte. Seine hohe, magere Gestalt, im dürftigen grauen Kleide, seine schönen Haare, und die bleichen Wangen gaben das Bild edler Armuth; und wirklich glich er auch ganz einem Bilde in seiner ruhigen, aufrechten Haltung, mit den niedergeschlagenen Augen, und die Hände um das griechische Trauerspiel, welches er las, gefaltet.

Der röthliche Abendschimmer glänzte durch die Scheiben auf seine hohe Stirne und sein Buch. Das Geräusch des Eintretenden erweckte ihn, er sah sich um und stand in einiger Verlegenheit auf.

„Guter Moses," sagte er treuherzig, seine Hand auf die Brust legend, „es thut mir sehr leid, daß du wieder umsonst kommst. Ich muß dich bitten, noch einige Zeit Geduld zu haben. Ich habe mich bisher umsonst um Stunden bemüht, weil der Rector, seit ich ihm einmal die Fehler in seiner Uebersetzung gewiesen habe, mich überall verfolgt und anschwärzt. Doch habe ich Hoffnung, nächstens einige Lehrstunden zu bekommen, und dann" — „Lieber Herr!" fiel

Stephan, als jüdiſcher Gläubiger ein, mit heimlicher Freude über ſeine Rolle — „lieber, gelehrter Herr Student, was liegt an dem Thaler. Ich bin nicht deßwegen gekommen. Ich habe Sie fragen wollen, ob Sie nicht einige Thaler Vorſchuß brauchen können. Wenn Sie einmal Superdent oder Conſiſtorialis ſind, geben Sie mir's wieder" — und hiemit legte er eine Hand voll Geld auf den Tiſch. Der Student trat einen Schritt zurück, große Thränen kamen ihm in die Augen.

„O du guter Menſch!" rief er aus — faßte ihn bey der Hand, und ihn umarmend ſagte er: „Vergib mir, lieber Moſes. — Ich habe bisher geglaubt, daß es nur im alten Teſtament und in Iffflands Luſtſpielen edelmüthige Juden gebe; — wie beſchämt ſtehe ich vor dir! — Aber du thuſt zu viel — fuhr er fort — und willſt mehr, als ich brauche, geben. Du mußt wenigſtens die Hälfte wieder nehmen. Es könnte lange dauern, bis ich nur dieſe dir wieder erſezen kann." Während er an den Tiſch trat, und mit zitternden Händen dem Juden von dem Gelde zurückgeben wollte: trippelte Stephan ſchon mit hohem Herzklopfen die Treppe hinab.

Unten im Hauſe war großer Lärm. „Herr," rief Sabinens Vater — „wenn ich Ihnen aber ſage, daß der Kaufmann eine Menge Beſtellungen bey mir gemacht hat, und

versprochen, alles fertige baar zu bezahlen" — „Ist gut für ihn — fiel der Eisenhändler mit schnarrendem Tone ein — ich bleibe aber bey meinem Grundsatz, nichts auf Borg herzugeben!" „Aber lieber Herr Rufe," bat der Messerschmid wieder, „erbarmen Sie sich doch über eine Familie, die nahe daran ist, wie wilde Thiere eingepackt, und über's Meer geschickt zu werden. In Ihren Händen liegt unser ganzes Glück. Sie können die lezte Hoffnung zu einem neuen Aufkommen, die mir armen Mann" — „Ja wenn — unterbrach ihn gleich der Kaufmann — ihr Messerschmide in diesem Zwinger nur nicht so verrufen wär't. Wie könnt Ihr denn von mir verlangen, was Euer leiblicher Vater nicht thun will?"

„Vielleicht lenkt Gott doch noch sein Herz," redete das Weib drein. — „Wenn er aber so hartherzig wäre — fügte der Mann dazu — so erbarmen doch Sie sich über uns, um Gotteswillen!" Dieß behorchend hatte Stephan seinen Stock hinter einen Treppenbalken geschoben, und sah eben Sabinen mit traurigem Gesicht ins Haus treten. Als sie ihn auf der Treppe erblickte, erheiterte sich schnell ihre Miene, sie bückte sich hastig, als wollte sie sich versichern, daß ers wirklich sey — fuhr dann auf, und dem Herabspringenden entgegen.

„O Stephan," sagte sie, und legte mit Zutrauen ihre Hände auf seine Arme, „du hast mir recht gefehlt. Wo

warst du denn so lange? Ich habe viel auf dem Herzen, das ich dir klagen möchte.“

„Wo kommst denn du her?“ — fiel ihr Stephan ins Wort. „Ach von dem garstigen schnaubenden Vetter Kässtecher. Da war ein Herr beym Vater, und hat seine Messer und Bestecke und Feuerstahle bestellt, daß wir davon reich werden könnten. Aber der Herr Rufe will kein Eisen und Stahl hergeben, wenn's der Vater nicht gleich bezahlt. Drum haben sie mich mit einem Zettel zum Vetter geschickt, der hat mich aber angeschnaubt: „„Pah, ich habe nichts, und wenn ich was hätte, so gäb' ich nichts — Punktum!““

„Ist der Herr Rufe noch drinne? Ich glaube, ich hör' seine Stimme.“

„Wenn ich Ihnen aber das Geld verzinse zu fünf Procent, zu sechs Prozent?“ hörten sie den Schwerdtfeger dringend fragen — „Und wenn Ihr mir's zehenfach zu zahlen verspricht, so hab' ich davon keinen Feilspahn. Ein Spatz in der Hand ist mir lieber, als zehen Tauben auf dem Dache.“ „Geh, geh hinein — flüsterte Stephan, und drückte Sabinen eine Rolle Geld in die Hand. — Sabine wollte nicht nehmen, und wurde roth und blaß. S'ist nicht gestohlen,“ sagte rasch Stephan, „'s ist vom weißen Mann — Geh doch — ich bitte dich — sag', es sey vom Vetter, und damit drückte er sie zur Thüre hinein. —“

Langsam stieg indessen in das Dunkel der engen Schwerdtfegergasse der Viertelsrichter hinab. Wie ein Kranker lehnte er sich an seinen Stock, wie ein Schlafender hatte er die langen Wimpern geschlossen, und schlaff hiengen alle Züge seines Gesichtes. „Was für ein schwüler Tag — sprach er leise in sich hinein — welche drückende Luft! wie bin ich so matt und aufgelöst. Den ganzen Nachmittag zog es mir seltsam in allen Gliedern; ich konnte nichts denken, als ob ich denn noch Ich sey, und seitdem ich nun gar um die Ecke dieser verdammten Gasse schleiche, bin ich, wie aus mir herausgehoben. Ja, diese Spitzbubenhöhle zehrt mir am Leben. Ich habe das Lumpenvolk nie leiden können. So bettelhaft, und doch so lustig und lebendig. Ich ruhe nicht, bis sie ausgerottet sind, und, wenn ich in der verherten Luft ersticken sollte! Zuerst muß aber der ungeschlachte Schuhflicker dran — der ist mir der widrigste.“

Lebhafter schleppte er sich gegen Antons schiefhängende Hausthüre hin. Als er sich am Hause dünkte, hob er, um über die buckligte Schwelle nicht zu fallen, die Augen auf. Welche Erscheinung! Dicht vor ihm stand er selbst — in seinem eigenen großen — dreieckigen Hut — in seinem langen, papierblauen Rock — seinen gelben Zeughosen — den hellgewichsten, geschnäbelten Stiefeln — ja, mit seinem gepuderten Haar — mit seinen blassen Backen — mit seinen

leibhaften, glasgrauen Augen, die ihn leblos anſahen — Er wollte ſchreien, der Athem verſagte ihm — er wankte — mit den Händen das Geſicht bedeckt, riß er ſich in angſtvoller Anſtrengung die Gaſſe hinauf, und jezt erſt fühlte er ſich freier, und ſtürzte mit Stöhnen und Aechzen nach Hauſe.

Auch Stephan hatte zitternd mit ſeinem Stabe unter der Hausthüre geſtanden; doch er raffte ſich ſchnell auf, ſchob das Wunderwerkzeug in's Ofenloch und trat mit entſchloſſener Freudigkeit in die Stube.

Lange war kein ſolcher Tag über der alten Hohlgaſſe aufgegangen. Es ſchien, als ob heute alles ehemalige, erſtorbene Leben derſelben auf einmal wieder aufgehen wolle. Den ganzen Morgen war ein Hin- und Herrennen, ein Fragen und Erzählen, beſonders ein Drängen um Antons Haus geweſen. Bald ließ ſich ein lauter Jubel hören, bald ſchienen im Innern der Hütten allerley Vorkehrungen getroffen zu werden.

Während die ganze übrige Hauptſtadt heute ausgeleert war, weil Alles zur Kirchweihe eines benachbarten Dorfes ſtrömte, hätte man aus den Anſtalten, die in dieſem Winkel getroffen wurden, vermuthen können, die Leute wollen hier ihre beſondere Kirchweihe feiern. Tiſche aller Art waren an den Häuſern hinab zuſammengerückt, Bänke, Stühle, Ki-

sten, Balken mußten zu Sitzen dienen. Aus einigen Küchenfenstern sah man helle Freudenfeuer schimmern — die Mädchen trugen Brodkörbe, die Burschе schleppten Bierkrüge, und zogen Weinfäßchen daher — die Kinder sangen Lieder, und alte Leute sehen von den Fenstern herab, oder vor den Häusern mit begierigen Augen auf die Vorbereitungen hin.

Um die Tische bemühten sich unter Andern auch zwei Personen, welche vorzüglich das Zeremonienmeisteramt übernommen zu haben den Anschein gaben. Sie besprachen sich von Zeit zu Zeit, gaben den Andern Aufträge und deckten selbst die Tische. Es war eine rüstige, ziemlich bejahrte und korpulente Frau, gewöhnlich nur die Eibischmargaret genannt, weil das Sammeln und Trocknen dieses Thee's ihr hauptsächlicher Nahrungszweig war, und andern Theils ein schwarzbärtiger, untersezter Mann, der seine rothe Mütze bis auf die finstern Augenbraunen herabgedrückt hatte. Dieser hieß allgemein der Meisen-Baron, weil er sich für einen polnischen Baron ausgab, obgleich er dafür keinen andern Beweis, als diesen Titel selbst hatte, und sein Leben durch Vogelfang, besonders durch Abrichtung von Kanarienvögeln und Blaumeisen erhielt.

„Ihr macht doch immer dasselbe Gesicht, Baron," sagte zu ihm die Eibischfrau. Wundert Ihr Euch denn gar nicht über Alles das — und des braunen Antons inkapables Glück?"

„Was ist zu wundern?" erwiderte der Polak, ruhig fortschnei-

dend an einem Hammelsbraten — „Welt iſt Welt! heute ſo, morgen anders.“ „Ja — wenn einem aber der Haſe ſo gar unverhofft, ſo auf einmal in die Küche gejagt wird — verſteht mich, da muß ſich doch ein verſtändiger Menſch wundern. Der Küchenmeiſter ſchüttelte phlegmatiſch den Kopf. „Sind denn nicht ſchon mehr reiche Vettern geſtorben? Sterben muß man einmal, und ſo wird man auf einmal beerbt. Wie ſolls anders kommen, als auf einmal.“ „Daß man aber vorher gar nichts von einem ſolchen Vetter gehört hat?“ „War nicht der Mühe werth — verſezte er — ſo lang der Mann lebte. Seit er geſtorben iſt, und etwas hinterlaſſen hat, haben die Erben eher was von ihm zu ſagen.“ „Geht,“ ſagte Margareth, „ich habe wohl fünfzig Vettern und rede von Allen, und werde kaum einen beerben; denn der Unterzoller huſtet ſchon ſieben Jahre, und wird noch auf mein Grab huſten.“ „Gebt ihm von Eurem Eibiſchthee — ſagte der Meiſen-Baron — die Würſte her.“ „Ja, von meinem Eibiſchthee — entgegnete ſie — umſonſt nähm' er einen Zentner, der Knauſer! Und der Thorſchreiber, der nächſtens in die Ewigkeit geht, hat ſelbſt nichts, und die Tändlerin vermacht alles ihrer Kaffeeſchweſter, und der Seifenſieder —“ „Macht, daß Ihr mit Eurem Kuchenſchneiden fertig werdet,“ fiel der Baron ihr in's Wort; „es iſt ſchon Dreiviertel, und ich bin fertig.“ „Nun, nun, Baron, ich auch!“ „Halloh, Chri-

stoph!" rief der Baron. Da sprang der Alte aus dem Nachbarhaus, wie der Kuckuck aus der Uhr, daß sein Stelzfuß aufpolterte, er sezte seine eingerostete Trompete an den Schnurrbart, und stieß mächtig dreimal hinein.

Jezt öffneten sich alle Hausthüren der Schwerdtfegergasse, und Jung und Alt wimmelte heraus in ärmlichem Staat — Stephan und Sabine standen umschlungen hinter dem alten Christoph mit freudigem Lachen.

„Lustig, lustig, lustig, lustig, Leute, Sapperment, noch einmal lustig! — kam jezt Anton aus dem Hause gesprungen, und warf sein Lederkäppchen in die Höhe. Ein lauter Jubel begrüßte ihn. Seine Frau Hanne folgte ihm; und das erste Roth der Freude, das seit lange wieder ihre Wangen erfrischte, stand ihr doppelt gut unter der neugekauften Haube, die sie aufgesezt hatte, während Anton in seinen zerrissenen Kleidern geblieben war. Auch war Stephans ältere Schwester unter der Hausthüre noch bemüht, dem kleinen Hannchen geschwind eine neue Schürze umzubinden.

„Sind die Spielleute noch nicht da?" fragte Anton, während sich alles an die Tische sezte, und Frau Hanne, unterstüzt von der Eibischmargaret sich bemühte, den Leuten die gehörigen Plätze anzuweisen. „Waren schwer welche zu bekommen — antwortete der Meisenbaron — die hungrigen Kerls sind alle dem Kirmeskuchen-Geruch nachgelaufen. Zum

Glück hab ich noch zwei Biersiedler und einen Hackbrettschläger in der Regimentsschenke getroffen. Sie haben sich die ganze Nacht abgegeigt und lagen auf dem Boden. Sie haben versprochen, sobald sie aufwachen, einen Pfeiffer aufzutreiben und zu kommen." „Nun, wer gern tanzt, dem ist gut pfeifen — rief Anton — Holla! Gevatter Curschmid und Wunderdoctor, Ihr seyd König in unserer Gasse; Ihr gehört oben an!" dabey zog er den dicken alten Mann in seiner stahlknöpfigen Sonntagsjacke neben sich auf den ersten Platz. Dieser sezte sich, ohne eine Miene zu verziehen, mit vieler Würde. Nun fiel Alles über Löffel und Schüsseln her, und die Weiber und Mädchen schoben emsig die Speisen hin und wieder. „Fickerloth," rief der Wirth der bunten Gesellschaft, „mir bangt heute für meine Kinnbacken! die Maschine ist etwas auſſer Uebung gekommen, und muß heute was leisten, in einer Hauptaffaire. Denn, nachdem das Gehwerk so lange gestanden hat, und nun der Bach auf einmal wieder läuft, ist's billig, daß ich das Versäumte hereinhole." „Pomalig," sagte der Meisenbaron (gemächlich den Schnurrbart abwischend) Eins nach dem Andern kann man Wunder thun." „Ich halte dafür — bemerkte der Curschmid, indem er aus seiner Riesenfaust einen Haufen Salz in die Suppe vertheilte, und Brodinseln in den Ocean seiner Schüssel warf — daß man zu Zeiten der Natur einen Stoß geben

müsse!“ Indessen fielen die zunächstsitzenden Weiber über den Viertelsrichter her, der bey jedem Schluck Suppe schlechter wurde, giengen von ihm über zu den wilden Thieren auf den wilden Inseln, und kreuzigten und segneten sich, daß sie durch die Großmuth des braunen Antons nun in der Heimath leben und sterben könnten. Ihre Nebensitzer, die Schmidegesellen, verstanden sich nicht so gut auf die Kunst, zugleich zu essen und zu reden, und trugen nur Sorge, das erstere Geschäft pünktlich auszuführen. Ein Häuflein mystischer und pietistischer Schuster, deren gleichgestimmte Seelen weiter unten sich zusammengefunden hatten, handelte die erlaubten und unerlaubten Gerichte ab, und verständigte sich über die heiligen und unheiligen Thiere. Endlich breiteten sie einmüthig das Tischtuch des Apostel Petrus vor sich aus, und entschieden, daß sie heute von allem Fleisch essen dürften, und wären's auch Blutwürste. Ganz unten machte sich der alte Christoph über das betriebsame Schmausen und Schnaken der Gesellschaft lustig, und sorgte für die alte Wasch-Lise, welcher er mit freundlichem Blinzeln von Zeit zu Zeit Muth einsprach. Stephan, der es sehr bedauerte, daß er den, alle laute Gesellschaft scheuenden, Studenten nicht hatte herunterbewegen können, trug ihm in aller Stille die besten Bissen zu, deren er habhaft werden konnte. Dann sezte er sich wieder mit erheiterter Miene in den lebhaften Kreis, und der ver-

schiedenartige Ausdruck des allgemeinen Behagens, der seine Blicke auf sich zog, ließ ihn kaum zum Essen kommen. Als ihn seine Nachbarin Sabine wiederholt dazu aufforderte, umhalste er sie, blickte ihr hell in die Augen und sagte: „Schmeckt's dir denn auch?" „Nein," lächelte sie, „wenn du nichts ißt." Da aßen sie von Einem Teller, und theilten Alles. „Aus denen wird noch einmal ein Paar — sagte der Winkelschulmeister Prägel — ich prophezey's!" — Da lächelte der Nachbar Schwerdtfeger, und seine Frau schob das Haubenband unterm Doppelkinn vor und fragte: „Was sagst du dazu, Stephan?" Stephan nickte ernsthaft mit dem Kopf; „und du, Sabine? Diese ward hochroth, eine große Thräne entfiel ihrem Auge, und schnell war sie aufgesprungen, und zur Hausthüre hinein.

Stephan ließ den fröhlichen Lärm des Gastmahls hinter sich und folgte ihr langsam. Da saß sie in dem schmalen Gärtchen hinter'm Haus, unter dem einzigen alten Lindenbaum, strich sich das schwarze Haar, dessen Locken auf der Flucht über ihre Augen gefallen waren, aus der Stirne, und schaute mit nassem Blick nach den weißen Wölkchen im blauen Himmel hinauf, und dem stillen Licht, das auf ihnen schwamm. Stephan stand eine Weile unbemerkt hinter ihr; das Gezwitscher der Vögel um den Baum, und das leise Rauschen der Zweige thute ihm heute ganz besonders; er versank in

ein unbestimmtes Nachdenken, und es ward ihm weich um's Herz. Er trat zu ihr, und wollte ihre Hand ergreifen, aber sie bedeckte schnell mit beyden Händen das Gesicht. „O Sabine," sagte er, „was hab ich dir denn gethan? So warst du ja noch nie." Sie antwortete nicht. „Gestern Abend — fuhr er fort — hast du dich mit mir so gefreut auf heute, und jezt soll alle Freude mir so in Traurigkeit verwandelt werden?" — Da richtete sie sich schnell auf, und sah ihn wieder mit dem alten zutraulichen Blick an: „Ach — begann sie nach einer Weile — ich wollte, Stephan, es wäre noch die alte Noth, und wir säßen hier und klagten — es war mir wahrhaftig besser." „Freust du dich denn nicht über unser Glück?" fragte Stephan und sezte sich neben sie. „Es ist so plözlich über uns hereingefallen — erwiederte sie — und alle sind so wild geworden. Höre nur da draußen den wüsten Lärm. Und du — o wie warst du sonst so still und ernst, Stephan, und jezt schaust du immer so unruhig herum — Auch fürchte ich den weißen Mann. — Wenn er nun auf einmal käme, und das ganze Blendwerk zu nichte machte. Ich weiß ja so nicht, um was du dich an ihn verkauft hast." „Sabine," rief Stephan unwillig, „ich habe mich nicht verkauft — und der weiße Mann ist besser und stärker, als die Menschen sind. Ich habe mit ihm zwar nicht gesprochen; aber er hat mir geholfen. Ich darf dir's

nur jezt nicht sagen, doch kann ich dich vielleicht bald zu ihm führen, und dann wirst du es ihm abbitten, daß du deinem Wohlthäter Unrecht gethan hast.“ — Bey den lezten Worten wischte er ihr sanft die Thränen aus den Augen. „Ja, Stephan,“ sagte sie mit lieblicher, kindlichheller Stimme, indem sie mit ihm aufstand und ihm die Hand reichte. „Ich glaube dir wieder! Verzeihst du mir?“ „Gute!“ rief Stephan, und Freude leuchtete ihm aus den Augen — „aber komm, wir wollen wieder still zurück; sonst kommen sie in Unruhe.“

Während sie durchs Haus giengen, tönte ihnen schon die Musik entgegen, und jezt schien hier erst das rechte Leben aufgegangen. Alles aß und trank, und plauderte und winkte sich zu nach dem Takte.

Als die Musikanten eine Pause machten, rief der Schuhflicker, nachdem er ein volles Glas in langen Zügen die Kehle hinuntergegossen hatte — „So bin ich einmal, liebe Brüder und Gevatterleute; denn seht, wenn wir schon Alle im Ganzen derselben Leibesgestalt sind, so bedient sich doch Jeder seines Leibes nach eigener Weise, und Jeder hat etwas an sich, auf das er besonders hält; und wofür eigentlich der ganze übrige Leib da ist. So hat der Viertelsrichter seine Nase. Trägt er sie nicht überall voraus? streckt er sie nicht überall hinein? müssen nicht alle Augenblick die Finger nachsehen, ob sie noch

in gehörigem Stand und Lage ist. Mit dieser Nase und ihren Bewegungen drückt er sein ganzes Gemüth aus, und füttert sie das ganze Jahr mit Spaniol. Der Meisenbaron da hat sich dafür ganz seinem Backen- und Schnurrbart ergeben. Er rasirt ihn, und kämmt ihn nach dem Richtscheit, und immer sorgt er, sein ganzes Gesicht so zu stellen, daß es zum Bart paßt. Warum würde er sonst wohl die Stirne so runzeln, die Augenbrauen herabziehen, und die Lippen an die Nase drücken?" — Der Meisenbaron schien des Gelächters nicht zu achten, und strich schweigend seinen Bart. — „Ihr, Gevatter Sackzeichner und Winkelschulmeister," fuhr Anton fort — „lebt eigentlich blos für Euren Zopf. Wenn Ihr über die Straße geht, tretet Ihr ganz leise auf, damit der Zopf nicht erschüttert wird; der ganze Kopf muß sich bücken, um die Haarstange zu schonen, der Rücken muß sich höher heraufziehen, damit sie bequemer aufliege, und das Gesicht kehrt Ihr immer zur Erde, auf daß nur der Zopf besser in's Licht trete. Ja, ich behaupte, Eure Augen schauen nicht aus dem Kopf, sondern nach innen und durch den Kopf durch, was hinten der Zopf macht." — Der Schulmeister fuhr mit seinem Haupt etwas ärgerlich auf; als aber dadurch der Zopf auf die Seite geworfen wurde, nahm er ihn sachte mit zwey Fingern, und legte ihn auf den Kragen wieder zurecht. — Während alles lachte, beschloß Anton: „So geht's auch mir. Ich muß mich für

meine Gurgel aufopfern. Entweder will sie getrunken haben, oder gesungen, am liebsten, versteht sich — Beides!" — Hierauf stürzte er den Becher wieder und sang:

Ich halte nicht dafür, daß der Soldat sey gut,
Der nicht ein Sänger ist, und kann das re — sol — ut.

„Nu, kennt ihr's nicht?" fuhr er die Musikanten an; sie schüttelten den Kopf. „Aber das: Trink ich Wein, so verderb ich, trink ich Wasser, so sterb ich —?" — Sie schüttelten wieder; indem gieng Prägel, der Schulmeister vorbey, der, beleidigt, nach Hause gehen wollte. „He!" sagte Anton, und hielt ihn bey der Hand fest — „Gevatter! Ihr nehmt's doch nicht schief, daß ich Euren Zopf anprieß? Ihr habt ja recht — indem er ihn auf die Bank zog — ein Mann hält was auf sich. Geht's doch andern und rechten Leuten auch so. Ich habe freilich Kerls gekannt, die, wenn ihnen der Rock vom Leibe fallen wollte, und die Stiefel so weit waren, daß beym zweiten Schritt sie immer stehen bleiben mußten, um sie nicht zu verlieren, unbeschwert in ihrem Eselstrab fortarbeiteten. So gabs einen Musikanten, der die Baßgeige riß, und der einen so großen Hut trug, daß er ihm alle Minuten auf die Nase fiel — das störte ihn aber gar nicht, sondern er strich so ruhig unterm Dach blindlings fort, bis er in der Pause den Hut wieder schief aufstülpen konnte, und der wards zulezt auch so gewohnt, daß er immer gerade zu rechter Zeit

die lezten Striche vorm Schluß, herunterfiel, so daß ich's dem Hut schon anmerken konnte, wenn das Stück ausgieng. — Aber bey einem tüchtigen Mann ist's anders, und ich sage Euch, mein General hat einmal nur deßwegen eine Schlacht verloren, weil ihm sein neuer Rock unbequem saß." — Da lachte ihm wieder die Gesellschaft zu und Prägel mit, und Alles rückte näher herauf, seine Späße zu hören, ausgenommen die frommen Schuster, die einander, schon warm vom Wein, ihre Erweckungsgeschichte zum siebenten mal wieder erzählten. „So recht, Leute!" jauchzte Anton, und stieß mit Allen an, indem die Spielleute einen Tusch machten. „Nur lustig, fix, vigilant! Ich bin heut' wieder im Gleise — bin der Alte —

Was Einem ist geboren an,
Dasselbig er nicht lassen kann;
Denn es ist einmal wahr und g'wiß,
Es säß ein Frosch auf einem Kieß:
So hüpft er lieber in den Bach;
Natur und G'wohnheit läßt nicht nach.

Gelt, Stephan! ich hätt's aber auch wissen sollen. Je größer die Noth, je näher Gott!

Wenn Pharao die Ziegel doppelt,
Und selbst das Volk zur Arbeit koppelt,
Gemeiniglich um selbe Zeit
Sagt man, daß Moses sey nicht weit!

Der Pharao, Kameraden, das ist der Viertelsrichter, und wer der Moses ist — ha, Stephan, das weißt du!" — So ward der Schuhflicker immer lustiger und ausgelassener, trank, sang und scherzte, bis es dunkelte. Schon zogen sich die Weiber in die Häuser zurück, und Frau Hanne schüttete ihnen noch Fleisch und Kuchen in die Schürze, aber die Männer zechten noch mit Anton. Man erzählte sich alte Jugendstreiche, neckte sich, schalt die Obrigkeit; und dem Schuhflicker fiel ein altes Lied nach dem andern ein; dazwischen schallmeyten die Spielleute, bis der Abend zur Nacht ergraute, und die Talglichter im Luftzug tief herab braunten.

Auf einmal, während die Zechgesellen gerade mitten in einem lauten Trinklied jubelten, rief einer von den erweckten Schustern unten am Tisch — Polizey! Der Viertelsrichter kommt mit der Wache! und die frommen Brüder griffen schleunig nach ihren dreieckigen Hüten und machten sich davon. „Kanonen und Patronen! wer kommt!" schrie Anton und erhob sich wild, als der Viertelsrichter, der von der Kirchweihe erhizt zurückgekommen, und jezt der Wache vorgeeilt war, schon dicht an ihm stand. „Du bist's, Brüderchen?" rief nun der Schuhflicker bitter, faßte ihn mit Gewalt in die Arme, küßte ihn heftig, und drückte ihm die Zähne in die Backen. „Nicht wahr? wär' deines Herzens Unmuth Gold, kein Armer leer

von dir gehen sollt'. — Stultus und der grobe Stolz wachsen an einem gleichen Holz. Aber wenn Neid brennte wie das Feuer, wär' das Holz nicht halb so theuer." Der Viertelsrichter sträubte sich wüthend; aber Anton umfaßte ihn noch fester und rief: „Gelt, Herzensfreundchen, ein kleiner Dieb an Galgen muß, von großen nimmt man Pfenningbuß!" Jezt ließ er ihn los. „Verdammter Hexenmeister!" schrie der Richter. „Ist's nicht genug, daß du mir gestern ein Blendwerk vorgemacht hast, mußt du auch die ganze Gasse allarmiren? Wo hast du das Geld zu diesem Teufelsleben gestohlen? Und mich zu mißhandeln! Wir wollen sehen, was deine Teufelskunst dir hilft, wenn dir das Halseisen die Kehle schnürt. Wache her! packt ihn! Es muß alles an Tag. So wahr ich hier stehe, du mußt noch an den Galgen!" — Anton schäumte vor Wuth, und ergriff ein Messer, die Kameraden wollten ihn zurückhalten und für ihn bitten. — Stephan warf sich auf die Kniee, und flehte zum Vater und zum Richter. „Greift den Dieb, den Schurken, den Höllenknecht, sag' ich!" rief der Viertelsrichter den zögernden Gerichtsdienern zu. „Nimm das vorher von einem alten Soldaten," brüllte Anton, und stieß ihm das Messer in den Leib — er sank sterbend zu Boden. Da entstand in der dunkeln Gasse ein verwirrtes Fliehen und Zusammenlaufen — ein Schreien und Wehklagen — Anton gab seine gelähmten

Arme den bindenden Gerichtsdienern hin, — er ward abgeführt, und der blutige Leichnam des Richters fortgetragen.

„Ja, noch ehe die Sonne hinunter ist, armes Würmlein, muß dein gottloser Vater hängen," sagte der alte Kerkermeister mit seiner gedämpften Stimme, während er in den dunkeln Gewölben dem zitternden Stephan die feuchten, steinernen Treppen hinab, mit seiner Laterne vorleuchtete. „Sein Glück, daß er alles gleich gestanden hat; er wäre sonst gefoltert worden. So darf er auch ohne Halseisen und Fesseln in seinem Loch auf- und abgehen. Nimm dich in Acht, daß du hier nicht fällst; hier ist das Gitter in den Schlangenthurm, du kämst nicht lebendig hinunter, es geht 200 Fuß tief. Komm' her, weine nicht so, da zur Seite ist die Thür, du wirst ihn jezt gleich sehen. — Hm! ich glaube, er singt gar — Ey du Leichtsinn!" hub er wieder an, ein wenig stillstehend im Gange und lauschend, während aus der nahen Wand folgende Töne schallten:

Galgen, o Galgen, du hölzerner G'sell,
Deine drei, drei Beine laufen schnell
Mit mir in den Wind —

Es ward schauerlich still. Der Alte schüttelte murmelnd den Kopf, trat vor die gewaltige eiserne Thüre, sezte seine rasselnden Schlüssel ein, drückte und hob und öffnete mit

Krachen die Thüre — dann zog er den Knaben hinein, hob die Laterne in die Höhe, und in das finstere Gefängniß hineinleuchtend sagte er: „Geh vor zu ihm — mach's aber kurz; denn es hilft doch nichts — ich will hier unter der Thüre warten."

Er stellte seine Laterne auf die Stufe, und Stephan wankte hinab. — Nach einigen Schritten begann es vor seinen Augen etwas heller aufzudämmern in diesen dunkeln Mauren. Unter einem matten Schein, der aus einer hohen Deckenöffnung fiel, sah er seinen Vater sitzen, auf einem niedrigen Stein, beide Fäuste auf die Kniee gestemmt, mit Vorhängendem Kopf. Lange sah er den Sohn mit stieren Augen an; endlich fragte er heftig zitternd und kaum hörbar: „Was willst du?" „Dich befreien," flüsterte Stephan weinend an seinem Halse, und fuhr mit ängstlicher Hast fort: „derselbe, von dem ich dir das Geld gebracht — hat mir diese Handschuhe gegeben. Zieh' diesen an deine linke Hand; ich ziehe dann den Linken an meine Rechte, so bekommst du meine Gestalt, ich dein Aussehen. Dann geh du mit dem Schliesser hinaus, und wenn du in Sicherheit bist, zieh' den Handschuh wieder ab; so kriegen wir Beide wieder unser rechtes Aussehen. Du bist gerettet und mir werden sie nichts thun." — „Was sagst du?" fragte der Vater nach einer Pause, immer wie im Traum vor sich hinstierend. Stephan wieder-

holte ſeine Bitte, ſagte bebend das Nämliche zum Dritten- und Viertenmal — aber der Vater ſchüttelte finſter den Kopf, langſam und ſtöhnend ſagte er: „Geh! laß mich allein!“ — Als aber der Jammer und die Angſt dem Sohn immer beweglichere Worte eingaben, nahm er ihn in die Arme mit Schluchzen: „Ich denke, mein Stündlein hat geſchlagen, und nun ſoll wieder an mir Sünder ein Wunder geſchehen? — In Freiheit ſoll ich? Frey hätt' ich ſterben mögen und lieber den bitterſten Tod, aber — nein! Laß mich — bleib noch bey mir ein Weilchen — dann geh. — Ich habe mich ſchon ganz ergeben.“ Nun ſaß er ruhig, und der Sohn lag in ſeinem Schoos. — Sie ſchwiegen einige Augenblicke: „Grüß' die Mutter,“ ſagte Anton in tiefen Gedanken, „und Hannchen und die Ficke — und verzeiht mir, wenn ihr könnt.“ Unterdeſſen hatte Stephan heimlich über des Vaters linke Hand den einen Handſchuh gezogen und den andern gewechſelt — „Geh, mein Sohn,“ rief er jezt laut mit des Vaters Stimme — „leb' wohl!“ Anton ſchauerte zuſammen — ſprang zurück vor ſeinem eigenen Bilde — ſtand einen Augenblick — jezt rannte er nach der Thür zu. „Nu, nu, Kind,“ rief der Kerkermeiſter, ihm entgegen gehend, „ſachte, du fällſt ja“ — dann faßte er den falſchen Stephan feſt bey der Hand, leuchtete in die Höhe mit der Laterne, und ſpähte darunter nach dem Gefangenen hin. Als er ſich ver-

sichert hatte, daß er unbewegt auf seinem Steine sitze, nahm er den Knaben hinaus. und schreiend und krachend fiel die schwere Gefängnißthüre zu.

Zitternd saß nun Stephan allein in dem nächtlichen Kerker. Zuerst dachte er nur mit Bangigkeit und schwankender Hoffnung an den Vater, und ob er sich jezt wohl retten werde. Dann fiel ihm aber auch seine eigene schlimme Lage ein. „Was werd' ich den Gerichten sagen, wenn sie mich, statt meines Vaters, finden?" fragte er sich erschreckend. „Ich muß immer darauf bleiben, daß ich selbst nichts wisse, und nicht begreife, wie ich hiehergekommen. Man hält so meinen Vater für einen Hexenmeister, das wird mir zu statten kommen." Während er hierüber sich besann, fühlte er einen schweren Stich in seinem Gewissen. „Gott! Gott!" rief er aus, „wie einfach ist mein Leben gewesen, ich habe nie mit Wissen gelogen; jezt komm' ich so auf einmal in Täuschung und Trug hinein und liege hier, wie in einem wilden, finstern Traum. — Versündige ich mich denn nicht? Wie, wenn der weise Mann und sein Zwerg doch böse Wesen wären, und hätten mich nun in ein Netz des Verderbens hineingelockt? Nein, nein! das will ich nicht glauben, das kann nicht seyn! Hat mir denn nicht der Zwerg selbst von den Handschuhen abgerathen, und nur nachgegeben, als er meine große Angst sah, und wie ich nichts wissen wollte, als dem

Vater zu helfen? — Und Gott Lob! ihm iſt geholfen. Muß ich auch ſterben, ſo hab' ich doch meinen Vater gerettet, und ich büße meine Sünden!" Aber es ward ihm immer trüber und bänger, und er konnte kaum mehr recht denken. „Himmel!" ſprach er mit Entſetzen zu ſich — „wenn nun der Vater vergäße, den Handſchuh abzuziehen, und ich behielte ſein Ausſehen, und ſie kämen, mich zu holen —, und führten mich zum Hochgericht —, und ich müßte den ſchrecklichen Tod leiden! Das verdürbe mich und Vater und Mutter und Alle." Er hatte haſtig den Handſchuh abgezogen, aber er fühlte an ſich den Bart und die Geſtalt ſeines Vaters. Er verfiel auf einige Zeit in Betäubung. „Es iſt aber auch noch zu früh," begann er, als er wieder zu ſich kam, allein er konnte ſich nicht enthalten, alle Augenblicke ſich anzufühlen, und immer höher ſtieg ſeine Beklommenheit und ſein Entſetzen, als er ſich immer wieder unverändert fand. „O es iſt nur zu gewiß — rief er in ſich — ich muß ſterben. Jezt fühl' ich es, daß es gefährlich iſt, ſich mit dem geheimen Zauberweſen einzulaſſen, ſchrecklich muß ich es erfahren, ſchrecklich meine Unbeſonnenheit büßen!" — Er fieng an laut zu weinen und erſchrack, als er ſeine eigenen Jammertöne hörte in der ſtillen Gefängnißnacht. Dann wurde er etwas ruhiger. Seine Gedanken irrten matt durch die vergangenen Tage. „Ja, jezt wird mir's klar," ſprach eine Stimme in ihm. „Ich hab'

es verschuldet. Sünde war es, den Zauberstock zu gebrauchen. Woher hatte ich das Recht! Darf ein Mensch den Andern strafen, und seinen Vortheil daraus ziehen? Ich habe gestohlen, ich habe geraubt. S'ist für mich keine andere Rettung, als daß ich Buse thu und durch meinen Tod den gerechten Gott bitte, daß er die Verschuldung von mir nehme. O Sabine, Sabine! du hast es wohl gesehen mit deinem reinen Herzen. O bete du für mich! Ich seh' dich nicht mehr. Du wirst um mich weinen, auch wenn du nicht weißt — Er konnte nicht weiter und sank in Ohnmacht. Da er zitternd wieder erwachte, griff er zu wiederholtenmalen sich an, und hatte noch die Leibesgestalt seines Vaters. Er sank auf die Knice und faltete die Hände. Auf einmal hörte er Tritte — „Sie kommen, sie kommen!" rief er, „und holen mich, armes Kind, zum Tod!" Die schwere Thüre flog auf, das Laternenlicht blizte herein, er fiel zurück, und ein alter Geistlicher stieg herab, der den Verbrecher zum Tod vorbereiten sollte. —

Pipi, der Zwerg, saß in seinem Vogelwald, auf einem Thron von vielen Vogelnestern, eine große Pfaufeder als Zepter in der Hand, um die Schultern einen Mantel von bunten Federn. Eine Menge Gevögel flatterte um ihn, schlüpfte aus den Büschen, schwebte von den Zweigen. —

Viele ließen Klagetöne hören: einige sangen munterer. An dem einen Ende des Wäldchens waren die Zweige zurückgebogen, und ein großes Fenster geöffnet, das Sonnenlicht fiel herein; man sah ferne Berge und den weiten Himmel. Eben flatterten einige Vögel hinaus, und Andere zogen schon ferne in langen Zeilen dahin im tiefen Blau. „Nun, und ich, und ich? wie? was? wie?“ zwitscherten einige Sperlinge und hüpften vor den König Zwerg. „Ihr seyd ungelehrige Gesellen,“ sprach dieser zu ihnen, „und taugt nicht viel. Aber fliegt gen Osten, bis ihr an einen Hof kommt mit rothen Dächern und kleinen Thürmlein. Dort lebt ein hochbejahrter Landjunker, der kann nicht viel mehr denken, und hat wenig Unterhaltung. Flattert und springt vor ihm herum, verkürzt ihm die Zeit, und erheitert ihn durch euer Gezwitscher. — Aber stehlt nicht zu viel Kirschen, und sezt euch nicht grober Weise in die Schwalbennester, wie ihr sonst wohl thut.“ Er gab ein Zeichen mit seinem Stab, und die Spatzen wälschten durch einander:

Herr Pipi, Gott b'hüt —
'S wird regnen, schütt, schütt —
Komm mit, komm mit!

und husch flogen sie durchs Fenster.

Jezt sezten sich ein Paar Tauben an Pipi's Hals, und drehten ihr Köpfchen und sahen ihn fragend an. „Sechszehn

Meilen von hier, gegen Süden," sagte er, „ist ein Schloß in einer Stadt; das werdet ihr an seinen blauen Fahnen erkennen. — Dort wohnt ein Jüngling, und er liebt ein Fräulein, das in einer Burg lebt auf einem grünen Hügel, sieben Stunden von selbiger Stadt. Vor falschen Verwandten müssen sie ihre Liebe verheimlichen, aber ihr sollt hin- und hersliegen, und ihnen Botendienste thun; wie ich's euch gelehrt. Er küßte beide, und sie schwebten beide mit ihren schneeweißen Fittigen dahin.

Eine Reihe Störche marschirte in Ordnung auf, und präsentirte mit den langen Schnäbeln vor dem König: dann stellten sie sich auf ein Bein und horchten: „Ihr kennt das enge Wiesenthal," redete dieser sie an, „in dem großen Dorf das dahinter liegt, zanken und hadern die Bauern unaufhörlich; lagert euch auf dem Kirchdach, und bringt Fried' in's Dorf. Die Störche nickten mit den Köpfen, erhoben sich gravitätisch, und schlugen breit aus mit den langen Flügeln. Ihnen folgte ein Zug Schwalben, die sangen:

Wir kommen aus der Lehr her in Gesellschaft,
Frau, was macht die Wirthschaft.

Das beste ist schon fort — sagte der Zwerg, als einige Raben und Krähen vor ihm auf- und abspazierten, und sich ungefähr so hören ließen:

Rab, Rab hackt das Grab — Kräh, Kräh den Schnee.

„Still!“ rief der Zwerg. „Ein Stündlein von dem Weinberg, wo ich euch gefangen, in einem schönen Garten gegen Mittag liegt ein Kloster. Dort sizt ein gottloser Abt, der viel Böses verübt; alle Freitag Nacht fliegt an das Fenster seines Schlafzimmers über seinem Bett, schlagt mit den Flügeln an die Scheiben, und laßt euer Krächzen dazu hören, auf daß sein Gewissen erwache.“ „Grab! Grab! Weh! weh!“ schrieen die Vögel, und schwirrten durch's Fenster.

„Aber dich, mein Liebling, hab' ich für zulezt aufgespart — sagte Pipi zu einer Nachtigall, die aus dem Gebüsch kam, und sich auf seine Hand sezte. „In der tiefen, dunkeln Schwerdtfegergasse ist hinter einem Haus ein kleines Gärtlein mit einem dichten, schattigten Haselbusch. Dort bau dir ein Nest, und in stillen Nächten erhebe deinen süßen, wehmüthigen Gesang; denn dort ist ein Mädchen, das wird deines Trostes bedürfen.“ Die Nachtigall schwellte ihre zarten Töne immer höher und voller an, und ließ sie herabfallen in weichen Trillern. Der Zwerg sah sie traurig an und sprach zu ihrem Gesang also:

Wenn du hebest deine Laute,
Deine reinen, friedereichen,
Weiß ich, Nachtigall, du Traute,
Gar nichts And'rem zu vergleichen

Dieſes Steigen, dieſes Fließen
Von den Tönen,
Als dem ſüßen
Liebesſehnen,

Wenn du ſenkeſt deine Klagen,
Deine bangen, ſchmerzensreichen,
Nachtigall, ſo muß ich ſagen:
Einzig iſt es zu vergleichen,
Dieſes Träufeln und Zerfließen
Von den Tönen,
Bitterſüßen
Liebesthränen.

Jezt ſchwebte auch die Nachtigall zum Fenſter hinaus. — Der Zwerg ſah ihr nach. Sein Federmantel, ſein bunter Zepter entfiel ihm, und die Neſter ſeines Throns zerſtoben, der ganze Wald verwehte. Er ſtand in ſeiner gewöhnlichen Kleidung vor einen großen Spiegel, und ſah aufmerkſam hinein. Plötzlich drückte ſein Geſicht großen Schrecken aus, er rannte hin und her, bald war er im Kabinet, bald im Lampenſaal, und um ihn verwandelte ſich die Mauer. „Geholfen muß werden," rief er endlich, „hilf, Albano! hilf Herr!" und ſtürmte einen Kaſten. Wie eine Katze kletterte er an ihm hinauf, und riß an den Flügelthüren. Sie ſprangen auf, Nebel umgab ihn, er zerrte einen großen Sack heraus; daraus fielen Pergamentblätter, Inſtrumente, Kleider. — Er griff

haſtig nach einer weißen Mütze und noch einigem. Jezt ſezte er mit einem frohen Blick die Mütze auf, er war unſichtbar, und ein großer goldener Schlüſſel ſchwebte durch die Gemächer zur Thüre des langen Saals hinaus.

Seit einigen Jahren hatte ſich Manches in der Schwerdtfegergaſſe verändert. Die meiſten Leute darin waren jezt viel beſſer gekleidet, und ihre Geſichter zeigten nicht mehr die ſonſtige Armuth. Beſonders hatte auch der Meſſerſchmid Siegfried, der ſchon durch ſeine ſchöne Tochter Sabine berühmt war, ein hübſches, kleines Haus gebaut, deſſen Regelmäßigkeit ſehr gegen die Gaſſe abſtach. In dem zierlichen Waarengewölbe dieſes Hauſes ſtand er eines Abends mit einem reichen, jungen Kaufmann. „Seyd verſichert — ſagte er zu dem jungen Mann, daß es mir ſelbſt am meiſten leid iſt; und meine Frau glaubt noch immer, es müſſe ſeyn. So hat das Mädchen bald ein Dutzend, meiſt gar annehmliche Anträge ausgeſchlagen, und beraubt uns der Hoffnung, ſie glücklich verſorgt zu ſehen, und Enkel zu erleben; ohne daß dem etwas Anderes, als ſie ſelbſt, entgegenſteht. Aber Euch darf ich's wohl ſagen, Ihr ſeyd ein geſezter, verſtändiger Mann; an dem Allen iſt nur der Sohn des braunen Antons Schuld, der ihr im Sinn liegt.“ „Des braunen Antons?“ fragte der junge Mann. „Iſt's möglich,“ erwiederte der

Messerschmid, „daß Ihr von dem nichts wüßtet? Ist doch alle Welt voll von seiner Geschichte, und um seinetwillen ist auch unsere Gasse, die doch jezt schön emporkommt, immer noch so verrufen.“ „Ist das vielleicht,“ besann sich der Kaufmann, „der Schuhflicker, der vor mehreren Jahren im nächsten Dorf verbrannte?“ „Derselbe,“ antwortete Siegfried. „Er war arm und leichtsinnig, und dem Untergang nahe. Auf einmal werden mehrere Arme in unserem Viertel beschenkt; man weiß nicht, woher. Einige wollen den Sohn des Schuhflickers dabey gesehen haben — Anton selbst erzählt, er habe einen reichen Vetter beerbt, vertheilt Geld in der ganzen Gasse, giebt einen allgemeinen Schmaus. An selbem Tage erstickt er den Viertelsrichter, er wird eingesezt; des andern Abends ist er aus seinem festen Gefängniß entschwunden. Indessen war im benachbarten Dorf, wo ein großes Kirchweihfest war gefeyert worden, eine schreckliche Feuersbrunst ausgekommen. Unterm Löschen erkennen Leute von hier den braunen Anton. Er war bald da, bald dort, half ausräumen, abbrechen, spritzen, rettete Menschen und Vieh, und drang überall in die gefährlichsten Stellen ein, wo das Feuer am wüthendsten brauste. Nachdem der ungeheure Brand gelöscht ist, findet man seine halb verbrannte Leiche in den Trümmern eines eingestürzten Hauses. Doch erkannte man ihn noch deutlich; aber die Dörfer wirkten es vom König aus, daß er,

obgleich ein schon zum Tod verurtheilter Verbrecher, auf ihrem Kirchhof ein ehrliches Begräbniß erhielt, weil er in der Rettung Vieler sein Leben aufgeopfert hatte. Doch wurden die Frau und Tochter des Schuhflickers zur Untersuchung gezogen; man brachte aber von ihnen über das Entkommen des Mannes eben so wenig heraus, als von dem alten, vertrauten Gefängnißwärter, der nichts gestand, als daß er den Sohn zum Delinquenten eingelassen, ihn aber wieder herausgeführt habe, während der Vater, wie er beschwur, im Kerker blieb. Eben der Sohn aber, Namens Stephan, einige Jahre älter als meine Sabine (und die Kinder waren immer zusammen), verschwand am gleichen Tage mit dem Vater, und ist seitdem nicht gesehen worden. Zwar behaupten einige Bauern, daß sie ihn, noch während jener Feuersbrunst, mit einem kleinen neblichen Männlein am Berg hinlaufen gesehen; Andere wollen wissen, er habe sich mit dem Vater dem Teufel ergeben, und der sey mit Beyden Nachts übers Dorf weggeflogen; eine Bäuerin, der ein Rind von der Waldweide sich verlaufen, und die beim Suchen im großen Buchenwald sich verirrt hat, erzählt auch, sie habe diesen Stephan von einer Stätte aus, wo sie sonst nie gewesen, und die sie nicht mehr finden könne, auf einem Felsen stehen, und neben einem großen weißen Mann in einer langen Papierrolle lesen sehen, aber das sind abergläubische Gerüchte. Genug, die Mutter, die mit den

Töchtern in jenem Dorfe lebt, weiß ſelbſt nichts von ihrem Sohn. Aber dieſe manchmal zu beſuchen, iſt die einzige Freude meiner Sabine. Des Tags arbeitet das Mädchen fleißig, ſpricht aber gewöhnlich kein Wort; und dieſen Sommer ſizt ſie oft halbe Nächte im Garten und hört einer Nachtigall zu, und dann phantaſirt ſie von dem Stephan, und ſpricht ſeltſamer Weiſe auch von einem weißen Mann. Redet aber Jemand davon, daß Anton und ſein Sohn ſich dem Böſen möchten verſchrieben haben, ſo weint ſie bitterlich, und wirft den Leuten Undankbarkeit vor in gar beweglichen Worten, da ja die ganze Straße jenen ihr Glück verdanke. Darin hat ſie Recht, und ich weiß oft ſelbſt nicht, was ich denken ſoll.“

Der Kaufmann, der mit bedenklichem, halb ungläubigem Kopfſchütteln zugehört hatte, nahm jezt von Siegfried traurig Abſchied. Während dieſer ihm nachblickend gedankenvoll aus der Ladenthüre gieng, kam die Gaſſe herab ein ſchlanker Jüngling, einfach aber edel gekleidet. In glänzenden blonden Ringeln lag ſein Haar um die hohe Stirne und auf dem ſchwarzen Kleide, das er trug; ſein helles, feuriges Auge war auf den Meſſerſchmid und deſſen Haus gerichtet. Jezt trat aus dieſem eine liebliche Jungfrau, welcher ihre bleichen Wangen, und das Schwermüthige ihrer Züge, deſſen Eindruck die dunkeln Augenbraunen und die ſchwarzen Locken erhöhten,

etwas Rührendes und Scheueinflößendes gaben. Als der Jüngling sie erblickte, stand er betroffen und erröthend still, dann gieng er rascher auf sie zu. — Sie schlug ihr schwarzes, dunkelklares Auge auf. Wie Träumende standen sich die Beiden gegenüber — das Mädchen bebte und wankte — „Sabine!" — rief er. „Stephan," flüsterte sie zagend, und sie lagen sich in den Armen, und der Goldglanz der Abendsonne verklärte ihre Häupter, die aneinander ruhten.

Wieder einmal erklangen die Domglocken und schwangen ihre lauten Töne durch die Luft an einem sonnigen Vormittag. Aus allen Straßen lief das Volk auf den Domplatz zusammen, und schien etwas Festliches zu erwarten. Da hörte man vielerley Stimmen. „Ist es denn wirklich der Stephan, des braunen Antons Sohn, von dem man gesagt, er habe sich dem Gott-sey-bey-uns verschrieben?" fragte ein Mann. — „Ja der Stephan ist's, und jezt ist er ein großer Herr," antwortete ihm mit wichtiger Miene und gellender Stimme die Eibischmargaret — „das waren aber dumme Leute, die so was gesagt haben. Das hab' ich immer gesagt, und er ist ein alter, guter Freund von mir, und ist ein bildschöner Herr geworden, heute Morgen erst hat er mit mir gesprochen. Margret, hat er gesagt —" „Sollt' es Grund haben," unterbrach sie der Mann, „daß er mit dem

König gesprochen hat?" „Freilich hat er das," rief ein Dritter dazwischen, „ganze sechsthalb Stunden, das weiß alle Welt, aber was er mit dem König geredt hat, das weiß kein Mensch; denn es war sonst keine Seele dabey." „Etwas weiß man wohl," fiel ein Naheſtehender ein, „daß ihm nämlich der König den Adel angetragen hat; er hat's aber ausgeſchlagen. —" „So viel iſt öffentlich und gewiß," nahm wieder die Eibiſchmargaret das Wort, „daß er zum Director gemacht iſt über alle Armenhäuſer, Hoſpitäler, Waiſenhäuſer und Wohlthätigkeitsanſtalten im ganzen Lande." — „Und was hat er für einen Titel?" fragte ein Lohnbedienter. „Ja, man hat ihn wollen," antwortete ein Student, „zum Ptochotrophiarchen ernennen! er hat ſich aber nur ausgebeten, der Armen-Anwalt zu heiſſen." „Ja, ſo heißt er — ſagte ein Anderer — darum ſpeiſ't er auch heute, an ſeiner Hochzeit, dreihundert Arme, und vertheilt Geld und Kleider und Hausgeräth. —" „Daß dich, daß dich," huſtete der Käsſtecher Luchs, „der Stephan, den ich ſo gut gekannt habe, der bettelhafte Bube! Wo der nun inzwiſchen ſein Glück gemacht hat? —" „Darüber," meinte Einer, „gehen viele Gerüchte. Er ſoll einen Schatz gehoben haben." „Ja," ſagte eine Bilderhändlerin, „Einige ſagen, ein weißer Zwerg, Andere, ein weißer Rieſe habe ihm Goldhaufen gebracht." „He, Leute, wer ſtoßt an meinen Zopf?" ſchrie

der Schulmeiſter Prägel. „Iſt das nicht ein mörderliches Gedränge! Aber ich muß ihn ſehen; denn bey mir hat er's Leſen gelernt.“ „Warum copulirt Ihr ihn nicht auch?“ — fragte eine kniffige Stimme. „Nä,“ antwortete Prägel ernſthaft, „das thut ja der Profeſſor und Frühprediger Amandus, den ich auch als armen Studioſum gekannt habe, da er noch in meiner Gaſſe wohnte. —“ „Sie kommen! Sie kommen!“ rief jezt Alles, und unter feierlicher Muſik nahte der ſchön geſchmückte Zug. „Ach! du mein Himmel,“ rief eine Obſtlerin, und ſtellte ihren Korb hin, „das iſt ein Paar! recht, wie Adam und Eva im Paradies!“ „Seht!“ zeigte ihr Margaret, „das iſt ſeine Mutter, der Kummer hat das gute Weib blaß gefärbt, aber heute ſieht ſie doch gut aus. Das ſind ſeine Schweſtern. Nun, die Ficke iſt auch ein ſchmuckes Mädchen! — Was der Meiſter Siegfried für ein ernſthaftes Geſicht macht! Das Vergnügen ſcheint aber dennoch durch. Und die Brautmutter, die ſteigt ja, wie eine Prinzeß, unter ihrer großen Spitzhaube einher.“

Jezt ſtrömte alles zur Kirche. Die zwey ſchönen Geſtalten ſtanden mit geſenkten Häuptern und hochrothen Wangen vor dem Altar. — Der ehemalige Student hielt eine rührende Rede über die wunderbaren Fügungen Gottes, und wie aus dem Verborgenen ſein Segen wachſe. Dann weihte und ſegnete er den Liebesbund. — Als der Zug wieder aus

der Kirche gieng, rief das Volk mit lautem Jubel: „Heil dem Armenanwalt! Es lebe der Armenanwalt und seine schöne Braut!“ Ein großes Fest ward gefeiert. —

Lang lebte der Ruf des Armenanwalts im Munde Aller im ganzen Land. Tausend Dürftige und Leidende priesen und segneten ihn und seine gleichgesinnte, fromme Hausfrau. Als er in hohem Alter, nachdem er noch viele milde Stiftungen gemacht, in die selige Ewigkeit verschied, sank das ganze Land in Trauer; Arme trugen ihn hinaus, und Unzählige weinten heiße Thränen auf sein Grab. Als bald darauf auch seine treue Ehefrau ihm nachfolgte, ließ der König ihnen ein Grabmahl hauen mit schöner Inschrift, und Arme pflanzten immer frische Blumen um ihre Gruft. Noch jezt wird alljährlich im Hause des längst verstorbenen Armenanwalts Stephan an seinem Geburts-, Hochzeits- und Todestage Brod und Wein den Armen von seinen Enkeln ausgetheilt.

Der Sclave hatte geendet, und seine Erzählung erhielt den Beifall des Scheihk und seiner Freunde. Aber auch durch diese Erzählung wollte sich die Stirne des Scheihk nicht entwölken lassen, er war und blieb ernst und tiefsinnig wie zuvor, und die jungen Leute bemitleideten ihn.

„Und doch,“ sprach der junge Kaufmann, „und doch kann ich nicht begreifen, wie der Scheihk sich an einem sol-

chen Tage Mährchen erzählen lassen mag, und zwar von seinen Sclaven. Ich, für meinen Theil, hätte ich einen solchen Kummer, so würde ich lieber hinaus reiten in den Wald, und mich setzen, wo es recht dunkel und einsam ist; aber auf keinen Fall dieses Geräusch von Bekannten und Unbekannten um mich versammeln."

„Der Weise," antwortete der alte Mann, „der Weise läßt sich von seinem Kummer nie so überwältigen, daß er ihm völlig unterliegt. Er wird ernst, er wird tiefsinnig seyn, er wird aber nicht laut klagen oder verzweifeln. Warum also, wenn es in deinem Innern dunkel und traurig aussieht, warum noch überdieß die Schatten dunkler Zedern suchen? Ihr Schatten fällt durch das Auge in dein Herz und macht es noch dunkler. An die Sonne mußt du gehen, in den warmen, lichten Tag, für was du trauerst, und mit der Klarheit des Tages, mit der Wärme des Lichtes wird dir die Gewißheit aufgehen, daß Allah's Liebe über dir ist, erwärmend und ewig wie seine Sonne."

„Ihr habt wahr gesprochen," sezte der Schreiber hinzu, und geziemt es nicht einem weisen Mann, dem seine Umgebungen zu Gebot stehen, daß er an einem solchen Tage die Schatten des Grams so weit als möglich entferne? Soll er zum Getränke seine Zuflucht nehmen, oder Opium speißen, um den Schmerz zu vergessen? Ich bleibe dabey, es ist die

anſtändigſte Unterhaltung in Leid und Freude, ſich erzählen zu laſſen, und der Scheihk hat ganz Recht.“

„Gut,“ erwiederte der junge Kaufmann; „aber hat er nicht Vorleſer, nicht Freunde genug; warum müſſen es gerade dieſe Sclaven ſeyn, die erzählen?“

„Dieſe Sclaven, lieber Herr!“ ſagte der Alte, ſind vermuthlich durch allerley Unglück in Sclaverey gerathen, und ſind nicht gerade ſo ungebildete Leute, wie Ihr wohl geſehen habt, von welchen man ſich nicht könnte erzählen laſſen. Ueberdiß ſtammen ſie von allerley Ländern und Völkern, und es iſt zu erwarten, daß ſie bey ſich zu Hauſe irgend etwas Merkwürdiges gehört oder geſehen, das ſie nun zu erzählen wiſſen. Einen noch ſchöneren Grund, den mir einſt ein Freund des Scheihk ſagte, will ich Euch wieder geben: Dieſe Leute waren bis jezt in ſeinem Hauſe als Sclaven, hatten ſie auch keine ſchwere Arbeit zu verrichten, ſo war es doch immer Arbeit, zu der ſie gezwungen waren, und mächtig der Unterſchied zwiſchen ihnen und freien Leuten. Sie durften ſich, wie es Sitte iſt, dem Scheihk nicht anders, als mit den Zeichen der Unterwürfigkeit nähern. Sie durften nicht zu ihm reden, auſſer er fragte ſie, und ihre Rede mußte kurz ſeyn. Heute ſind ſie frei; und ihr erſtes Geſchäft als freie Leute iſt, in großer Geſellſchaft und vor ihrem bisherigen Herrn lange und offen ſprechen zu dürfen. Sie fühlen ſich

nicht wenig geehrt dadurch, und ihre unverhoffte Freilassung wird ihnen dadurch nur um so werther.“

„Siehe,“ unterbrach ihn der Schreiber, „dort steht der vierte Sclave auf; der Aufseher hat ihm wohl schon das Zeichen gegeben, lasset uns niedersitzen und hören.“

Der gebackene Kopf.

„Herr!“ fing der vierte der Sclaven zu erzählen an; „als ich noch in Stambul verweilte, begab ſich daſelbſt folgende ſonderbare Geſchichte. Als der jezige Sultan, den Allah beſchützen möge, den Thron ſeiner Väter beſtieg, fand er, daß unter den früheren Regierungen mancher gute Gebrauch abgekommen war, und dafür andere Sitten in Schwung kamen, die eigentlich von den Ungläubigen herrühren. Der Sultan ein guter Muſelmann und ein Schild des Glaubens, hielt es für ſeine Pflicht, nach dem einfacheren Sinn der früheren Beherrſcher der Erde zu thun, und zu regieren, wie es einem ächten Muſelmann geziemt. So geſchah es, daß er ſelbſt eine Sitte wieder aufnahm, die beynahe gänzlich verſchwunden war, nämlich die Sitte, verkleidet die Stadt zu durchwandern und zu ſchauen, ob alles ſo geſchehen ſey, wie er befohlen, und zu hören, wie ſeine Unterthanen von ihm denken. Aber um unerkannt und ſicher zu gehen, wählte er nicht nur ſo behutſam als möglich ſeine Verkleidung, ſondern er gebrauchte auch alle mögliche Vorſicht, ſein Geheimniß nur ſolchen Leuten anzuvertrauen, auf die er gewiß rechnen konnte; auch erfand

er ſelbſt allerley geheime Entwürfe, um nicht erkannt zu werden.

Vor kurzer Zeit entſtand groſſe Unruhe in der Türkey, man war unzufrieden mit manchen Maasregeln der Regierung, und es war an dem, daß in Stambul ſelbſt ein Aufruhr ausbrach. Der Sultan war daher bemüht, die Geſinnung der Leute ſo ſorgfältig als möglich kennen zu lernen, und, wie er vorſichtig war in ſeinem Geheimniß, erſann er dießmal einen Anzug, in welchem ihn niemand, nicht einmal ſeine nächſten Umgebungen, kennen ſollten.

Er pflegte zu dieſem Zweck nach verſchiedenen Schneidern, zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten zu ſchicken, um ſie Anzüge für ihn machen zu laſſen. Und dießmal befahl er ſeinem Leibſclaven, Manſuri, ihm einen Schneider, der ſchlecht und unberühmt wäre, und zwar, um ſicherer zu ſeyn, um Mitternacht zu ſuchen, damit er ihm ſeinen Willen kund thue wegen des Anzuges.

Der Leibſclave Manſuri machte ſein Walch = Uſtum (bey meinem Haupte ſey es) in tiefſter Demuth, und gieng, die Befehle ſeines Herrn zu vollbringen.

Neben dem Thore des Bezeſten oder Kleidertrödlers bemerkte er einen alten Mann in einer Bude, die ſo eng war, daß er ſich nur mit Mühe darin umwenden konnte; er war damit beſchäftigt, einen alten Mantel zu flicken. Von langer

Arbeit war ſein Rücken auf den Tiſch, an dem er arbeitete, heruntergekrümmt, und ſeinen Augen ſchien dieſer Fleiß ſchlecht bekommen zu ſeyn; denn ein Paar große Brillengläſer waren auf ſeine Naſe geklemmt. „Ha! das iſt gerade ein Mann, wie ich ihn nöthig habe," ſprach bey ſich der Sclave, „ich wollte wetten, der kann nicht berühmt ſeyn." Der Mann aber war mit ſeiner Flickerey ſo beſchäftigt, daß er es nicht beachtete, als Manſuri zu ihm ſprach „Friede ſey mit Euch;" und als er aufſah, und den ſchön gekleideten Herrn erblickte, der, wie er glaubte, gerade eben geſprochen hatte, ſo ſezte er ruhig ſeine Arbeit fort, und erwiederte nicht einmal das gewöhnliche Wort auf den Friedensgruß; denn wie konnte er ſich auch einbilden, daß dieſer Gruß einem ſo ärmlichen Kerl, als er war, gelten könnte?

Endlich aber, da er bemerkte, daß doch er von dem Herrn betrachtet werde, ſo nahm er die Brille von der Naſe, legte ſein Flickwerk auf die Seite, und wollte eben mit Mühe ſich auf ſeine Beine ſtellen, als jener ihn verhinderte und bat, ſich durchaus nicht ſtören zu laſſen.

„Wie heißt Ihr?" fragte Manſuri.

„Abdallah," erwiederte der Schneider, „Abdallah, aufzuwarten; jedoch meine Freunde, und überhaupt die Leute, nennen mich Babadul."

„Ihr seyd ein Schneider, nicht wahr?“ fuhr der Sclave fort.“

„Ja,“ erwiederte jener, „ich bin ein Schneider; eben so gut, als der Muezzin nächst der kleinen Moschee auf dem Fischmarkte. Was weiter?“

„Nun, Babadul,“ sagte Mansuri, „wollet Ihr etwas verdienen, etwas Tüchtiges verdienen?“

„Wie? bin ich ein Narr,“ rief der Alte, „daß ich es nicht wollte? Sagt an, wie? wo?“

„Ruhig, ruhig, mein Freund!“ entgegnete der Sclave. Wir müssen sachte und sicher gehen. Wollet Ihr Euch um Mitternacht die Augen verbinden und Euch dahin führen lassen, wohin ich will, wenn Ihr dadurch etwas Tüchtiges verdienen könnt?“

„Ja, das ist ein ander' Ding!“ sagte Babadul bedächtlich; „die Zeiten sind jezt bedenklich; es fliegen Köpfe links, Köpfe rechts, ein armseliger Schneiderkopf ist eben so leicht abzuthun, als der eines Kapudanpascha oder Vezier. Doch, wenn Ihr gut bezahlt, ich glaube, ich hätte das Herz, für zwei Ali's, dem Argen selbst, Rock und Hosen zu machen.“

„Ihr schlaget also ein?“ sagte Mansuri, indem er ihm zugleich zwei Goldstücke in die Hand drückte.

„Die Hand darauf,“ erwiederte Babadul, „ich schlage ein; sagt mir nur, was ich thun soll; und — auf mich könnet

Ihr Euch verlaſſen.“ Sie verabredeten, daß Manſuri um Mitternacht in die Bude kommen, und ihn mit verbundenen Augen hinwegführen ſollte.

Als Babadul allein war, nahm er ſeine Arbeit wieder zur Hand und dachte, was doch das ſeyn könnte, woran er etwas Tüchtiges verdienen ſollte? und, weil es ihn drängte, ſeinem Weibe ſein gutes Glück mitzutheilen, ſchloß er früher als gewöhnlich ſeine Bude, und gieng in ſein Haus, das unweit der kleinen Moſchee auf dem Fiſchmarkt lag; er ſelbſt war Muezzin der Moſchee.

Sein Weib, die alte Dilfrib, war beynahe eben ſo erſtaunt, wie ihr Mann, über das unverhoffte Glück; und auf die zwei Goldſtücke hin, und in Erwartung deſſen, was erſt noch kommen ſollte, tiſchten ſie ſich eine Schüſſel voll rauchender Kabobs, einen Salat, getrocknete Weinbeeren und Süßigkeiten auf; nachher nahmen ſie Kaffe zu ſich, ſo heiß und bitter ihn nur immer die Alte machen konnte.

Wie man übereingekommen war, fand ſich Babadul um Mitternacht in ſeiner Bude ein, wo ihn eben ſo pünktlich Manſuri abholte. Ohne ein Wort zu ſprechen ließ ſich der Alte die Augen verbinden; der Sclave nahm ihn bey der Hand, führte ihn durch viele Umwege, und erreichte endlich das Serail des Sultan. Hier verweilten ſie nur ſo lange, bis Manſuri das geheime Pförtchen von Eiſen geöffnet hatte.

und nun führte er den Schneider in die innerſten Theile der Gemächer des Sultans. In einem dunkeln Zimmer wurde ihm die Binde von den Augen genommen; es war nur ſparſam erhellt durch eine Lampe, die auf dem Geſims ſtand, das rings um die Wände lief; ſonſt war das Zimmer mit Sophas von reichem Goldſtoff und mit köſtlichen Teppichen ausgerüſtet. Hier erhielt Babadul den Befehl ſich zu ſetzen, bis Manſuri wieder zurückkam mit einem Bündel, in ein Tuch eingeſchlagen. Als der Bündel geöffnet wurde, zeigte ſich eine Art von Derwiſchhabit, und Manſuri ſagte ihm, er ſolle ihn betrachten, um zu beſtimmen, in welcher Zeit er einen ähnlichen fertig machen könnte. Dann ſollte er ihn wieder gehörig in das Tuch einſchlagen und zurückgeben; er ſelbſt werde bald wieder zurückkommen und ihn abholen. So ſprach Manſuri und verließ ihn.

Nachdem der Schneider den Anzug hin und her gedreht, Stich für Stich berechnet hatte, und zu einem Schluß gekommen war, legte er ihn wieder in das Tuch, wie er geheißen worden war; doch kaum war er damit fertig, als ein Mann, majeſtätiſch und erhaben in ſeinem Gang und Weſen, deſſen hoher Blick den armen Schneider zittern machte, in das Zimmer ſchritt, den Bündel aufhob und weggieng, ohne ein Wort zu ſagen.

Wenige Augenblicke nachher, als Babadul noch nachdachte,

wie ſonderbar dieß Alles ſey, und ſich nachgerade von ſeinem Zittern erholte, that ſich eine Thüre an einer anderen Seite des Zimmers auf, und eine geheimnißvolle Geſtalt, reichgekleidet, trat ein; ſie trug ein Bündel, in ein ähnliches Tuch geſchlagen, und etwa von derſelben Größe wie das, welches der Majeſtätiſche hinweggenommen, machte vor dem Schneider eine tiefe, tiefe Verbeugung, ſchien in großer Verlegenheit, näherte ſich, legte das Bündel zu ſeinen Füßen nieder, küßte den Boden, gieng eben ſo wieder zurück, ohne ein Wörtchen zu ſprechen, ja, ohne nur den Blick zu erheben.

„He!“ ſprach Babadul bey ſich; „recht artig ſieht das Alles aus, und ich ſtelle wohl eine gewaltig hohe Perſon vor; aber ſicher iſt's, daß ich lieber alte Mäntel in meiner Bude flicken möchte, als einen ſolchen Schnitt zu machen, ſo groß und einträglich er auch ſey. Wer weiß, wozu man mich hier braucht? Das Hereinfahren und Abfahren dieſer abſonderlichen Leute, die keine Zungen in ihren Köpfen haben mögen, verſpricht nichts Gutes. Ich wollte, ſie machten weniger Bücklinge und mehr Worte, daß man doch auch wüßte, wo hinaus? Man hat mir von armen Weibern erzählt, die man in Säcke eingenäht, und elendiglich ins Meer geworfen hat. Wer weiß, ob ich nicht eine ſolche Nätherey machen ſoll?“

So weit war er in ſeinem Selbſtgeſpräch, als Manſuri wieder ins Zimmer kam, und ihm nichts ſagte als, er ſolle

das Bündel aufheben. Dieß gethan wurden ihm wieder die Augen verbunden, und man brachte ihn in die Bude, woher man ihn abgeholt hatte. Babadul that, wie sie ausgemacht hatten, keine Frage, sondern versprach dem Sclaven, daß in drei Tagen der Anzug in der Bude fertig liegen sollte, wofür er noch zehn Goldstücke mehr bekommen würde.

Nachdem sein Begleiter ihn verlassen hatte, gieng er in Eile nach Hause, wo, wie er wußte, sein Weib ungeduldig auf ihn wartete; er wünschte sich unter dem Weitergehen Glück, daß er endlich einen rechten Schnitt machen könnte, und daß noch in seinen alten Tagen sein Schicksal eine so günstige Wendung genommen. Es mochte zwei Uhr des Morgens seyn, als er auf seine Schwelle trat.

Seine Frau empfieng ihn mit den Ausdrücken großer Ungeduld, und als er ihr nun das Bündel vor ihr Gesicht hielt, wie sie die Lampe vor sein Gesicht, und sprach: „Mujdeh! gieb mir Lohn; denn ich bringe gute Kunde, siehe, ich habe mein Geschäft erhalten, und wenn ich fertig bin, so werden wir schon bezahlt, —“ da war sie voll Lächeln und guter Dinge.

„Laß das Bündel liegen bis morgen, und laß uns jezt zu Bette gehen, es ist spät:“ sagte der Schneider.

„Nein, nein,“ erwiederte die Frau, „ich muß zuvor sehen, was du zu arbeiten bekommen hast, oder die Neugierde

läßt mich kein Auge zuthun.“ Und ſo öffnete ſie das Bündel, während er die Lampe hielt. Aber — man denke ſich, man denke ſich den Schrecken des Schneiders und ſeiner Frau, als ſie, ſtatt eines vollſtändigen Anzugs, in ein Tuch gewickelt, im ſchrecklichſten, widerlichſten Zuſtande — einen Menſchenkopf entdeckten!!

Er entgleitete der Frau aus der Hand, und kollerte einige Schritte hin, indem die Beyden, vom Schrecken niedergedonnert, das Geſicht mit beyden Händen bedeckten, und ſich dann gegenſeitig mit Blicken anſchauten, die niemand beſchreiben kann.

„Arbeit!“ rief das Weib. „Arbeit! ha! ſchöne Arbeit haſt du gemacht. War es nöthig, ſo weit zu gehen, und ſo ſich vorzuſehen, um dieſes Unheil über unſere Häupter zu bringen? Bringſt du den Todtenkopf da nach Hauſe, um einen Anzug daraus zu ſchneiden?“

„Anna ſenna! Baba ſenna! Fluch ſeiner Mutter, Fluch ſeinem Vater!“ ſo rief der arme Schneider aus, „mich alſo in den Koth zu ſetzen! Ahnete es nicht mein Herz, als dieſer Hund von einem Sclaven mir von Augenverbinden und Stillſchweigen ſchwazte? Ich dachte, ſo wahr ich ein Muſelmann bin, nicht daran, daß der Schnitt, den ich machen ſolle, einen Anzug betreffe, und wahr genug hat mir der Hundeſohn einen Kopf aufgehängt! Allah! Allah! was nun

anfangen? Den Weg nach ſeiner Wohnung weiß ich nicht, ſonſt wollte ich ihn zurücktragen, und ihm den Kopf an die Stirne werfen. Ach! wir können den Boſtandſchi Baſchi und hundert andere Baſchi alle Augenblicke hier haben, und dann das Blutgeld zahlen müſſen, oder Gott weiß, gehangen, erſäuft oder aufgeſpießt werden! Was beginnen? ach, Dilfrib, meine Seele, ſprich?"

„Was thun, du Tropf?" ſagte ſein Weib; „den Kopf los werden, das ſollen wir beginnen; ich weiß nicht, warum wir uns allein damit anführen laſſen ſollen?"

„Aber der Tag wird bald anbrechen," erwiederte der Schneider, und dann iſt's zu ſpät. Jezt gleich müſſen wir einen Entſchluß faſſen!"

„Mir fällt was ein," ſagte die Alte. „Jezt eben heizt unſer Nachbar, der Bäcker Haſſan, ſeinen Ofen, und fängt bald darauf an, das Brod für ſeine Frühkunden zu backen. Er hat oft allerley Sachen aus den Häuſern der Nachbarſchaft zu backen, die man in der Nacht neben ſein Ofenloch ſezt. Stecke ich nun den Kopf in einen von den irdenen Töpfen hier, und ſende ihn zum Backen hin, ſo bekommt es Niemand heraus, bis es geſchehen iſt, und dann brauchen wir ja nur nicht hinzuſchicken, und der Kopf — bleibt in des Bäckers Händen."

Babadul bewunderte den Witz ſeines Weibes, und ſo-

gleich machten sie sich an die Arbeit. Als der Kopf in der Bratpfanne lag, paßten sie einen Augenblick ab, wo Niemand in der Nähe war, und sezten die Pfanne auf die Erde, in eine Reihe mit den andern Dingen, die in Hassans Ofen kommen sollten. Das alte Paar verrammelte dann doppelt die Hausthüre und legte sich nieder, und sie freuten sich, noch die schönen Tücher erobert zu haben, worein der Kopf gewickelt gewesen war.

Hassan, der Bäcker, und sein Sohn Mahmud waren eben im Begriff, den Ofen zu heizen, und schoben Haufenweise dürre Dornen, Spähne und altes Holz hinein, als sie auf das wunderliche Wimmern und Bellen eines Hundes aufmerksam wurden. Es war dieß ein Hund aus der Nachbarschaft, der wegen der kleinen Brodbissen, welche hie und da abfielen, sich gewöhnlich beym Ofen einfand, und den Hassan und sein Sohn gerne leiden mochten.

„Sieh einmal nach, Mahmud," sprach der Vater zum Sohn. „Schau', was mit dem Hunde ist! was wittert er nur Besonderes?"

Der Sohn that, wie der Vater befahl; da er aber nichts Besonderes sah, sagte er: „Bir chey yock, es ist nichts," und jagte ihn hinweg.

Doch das Heulen und Bellen hörte nicht auf; drum gieng Hassan selbst hin und sah, wie der Hund vor der Schüssel des

Schneiders ſtand, und unaufhörlich daran ſchnupperte und hinaufſah. Er ſprang auf Haſſan, dann an den Topf, dann wieder auf Haſſan, bis endlich dieſer nicht länger im Zweifel war, daß der Inhalt des Topfes ihn ſehr intereſſire. Er nahm daher behutſam den Deckel ab — aber — man denke ſich ſein Entſetzen und Erſtaunen, als ein menſchlicher Kopf daraus hervorguckte, und ihn gerade ins Geſicht anſtarrte.

„Allah! Allah!“ rief der Bäcker; doch, er war ein Mann von ſtarkem Muthe, und ſtatt ihn fallen zu laſſen, wie die meiſten Leute gethan hätten, legte er den Deckel ruhig wieder darauf, und winkte ſeinem Sohn.

„Mahmud,“ ſagte er, „das iſt eine ſchlechte Welt, und böſe Menſchen giebt es darin. Da hat irgend ein gottloſer Ungläubiger einen Kopf, einen Menſchenkopf zum Backen geſchickt; aber Dank unſerem Glück und dem Hunde, unſer Ofen iſt nicht verunreinigt worden, und wir können, ſo gut wie immer unſer Brod mit reinen Händen und gutem Gewiſſen backen. Aber, da nun einmal der böſe Feind ſein Spiel damit hat, ſo ſollen andere Leute, ſo gut als wir, von dem Kopfe beſucht werden. Wenn es auskömmt, daß wir einen todten Menſchenkopf gebacken, wer wird je wieder unſer Kunde ſeyn? Wir müſſen Hungers ſterben; denn wir dürfen nur gerade den Ofen zumachen. Werden wir nicht in den Ruf kommen, daß wir den Teig mit Menſchenfett

anrühren, und findet man ja einmal ein Haar, wird es nicht gleich heißen: „das iſt aus des todten Mannes Bart.“

Mahmud, ein junger Mann von zwanzig Jahren, der ſeines Vaters kalten, ſtarken Muth geerbt hatte, und mit gutem Mutterwitz verſehen war, ſah den Zufall als einen köſtlichen Spaß an, und brach in lautes Gelächter aus, als er das gräßliche Bild ſah, das der Kopf, umgeben von dem Rahmen der irdenen Schüſſel, bildete.

„Wiſſet Ihr was, Vater?“ ſagte der Jüngling, „wir wollen ihn gegenüber in Kior Ali's Barbierſtube ſchaffen; er ſteht wohl eben auf, und da er auf einem Auge blind iſt, wird er um ſo weniger ſehen. Laßt mich machen, Vater; kein Hund ſoll mich entdecken, und zwar jezt gleich muß es geſchehen, ehe es heller wird.“

Der Vater willigte ein, und Mahmud lauerte auf den Augenblick, wo der Barbier gewöhnlich in die Straße heraus zu gehen pflegte, um Morgenluft zu ſchöpfen, ging in die Barbierſtube, und ſteckte den Kopf auf einen eiſernen Hacken an der Wand; band ihm einige Servietten zum Raſiren um, daß er ausſah wie ein Kunde, der eben raſirt werden wollte, und voll Schadenfreude gieng er zum Ofen zurück, um zu beobachten, welche Wirkung der ſonderbare Kunde auf den blinden Barbier machen werde.

Kior Ali hinkte in ſeine Bude, die von dem ungewiſſen

Morgenlicht, das sparsam durch das Oelpapier der Fenster drang, schlecht erhellt war; er sah sich um, und erblickte die Gestalt, die, wie er glaubte, gegen die Wand gelehnt saß, und darauf wartete, geschoren zu werden.

„Ah! Friede sey mit Euch!“ sagte er zu ihm; „Ihr seyd heute früh auf den Beinen; ich sah' Euch nicht gleich. Mein Wasser ist noch nicht im Kochen. Ei, wie ich bemerke, wollet Ihr auch den Kopf geschoren haben? Aber warum habt Ihr die Nachtmütze so bald abgethan; gebt Acht, Ihr werdet Euch erkälten.“

Er hielt inne; der Kunde entgegnete — nichts. „Keine Antwort,“ sprach der Barbier zu sich; „nun, vielleicht ist er stumm, und am Ende dazu noch taub; ich bin auch halbblind, so sind wir einander ähnlich; doch,“ fuhr er fort, indem er sich wieder an den Kopf wandte; „doch, sollte ich auch mein anderes Auge verlieren, so wollte ich, mein alter Herr Vetter, Euch dennoch barbiren; denn meine Rasirmesser würden eben so glatt über Euren Kopf hinziehen, als ein Zug guten Weins meine Kehle hinunter gleitet.“

Nun fieng er an, nach seiner Gewohnheit, seine Vorbereitungen zu machen; er nahm sein zinnernes Rasirbecken vom Nagel herab, schäumte seine Seife, strich dann sein Messer auf dem langen Riemen hin und her, den er am Gürtel hängen hatte, rieb dann nochmals den Schaum, und nun gieng er auf

den tauben Kunden los, das Becken in der Linken haltend, während er die Rechte ausstreckte, den Schädel mit Wasser zu bestreichen. Doch, er hatte kaum seine Hand auf den kalten Kopf gelegt, als er sie auch zurückzog, als hätte er sie verbrannt. „Wie, was habt Ihr denn, Freund," sagte er, „Ihr seyd ja kälter als ein Stück Eis!" Als er aber zum zweitenmal ihn einseifen wollte, da kam der Kopf mit einem gräulichen Sprunge auf den Boden, und der arme Barbier sprang mit einem Satze durch seine Stube.

„Aman, Aman! Barmherzigkeit, Gnade!" heulte Kior Ali, und drängte sich in eine Ecke, ohne sich zu rühren; „nimm meine Bude, mein Rasirmesser, nimm meine Barttücher, nimm Alles, was ich habe; aber laß mir das Leben. Wenn du der Satan bist, so sprich, aber wolle nicht, daß ich dich schere."

Doch, als er sah, daß Alles ruhig war, nahte er sich dem Kopfe, nahm ihn bey einem Haarbüschel in die Höhe, und schaute ihn an voll Erstaunen. „Ein Kopf, bey allen Imans!" sagte er, indem er ihn anredete, „und wie kamst du hieher? Willst du mich in Noth und Jammer bringen, du schändliches Stück Fleisch, du? Aber so sollst du nicht. Hat auch Kior ein Auge verloren, so ist doch das andere klar und helle, und sieht bis auf den Grund. Ich könnte den Kopf Hassan, dem Bäcker gegenüber zustellen, aber sein Sohn, der arge Bursche, sieht jezt gerade herüber, und seine Augen sind doch schärfer

als dieſe. Aber jezt kömmt mir ein Gedanke. An einen Ort will ich dich thun, wo du nichts ſchaden kannſt; der Giaour Yanaki, der Griechiſche Garkoch, muß dich haben und dich in Stücke ſchneiden für ſeine wankelmüthigen Kunden.“ Dieſes geſagt, gieng Kior Ali, die eine Hand mit dem Kopf unter dem Mantel, in der andern die Pfeife haltend, die Straße hin, nach der Trinkſtube des Griechen.

Er gieng lieber dorthin, als in die eines Muſelmanns; weil er hier unbeſcholten Wein trinken konnte. Aus langer Erfahrung kannte er den Ort, wo das friſche Fleiſch aufbewahrt wurde; als er daher in die Trinkſtube kam, ließ er ſein Auge verſtohlen herumlaufen, ließ dann den Kopf in einen dunkeln Winkel hinter den breiten Rücken eines Schafes fallen, welches an dieſem Tage zu Kabobs (kleine Roſtbraten) zubereitet werden ſollte. Niemand ſah ihm zu; denn noch ſchüzte ihn die Dunkelheit des Morgens genugſam. Er rauchte ſeine Pfeife an Yanaki's Kohlenfeuer an, und um einen Vorwand zum Beſuch zu haben, beſtellte er ein Frühſtück von einem Stück Fleiſch.

Yanaki hatte indeſſen ſeine Töpfe geſpühlt, ſeine Roſte geordnet, Feuer angeſchürt, die Stube gefegt, und gieng nun zur Vorrathskammer, um Fleiſch für das Frühſtück des Bartkratzers zu holen. Yanaki war ein Grieche, wie ſie alle ſind, liſtig, behutſam, gegen den Türken, ſeinen Oberherrn, betrü-

gerisch, kriechend, aber despotisch gegen seine Diener. Er hegte tödtlichen Haß gegen seine stolzen Herren, die Türken, aber er war schmiegsam, schmeichelnd, so oft einer, er mochte noch so niedrig seyn, ihm seine Aufmerksamkeit schenkte. Er überschaute so seinen Vorrath und suchte nach irgend einem alten Fetzen, der für jenen zu brauchen wäre, und murmelte dabey in seinen Bart, daß jeder Knochen gut genug für einen Türkenmagen wäre. Er befühlte sein halbes Schaf vom Kopf bis zum Schwanze, betastete es hin und her, und sprach: „Nein das ist noch zu gut;" als er aber den fetten Schwanz umwandte, begegnete das Auge des todten Kopfes seinen Blicken, daß er vor Schrecken einige Schritte zurücktaumelte. „So lieb Ihr Eure Augen habt," rief er, „wer ist da?" — Keine Antwort; er sah wieder hin, kam näher, fuhr dann mit der Hand unter die Köpfe und Füße der Schafe, alte Knochen, und dergl., und zog den Kopf, den gräulichen Kopf, hervor, den er so lang sein Arm war von sich entfernt hielt, als fürchte er, er könne ihm etwas zu Leid thun." „Bannflüche auf deinen Bart!" rief der Grieche, sobald er an dem Büschel Haare auf dem Wirbel merkte, daß er einem Muselmann gehört haben müsse. „O hätte ich jeden eurer Köpfe so vor mir, verfluchtes Geschlecht von Omar! Rostbraten wollte ich daraus machen, und jeder Hund in Constantinopel sollte umsonst bei mir zu Mittag speisen! Möchte

jedem Griechen das Glück zu Theil werden, das ich heute genieße, einen von euren verruchten Köpfen zum Fußball zu haben!" und nun warf er in Wuth den Kopf zur Erde und stieß ihn mit dem Fuße weg; jedoch nach einigem Besinnen sprach er: „Aber was nun damit thun? wird er bey mir gesehen, so bin ich geschlagen auf immer; jedermann wird glauben ich habe einen Türken getödtet."

Plötzlich aber rief er, entzückt von Schadenfreude: „Ha, das war ein herrlicher Einfall! der Jude! der Jude! einen passenderen Ort für einen solchen Kopf konnte man nie ersinnen; dahin sollst du kommen, du schändlicher Rest von einem Mahomedaner."

Damit ergriff er ihn, barg ihn unter seinem Rocke und rannte die Straße hinab, wo der todte Körper eines Juden ausgestellt war, dessen Kopf sich unmittelbar unter seinen Beinen befand. Denn der Jude war ein Verbrecher, und dem Muhamedaner wird, wenn er enthauptet worden, der Kopf unter den Arm gelegt, dem Christen oder Juden aber unter die Beine.

So legte nun Yanaki den Kopf des Türken so nahe an den des Juden, als es in der Eile möglich war; es gelang ihm dieß auszuführen, ohne bemerkt zu werden, denn der Tag war eben erst am Anbrechen, und noch war niemand auf der Straße. Voll Freude, daß er dem Haß gegen seine Unterdrücker

hatte Luft machen können, kehrte er nach Hauſe zurück, und bediente den Barbier mit einem Frühſtück von Kalbskopf.

Der Unglückliche, welcher ausgeſtellt war, war angeklagt worden, ein mahomedaniſches Kind geſtohlen und getödtet zu haben, wie ſie es in Perſien und der Türkey oft gethan; dieß hatte unter dem Pöbel von Stambul einen ſolchen Auflauf gemacht, daß man ihm, um Ruhe zu ſtiften, ohne weiteres den Kopf abſchlug. Seine Enthauptung hatte man abſichtlich vor der Thüre eines Griechen vorgenommen, und befohlen, den Leichnam drei Tage dort ausgeſtellt zu laſſen, ehe er begraben würde. Der Beamte, der diß angeordnet, hatte nämlich geglaubt, der Grieche würde dadurch bewogen werden, eine hübſche Summe zu bezahlen, damit etwas ſo Schändliches von ſeiner Thür geſchafft würde. Aber unbekümmert um die Folgen, obgleich man gewöhnlich Unglück aus einem ſolchen Gegenſtand weiſſagt, hatte der Grieche ſeine Fenſter geſchloſſen; denn er wollte ſeinen Unterdrückern dieſe Summe nicht zukommen laſſen. Außer den Muſelmännern ſelbſt wagten es wenige Leute, dieſem Ort ſich zu nahen, aus Furcht, die Obrigkeit möchte, um allen Schimpf über die Giaours zu bringen, einen Vorübergehenden nöthigen, den Cadaver nach dem Begräbnißplatz zu tragen. So wurde der gräuliche, eckelhafte Körper ſich ſelbſt überlaſſen, und Yanaki hatte gute Gelegenheit, den Kopf ungeſehen los zu werden.

Nach und nach aber wurden die Straßen lebhafter, das Gedränge größer, man entdeckte den zweiten Kopf, und eine große Menschenmenge sammelte sich umher. Es lief das Gerücht, daß ein Wunder geschehen sey; denn es wäre ein todter Jude mit zwei Köpfen zu sehen. Diese außerordentliche Kunde gieng von Mund zu Mund, bis die ganze Stadt in Bewegung war und Alles zuströmte, das Wunder in Augenschein zu nehmen. Der Sanhedrin*) verkündigte, es müsse sich etwas ganz Besonderes mit ihrem verfolgten Geschlechte ereignen. Rabbinen sah man ab- und zurennen, und die ganze Gemeinde war um den todten Körper versammelt, sie erwarteten nichts Geringeres, als daß er alsobald aufstehen, seine beiden Köpfe aufsetzen, und sie aus den Klauen ihrer Unterdrücker losmachen werde.

Aber zu ihrem Unglück kam ein Janitschar des Weges, mischte sich in den Haufen, betrachtete den überzähligen Kopf genau, und rief dann in Zweifel und Erstaunen: „Allah, Allah, il Allah! Das sind nicht die Köpfe von Ungläubigen, einer davon ist der Kopf von unserem Herrn und Meister, dem Aga der Janitscharen!!“ und als er mehrere seiner Kameraden sah, rief er sie zu sich, und theilte ihnen seine

*) Die Versammlung der Aeltesten bey den Juden.

Entdeckung mit; sie geriethen in Wuth und giengen hin, diese Nachricht der ganzen Orta mitzutheilen.

Die Neuigkeit verbreitete sich schnell unter dem ganzen Heer der Janitscharen; sie erregten einen beunruhigenden Auflauf; denn noch war es in der Stadt nicht bekannt geworden, daß ihr Anführer, dem sie sehr zugethan waren, und den sie immer selbst wählen, (auf Befehl des Sultan) umgebracht worden war.

„Was!“ sprachen sie unter sich, „ist es nicht genug, so verrätherisch mit uns umzugehen, und uns unseres Anführers, den wir liebten, zu berauben; sollen wir auch noch mit solcher Verachtung behandelt werden? Was? den Kopf eines hohen Janitscharen-Aga's unter die Füße eines Juden zu legen?! Wohin sind wir gekommen! Nicht wir allein sind beschimpft; die Religion ist entweiht, erniedrigt, geschändet! Nein, es ist unerhörte Frechheit, ein Schandfleck, der nie getilgt werden kann, außer durch Ausrottung der ganzen Race. Aber wer hat diese That begangen?“ sprachen sie weiter, „wie kam der Kopf hieher? Ist das ein Stückchen von diesem hündischen Vezier? Hat gar der Reis-Effendi oder die fränkischen Gesandten, die Verräther, die Hand dabey im Spiel? Wallah! Billah! Tallah! Bey der heiligen Kaabe, bey dem Barte Osmans, bey dem Schwerdte Omars, das schreyt um Rache!“

Jezt fliehen Juden nach allen Seiten, verbergen sich mit Angst vor den wüthenden Türken; die Türken sammeln sich mit Geschrey und Wüthen in Gruppen, mit Pistolen und Säbeln bewaffnet, sie schwören Allem, was ihnen in den Weg kömmt, Rache. Die engen Straßen von Stambul, mit den schlechten, niedern Häusern, geben ein Bild des schrecklichsten Aufruhrs; alles drängt und treibt sich, alles spricht und schreit, alle Blicke sind voll Wuth, oder lüstern nach Mord und Beute.

„Aber wie sah es indeß im Pallast des Sultans aus," werdet Ihr mich fragen. In jener Nacht, wo der Schneider dort aufwartete, hatte der Sultan heimlich den Befehl gegeben, dem Janitscharen-Aga, der allerley Unruhen gestiftet hatte, den Kopf abzuschlagen. Und so begierig war er auf die Vollstreckung seines Befehls, daß er anordnete, man solle den Kopf in dem Augenblick, wo er abgeschlagen wäre, vor ihn bringen. Der Mann, der mit der Hinrichtung beauftragt war, trat in das Zimmer, wohin er den Kopf bringen sollte, sah dort in der Dunkelheit einen Mann sitzen, den er für den Sultan selbst hielt, und ohne aufzublicken vor Ehrfurcht, legte er den Sack zu seinen Füßen nieder, mit jener tiefen Verbeugung, die der Schneider empfieng. Der Sultan, der einen Augenblick zuvor das Bündel mit dem Derwisch-Anzug selbst weggenommen, hatte dieß in der Absicht

gethan, Manſuri, ſeinen Sclaven, zu täuſchen, ſo ſehr wünſchte er in ſeinem neuen Anzug ſogar dieſem unbekannt zu bleiben; er gedachte einen andern dafür umzutauſchen, aber ſey es, daß er nicht auf den Empfang des Kopfes gerechnet, oder daß Manſuri zu ſchnell wieder kam, — er wußte nicht, was er machen ſollte, als er in das Zimmer zurückkam und ſah, daß ſein Sclave den Schneider ſchon weggeführt habe.

Er konnte niemanden ihnen nachſchicken, ohne ſeinen geheimen Plan zu vereiteln, und ſo war er genöthigt, auf die Rückkehr Manſuri's zu warten, um eine Aufklärung über die Geſchichte zu bekommen; denn er wußte doch, daß er ohne den Anzug nicht weggegangen ſeyn würde, und doch hatte er ſelbſt dieſen Anzug, um ihn zu vertauſchen, weggenommen. Während dieſem ſchickte er aber, ungeduldig, wie er war, und begierig, zu wiſſen, was mit dem Kopf, den er erwartete, geſchehen wäre, nach dem Offizier, der zur Hinrichtung befehligt worden war, und — wer beſchreibt ihr beiderſeitiges Erſtaunen, als es zur Erklärung kam! Der Offizier wollte den Kopf gebracht haben, und doch war der Kopf nicht zu finden!

„Bey meinem Bart," rief der Sultan nach einigem Nachdenken, „jezt wird mir die Sache klar; bey meinem Bart! der Schneider muß den Kopf mitgenommen haben!" Jezt ſtieg ſeine Ungeduld, Manſuri wieder zu ſehen, aufs Höchſte;

umſonſt tobte, wüthete er, umſonſt ſchrie er: „Allah, Allah! Der Sclave kehrte nicht eine Minute früher zurück, und der gute Sclave hätte ſich beynahe zur Ruhe gelegt, hätte ihn nicht der Sultan noch vor ſich rufen laſſen.

Als er ihn anſichtig wurde, rief er: „Ach! Manſuri! laufe, renne zu dem Schneider, — er hat den Kopf des Janitſcharen-Aga ſtatt des Derwiſch-Anzuges mitgenommen! lauf, hole ihn ohne Zaudern, oder es giebt ein Unglück!“ und zugleich ſagte er ihm, wie dieſer ſonderbare Zufall ſich ereignen konnte. Manſuri, ſeiner Seits, war nicht wenig in Verlegenheit; er wußte zwar die Flickbude des Schneiders, aber ſein Haus war ihm unbekannt. Doch, um die Ungeduld ſeines Herrn nicht zu ſteigern, machte er ſich auf, um den Schneider aufzuſuchen, und gieng nach jener Bude, in der Hoffnung, von den Nachbarn zu erfragen, wo der Schneider wohne? Aber es war zu früh am Tage; der Trödelmarkt war noch nicht geöffnet, und nur eine Kaffewirtſchaft wurde eben für die Kunden zugerichtet, aber auch dort konnte er nichts erfahren. Da fiel ihm zum Glück bey, daß ihm Babadul geſagt hatte, er ſey der Muezzin an der kleinen Moſchee auf dem Fiſchmarkt; dorthin richtete er ſeine Schritte. Gerade wurde der Azan (der Aufruf zum Gebet) von allen Minarets abgeſungen, und er durfte hoffen, den Kopfdieb

mitten in seiner Einladung an die Gläubigen zum Gebet anzutreffen.

Als er sich der kleinen Moschee näherte, hörte er eine alte quickende Stimme, welche die Stille des Morgens zitternd durchbrach; er glaubte Babaduls Stimme zu erkennen, und er hatte sich nicht geirrt; denn als er unter dem Minaret stand, sah er den alten Kerl, wie er auf der Gallerie umhergieng, seine Hände hinter die Ohren haltend, indem er mit weit aufgerissenem Mund seine Einladung ausschrie. Als aber der Schneider sah, wie Mansuri ihm zuwinkte, blieb ihm das Glaubensbekenntniß im Halse stecken, und er soll aus Furcht wegen des Kopfes Rechenschaft geben zu müssen, solch' sonderbare Töne ausgestossen haben, daß die Gläubigen in der Nachbarschaft, die auf den Gebetruf genau achteten, kein geringes Aergerniß nahmen an der Art, wie der Schneider = Muezzin sein Amt verrichtete. Dieser aber stieg hastig herunter, schloß die Thüre hinter sich ab, welche zur Treppe führte, und traf Mansuri auf der Straße. Er wartete nicht ab, bis ihm über das fernere Schicksal des gräulichen Gegenstandes Fragen vorgelegt würden, sondern griff den Sclaven sogleich wegen des Streiches an, den er ihm, wie er glaubte, gespielt habe.

„Was seyd doch Ihr für ein Mensch," sagte er, „einen armen Mann, wie ich bin, so zu behandeln, und sein Haus

wie ein Beinhaus zu betrachten. Ich glaube, Ihr kommet bald, um auch noch das Blutgeld zu fordern?"

„Freund," entgegnete Mansuri, „was schwazt Ihr nur; sehet Ihr nicht selbst, daß ein Irrthum obwaltet?"

„So? ein Irrthum?" rief der Schneider, „ein schöner Irrthum, ja, ein absichtlicher, um einen armen Mann zu beunruhigen. Einer lacht über mich und beredet mich, ihm einen Anzug zu machen, ein anderer nimmt das Muster weg, und ein Dritter bringt einen Todtenkopf dafür. Allah, Allah, in die Klauen eines Nestes voll Schelmen bin ich gerathen, unter eine Versammlung von Schurken."

Da legte Mansuri die Hand auf den Mund des Schneiders und sprach: „Schwatzet nicht weiter, haltet Euer Maul. Ihr tretet immer tiefer in den Sumpf. Wißt Ihr, wen Ihr schimpfet?"

„Ich weiß nicht, und will es auch nicht wissen," schrie Babadul; „aber das weiß ich, daß der, welcher mir einen todten Menschenkopf gegen einen Anzug vertauscht, ein ungläubiger Hund seyn muß."

„Scheltet Ihr Allah's Stellvertreter auf Erden einen ungläubigen Hund, Ihr halb flickender, halb betender Narr?" rief Mansuri in Wuth; „Eure Lippen sind schändlich genug, den Namen dessen zu verunreinigen, der der Alem penah, die Zuflucht der Welt ist? Schnell, kein Wort mehr; den Kopf

des todten Mannes heraus, oder ich ſchneide den Eurigen dafür ab.“

Als der Schneider dieß hörte, ſtand er da mit weit geöffnetem Munde, als wären die Thore ſeines Verſtandes eben erſt aufgethan worden.

„Aman! Aman! Gnade, Gnade, Herr Aga!“ rief Babadul. „Wußte ich denn, was ich ſagte? Wer hätte auch das gedacht? Eſel, Narr, Tölpel, der ich bin, daß ich dieß nicht gleich einſah! Bismillah! im Namen des Propheten! ich bitte, kommt in meine Behauſung; Eure Tritte werden glücklich ſeyn, und das Haupt Eures Sclaven wird bis zu den Sternen reichen.“

„Ich habe Eile, große Eile,“ ſagte Manſuri, „wo iſt der Kopf, der Kopf des Janitſcharen-Aga?“

Als der Schneider hörte, weſſen Kopf es war, und daran dachte, was er und ſeine Frau damit gemacht, brachen ihm die Knie vor Furcht, und ſeine Glieder zitterten.

„Wo er iſt?“ ſagte er; „O, was iſt über uns ergangen, welch verwünſchtes Schickſal iſt doch dieß!“

„Wo iſt er?“ ſchrie der Sclave aufs Neue. „Wo iſt er? ſprecht! ſchnell!“

Der arme Schneider wußte nicht, was er ſagen ſollte, er wälzte eine Antwort um die andere auf der Zunge, bis er endlich ganz wie in einem Netze ſaß.

„Habt Ihr ihn verbrannt?“

„Nein.“

„Habt Ihr ihn weggeworfen?“

„Nein.“

„Nun, im Namen des Propheten, was habt Ihr denn damit angefangen; habt Ihr ihn gar gegeſſen?“

„Nein.“

„Liegt er in Eurem Hauſe?“

„Nein.“

„Iſt er in einem andern Hauſe verborgen?“

„Nein.“

Jezt gieng dem Sclaven Manſuri die Geduld völlig aus; er nahm Babadul bey ſeinem Barte, ſchüttelte ihn, daß der alte Kopf wackelte und ſchrie: „Nun, ſo ſagt mir doch, alter Schafskopf, was macht er denn?“

„Er bratet,“ antwortete der Schneider und ſchnappte nach Luft; „jezt iſt es ja heraus.“

„Er bratet! ſagt Ihr,“ rief der Sclave mit großem Erſtaunen, „warum bratet Ihr ihn? Wollet Ihr ihn verzehren?“

„Ich ſpreche wahr, was wollt Ihr weiter?“ antwortete Babadul, „er bratet jezt.“ Und nun erzählte er weitläufig, was er und ſein Weib in der Verlegenheit gethan, in welche ſie waren geſezt worden.

„Zeigt mir den Weg zum Bäcker,“ ſagte Manſuri; we-

nigſtens werden wir ihn gebraten erhalten, wenn wir ihn nicht anders bekommen können. Aber wer ließe ſich auch träumen, den Kopf eines Janitſcharen-Aga zu braten! Allah il Allah!“

Sie giengen zum Bäcker Haſſan, der eben ſein Brod aus dem Ofen nahm; als er von ihrem Begehr hörte, erzählte er ohne Zaudern alle Umſtände, wie der Kopf aus dem Topfe auf den Nagel des Barbiers gekommen war; die drei Männer, Manſuri, der Schneider und der Bäcker giengen nun hinüber zum Barbier, und fragten ihn, was er mit dem Kopf ſeines erſten Kunden von dieſem Morgen gemacht habe?

Kior Ali verſicherte nach einigem Bedenken, daß er den gräßlichen Gegenſtand als ein Geſchenk von Elis ſelbſt betrachtet, und folglich das Recht zu haben geglaubt hätte, ihn dem Giaur Yanaki hinüber zu bringen, der ihn wahrſcheinlich ſeinen ungläubigen Geſellen bereits in Geſtalt von Roſtbrätchen vorgeſezt haben würde. Voll Verwunderung und Staunen, bey jedem Schritt den Propheten anrufend, und über den Ausgang der unerhörten Begebenheiten ungewiß, nahmen ſie den Barbier mit ſich, und giengen nach Yanaki's Trinkſtube.

Der Grieche war beſtürzt, als er ſo viele Türken in ſein Haus treten ſah, und hatte eine Art von Ahnung, daß ſie

nicht seinen Rostbraten, sondern einem anderen Stück Fleisch nachspürten. Als man ihn daher über den Kopf befragte, läugnete er ständhaft, etwas davon zu wissen.

Der Barbier zeigte den Platz, wohin er ihn verborgen hatte, und beschwor es auf den Koran.

Mansuri wollte eben die Sache genauer untersuchen, als sie auf das Getümmel auf der Straße aufmerksam wurden und die Bewegung erfuhren, die in der Stadt herrschte, nachdem man jene beiden Köpfe des Juden entdeckt hatte. Mansuri, der Schneider, der Bäcker und der Barbier begaben sich nun an jenen Ort, wo der todte Jude lag, und siehe, dort erkannten sie zu ihrem großen Erstaunen den so lange gesuchten Kopf.

Yanaki, der Grieche, aber hatte, im Vorgefühl was über ihn kommen würde, unterdessen ohne Säumen sein baares Geld zusammengerafft, und war aus Stambul entflohen.

„Wo ist der Grieche?" sagte Mansuri und wandte sich um, weil er glaubte, dieser habe sich auch an sie angeschlossen, „wir müssen alle, wie wir hier sind, vor dem Sultan erscheinen."

„Ich wollte wetten, er ist davon gelaufen," sagte der Barbier, „ich bin nicht so blind, daß ich nicht sehen sollte,

daß er es iſt, der den Juden mit dem Kopf Nummer zwei verſah.“

Manſuri hätte gerne den Kopf mit ſich genommen, aber umgeben wie er war von einem Trupp wüthender und bewaffneter Soldaten, welche Rache ſchwuren dem, der ihnen ihren Anführer getödtet, hielt er es für's Beſte, ſich ſtill zu entfernen, und ſeine drei Zeugen an der Seite, erſchien er ſogleich vor dem Angeſicht ſeines Herrn.

Als Manſuri den Sultan von Allem, wie es ſich begeben hatte, unterrichtete, wo er den Kopf des Janitſcharen-Aga gefunden, wie er dahingekommen, welchen Aufſtand es veranlaßt habe, ſo kann man ſich leicht denken, was in der Seele des Beherrſchers der Gläubigen vorgieng. Er fühlte, es würde ihn lächerlich machen, wollte er die Sache mit allen Umſtänden erzählen, und doch war es unmöglich, dieſe Angelegenheit, ſo wie ſie ſtand, beruhen zu laſſen, weil zu befürchten ſtand, daß der Aufruhr endlich zu einer ſehr gefährlichen Höhe wachſen würde.

Er war eine Zeitlang unentſchloſſen, kräuſelte ſeinen Knebelbart und murmelte „Allah, Allah“ vor ſich hin; endlich aber ließ er den Mufti und den Großvezier rufen.

Dieſe waren nicht wenig beunruhigt von dieſer plötzlichen Vorladung, wußten nicht, was mit ihnen geſchehen würde, und ihr Gemüthszuſtand war nicht zu beneiden, als

sie an der hohen Pforte anlangten. Doch, als sie von dem Aufruhr und seinen Ursachen unterrichtet wurden, sammelten sie sich zu ihrer gewöhnlichen Ruhe.

Nach einer Berathschlagung, wo manches verworfen und wieder aufgenommen wurde, kam man zum Beschluß, daß: „der Schneider, der Bäcker und der Barbier und der griechische Bratenmacher vor dem Gerichtshof des Mufti erscheinen, und einer Verschwörung gegen den Janitscharen-Aga angeklagt werden sollten; daß sie seinen Kopf entwendet hätten, um ihn zu scheren, zu backen und zu braten, und daß sie verurtheilt werden sollten, das Blutgeld zu entrichten. Da aber der Bratenwirth, der Grieche, die nächste Ursache des Aufruhrs gewesen war, weil er den Kopf also gröblich beschimpft hätte, er auch überdieß ein Ungläubiger wäre, so wurde beschlossen, daß der Mufti ein Fetmah ergehen lassen sollte, kraft dessen sein Kopf abgehauen, und an denselben Ort gelegt werden sollte, wohin er den Kopf des Janitscharen-Aga gelegt hatte.

Man kam im Staatsrathe ferner zum Beschluß, daß, um die Janitscharen zu besänftigen, ein neuer Aga, der ihnen gefällig wäre, gewählt, der alte aber mit allen Ehrenzeichen seines Standes begraben werden sollte.

Den Griechen ausgenommen, der längst entflohen war, wurde Alles ausgeführt, und Stambuls Ruhe wieder herge-

ſtellt. Doch zur Ehre des Sultans, den Allah ſegnen möge, muß geſagt werden, daß er nicht nur dem Schneider, dem Bäcker und Barbier ihre Ausgaben für den Mufti und das Blutgeld wieder erſtattete, ſondern auch jedem eine Entſchädigung für die Angſt und Mühe, die ſie aushalten mußten, reichen ließ.

Zu ſo vielen Unruhen hatte der Derwiſch-Anzug, den der Sultan haben wollte, Anlaß gegeben, und dieß, Herr, iſt die Geſchichte des gebackenen Kopfes.

Der Scheihk äußerte ſeinen Beyfall über dieſe Erzählung. Er hatte, was in Jahren nicht geſchehen war, einigemal gelächelt, und ſeine Freunde nahmen dieß als eine gute Vorbedeutung. Dieſer Eindruck war den jungen Männern und dem Alten nicht entgangen. Auch ſie freuten ſich darüber, daß der Scheihk, auf eine halbe Stunde wenigſtens, zerſtreut wurde; denn ſie ehrten ſeinen Kummer und die Trauer um ſein Unglück, ſie fühlten ihre Bruſt beengt, wenn ſie ihn ſo ernſt und ſtille ſeinem Gram nachhängen ſahen, und gehobener, freudiger waren ſie, als die Wolke ſeiner Stirne auf Augenblicke vorüber zog.

„Ich kann mir wohl denken," ſagte der Schreiber, „daß dieſe Erzählung günſtigen Eindruck auf ihn machen mußte;

es liegt ſo viel ſonderbares, komiſches darin, daß ſelbſt der heilige Derwiſch auf dem Berge Libanon, der in ſeinem Leben noch nie gelacht hat, laut auf lachen müßte.“

„Und doch,“ ſprach der Alte lächelnd, „und doch iſt weder Fee noch Zauberer darin erſchienen; kein Schloß von Kryſtall, keine Genien, die wunderbare Speiſen bringen, kein Vogel Rock, noch ein Zauberpferd —“

„Ihr beſchämt uns,“ rief der junge Kaufmann, „weil wir mit ſo vielem Eifer von jenen Mährchen unſerer Kindheit ſprachen, die uns noch jezt ſo wunderbar anziehen, weil wir jene Momente aufzählten, wo uns das Mährchen ſo mit ſich hinwegriß, daß wir darin zu leben wähnten, weil wir dieß ſo hoch anſchlugen, wollet Ihr uns beſchämen, und auf feine Art zurechtweiſen; nicht ſo?“

„Mit nichten! es ſey ferne von mir, eure Liebe zum Mährchen zu tadeln; es zeugt von einem unverdorbenen Gemüth, daß ihr euch noch ſo recht gemüthlich in den Gang des Mährchens verſetzen konntet, daß ihr nicht wie Andere vornehm darauf, als auf ein Kinderſpiel, herabſehet, daß ihr euch nicht langweilet, und lieber ein Roß zureiten, oder auf dem Sopha behaglich einſchlummern, oder halb träumend die Waſſerpfeife rauchen wolltet, ſtatt dergleichen euer Ohr zu ſchenken. Es ſey ferne von mir, euch darum zu tadeln; aber das freut mich, daß auch eine andere Art von Erzählung euch feſ-

ſelt und ergözt, eine andere Art als die, welche man gewöhnlich Mährchen nennt.“

„Wie verſtehet Ihr dieß? erklärt uns deutlicher, was Ihr meinet? eine andere Art als das Mährchen?“ ſprachen die Jünglinge unter ſich.

„Ich denke, man muß einen gewiſſen Unterſchied machen zwiſchen Mährchen und Erzählungen, die man im gemeinen Leben Geſchichten nennt. Wenn ich euch ſage, ich will euch ein Mährchen erzählen, ſo werdet ihr zum Voraus darauf rechnen, daß es eine Begebenheit iſt, die von dem gewöhnlichen Gang des Lebens abſchweift, und ſich in einem Gebiet bewegt, das nicht mehr durchaus irdiſcher Natur iſt. Oder, um deutlicher zu ſeyn, ihr werdet bey dem Mährchen auf die Erſcheinung anderer Weſen, als allein ſterblicher Menſchen, rechnen können; es greifen in das Schickſal der Perſon, von welcher das Mährchen handelt, fremde Mächte, wie Feen und Zauberer, Genien und Geiſterfürſten ein; die ganze Erzählung nimmt eine außergewöhnliche, wunderbare Geſtalt an, und iſt ungefahr anzuſchauen, wie die Gewebe unſerer Teppiche, oder viele Gemälde unſerer beſten Meiſter, welche die Franken Arabesken nennen. Es iſt dem ächten Muſelmann verboten, den Menſchen, das Geſchöpf Allah's, ſündiger Weiſe wieder zu ſchöpfen in Farben und Gemälden, daher ſieht man auf jenen Geweben wunderbar verſchlungene Bäume und Zweige mit

Menſchenköpfen, Menſchen, die in einen Fiſch oder Strauch ausgehen, kurz Figuren, die an das gewöhnliche Leben erinnern, und dennoch ungewöhnlich ſind; ihr verſteht mich doch?“

„Ich glaube Eure Meinung zu errathen,“ ſagte der Schreiber, „doch, fahret weiter fort.“

„Von dieſer Art iſt nun das Mährchen; fabelhaft, ungewöhnlich, überraſchend; weil es dem gewöhnlichen Leben fremd iſt, wird es oft in fremde Länder, oder in ferne, längſt vergangene Zeiten verſchoben. Jedes Land, jedes Volk hat ſolche Mährchen, die Türken ſo gut als die Perſer, die Chineſen wie die Mongolen; ſelbſt in Frankenland ſoll es viele geben, wenigſtens erzählte mir einſt ein gelehrter Giaur davon; doch ſind ſie nicht ſo ſchön als die unſrigen; denn ſtatt ſchöner Feyen, die in prachtvollen Palläſten wohnen, haben ſie zauberhafte Weiber, die ſie Hexen nennen, heimtückiſches, häßliches Volk, das in elenden Hütten wohnt, und ſtatt in einem Muſchelwagen, von Greifen gezogen, durch die blauen Lüfte zu fahren, reiten ſie auf einem Beſen durch den Nebel. Sie haben auch Gnomen und Erdgeiſter, das ſind kleine, verwachſene Kerlchen, die allerley Spuck machen. Das ſind nun die Mährchen; ganz anders iſt es aber mit den Erzählungen, die man gemeinhin Geſchichten nennt. Dieſe bleiben ganz ordentlich auf der Erde, tragen ſich im gewöhnlichen Leben zu, und wunderbar iſt an ihnen meiſtens nur die Verkettung der Schickſale eines Men-

ſchen, der nicht durch Zauber, Verwünſchung oder Feenſpuck, wie im Mährchen, ſondern durch ſich ſelbſt, oder die ſonderbare Fügung der Umſtände reich oder arm, glücklich oder unglücklich wird.“

„Richtig;“ erwiederte einer der jungen Leute; „ſolche reine Geſchichten finden ſich auch in den herrlichen Erzählungen der Scheherazade, die man tauſend und eine Nacht nennt. Die meiſten Begebenheiten des Königs Harun al Raſchid und ſeines Veziers ſind dieſer Art. Sie gehen verkleidet aus, und ſehen dieſen oder jenen höchſt ſonderbaren Vorfall, der ſich nachher ganz natürlich auflöſt.“

„Und dennoch werdet ihr geſtehen müſſen,“ fuhr der Alte fort, „daß jene [Geſchichten nicht] der ſchlechteſte Theil der tauſend und eine Nacht ſind. Und doch, wie verſchieden ſind ſie in ihren Urſachen, in ihrem Gang, in ihrem ganzen Weſen von den Mährchen eines Prinzen Biribinker, oder der drei Derwiſche mit einem Aug, oder des Fiſchers, der den Kaſten, verſchloſſen mit dem Siegel Saiomo's, aus dem Meer zieht! Aber am Ende iſt es dennoch eine Grundurſache, die beyden ihren eigenthümlichen Reiz giebt; nemlich das, daß wir etwas auffallendes, außergewöhnliches *miterleben*. Bey dem Mährchen liegt dieſes außergewöhnliche in jener Einmiſchung eines fabelhaften Zaubers in das gewöhnliche Menſchenleben, bey den Geſchichten geſchieht etwas zwar nach

natürlichen Gesetzen, aber auf überraschende, ungewöhnliche Weise.“

„Sonderbar!“ rief der Schreiber; „sonderbar, daß uns dann dieser natürliche Gang der Dinge eben so anzieht, wie der übernatürliche im Mährchen; worin mag dieß doch liegen?“

„Das liegt in der Schilderung des einzelnen Menschen,“ antwortete der Alte; „im Mährchen häuft sich das Wunderbare so sehr, der Mensch handelt so wenig mehr aus eigenem Trieb, daß die einzelnen Figuren und ihr Charakter nur flüchtig gezeichnet werden können. Anders bey der gewöhnlichen Erzählung, wo die Art, wie jeder seinem Charakter gemäß spricht und handelt, die Hauptsache und das Anziehende ist. So die Geschichte von dem gebackenen Kopf, die wir so eben gehört haben. Der Gang der Erzählung wäre im Ganzen nicht auffallend, nicht überraschend, wäre er nicht verwickelt durch den Charakter der Handelnden. Wie köstlich zum Beispiel ist die Figur des Schneiders. Man glaubt den alten, gekrümmten Mantelflicker vor sich zu sehen. Er soll zum Erstenmal in seinem Leben einen tüchtigen Schnitt machen, ihm und seinem Weibe lacht schon zum Voraus das Herz, und sie tractiren sich mit recht schwarzem Kaffe. Welches Gegenstück zu dieser behäglichen Ruhe ist dann jene Scene, wo sie den Pack begierig öffnen, und den gräulichen Kopf

erblicken. Und nachher, glaubt man ihn nicht zu sehen und zu hören, wie er auf dem Minaret umherschleicht, die Gläubigen mit mäckernder Stimme zum Gebet ruft, und bey Erblickung des Sclaven plözlich wie vom Donner gerührt, verstummt? Dann der Barbier! Sehet ihr ihn nicht vor euch, den alten Sünder, der, während er die Seife anrührt, viel schwazt, und gerne verbotenen Wein trinkt? Sehet ihr ihn nicht, wie er dem sonderbaren Kunden das Barbierschüsselchen unterhält und — den kalten Schädel berührt? nicht minder gut, wenn auch nur angedeutet, ist der Sohn des Bäckers, der verschmizte Junge und der Bratenmacher Yanaki! Ist nicht das Ganze eine ununterbrochene Reihe komischer Scenen, scheint nicht der Gang der Geschichte, so ungewöhnlich er ist, sich ganz natürlich zu fügen? und warum? weil die einzelnen Figuren richtig gezeichnet sind, und aus ihrem ganzen Wesen alles so kommen muß, wie es wirklich geschieht."

„Wahrlich, Ihr habt recht!" erwiederte der junge Kaufmann, „ich habe mir nie Zeit genommen, so recht darüber nachzudenken, habe alles nur so gesehen und an mir vorübergehen lassen, habe mich an dem einen ergözt, das andere langweilig gefunden, ohne gerade zu wissen, warum; aber Ihr gebt uns da einen Schlüssel, der uns das Geheimniß öffnet, einen Probierstein, worauf wir die Probe machen und richtig urtheilen können."

„Thuet das immer," antwortete der Alte, „und euer Genuß wird ſich vergrößern, wenn ihr nachdenken lernet über das, was ihr gehört; doch ſiehe, dort erhebt ſich wieder ein Neuer, um zu erzählen."

So war es; und der fünfte Sclave begann:

Der Affe als Mensch.

Der Affe als Mensch.

Herr! ich bin ein Deutscher von Geburt, und habe mich in euren Landen zu kurz aufgehalten, als daß ich ein persisches Mährchen, oder eine ergötzliche Geschichte von Sultanen und Vezieren erzählen könnte. Ihr müßt mir daher schon erlauben, daß ich etwas aus meinem Vaterland erzähle, was Euch vielleicht auch einigen Spaß macht. Leider sind unsere Geschichten nicht immer so vornehm wie die Euern, das heißt, sie handeln nicht von Sultanen oder unseren Königen, nicht von Vezieren und Bascha's, was man bey uns Justiz- und Finanzminister, auch Geheimeräthe und dergleichen nennt, sondern sie leben, wenn sie nicht von Soldaten handeln, gewöhnlich ganz bescheiden und unter den Bürgern.

Im südlichen Theil von Deutschland liegt das Städtchen Grünwiesel, wo ich geboren und erzogen bin. Es ist ein Städtchen, wie sie alle sind. In der Mitte ein kleiner Marktplatz mit einem Brunnen, an der Seite ein kleines, altes Rathhaus, umher auf dem Markt das Haus des Friedensrichters und der angesehensten Kaufleute, und in ein Paar engen Straßen wohnen die übrigen Menschen. Alles kennt

ſich, jedermann weiß, wie es da und dort zugeht, und wenn der Oberpfarrer, oder der Bürgermeiſter, oder der Arzt ein Gericht mehr auf der Tafel hat, ſo weiß es ſchon am Mittageſſen die ganze Stadt. Nachmittags kommen dann die Frauen zu einander in die Viſite, wie man es nennt, beſprechen ſich bey ſtarkem Kaffe und ſüßem Kuchen über dieſe große Begebenheit, und der Schluß iſt, daß der Oberpfarrer wahrſcheinlich in die Lotterie geſezt und unchriſtlich viel gewonnen habe, daß der Bürgermeiſter ſich „ſchmieren“ laſſe, oder daß der Doctor vom Apotheker einige Goldſtücke bekommen habe, um recht theure Recepte zu verſchreiben. Ihr könnet Euch denken, Herr, wie unangenehm es für eine ſo wohl eingerichtete Stadt, wie Grünwieſel, ſeyn mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem Niemand wußte, woher er kam, was er wollte, von was er lebte? Der Bürgermeiſter hatte zwar ſeinen Paß geſehen, ein Papier, das bey uns jedermann haben muß —“

„Iſt es denn ſo unſicher auf den Straßen,“ unterbrach den Sclaven der Scheihk, daß ihr einen Ferman eures Sultan haben müſſet, um die Räuber in Reſpect zu ſetzen?“

„Nein, Herr,“ entgegnete jener, „dieſe Papiere halten keinen Dieb von uns ab, ſondern es iſt nur der Ordnung wegen, daß man überall weiß, wen man vor ſich hat. Nun, der Bürgermeiſter hatte den Paß unterſucht, und in einer

Kaffegesellschaft bey Doctor's geäussert, der Paß sey zwar ganz richtig visirt von Berlin bis nach Grünwiesel, aber es stecke doch was dahinter; denn der Mann sehe etwas verdächtig aus. Der Bürgermeister hatte das größte Ansehen in der Stadt, kein Wunder, daß von da an der Fremde als eine verdächtige Person angesehen wurde. Und sein Lebenswandel konnte meine Landsleute nicht von dieser Meinung abbringen. Der fremde Mann miethete sich für einige Goldstücke ein ganzes Haus, das bisher öde gestanden, ließ einen ganzen Wagen voll sonderbarer Geräthschaften, als Oefen, Kunstheerde, große Tiegel und dergleichen hineinschaffen, und lebte von da an ganz für sich allein. Ja, er kochte sich sogar selbst, und es kam keine menschliche Seele in sein Haus, als ein alter Mann aus Grünwiesel, der ihm seine Einkäufe in Brod, Fleisch und Gemüse besorgen mußte; doch, auch dieser durfte nur in die Flur des Hauses kommen, und dort nahm der fremde Mann das Gekaufte in Empfang.

Ich war ein Knabe von zehen Jahren, als der Mann in meiner Vaterstadt einzog, und ich kann mir noch heute, als wäre es gestern geschehen, die Unruhe denken, die dieser Mann im Städtchen verursachte. Er kam Nachmittags nicht, wie andere Männer, auf die Kugelbahn, er kam Abends nicht ins Wirthshaus, um, wie die Uebrigen, bey einer Pfeife Taback über die Zeitung zu sprechen. Umsonst lud ihn nach

der Reihe der Bürgermeister, der Friedensrichter, der Doctor und der Oberpfarrer zum Essen oder Kasse ein, er ließ sich immer entschuldigen. Daher hielten ihn einige für verrückt, andere für einen Juden, eine dritte Partie behauptete steif und fest, er sey ein Zauberer oder Hexenmeister. Ich wurde achtzehn, zwanzig Jahre alt, und noch immer hieß der Mann in der Stadt der fremde Herr.

Es begab sich aber eines Tages, daß Leute mit fremden Thieren in die Stadt kamen. Es ist dieß hergelaufenes Gesindel, das ein Kameel hat, welches sich verbeugen kann, einen Bären, der tanzt, einige Hunde und Affen, die in menschlichen Kleidern komisch genug aussehen und allerley Künste machen. Diese Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, halten an den Kreuzstraßen und Plätzen, machen mit einer kleinen Trommel und einer Pfeife eine übeltönende Musik, lassen ihre Truppe tanzen und springen, und sammeln dann in den Häusern Geld ein. Die Truppe aber, die dießmal sich in Grünwiesel sehen ließ, zeichnete sich durch einen ungeheuren Orangoutang aus, der beynahe Menschengröße hatte, auf zwei Beinen gieng, und allerley artige Künste zu machen verstand. Diese Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn; er erschien, als die Trommel und Pfeife ertönte, von Anfang ganz unwillig hinter den dunkeln, vom Alter angelaufenen Fenstern; bald aber wurde er freund-

licher, ſchaute zu jedermanns Verwundern zum Fenſter heraus, und lachte herzlich über die Künſte des Orangoutangs; ja, er gab für den Spaß ein ſo großes Silberſtück, daß die ganze Stadt davon ſprach.

Am andern Morgen zog die Thierbande weiter; das Kameel mußte viele Körbe tragen, in welchen die Hunde und Affen ganz bequem ſaßen, die Thiertreiber aber und der große Affe giengen hinter dem Kameel. Kaum aber waren ſie einige Stunden zum Thore hinaus, ſo ſchickte der fremde Herr auf die Poſt, verlangte zu großer Verwunderung des Poſtmeiſters einen Wagen und Extrapoſt, und fuhr zu demſelben Thor hinaus, den Weg hin, den die Thiere genommen hatten. Das ganze Städtchen ärgerte ſich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereiſt ſey. Es war ſchon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Thor ankam; es ſaß aber noch eine Perſon im Wagen, die den Hut tief ins Geſicht gedrückt, und um Mund und Ohren ein ſeidenes Tuch gebunden hatte. Der Thorſchreiber hielt es für ſeine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um ſeinen Paß zu bitten; er antwortete aber ſehr grob, indem er in einer ganz unverſtändlichen Sprache brummte.

„Es iſt mein Neffe,“ ſagte der fremde Mann freundlich zum Thorſchreiber, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drükte, „es iſt mein Neffe, und verſteht bis

dato noch wenig deutsch; er hat so eben in seiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden."

„Ei, wenn es Dero Neffe ist," antwortete der Thorschreiber, „so kann er wohl ohne Paß hereinkommen; er wird wohl ohne Zweifel bey Ihnen wohnen?"

„Allerdings," sagte der Fremde; „und hält sich wahrscheinlich längere Zeit hier auf."

Der Thorschreiber hatte keine weitere Einwendung mehr, und der fremde Herr und sein Neffe fuhren ins Städtchen. Der Bürgermeister und die ganze Stadt war übrigens nicht sehr zufrieden mit dem Thorschreiber. Er hätte doch wenigstens einige Worte von der Sprache des Neffen sich merken sollen; daraus hätte man dann leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Herr Onkle wäre. Der Thorschreiber versicherte aber, daß es weder französisch noch italienisch sey, wohl aber habe es so breit geklungen wie englisch, und wenn er nicht irre, so habe der junge Herr gesagt: „God dam!" So half der Thorschreiber sich selbst aus der Noth, und dem jungen Mann zu einem Namen; denn man sprach jezt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht sichtbar, weder auf der Kugelbahn, noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weise viel zu schaffen. — Es begab sich nemlich oft, daß in dem sonst so stillen Hause des

Fremden ein schreckliches Geschrey und ein Lärm ausgieng, daß die Leute Haufenweise vor dem Hause stehen blieben, und hinaufsahen. Man sah dann den jungen Engländer, angethan mit einem rothen Frack und grünen Beinkleidern, mit struppigtem Haar und schrecklicher Miene, unglaublich schnell an den Fenstern hin und her, durch alle Zimmer laufen; der alte Fremde lief ihm in einem rothen Schlafrock, eine Hetzpeitsche in der Hand, nach, verfehlte ihn oft, aber einigemal kam es doch der Menge auf der Straße vor, als müsse er den Jungen erreicht haben; denn man hörte klägliche Angsttöne und klatschende Peitschenhiebe die Menge. An dieser grausamen Behandlung des fremden jungen Mannes nahmen die Frauen des Städtchens so lebhaften Antheil, daß sie endlich den Bürgermeister bewogen, einen Schritt in der Sache zu thun. Er schrieb dem fremden Herrn ein Billet, worin er ihm die unglimpfliche Behandlung seines Neffen in ziemlich derben Ausdrücken vorwarf und ihm drohte, wenn noch ferner solche Scenen vorfielen, den jungen Mann unter seinen besonderen Schutz zu nehmen.

Wer war aber mehr erstaunt als der Bürgermeister, wie er den Fremden selbst, zum Erstenmal seit zehn Jahren, bey sich eintreten sah. Der alte Herr entschuldigte sein Verfahren mit dem besonderen Auftrag der Aeltern des Jünglings, die ihm solchen zu erziehen gegeben; er sey sonst ein kluger, an-

ſtelliger Junge, äußerte er, aber die Sprachen erlerne er ſehr ſchwer; er wünſche ſo ſehnlich, ſeinem Neffen das Deutſche recht geläufig beyzubringen, um ſich nachher die Freiheit zu nehmen, ihn in die Geſellſchaften von Grünwieſel einzuführen, und dennoch gehe demſelben dieſe Sprache ſo ſchwer ein, daß man oft nichts beſſeres thun könne, als ihn gehörig durchzupeitſchen. Der Bürgermeiſter fand ſich durch dieſe Mittheilung völlig befriedigt, rieth dem Alten zur Mäßigung, und erzählte Abends im Bierkeller, daß er ſelten einen ſo unterrichteten, artigen Mann gefunden, als den Fremden; „es iſt nur Schade," ſezte er hinzu, „daß er ſo wenig in Geſellſchaft kommt; doch, ich denke, wenn der Neffe nur erſt ein wenig deutſch ſpricht, beſucht er meine Cercles öfter."

Durch dieſen einzigen Vorfall war die Meinung des Städtchens völlig umgeändert. Man hielt den Fremden für einen artigen Mann, ſehnte ſich nach ſeiner näheren Bekanntſchaft und fand es ganz in der Ordnung, wenn hie und da in dem öden Hauſe ein gräßliches Geſchrey aufgieng, „er giebt dem Neffen Unterricht in der deutſchen Sprachlehre," ſagten die Grünwieſeler, und blieben nicht mehr ſtehen. Nach einem Vierteljahr ungefähr ſchien der Unterricht im Deutſchen beendigt; denn der Alte gieng jezt um eine Stufe weiter vor. Es lebte ein alter, gebrechlicher Franzoſe in der Stadt, der den jungen Leuten Unterricht im Tanzen gab; dieſen ließ der

Fremde zu sich rufen, und sagte ihm, daß er seinen Neffen im Tanzen unterrichten lassen wolle. Er gab ihm zu verstehen, daß derselbe zwar sehr gelehrig, aber, was das Tanzen betreffe, etwas eigensinnig sey; er habe nemlich früher bey einem anderen Meister tanzen gelernt, und zwar nach so sonderbaren Touren, daß er sich nicht füglich in der Gesellschaft produziren könne; der Neffe halte sich aber eben deßwegen für einen grossen Tänzer, obgleich sein Tanz nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Walzer oder Gallop (Tänze, die man in meinem Vaterlande tanzt, o Herr!) nicht einmal Aehnlichkeit mit Ecossaise oder Francaise habe. Er versprach übrigens einen Thaler für die Stunde, und der Tanzmeister war mit Vergnügen bereit, den Unterricht des eigensinnigen Zöglings zu übernehmen.

Es gab, wie der Franzose unter der Hand versicherte, auf der Welt nichts so sonderbares, als diese Tanzstunden. Der Neffe, ein ziemlich großer, schlanker, junger Mann, der nur etwas sehr kurze Beine hatte, erschien in einem rothen Frack, schön frisirt, in grünen, weiten Beinkleidern und glacirten Handschuhen. Er sprach wenig und mit fremdem Accent, war von Anfang ziemlich artig und anstellig; dann verfiel er aber oft plötzlich in frazenhafte Sprünge, tanzte die kühnsten Touren, wobey er Entrechats machte, daß dem Tanzmeister Hören und Sehen vergieng; wollte er ihn zurechtwei-

sen, so zog er die zierlichen Tanzschuhe von den Füßen, warf sie dem Franzosen an den Kopf, und sezte nun auf allen Vieren im Zimmer umher. Bey diesem Lärm fuhr dann der Alte Herr plözlich in einem weiten, rothen Schlafrock, eine Mütze von Goldpapier auf dem Kopf, aus seinem Zimmer heraus, und ließ die Hezpeitsche ziemlich unsanft auf den Rücken des Neffen niederfallen. Der Neffe fieng dann an schrecklich zu heulen, sprang auf Tische und hohe Commode, ja selbst an den Kreuzstöcken der Fenster hinauf, und sprach eine fremde seltsame Sprache. Der Alte im rothen Schlafrock aber ließ sich nicht irre machen, faßte ihn am Bein, riß ihn herab, bläute ihn durch, und zog ihm mittelst einer Schnalle die Halsbinde fester an, worauf er immer wieder artig und manierlich wurde, und die Tanzstunde ohne Störung weiter gieng.

Als aber der Tanzmeister seinen Zögling so weit gebracht hatte, daß man Musik zu der Stunde nehmen konnte, da war der Neffe wie umgewandelt. Ein Stadtmusikant wurde gemiethet, der im Saal des öden Hauses auf einen Tisch sich setzen mußte. Der Tanzmeister stellte dann die Dame vor, indem ihn der alte Herr einen Frauenrock von Seide und einen ostindischen Shawl anziehen ließ; der Neffe forderte ihn auf, und fieng nun an mit ihm zu tanzen und zu walzen; er war aber ein unermüdlicher, rasender Tänzer, er ließ den Meister nicht aus seinen langen Armen, ob er ächzte und schrie,

er mußte tanzen bis er ermattet umsank, oder bis dem Stadtmusikus der Arm lahm wurde an der Geige. Den Tanzmeister brachten diese Unterrichtsstunden beynahe unter den Boden, aber der Thaler, den er jedesmal richtig ausbezahlt bekam, der gute Wein, den der Alte aufwartete, machten, daß er immer wieder kam, wenn er auch den Tag zuvor sich fest vorgenommen hatte, nicht mehr in das öde Haus zu gehen.

Die Leute in Grünwiesel sahen aber die Sache ganz anders an, als der Franzose. Sie fanden, daß der junge Mann viele Anlage zum Gesellschaftlichen habe, und die Frauenzimmer im Städtchen freuten sich, bey dem großen Mangel an Herren, einen so flinken Tänzer für den nächsten Winter zu bekommen.

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Herrschaften ein wunderbares Ereigniß. Vor dem öden Hause sey ein prächtiger Glaswagen gestanden, mit schönen Pferden bespannt, und ein Bedienter in reicher Livree habe den Schlag gehalten. Da sey die Thüre des öden Hauses aufgegangen, und zwei schön gekleidete Herren herausgetreten, wovon der eine der alte Fremde, und der andere wahrscheinlich der junge Herr gewesen, der so schwer deutsch gelernt, und so rasend tanze. Die Beyden seyen in den Wagen gestiegen, der Bediente hinten aufs Brett gesprungen, und der Wagen,

man ſtelle ſich vor! ſey geradezu auf Bürgermeiſters Haus zugefahren.

Als die Frauen ſolches von ihren Mägden erzählen hörten, riſſen ſie eilends die Küchenſchürzen und die etwas unſauberen Hauben ab, und verſezten ſich in Staat; „es iſt nichts gewiſſer,“ ſagten ſie zu ihrer Familie, indem alles umherrannte, um das Beſuchzimmer, das zugleich zu ſonſtigem Gebrauch diente, aufzuräumen, „es iſt nichts gewißer, als daß der Fremde jezt ſeinen Neffen in die Welt einführt. Der alte Narr war zwar ſeit zehen Jahren nicht ſo artig, einen Fuß in unſer Haus zu ſetzen, aber es ſey ihm wegen des Neffen verziehen, der ein charmanter Menſch ſeyn ſoll.“ So ſprachen ſie, und ermahnten ihre Söhne und Töchter, recht manierlich auszuſehen, wenn die Fremden kämen, ſich gerade zu halten, und ſich auch einer beſſeren Ausſprache zu bedienen als gewöhnlich. Und die klugen Frauen im Städtchen hatten nicht unrecht gerathen; denn nach der Reihe fuhr der alte Herr mit ſeinem Neffen umher, ſich und ihn in die Gewogenheit der Familien zu empfehlen.

Man war überall ganz erfüllt von den beyden Fremden, und bedauerte, nicht ſchon früher dieſe angenehme Bekanntſchaft gemacht zu haben. Der alte Herr zeigte ſich als einen würdigen, ſehr vernünftigen Mann, der zwar bey allem, was er ſagte, ein wenig lächelte, ſo daß man nicht gewiß war, ob

es ihm ernſt ſey oder nicht, aber er ſprach über das Wetter, über die Gegend, über das Sommervergnügen auf dem Keller am Berge ſo klug und durchdacht, daß jedermann davon bezaubert war. Aber der Neffe! Er bezauberte alles, er gewann alle Herzen für ſich. Man konnte zwar, was ſein Aeußeres betraf, ſein Geſicht nicht ſchön nennen; der untere Theil, beſonders die Kinnlade, ſtand allzu ſehr hervor, und der Teint war ſehr bräunlich, auch machte er zuweilen allerley ſonderbare Grimaſſen, drückte die Augen zu und fletſchte mit den Zähnen; aber dennoch fand man den Schnitt ſeiner Züge ungemein intereſſant. Es konnte nichts Beweglicheres, Gewandteres geben als ſeine Geſtalt. Die Kleider hiengen ihm zwar etwas ſonderbar am Leib, aber es ſtand ihm alles trefflich; er fuhr mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf ſich hier in einen Sopha, dort in einen Lehnſtuhl, und ſtreckte die Beine von ſich; aber was man bey einem andern jungen Mann höchſt gemein und unſchicklich gefunden hätte, galt bey dem Neffen für Genialität. „Er iſt ein Engländer,“ ſagte man, „ſo ſind ſie alle; ein Engländer kann ſich auf's Kanapee legen und einſchlafen, während zehen Damen keinen Platz haben und umherſtehen müſſen, einem Engländer kann man ſo etwas nicht übel nehmen.“ Gegen den alten Herrn, ſeinen Oheim, war er ſehr fügſam; denn wenn er anfieng, im Zimmer umher zu hüpfen, oder, wie er gerne that, die

Füße auf den Seſſel hinauf zu ziehen, ſo reichte ein ernſthafter Blick hin, ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm ſo etwas übel nehmen, als vollends der Oncle in jedem Haus zu der Dame ſagte: „Mein Neffe iſt noch ein wenig roh und ungebildet, aber ich verſpreche mir viel von der Geſellſchaft, die wird ihn gehörig formen und bilden, und ich empfehle ihn namentlich Ihnen auf's angelegenſte.“

So war der Neffe alſo in die Welt eingeführt, und ganz Grünwieſel ſprach an dieſem und den folgenden Tagen von nichts Anderem, als von dieſem Ereigniß. Der alte Herr blieb aber hiebey nicht ſtehen; er ſchien ſeine Denk- und Lebensart gänzlich geändert zu haben. Nachmittags gieng er mit dem Neffen hinaus in den Felſenkeller am Berge, wo die vornehmeren Herren von Grünwieſel Bier tranken, und ſich am Kugelſchieben ergözten. Der Neffe zeigte ſich dort als einen flinken Meiſter im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder ſechs; hie und da ſchien zwar ein ſonderbarer Geiſt über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilſchnell mit der Kugel hinaus und unter die Kegel hineinfuhr, und dort allerhand tollen Rumor anrichtete, oder, wenn er den Kranz oder den König geworfen, ſtand er plözlich auf ſeinem ſchön friſirten Haar und ſtreckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeyfuhr, ſaß er, ehe man ſich deſſen verſah, oben auf dem Kutſchenhimmel und machte

Grimaſſen herab, fuhr ein Stückchen weit mit, und kam dann wieder zur Geſellſchaft geſprungen.

Der alte Herr pflegte dann bey ſolchen Scenen den Bürgermeiſter und die anderen Männer ſehr um Entſchuldigung zu bitten wegen der Ungezogenheit ſeines Neffen; ſie aber lachten, ſchrieben es ſeiner Jugend zu, behaupteten, in dieſem Alter ſelbſt ſo leichtfüßig geweſen zu ſeyn, und liebten den jungen Spring-ins-Feld, wie ſie ihn nannten, ungemein.

Es gab aber auch Zeiten, wo ſie ſich nicht wenig über ihn ärgerten, und dennoch nichts zu ſagen wagten, weil der junge Engländer allgemein als ein Muſter von Bildung und Verſtand galt. Der alte Herr pflegte nemlich mit ſeinem Neffen auch Abends in den goldenen Hirſch, dem Wirthshaus des Städtchens, zu kommen. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Menſch war, that er doch ſchon ganz wie ein Alter, ſezte ſich hinter ſein Glas, that eine ungeheure Brille auf, zog eine gewaltige Pfeife heraus, zündete ſie an und dampfte unter Allen am ärgſten. Wurde nun über die Zeitungen, über Krieg und Frieden geſprochen, gab der Doctor die Meinung, der Bürgermeiſter jene, waren die anderen Herren ganz erſtaunt über ſo tiefe politiſche Kenntniſſe, ſo konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu ſeyn; er ſchlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handſchuhe ablegte, auf den Tiſch, und gab dem

Bürgermeiſter und dem Doctor nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie von dieſem allem nichts genau wüßten, daß er dieſe Sachen ganz anders gehört habe und tiefere Einſicht beſitze. Er gab dann in einem ſonderbaren gebrochenen Deutſch ſeine Meinung preis, die alle, zum großen Aergerniß des Bürgermeiſters, ganz trefflich fanden; denn er mußte als Engländer natürlich Alles beſſer wiſſen.

Sezten ſich dann der Bürgermeiſter und der Doctor in ihrem Zorn, den ſie nicht laut werden laſſen durften, zu einer Partie Schach, ſo rückte der Neffe hinzu, ſchaute dem Bürgermeiſter mit ſeiner großen Brille über die Schulter herein und tadelte dieſen oder jenen Zug, ſagte dem Doctor, ſo und ſo müſſe er ziehen, ſo daß beide Männer heimlich ganz grimmig wurden. Bot ihm dann der Bürgermeiſter ärgerlich eine Partie an, um ihn gehörig matt zu machen, denn er hielt ſich für einen zweiten Philidor, ſo ſchnallte der alte Herr dem Neffen die Halsbinde feſter zu, worauf dieſer ganz artig und manierlich wurde, und den Bürgermeiſter matt machte.

Man hatte bisher in Grünwieſel beynahe jeden Abend Karte geſpielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand nun der Neffe erbärmlich; ſezte Kronenthaler und Ducaten, behauptete, kein Einziger ſpiele ſo fein wie er, ſöhnte aber die beleidigten Herrn gewöhnlich dadurch wieder aus,

daß er ungeheure Summen an sie verlor. Sie machten sich auch gar kein Gewissen daraus, ihm recht viel Geld abzunehmen; denn „er ist ja ein Engländer, also von Hause aus reich," sagten sie, und schoben die Ducaten in die Tasche.

So kam der Neffe des fremden Herrn in kurzer Zeit bey Stadt und Umgegend in ungemeines Ansehen. Man konnte sich seit Menschengedenken nicht erinnern, einen jungen Mann dieser Art in Grünwiesel gesehen zu haben, und es war die sonderbarste Erscheinung, die man je bemerkt. Man konnte nicht sagen, daß der Neffe irgend etwas gelernt hätte, als etwa tanzen. Latein und Griechisch waren ihm, wie man zu sagen pflegt, böhmische Dörfer. Bey einem Gesellschaftsspiel in Bürgermeisters Hause sollte er etwas schreiben, und es fand sich, daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte; in der Geographie machte er die auffallendsten Schnitzer; denn es kam ihm nicht darauf an, eine deutsche Stadt nach Frankreich, oder eine dänische nach Polen zu versetzen, er hatte nichts gelesen, nichts studiert, und der Oberpfarrer schüttelte oft bedenklich den Kopf über die rohe Unwissenheit des jungen Mannes; aber dennoch fand man Alles trefflich, was er that oder sagte; denn er war so unverschämt, immer recht haben zu wollen, und das Ende jeder seiner Reden war, „ich verstehe das besser."

So kam der Winter heran, und jezt erst trat der Neffe

mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Gesellschaft langweilig, wo nicht er zugegen war, man gähnte, wenn ein vernünftiger Mann etwas sagte, wenn aber der Neffe selbst das thörigste Zeug in schlechtem Deutsch vorbrachte, war Alles Ohr. Es fand sich jezt, daß der treffliche junge Mann auch ein Dichter war; denn nicht leicht vergieng ein Abend, an welchem er nicht einiges Papier aus der Tasche zog und der Gesellschaft einige Sonette vorlas. Es gab zwar einige Leute, die von dem einen Theil dieser Dichtungen behaupteten, sie seyen schlecht und ohne Sinn, einen andern Theil wollten sie schon irgendwo gedruckt gelesen haben; aber der Neffe ließ sich nicht irre machen, er las und las, machte dann auf die Schönheiten seiner Verse aufmerksam, und jedesmal erfolgte rauschender Beyfall.

Sein Triumph waren aber die Grünwieseler Bälle. Es konnte Niemand anhaltender, schneller tanzen als er, keiner machte so kühne und ungemein zierliche Sprünge wie er. Dabey kleidete ihn sein Oncle immer auf's prächtigste nach dem neuesten Geschmack, und obgleich ihm die Kleider nicht recht am Leib sitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles allerliebst kleide. Die Männer fanden sich zwar bey diesen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Sonst hatte immer der Bürgermeister in eigener Person den Ball eröffnet, die vornehmsten jungen Leute hat-

ten das Recht, die übrigen Tänze anzuordnen, aber seit der fremde junge Herr erschien, war dieß Alles ganz anders. Ohne viel zu fragen nahm er die nächste beste Dame bey der Hand, stellte sich mit ihr oben an, machte Alles, wie es ihm gefiel, und war Herr und Meister und Ballkönig. Weil aber die Frauen diese Manieren ganz trefflich und angenehm fanden, so durften die Männer nichts dagegen einwenden, und der Neffe blieb bey seiner selbstgewählten Würde.

Das größte Vergnügen schien ein solcher Ball dem alten Herrn zu gewähren; er verwandte kein Auge von seinem Neffen, lächelte immer in sich hinein, und wenn alle Welt herbeiströmte, um ihm über den anständigen, wohlgezogenen Jüngling Lobsprüche zu ertheilen, so konnte er sich vor Freude gar nicht fassen, er brach dann in ein lustiges Gelächter aus, und bezeugte sich wie närrisch; die Grünwieseler schrieben diese sonderbaren Ausbrüche der Freude seiner großen Liebe zu dem Neffen zu, und fanden es ganz in der Ordnung. Doch hie und da mußte er auch sein väterliches Ansehen gegen den Neffen anwenden. Denn mitten in den zierlichsten Tänzen konnte es dem jungen Mann einfallen, mit einem kühnen Sprung auf die Tribune, wo die Stadtmusikanten saßen, zu setzen, dem Organisten den Contrebaß aus der Hand zu reißen, und schrecklich darauf umherzukratzen; oder er wechselte auf einmal, und tanzte auf den Händen, indem

er die Beine in die Höhe ſtreckte. Dann pflegte ihn der Oncle auf die Seite zu nehmen, machte ihm dort ernſtliche Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde feſter an, daß er wieder ganz geſittet wurde.

So betrug ſich nun der Neffe in Geſellſchaft und auf Bällen. Wie es aber mit den Sitten zu geſchehen pflegt, die ſchlechten verbreiten ſich immer leichter als die guten, und eine neue, auffallende Mode, wenn ſie auch höchſt lächerlich ſeyn ſollte, hat etwas anſteckendes an ſich für junge Leute, die noch nicht über ſich ſelbſt und die Welt nachgedacht haben. So war es auch in Grünwieſel mit dem Neffen und ſeinen ſonderbaren Sitten. Als nemlich die junge Welt ſah, wie derſelbe mit ſeinem linkiſchen Weſen, mit ſeinem rohen Lachen und Schwatzen, mit ſeinen groben Antworten gegen Aeltere, eher geſchäzt als getadelt werde, daß man dieß Alles ſogar ſehr geiſtreich finde, ſo dachten ſie bey ſich: „es iſt mir ein Leichtes, auch ſolch ein geiſtreicher Schlingel zu werden.“ Sie waren ſonſt fleißige, geſchickte junge Leute geweſen; jezt dachten ſie: „zu was hilft Gelehrſamkeit, wenn man mit Unwiſſenheit beſſer fortkömmt;“ ſie ließen die Bücher liegen, und trieben ſich überall umher auf Plätzen und Straßen. Sonſt waren ſie artig geweſen und höflich gegen jedermann, hatten gewartet, bis man ſie fragte, und anſtändig und beſcheiden geantwortet; jezt ſtanden ſie in die Reihe

der Männer, schwazten mit, gaben ihre Meinung preiß, und und lachten selbst dem Bürgermeister unter die Nase, wenn er etwas sagte und behaupteten, Alles viel besser zu wissen.

Sonst hatten die jungen Grünwieseler Abscheu gehegt gegen rohes und gemeines Wesen. Jezt sangen sie allerley schlechte Lieder, rauchten aus ungeheuren Pfeifen Taback, und trieben sich in gemeinen Kneipen umher; auch kauften sie sich, obgleich sie ganz gut sahen, große Brillen, sezten solche auf die Nase, und glaubten nun gemachte Leute zu seyn; denn sie sahen ja aus wie der berühmte Neffe. Zu Hause, oder wenn sie auf Besuch waren, lagen sie mit Stiefel und Sporen auf's Kanapee, schaukelten sich auf dem Stuhl in guter Gesellschaft, oder stüzten die Wangen in beyde Fäuste, die Ellbogen aber auf den Tisch, was nun überaus reizend anzusehen war. Umsonst sagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie thörigt, wie unschicklich dieß Alles sey, sie beriefen sich auf das glänzende Beispiel des Neffen. Umsonst stellte man ihnen vor, daß man dem Neffen, als einem jungen Engländer, eine gewisse Nationalroheit verzeihen müsse, die jungen Grünwieseler behaupteten, eben so gut als der beste Engländer das Recht zu haben, auf geistreiche Weise ungezogen zu seyn; kurz, es war ein Jammer, wie durch das böse Beyspiel des Neffen die Sitten und guten Gewohnheiten in Grünwiesel völlig untergiengen.

Aber die Freude der jungen Leute an ihrem rohen, ungebundenen Leben dauerte nicht lange; denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Scene. Die Wintervergnügungen sollte ein großes Concert beschließen, das theils von den Stadtmusikanten, theils von geschickten Musikfreunden in Grünwiesel aufgeführt werden sollte. Der Bürgermeister spielte das Violoncell, der Doctor das Fagott ganz vortrefflich, der Apotheker, obgleich er keinen rechten Ansatz hatte, blies die Flöte, einige Jungfrauen aus Grünwiesel hatten Arien einstudirt, und Alles war trefflich vorbereitet. Da äußerte der alte Fremde, daß zwar das Concert auf diese Art trefflich werden würde, es fehle aber offenbar an einem Duett, und ein Duett müsse in jedem ordentlichen Concert nothwendiger Weise vorkommen. Man war etwas betreten über diese Aeusserung; die Tochter des Bürgermeisters sang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett singen könnte? Man wollte endlich auf den alten Organisten verfallen, der einst einen trefflichen Baß gesungen hatte: der Fremde aber behauptete, dieß Alles sey nicht nöthig, indem sein Neffe ganz ausgezeichnet singe. Man war nicht wenig erstaunt über diese neue treffliche Eigenschaft des jungen Mannes; er mußte zur Probe etwas singen, und einige sonderbare Manieren abgerechnet, die man für englisch hielt, sang er wie ein Engel. Man studirte also in aller

Eile das Duett ein, und der Abend erschien endlich, an welchem die Ohren der Grünwieseler durch das Concert erquickt werden sollten.

Der alte Fremde konnte leider dem Triumph seines Neffen nicht beywohnen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeister, der ihn eine Stunde zuvor noch besuchte, einige Masregeln über seinen Neffen auf: „Es ist eine gute Seele, mein Neffe," sagte er „aber hie und da verfällt er in allerley sonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; es ist mir eben deswegen leid, daß ich dem Concert nicht beywohnen kann; denn vor mir nimmt er sich gewaltig in Acht, er weiß wohl warum! Ich muß übrigens zu seiner Ehre sagen, daß dieß nicht geistiger Muthwillen ist, sondern es ist körperlich, es liegt in seiner ganzen Natur; wollten Sie nun, Herr Bürgermeister, wenn er etwa in solche Gedanken verfiele, daß er sich auf ein Notenpult sezte, oder daß er durchaus den Contrebaß streichen wollte oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur seine hohe Halsbinde etwas lockerer machen, oder, wenn es auch dann nicht besser wird, ihm solche ganz ausziehen, Sie werden sehen, wie artig und manierlich er dann wird."

Der Bürgermeister dankte dem Kranken für sein Zutrauen und versprach, im Fall der Noth also zu thun, wie er ihm gerathen.

Der Concertsaal war gedrängt voll; denn ganz Grünwiesel und die Umgegend hatte sich eingefunden. Alle Jäger, Pfarrer, Amtleute, Landwirthe und dergleichen aus dem Umkreis von drei Stunden waren mit zahlreicher Familie herbeygeströmt, um den seltenen Genuß mit den Grünwieselern zu theilen. Die Stadtmusikanten hielten sich vortrefflich, nach ihnen trat der Bürgermeister auf, der das Violoncell spielte, begleitet vom Apotheker, der die Flöte blies; nach diesen sang der Organist eine Baßarie mit allgemeinem Beyfall, und auch der Doctor wurde nicht wenig beklatscht, als er auf dem Fagott sich hören ließ.

Die erste Abtheilung des Concertes war vorbey, und jedermann war nun auf die zweyte gespannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeisters Tochter ein Duett vortragen sollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzug erschienen, und hatte schon längst die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen. Er hatte sich nemlich, ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnstuhl gelegt, der für eine Gräfin aus der Nachbarschaft hergesezt worden war; er streckte die Beine weit von sich, schaute jedermann durch ein ungeheures Perspectiv an, das er noch ausser seiner großen Brille gebrauchte, und spielte mit einem großen Fleischerhund, den er, trotz des Verbotes, Hunde mitzunehmen, in die Gesellschaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehn-

ſtuhl bereitet war, erſchien, aber wer keine Miene machte, aufzuſtehen und ihr den Platz einzuräumen, war der Neffe; er ſezte ſich im Gegentheil noch bequemer hinein und Niemand wagte es, dem jungen Mann etwas darüber zu ſagen; die vornehme Dame aber mußte auf einem ganz gemeinen Strohſeſſel mitten unter die übrigen Frauen des Städtchens ſitzen, und ſoll ſich nicht wenig geärgert haben.

Während des herrlichen Spieles des Bürgermeiſters, während des Organiſten trefflicher Baßarie, ja ſogar während der Doctor auf dem Fagott phantaſirte, und alles den Athem anhielt und lauſchte, ließ der Neffe den Hund das Schnupftuch apportiren, oder ſchwazte ganz laut mit ſeinen Nachbarn, ſo daß jedermann, der ihn nicht kannte, über die abſonderlichen Sitten des jungen Herrn ſich wunderte.

Kein Wunder daher, daß alles ſehr begierig war, wie er ſein Duett vortragen würde; die zweite Abtheilung begann; die Stadtmuſikanten hatten etwas weniges aufgeſpielt, und nun trat der Bürgermeiſter mit ſeiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und ſprach: „Mosjöh! wäre es Ihnen jezt gefällig, das Duetto zu ſingen?“ Der junge Mann lachte, fletſchte mit den Zähnen, ſprang auf, und die beiden andern folgten ihm an das Notenpult, und die ganze Geſellſchaft war voll Erwartung. Der Organiſt ſchlug den Tact und winkte dem Neffen, anzufangen. Die-

ser schaute durch seine groſsen Brillengläser in die Noten und stieſs gräuliche, jämmerliche Töne aus. Der Organist aber schrie ihm zu: „zwei Töne tiefer, Wertheſter, C müſſen Sie ſingen, C!“

Statt aber C zu ſingen, zog der Neffe einen ſeiner Schuhe ab, und warf ihn dem Organiſten an den Kopf, daſs der Puder weit umherflog. Als dieſs der Bürgermeiſter ſah, dachte er: „ha! jezt hat er wieder ſeine körperlichen Zufälle,“ ſprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch ſchlimmer mit dem jungen Mann; er ſprach nicht mehr deutſch, ſondern eine ganz ſonderbare Sprache, die Niemand verſtand, und machte groſse Sprünge; der Bürgermeiſter war in Verzweiflung über dieſe unangenehme Störung, er faſste daher den Entſchluſs, dem jungen Mann, dem etwas ganz Beſonderes zugeſtoſsen ſeyn muſste, das Halstuch vollends abzulöſen. Aber kaum hatte er dieſs gethan, ſo blieb er vor Schrecken wie erſtarrt ſtehen; denn ſtatt menſchlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menſchen ein dunkelbraunes Fell, und alſobald ſezte derſelbe auch ſeine Sprünge noch höher und ſonderbarer fort, fuhr ſich mit den glacirten Handſchuhen in die Haare, zog dieſe ab, und, o Wunder! dieſe ſchönen Haare waren eine Perüque, die er dem Bürgermeiſter in's Geſicht

warf, und sein Kopf erschien jezt mit demselben braunen Fell bewachsen.

Er sezte über Tische und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette, und erschien wie ein Rasender. „Fangt ihn, fangt ihn," rief der Bürgermeister ganz ausser sich, „er ist von Sinnen, fangt ihn." Das war aber eine schwierige Sache; denn er hatte die Handschuhe abgezogen, und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten in's Gesicht fuhr und sie jämmerlich krazte. Endlich gelang es einem muthigen Jäger, seiner habhaft zu werden; er preßte ihm die langen Arme zusammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte, und mit heißerer Stimme lachte und schrie. Die Leute sammelten sich umher, und betrachteten den sonderbaren jungen Herrn, der jezt gar nicht mehr aussah wie ein Mensch; aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarschaft, der ein großes Naturalienkabinet und allerley ausgestopfte Thiere besaß, trat näher, betrachtete ihn genau, und rief dann voll Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen Sie nur dieß Thier in honette Gesellschaft, das ist ja ein Affe, der Homo Troglodytes Linnaei, ich gebe sogleich sechs Thaler für ihn, wenn Sie mir ihn ablassen, und bälge ihn aus für mein Cabinet."

Wer beschreibt das Erstaunen der Grünwieseler, als sie dieß hörten! „Was, ein Affe? ein Orangutang in unserer

Geſellſchaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe?" riefen ſie, und ſahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute ſeinen Ohren nicht, die Männer unterſuchten das Thier genauer, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe.

„Aber wie iſt dieß möglich!" rief die Frau Bürgermeiſterin, „hat er mir nicht oft ſeine Gedichte vorgeleſen? hat er nicht, wie ein anderer Menſch, bey mir zu Mittag geſpeißt?"

„Was?" eiferte die Frau Doctorin; „wie? hat er nicht oft und viel den Kaffe bey mir getrunken, und mit meinem Mann gelehrt geſprochen und geraucht?"

„Wie! iſt es möglich!" riefen die Männer; „hat er nicht mit uns am Felſenkeller Kugeln geſchoben und über Politik geſtritten, wie unſer einer?"

„Und wie?" klagten ſie Alle, „hat er nicht ſogar vorgetanzt auf unſern Bällen? Ein Affe! ein Affe? es iſt ein Wunder, es iſt Zauberei!"

„Ja, es iſt Zauberei und teufliſcher Spuck," ſagte der Bürgermeiſter, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeybrachte; „ſeht, in dieſem Tuch ſteckte der ganze Zauber, der ihn in unſern Augen liebenswürdig machte; da iſt ein breiter Streifen elaſtiſchen Pergaments, mit allerley wunder-

lichen Zeichen beſchrieben; ich glaube gar, es iſt lateiniſch; kann es niemand leſen?“

Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Affen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das Pergament und ſprach: „mit nichten! es ſind nur lateiniſche Buchſtaben, es heißt:

„Der . Affe . ſehr . poſſierlich . iſt .
„Zumal . wann . er . vom . Apfel . friſst.“

„Ja, ja, es iſt hölliſcher Betrug, eine Art von Zauberey,“ fuhr er fort, und es muß exemplariſch beſtraft werden.“

Der Bürgermeiſter wär derſelben Meinung, und machte ſich ſogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer ſeyn mußte, und ſechs Stadtſoldaten trugen den Affen; denn der Fremde ſollte ſogleich in's Verhör genommen werden.

Sie kamen, umgeben von einer ungeheuren Anzahl Menſchen, an das öde Haus; denn jedermann wollte ſehen, wie ſich die Sache weiter begeben würde. Man pochte an das Haus, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte ſich Niemand. Da ließ der Bürgermeiſter in ſeiner Wuth die Thüre einſchlagen, und begab ſich hierauf in die Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu ſehen, als allerley alter Hausrath; der fremde Mann war nicht zu finden. Auf ſeinem Arbeitstiſch aber lag ein großer verſiegelter Brief, an

den Bürgermeiſter überſchrieben, den dieſer auch ſogleich öffnete. Er las:

„Meine lieben Grünwieſeler!

Wenn ihr dieß leſet, bin ich nicht mehr in eurem Städtchen, und ihr werdet dann längſt erfahren haben, weß Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe iſt. Nehmet den Scherz, den ich mir mit euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für ſich leben will, nicht in eure Geſellſchaft zu nöthigen. Ich ſelbſt fühlte mich zu gut, um euer ewiges Klatſchen, um eure ſchlechten Sitten und euer lächerliches Weſen zu theilen. Darum erzog ich einen jungen Orangutang, den ihr, als meinen Stellvertreter, ſo lieb gewonnen habt. Lebet wohl und benüzet dieſe Lehre nach Kräften.“

Die Grünwieſeler ſchämten ſich nicht wenig vor dem ganzen Land; ihr Troſt war, daß dieß alles mit unnatürlichen Dingen zugegangen ſey. Am meiſten ſchämten ſich aber die jungen Leute in Grünwieſel, weil ſie die ſchlechten Gewohnheiten und Sitten des Affen nachgeahmt hatten. Sie ſtemmten von jezt an keinen Ellbogen mehr auf, ſie ſchaukelten nicht mit dem Seſſel, ſie ſchwiegen, bis ſie gefragt wurden, ſie legten die Brillen ab, und waren artig und geſittet wie zuvor; und wenn je einer wieder in ſolche ſchlechte, lächerliche Sitten verfiel, ſo ſagten die Grünwieſeler: „es iſt

ein Affe.“ Der Affe aber, welcher so lange die Rolle eines jungen Herrn gespielt hatte, wurde dem gelehrten Mann, der ein Naturalienkabinet besaß, überantwortet; dieser läßt ihn in seinem Hof umhergehen, füttert ihn, und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Es entstand ein Gelächter im Saal, als der Sclave geendet hatte, und auch die jungen Männer lachten mit. „Es muß doch sonderbare Leute geben unter diesen Franken, und wahrhaftig, da bin ich lieber beym Scheihk und Mufti in Alleſſandria, als in Gesellschaft des Oberpfarrers, des Bürgermeisters und ihrer thörigten Frauen in Grünwiesel!“

„Da hast du gewiß recht gesprochen;“ erwiederte der junge Kaufmann; „in Frankistan möchte ich nicht todt seyn. Die Franken sind ein rohes, wildes, barbarisches Volk, und für einen gebildeten Türken oder Perser müßte es schrecklich seyn, dort zu leben.“

„Das werdet ihr bald hören,“ versprach der Alte; „soviel mir der Sclavenaufseher sagte, wird der schöne, junge Mann dort Vieles von Frankistan erzählen; denn er war lange dort, und ist doch seiner Geburt nach ein Muselmann.“

„Wie, jener, der zulezt sizt in der Reihe? Wahrlich,

es ist eine Sünde, daß der Herr Scheihk diesen los giebt! Es ist der schönste Sclave im ganzen Land; schaut nur dieses muthige Gesicht, dieses kühne Auge, diese schöne Gestalt. Er kann ihm ja leichte Geschäfte geben; er kann ihn zum Fliegenwedeler machen, oder zum Pfeifenträger; es ist ein Spaß, ein solches Amt zu versehen, und wahrlich, ein solcher Sclave ist die Zierde von einem ganzen Haus. Und erst drei Tage hat er ihn, und giebt ihn weg? es ist Thorheit, es ist Sünde!"

„Tadelt ihn doch nicht, ihn, der weiser ist als ganz Egypten!" sprach der Alte mit Nachdruck; „sagte ich euch nicht schon, daß er ihn los läßt, weil er glaubt, den Segen Allahs dadurch zu verdienen. Ihr sagt, er ist schön und wohlgebildet, und ihr sprecht die Wahrheit! Aber der Sohn des Scheihk, den der Prophet in sein Vaterhaus zurückbringen möge, der Sohn des Scheihk war ein schöner Knabe, und muß jezt auch groß seyn und wohlgebildet. Soll er also das Gold sparen, und einen wohlfeilen, verwachsenen Sclaven hingeben in der Hoffnung, seinen Sohn dafür zu bekommen? Wer etwas thun will in der Welt, der thue es lieber gar nicht, oder — recht!"

„Und sehet, des Scheihks Augen sind immer auf diesen Sclaven geheftet; ich bemerkte es schon den ganzen Abend. Während der Erzählungen streifte oft sein Blick dorthin, und

verweilte auf den edeln Zügen des Freigelaſſenen. Es muß ihn doch ein wenig ſchmerzen, ihn frei zu geben.“

„Denke nicht alſo von dem Mann! meinſt du, tauſend Tomans ſchmerzen ihn, der jeden Tag das Dreifache einnimmt?“ ſagte der alte Mann; „aber wenn ſein Blick mit Kummer auf dem Jüngling weilt, ſo denkt er wohl an ſeinen Sohn, der in der Fremde ſchmachtet, er denkt wohl, ob dort vielleicht ein barmherziger Mann wohne, der ihn loskaufe und zurückſchicke zum Vater.“

„Ihr mögt Recht haben,“ erwiederte der junge Kaufmann, „und ich ſchäme mich, daß ich von den Leuten nur immer das Gemeinere und Unedle denke, während Ihr lieber eine ſchöne Geſinnung unterlegt. Und doch ſind die Menſchen in der Regel ſchlecht, habt Ihr dieß nicht auch gefunden, Alter?“

„Gerade weil ich dieß nicht gefunden habe, denke ich gerne gut von den Menſchen,“ antwortete dieſer; „es gieng mir gerade wie Euch; ich lebte ſo in den Tag hinein, hörte viel Schlimmes von den Menſchen, mußte ſelbſt an mir viel Schlechtes erfahren und fieng an, die Menſchen alle für ſchlechte Geſchöpfe zu halten. Doch, da fiel mir bey, daß Allah, der ſo gerecht iſt als weiſe, nicht dulden könnte, daß ein ſo verworfenes Geſchlecht auf dieſer ſchönen Erde hauſte. Ich dachte nach über das, was ich geſehen, was ich erlebt

hatte, und ſiehe — ich hatte nur das Böſe gezählt, und das Gute vergeſſen. Ich hatte nicht Acht gegeben, wenn einer eine Handlung der Barmherzigkeit übte, ich hatte es natürlich gefunden, wenn ganze Familien tugendhaft lebten und gerecht waren; ſo oft ich aber Böſes, Schlechtes hörte, hatte ich es wohl angemerkt in meinem Gedächtniß. Da fieng ich an, mit ganz anderen Augen um mich zu ſchauen; es freute mich, wenn ich das Gute nicht ſo ſparſam keimen ſah, wie ich Anfangs dachte, ich bemerkte das Böſe weniger, oder es fiel mir nicht ſo ſehr auf, und ſo lernte ich die Menſchen lieben, lernte Gutes von ihnen denken, und habe mich in langen Jahren ſeltener geirrt, wenn ich von einem Gutes ſprach, als wenn ich ihn für geitzig, oder gemein, oder gottlos hielt."

Der Alte wurde bey dieſen Worten von dem Aufſeher der Sclaven unterbrochen, der zu ihm trat und ſprach: „Mein Herr, der Scheihk von Aleſſandria, Ali-Bann, hat Euch mit Wohlgefallen in ſeinem Saale bemerkt und ladet Euch ein, zu ihm zu treten und Euch neben ihn zu ſetzen."

Die jungen Leute waren nicht wenig erſtaunt über die Ehre, die dem Alten wiederfahren ſollte, den ſie für einen Bettler gehalten, und als dieſer hingegangen war, ſich zu dem Scheihk zu ſetzen, hielten ſie den Sclavenaufſeher zurück, und der Schreiber fragte ihn: „Beym Bart des Propheten be-

ſchwöre ich dich, ſage uns, wer iſt dieſer alte Mann, mit dem wir ſprachen, und den der Scheihk alſo ehrt?“

„Wie!“ rief der Aufſeher der Sclaven, und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen; dieſen Mann kennet ihr nicht?“

„Nein, wir wiſſen nicht, wer er iſt.“

„Aber ich ſah euch doch ſchon einigemal mit ihm auf der Straße ſprechen, und mein Herr, der Scheihk, hat dieß auch bemerkt und erſt lezthin geſagt: „Das müſſen wackere junge Leute ſeyn, die dieſer Mann eines Geſpräches würdigt.“

„Aber ſo ſage doch, wer es iſt!“ rief der junge Kaufmann in höchſter Ungeduld.

„Gehet, ihr wollet mich nur zum Narren haben,“ antwortete der Sclavenaufſeher. „In dieſen Saal kommt ſonſt niemand, wer nicht ausdrücklich eingeladen iſt, und heute ließ der Alte dem Scheihk ſagen, er werde einige junge Männer in ſeinen Saal mitbringen, wenn es ihm nicht ungelegen ſey, und Ali-Bann ließ ihm ſagen, er habe über ſein Haus zu gebieten!“

„Laſſe uns nicht länger in Ungewißheit; ſo wahr ich lebe, ich weiß nicht, wer dieſer Mann iſt, wir lernten ihn zufällig kennen und ſprachen mit ihm.“

„Nun, dann dürfet ihr euch glücklich preißen; denn ihr habt mit einem gelehrten, berühmten Mann geſprochen, und

alle Anweſenden ehren und bewundern euch deſshalb; es iſt Niemand anderes, als Muſtapha, der gelehrte Derwiſch.“

„Muſtapha! der weiſe Muſtapha, der den Sohn des Scheihk erzogen hat? Der viele gelehrte Bücher ſchrieb, der groſse Reiſen machte in alle Welttheile! mit Muſtapha haben wir geſprochen? Und geſprochen, als wär' er unſer einer, ſo ganz ohne alle Ehrerbietung?“ So ſprachen die jungen Männer untereinander, und waren ſehr beſchämt; denn der Derwiſch Muſtapha galt damals für den weiſeſten und gelehrteſten Mann im ganzen Morgenland.

„Tröſtet euch darüber,“ antwortete der Sclavenaufſeher, „ſeyd froh, daſs ihr ihn nicht kanntet; er kann es nicht leiden, wenn man ihn lobt, und hättet ihr ihn ein einzigesmal die Sonne der Gelehrſamkeit oder das Geſtirn der Weisheit genannt, wie es gebräuchlich iſt bey Männern dieſer Art, er hätte euch von Stund an verlaſſen. Doch, ich muſs jezt zurück zu den Leuten, die heute erzählen. Der, der jezt kommt, iſt tief hinten in Frankiſtan gebürtig, wollen ſehen, was er weiſs.“

So ſprach der Sclavenaufſeher; der aber, an welchen jezt die Reihe zu erzählen kam, ſtand auf und ſprach:

Das Feſt der Unterirdiſchen.

(Norwegiſches Mährchen nach mündlicher Ueberlieferung).

Herr! ich bin aus einem Lande, das weit gegen Mitternacht liegt, Norwegen genannt; wo die Sonne nicht, wie in deinem geſegneten Vaterlande, Feigen und Citronen kocht; wo ſie nur wenige Monde über die grüne Erde ſcheint, und ihr im Flug ſparſame Blüthen und Früchte entlockt. Du ſollſt, wenn es dir angenehm iſt, ein Paar Mährchen hören, wie man ſie bey uns in den warmen Stuben erzählt, wenn das Nordlicht über die Schneefelder flimmert.

In Norwegen, nicht weit von der Stadt Drontheim, wohnte ein mächtiger Mann, der mit Glücksgütern aller Art geſegnet war. Ein Theil der Umgegend war ſein Eigenthum, zahlloſe Heerden weideten auf ſeinen Fluren, und ein großes Gefolge und eine Menge Diener zierten ſeinen Hof. Er hatte eine einzige Tochter, die Aslaug hieß, von deren Schönheit der Ruf weit und breit gieng. Die vornehmſten Männer des Landes kamen und warben um ihre Hand; aber keiner war glücklich in ſeinen Bewerbungen; wer voll Vertrau'n und Luſt eingezogen war, ritt ſtill und traurig wieder

fort. Ihr Vater, welcher glaubte, sie wähle so lange, um den Besten herauszuwählen, ließ sie gewähren und freute sich ihrer Klugheit; doch, als endlich die Reichsten und Vornehmsten, vergeblich, wie die Andern, ihr Glück versucht hatten, so gerieth er in Zorn, rief seine Tochter und sprach: „bis dahin habe ich dir freie Wahl gelassen, aber da ich sehe, daß du jeden ohne Unterschied abweisest, und der beste Freier dir noch nicht gut genug däucht, so will ich nicht länger Nachsicht mit dir haben. Soll mein Geschlecht aussterben, und mein Erbe in fremde Hände fallen? Ich will deinen Sinn brechen! Bis zum Feste der großen Winternacht gestatte ich dir Frist, hast du dann nicht gewählt, so will ich dich schon zwingen, dem deine Hand zu reichen, den ich dir bestimme.“

Aslaug liebte einen Jüngling, der Orm hieß, und eben so schön, als tapfer und edel war. Sie liebte ihn mit ganzer Seele, und wollte lieber sterben, als einem Andern ihre Hand reichen. Weil aber seine Armuth ihn nöthigte, an dem Hofe ihres Vaters zu dienen, so mußte sie ihre Neigung geheim halten; denn ihr Vater war zu stolz auf Macht und Reichthum, als daß er seine Einwilligung zu einer Verbindung mit einem so unbemittelten Manne gegeben hätte.

Als Aslaug sein finsteres Antlitz sah und seine zornigen Worte vernahm, ward sie leichenblaß; denn sie kannte seine Sinnesart und zweifelte nicht, daß er seine Drohungen er-

füllen werde. Ohne ein Wort zu erwiedern, gieng sie zurück in ihre stille Kammer, sann und sann, wie sie das dunkle Wetter, das über sie herzog, abwenden könnte, aber sie sann vergeblich. Das große Fest rückte immer näher, und mit jedem Tage wuchs ihre Angst.

Endlich entschloßen sie sich zur Flucht. „Ich kenne einen sichern Ort," sagte Orm, „wo wir unentdeckt so lange verweilen können, bis wir Gelegenheit finden, das Land zu verlassen." In der Nacht, als Alles eingeschlafen war, führte Orm die zitternde Aslaug über Schnee- und Eisfelder hinaus in das Gebirge. Der Mond leuchtete ihnen auf dem Weg und die Sterne, die in der kalten Winternacht noch glänzender funkelten. Sie hatten ein Paar Kleidungsstücke und Thierfelle unter den Armen, mehr konnten sie nicht tragen. Sie stiegen die ganze Nacht, bis sie zu einem einsamen, von hohen Felsenblöcken eingeschlossenen, Platz gelangten. Hier leitete Orm die müde Aslaug zu einer Höhle, deren Eingang kaum bemerkbar, eng und niedrig war, die sich aber bald zu einer großen, tief in den Berg hineinreichenden Halle erweiterte. Er zündete Feuer an, und auf den Thierfellen ruhend, saßen sie in der tiefsten Einsamkeit, fern von aller Welt.

Orm hatte diese Höhle, die man noch heutzutage zeigt, zuerst entdeckt, und da Niemand davon wußte, so waren sie

vor den Nachforschungen ihres Vaters völlig gesichert. Sie brachten den ganzen Winter in dieser Abgeschiedenheit zu. Orm gieng auf die Jagd, und Aslaug saß daheim in der Höhle, unterhielt das Feuer und bereitete die nöthige Speise. Manchmal stieg sie auf die Felsenspitzen, aber ihr Auge schweifte, so weit es reichen konnte, nur über glänzende Schneefelder.

Der Frühling brach an, der Wald ward grün, die Wiesen färbten sich, und Aslaug durfte nur selten und vorsichtig die Höhle verlassen. Eines Abends kam Orm mit der Nachricht, daß er die Diener ihres Vaters in der Ferne erkannt habe und er ihren Augen, ohne Zweifel eben so scharf, als die Seinigen, schwerlich unbemerkt geblieben sey. „Sie werden diese Gegend umringen," sagte er, „und nicht ruhen, bis sie uns gefunden haben, ohne Zaudern müssen wir unsern Zufluchtsort verlassen." Sie stiegen an der andern Seite des Gebirgs hinab und erreichten den Strand, wo sie glücklicherweise ein Boot fanden. Orm stieß ab und das Schiff trieb in das offene Meer. Sie waren den Verfolgern entronnen, aber anderm Unglück preis gegeben. Wo sollten sie sich hinwenden? Landen durften sie nirgends; denn überall war Aslaugs Vater Herr der Küste, und sie wären unfehlbar in seine Hände gefallen. Es blieb nichts übrig, als das Schiff den Winden und Wellen zu überlassen. Sie trieben

die ganze Nacht fort. Wie der Tag anbrach, war die Küste verschwunden, sie sahen nichts, als den Himmel oben, das Meer unten, und die auf- und absteigenden Wellen. Sie hatten keinen Bissen Nahrung mitgenommen, und Hunger und Durst fiengen an, sie zu quälen. Drei Tage schwebten sie in dieser Noth, und Aslaugs Ermattung war so gr. ß, daß sie den gewissen Tod vor sich zu sehen glaubte.

Am Abend des dritten Tages entdeckten sie endlich eine Insel von ziemlicher Größe, sie war von einer Anzahl kleiner umringt. Orm steuerte sogleich darauf hin, doch, als er ziemlich nahe gekommen war, erhob sich plötzlich ein heftiger Sturmwind und die Wellen wälzten sich immer höher entgegen. Er kehrte um in der Absicht, von einer andern Seite sich zu nähern, aber es gelang nicht besser, sein Schiff wurde, so oft es herankam, wie von einer unsichtbaren Gewalt zurückgeschleudert. „Herr Gott!“ rief er, und segnete sich und blickte auf die arme Aslaug, die vor seinen Augen zu verschmachten schien. Kaum aber war der Ausruf über seine Lippen gekommen, so hörte der Sturm auf, die Wellen legten sich, und das Schiff landete ungehindert. Orm sprang an's Ufer und einige Muscheln, die er auf dem Strand suchte, stärkten und erquickten die arme Aslaug, so daß sie bald im Stande war, das Boot zu verlassen.

Die Insel war mit niedrigem Buschwerk bewachsen und

schien unbewohnt, doch, als sie bis gegen die Mitte gekommen waren, entdeckten sie ein Haus, das nur halb über die Erde emporragte, und halb unter der Erde zu stehen schien. In der Hoffnung, Menschen und Beistand zu finden, giengen sie näher. Sie horchten, ob sie einen Laut vernähmen, aber es herrschte das vollkommenste Schweigen. Orm öffnete endlich die Thüre und sie traten ein, aber wie erstaunten sie, als sie alles zum Bewohnen völlig eingerichtet sahen, gleichwohl aber kein lebendes Wesen erblickten. Das Feuer brannte auf dem Heerde, mitten in der Stube, und ein Kessel mit Fischen hieng daran, der nur darauf zu warten schien, abgehoben und verzehrt zu werden. Die Bette waren gemacht und bereit, die Ermüdeten zu empfangen. Orm und Aslaug blieben eine Zeitlang zweifelhaft und mit einer gewissen Scheu stehen, doch, zulezt vom Hunger überwältigt, holten sie die Speise herbei, und als sie sich gesättigt hatten, und in den lezten über die Insel hinstreifenden Abendstrahlen weit und breit kein menschliches Wesen zu erblicken war, gaben sie ihrer Müdigkeit nach, und legten sich in die lang entbehrten Betten.

Sie hatten geglaubt, in der Nacht von den heimkehrenden Eigenthümern geweckt zu werden, doch, ihre Erwartung gieng nicht in Erfüllung; sie schliefen ungestört, bis ihnen die Morgensonne in die Augen leuchtete. Auch in der Folge

zeigte sich Niemand und es schien, als habe eine unsichtbare Macht das Haus im Voraus für sie in Stand gesezt. Sie verlebten den ganzen Sommer in vollkommener Glückseligkeit, zwar einsam, doch ohne die Menschen zu vermissen; sie hatten alles, was sie bedurften, die Eier der wilden Vögel und der Fischfang gewährten überflüssige Nahrung.

Im Herbst gebar Aslaug einen schönen Knaben. Mitten in der Freude über sein Daseyn wurden sie durch eine wunderbare Erscheinung überrascht. Die Thüre öffnete sich plötzlich und eine alte Frau trat herein. Sie hatte ein schönes, blaues Kleid an; etwas stolzes, aber auch etwas seltsames und befremdendes lag in ihrem Wesen. „Erschreckt Euch nicht," sagte sie, „daß ich so unerwartet bey Euch erscheine, ich bin die Eigenthümerin dieses Hauses und danke Euch, daß Ihr es so reinlich und wohl gehalten habt, und ich alles in solcher Ordnung bey Euch finde. Gerne wäre ich früher gekommen, aber es war nicht eher möglich, als bis dieser kleine Heide (dabey deutete sie auf das neugeborne Kind) zugegen war. Jezt habe ich freien Zugang. Nur holt keinen Priester von dem festen Lande, der es tauft, sonst muß ich wieder fort. Wollt Ihr Euch aber in diesem Stück nach meinem Willen bequemen, so dürft Ihr nicht bloß ferner hier wohnen bleiben, sondern ich will Euch so viel Gutes thun, als Ihr nur immer wünschen könnt. Was Ihr anfangt, soll

gelingen, ja, das Glück Euch beständig auf den Ferſen folgen. Erfüllt Ihr aber jene Bedingung nicht, ſo ſeyd gewiß, daß Böſes auf Böſes bey Euch einkehren ſoll, ſelbſt an dieſem Kinde werde ich mich noch rächen. Bedürft Ihr etwas, oder ſeyd Ihr in Gefahr, ſo nennt dreimal meinen Namen und ich will gleich erſcheinen und Euch Beiſtand leiſten. Ich bin aus dem Geſchlecht der alten Rieſen und heiße Guru. Hütet Euch aber, in meiner Gegenwart den Namen deſſen zu nennen, den kein Rieſe hören darf, und wagt es nicht, das Zeichen des Kreuzes zu machen, oder es in einen Balken oder ein Brett im Hauſe einzuſchneiden. Ihr könnt dieſes Haus das ganze Jahr über bewohnen, nur ſeyd ſo gut, und räumt es mir am Juleabend, wenn die Sonne am tiefſten ſteht, weil wir dann unſer großes Feſt feyern, und weil dieß die einzige Zeit iſt, wo man uns vergönnt, luſtig zu ſeyn; wenigſtens, wenn Ihr nicht gerne hinausgehen wollt, haltet Euch den ganzen Tag auf dem Boden ſo ruhig als möglich, ſchaut auch, ſo lieb Euch das Leben iſt, nicht in die Stube herab, bis Mitternacht vorüber iſt. Hernach mögt Ihr von Allem wieder Beſitz nehmen.“

Als die Alte dieß geſagt hatte, verſchwand ſie. Aslaug und Orm, beruhigt über ihre Lage, lebten ohne eine Störung vergnügt und heiter. Orm warf das Netz nicht aus, ohne einen reichlichen Zug zu thun, er ſchickte keinen Pfeil vom Bo-

gen, der nicht ſicher traf, kurz, was ſie unternahmen, auch das Geringſte, hatte ein ſichtbares Gedeihen. Als Weihnachten herbeikam, reinigten ſie das Haus aufs Beſte, ſtellten Alles in Ordnung, zündeten Feuer auf dem Heerde an, und ſtiegen bey herannahender Dämmerung auf den Boden, wo ſie ſich ſtill verhielten. Als es dunkel geworden war, glaubten ſie ein tönendes Ziſchen und Wiehern in der Luft zu hören, wie es Schwäne in der Winterzeit von ſich zu geben pflegen. Ueber dem Heerd, in dem Dach, war eine Lücke, die geöffnet und geſchloſſen werden konnte, theils um den Tag von oben einzulaſſen, theils um einen Zug für den Rauch zu erhalten. Orm hob den mit einer Haut überzogenen Deckel in die Höhe und ſtreckte den Kopf hinaus. Welch ein wunderbarer Anblick bot ſich ſeinen Augen dar! Die kleinen Inſeln umher leuchteten ſämmtlich, es waren unzählige blaue Lichtchen, die ſich unruhig bewegten, auf- und abſprangen, dann nach dem Geſtade hüpften, ſich ſammelten, und der großen Inſel, wo Orm und Aslaug wohnten, immer näher kamen. Endlich langten ſie an und ordneten ſich in einen Kreis um einen großen Stein, der nicht weit vom Ufer ſtand, und den Orm ſehr wohl kannte. Wie erſtaunte er aber, als er ſah, daß der Stein itzt völlig die Geſtalt eines Menſchen, wenn gleich eines ungeheuern und rieſenhaften, angenommen hatte. Er konnte deutlich unterſcheiden, daß die blauen Lichtchen von

kleinen Zwergen getragen wurden, welche ihre bleichen, erdfarbigen Gesichter mit gewaltigen Nasen und rothen Augen und sonst noch durch Vogelschnäbel oder Eulenaugen entstellt, auf unförmlichen Leibern trugen, hin- und herwackelten, beides, lustig und verdrießlich zu seyn schienen. Plötzlich öffnete sich der Kreis, die Kleinen wichen nach beiden Seiten zurück und Guru, nur größer und von Gestalt eben so ungeheuer als jener Stein, kam mit mächtigen Riesenschritten heran. Sie schlang beide Arme um das steinerne Bild, welches sogleich anfieng, Leben und Bewegung zu erhalten. So wie die erste Regung sich zeigte, begannen die Kleinen unter wunderlichen Sprüngen und Geberden einen Gesang, oder, um es recht zu sagen, ein Heulen, das auf der ganzen Insel wiederhallte, und vor dem sie zu erbeben schien. Orm zog bestürzt den Kopf zurück, und er und Aslaug verhielten sich in der Dunkelheit so still, daß sie kaum zu athmen wagten.

Der Zug bewegte sich nach dem Hause, das konnte man deutlich an dem herannahenden Geschrei merken. Jezt waren sie eingezogen, die Zwerge sprangen leicht und behend auf den Bänken herum, und schwer und mächtig klangen dazwischen die Tritte der Riesen. Man hörte den Tisch decken, die Schüsseln klappern und das Geschrei der Lust, womit die Mahlzeit gefeiert wurde. Als sie beendigt war und es auf Mitternacht zugieng, begann ein Tanz zu jenem entzücken-

den, geiſtverwirrenden Elfenlied, das Menſchen dann und wann in Felſenſchlünden gehört und den Unterirdiſchen abgelauſcht haben. Indem Aslaug dieſen Geſang vernahm, empfand ſie eine unwiderſtehliche Begierde, den Tanz mit anzuſehen, und Orm war nicht im Stande, ſie zurückzuhalten. „Laß mich ſchauen," ſagte ſie, „ſonſt zerſpringt mir das Herz." Sie nahm ihr Kind und ſezte ſich an das äußerſte Ende des Bodens, wo ſie Alles überſehen konnte, ohne daß jemand ſie bemerkte. Lange und mit unverwandten Augen ſah ſie dem Tanze zu, den wunderbaren und kühnen Sprüngen der kleinen Geſchöpfe, die in der Luft zu ſchweben, die Erde gar nicht zu berühren ſchienen, während die entzückende Melodie der Elfen ihre Seele erfüllte. Das Kind indeſſen, das in ihren Armen lag, ward ſchläfrig und holte tief Athem, und ohne an das zu denken, was ſie der Alten verſprochen, machte ſie, wie man pflegt, das Zeichen des Kreuzes über den Mund des Knaben und ſprach: „Chriſt ſegne dich, mein Kind!"

In demſelben Augenblick, wo ſie das Wort ausgeſprochen hatte, erhob ſich ein entſetzlicher, durchdringender Schrei. Die Geiſter ſtürzten Hals über Kopf in furchtbarem Gedränge zur Thüre hinaus, ihre Lichtchen erloſchen, und in wenig Minuten war das ganze Haus von ihnen verlaſſen und wie verödet. Orm und Aslaug, heftig erſchrocken, bargen ſich in dem heimlichſten Winkel des Hauſes. Erſt bey Tagesanbruch wag-

ten sie sich hervor, und als die Sonne durch die Lücke im Dach auf den Heerd herabschien, hatten sie Muth genug, vom Boden herabzusteigen.

Noch stand der Tisch gedeckt, so wie ihn die Unterirdischen gelassen hatten, und ihr Geschirr darauf, von Silber und auf das zierlichste gearbeitet. Mitten auf dem Boden ein mächtiger, kupferner Kessel, halb mit süßem Methe angefüllt, zur Seite ein Trinkhorn aus reinem Golde. In dem Winkel lehnte an der Wand ein besaitetes Instrument, einem Hackbrett nicht unähnlich, welches Riesenweiber, wie man glaubt, zu spielen pflegen. Sie starrten Alles mit Verwunderung an, ohne daß sie sich getraut hätten, etwas davon anzurühren; in das höchste Erstaunen aber geriethen sie, als sie sich umwendend eine große Gestalt oben an dem Tische sitzen sahen, Orm erkannte sogleich den Riesen, welchen Guru in der Nacht durch ihre Umarmung belebt hatte. Jezt war er harter und kalter Stein. Während sie davor standen, trat sie selbst in Riesengestalt zur Stube herein. Sie weinte so heftig, daß ihre Thränen auf die Erde herabrieselten. Vor Schluchzen konnte sie lang kein Wort hervorbringen, endlich sprach sie: „Großes Leid habt Ihr mir zugefügt, und ich muß weinen, so lange ich lebe; doch, da ich weiß, daß Ihr es nicht aus bösem Willen gethan habt, so will ich Euch verzeihen, obgleich es mir eine Kleinigkeit wäre, das ganze Haus über

Euch wie eine Eierschaale zusammenzudrücken. Weh!" rief sie, „mein Hausherr, den ich mehr liebe, als mich selbst, dort sizt er, auf immer erstarrt, niemals wird er seine Augen wieder aufschlagen! Dreihundert Jahre lebte ich bey meinem Vater auf der Insel Kunnan, glücklich in unschuldiger Jugend, als die schönste unter den Riesenjungfrauen. Mächtige Freier bewarben sich um mich, noch steht das Meer rings um jene Insel voll von großen Felsenstücken, welche sie im Zweikampf gegen einander schleuderten. Andfind trug den Sieg davon, und ich verlobte mich mit ihm. Doch, als ich noch Braut war, da kam der abscheuliche Odin in's Land, überwältigte meinen Vater und vertrieb uns alle von der Insel. Vater und Schwestern flüchteten in das Gebirge, und seitdem hat sie mein Auge nicht wieder erblickt. Ich und Andfind wir retteten uns hierher auf diese Insel, wo wir lange Zeit in Ruhe und Frieden lebten, und nie gestört zu werden glaubten. Aber das Schicksal, dem Niemand entgeht, hatte es anders beschlossen. Oluf kam von Britannien. Sie nannten ihn den heiligen, und Andfind besorgte gleich, seine Fahrt werde den Riesen unheilbringend seyn. Als er hörte, wie Olufs Schiff durch die Wellen heransauste, gieng er hinab an den Strand, und blies aus allen Kräften das Meer ihm entgegen und es stürmte heftig, daß die Wellen wie Berge sich erhoben. Aber Oluf war noch mächtiger, sein Schiff

flog unaufhaltsam durch die Wogen, nicht anders als ein Pfeil, der, vom Bogen abgeschossen, dahinfährt. Es steuerte gerade auf unsere Insel, als es so nah war, daß Andfind es mit Händen zu erreichen glaubte, griff er mit der Rechten in den Vordertheil und wollte es hinab in den Grund ziehen, wie er oft mit andern Schiffen gethan hatte. Doch Oluf, der entsezliche Oluf, trat hervor und, die Hände kreuzweis über einandergeschlagen, rief er mit lauter Stimme: „steh' da als ein Stein bis zum jüngsten Tag!" und in demselben Augenblick war der arme Andfind in harten Kiesel verwandelt. Ungehindert segelte das Schiff weiter und gerade auf den Berg los, den es durchschnitt, und von dem es die kleine Insel abtrennte, die draußen liegt. Seitdem war mein Glück vernichtet, einsam und traurig habe ich meine Jahre verlebt. Nur in der Julenacht können versteinerte Riesen auf sieben Stunden das Leben zurückerhalten, wenn jemand aus ihrem Geschlecht sie umarmt, und zugleich hundert Jahre von dem eigenen Leben aufzuopfern bereit ist. Doch, das thut selten ein Riese. Ich liebte meinen Hausherrn zu sehr, als daß ich nicht gerne jedesmal, wo ich es konnte, um den höchsten Preis ihn ins Leben zurückgerufen hätte, und ich wollte niemals nachzählen, wie oft ich es gethan, damit ich nicht wüßte, wann die Zeit käme, wo ich selbst zu Stein werden, und in dem Augenblick, wo ich die Arme um ihn schlänge,

mit ihm zusammenwachsen würde. Doch, auch dieser Trost ist mir genommen! ich kann ihn mit keiner Umarmung mehr aufwecken, nachdem er den Namen gehört hat, den ich nicht nennen darf, und er wird das Licht nicht wieder schauen, bis am jüngsten Tag."

„Ich gehe nun fort, Ihr werdet mich niemals wiedersehen. Was in dem Hause hier ist, alles schenke ich Euch, nur mein Saitenbrett will ich behalten, weil es Andfind mir gegeben hat. Aber daß Niemand es wage, auf den kleinen Inseln, die rings umherliegen, seinen Wohnsitz aufzuschlagen! Dort wohnen die kleinen Unterirdischen, die Ihr bey dem Feste gesehen habt, und die will ich beschützen, so lange ich lebe."

Mit diesen Worten verschwand Guru. Im nächsten Frühjahr fuhr Orm mit dem goldnen Horn und dem Silberwerk nach Drontheim, wo ihn Niemand kannte, der Werth des edlen Metalls war so groß, daß er sich Alles ankaufen konnte, was ein wohlhabender Mann bedarf, und damit beladen kehrte sein Schiff nach der Insel zurück, wo er lange Jahre in ungestörtem Glück zubrachte. Aslaugs Vater versöhnte sich bald mit dem reichen Schwiegersohn.

Das steinerne Bild blieb in dem Hause sitzen, keine menschliche Kraft war im Stande es zu bewegen, und der Stein selbst so hart, daß Hammer und Axt absprangen, ohne

es im Geringsten zu verletzen. Der Riese saß da so lange, bis ein heiliger Mann auf die Insel kam, der durch ein einziges Wort ihn wieder an den Platz zurücksezte, wo er früher gestanden hatte, und wo er noch jezt steht. Der kupferne Kessel, den die Unterirdischen zurückließen, wird als ein Andenken auf der Insel aufbewahrt, welche den Namen Hausinsel bis auf den heutigen Tag führt.

Schneeweischen und Rosenroth.

Eine arme Wittwe, die lebte in einem kleinen Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen, wovon das eine weiße, das andere rothe Rosen trug, und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenroth. Sie waren aber so fromm und so gut, so arbeitsam und unverdrossen, als noch jemals zwei Kinder auf der Welt gewesen sind, Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenroth, das sprang lieber in den Wiesen und Feldern nach den Blumen und Sommervögeln, während Schneeweißchen daheim bey der Mutter saß, ihr vorlas oder im Hauswesen half. Sie hatten aber einander doch so lieb, daß, wenn sie zusammen giengen, sie sich an den Händen faßten und sagten: „wir wollen uns niemals verlassen;“ und die Mutter sprach dann: „was das eine hat, soll's mit dem andern theilen!“ Oft waren sie allein im Wald, wenn sie rothe Beeren sammelten, aber kein Thier that ihnen etwas zu Leid, sondern waren ganz vertraulich mit ihnen; manches Häschen nahm ein Kohlblatt aus ihren Händen, das sie ihm mitgebracht hatten, und manches Rehkälbchen kam, und wollte bey

ihnen grasen. Kein Unfall betraf sie, und wenn sie sich verspäteten und die Nacht sie überfiel, so faßten sie sich einander an und schliefen, bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte keine Sorge um sie. Einmal, als sie so im Wald erwachten, sahen sie ein fremdes, schönes Kind, schneeweiß gekleidet, das sich vor sie hingesezt hatte, damit sie in der Dunkelheit keinen Schritt weiter gegangen wären, weil sie sonst in einen Abgrund hinabgefallen wären. Es stand auf, sah sie freundlich an, sprach aber nicht und gieng in den Wald hinein. Die Mutter sagte ihnen, das wäre der Engel gewesen, der für sie wache.

Sie hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war anzusehen. Im Sommer besorgte Rosenroth das Haus, und alle Morgen, wenn die Mutter aufwachte, stand ein schöner Blumenstrauß vor dem Bett, und von jedem Bäumchen eine Rose. War es Winter, so zündete Schneeweißchen das Feuer am Heerd, und hieng den Kessel an den Feuerhacken, und der Kessel war von Messing, aber so rein, daß er wie Gold glänzte. Abends, wann die Flocken fielen, sagte die Mutter: „geh hin, Schneeweißchen, und schieb den Riegel vor," und dann sezten sie sich an den Heerd, die Mutter nahm die Brille und las aus einem grossen Buch vor, und die beyden Mädchen spannen und nähten, ein Lämmchen lag neben ihnen auf dem Boden, und

hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen, und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt.

Nun trug es sich zu eines Abends, als sie beysammen saßen, daß jemand an die Thüre klopfte, als wollte er eingelassen seyn. Die Mutter sprach: „Mach' auf, Rosenroth, es wird ein Wanderer seyn, der Obdach sucht." Rosenroth gieng und schob den Riegel weg, aber es war kein Mensch, der eintrat, sondern ein schwarzer Bär streckte seinen dicken Kopf zur Thüre herein. Rosenroth schrie laut und sprang zurück, das Lämmchen blöckte, das Täubchen flatterte auf, und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Aber der Bär fieng an zu sprechen und sagte: „Fürchtet Euch nicht, ich thue Euch nichts zu Leid, ich will mich nur ein wenig an Eurem Feuer wärmen." „So leg' dich nur dahin," antwortete die Mutter und rief die Kinder und sprach: „Schneeweißchen! Rosenroth! kommt nur her, der Bär thut euch nichts, er meint's ehrlich." Da kamen die Kinder herbey, und das Lämmchen und das Täubchen verloren auch die Furcht und näherten sich. Nach einem Weilchen sagte der Bär: „seyd doch so gut, ihr Kinder, und klopft mir den Schnee ein wenig aus meinem Pelzwerk heraus. Sie holten den Besen und kehrten den Bär ab, der streckte sich hin und brummte ganz vergnügt. Sie wurden endlich ganz vertraulich, zausten ihm sein Fell mit den Händen,

oder ſezten ihre kleine Füßchen auf ihn und walgerten ihn hin und her, oder holten eine Gerte und ſchlugen damit auf ihn los. Der Bär ließ ſich alles gefallen, nur, wenn ſie's gar zu arg machten, rief er: „Laßt mich nur am Leben,

Schneeweißchen! Roſenroth!
Schlägſt dir den Freier todt!"

Als Schlafenszeit war und die andern zu Bett giengen, ſagte die Mutter zum Bär: „du kannſt in Gottes Namen da am Heerd liegen bleiben, ſo biſt du vor dem Wetter geſchüzt." Am andern Morgen, als es Tag war, ließen ihn die Kinder wieder hinaus, und er trabte über den Schnee fort in den Wald. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der beſtimmten Stunde, und legte ſich an den Heerd, und ſie waren ſo gewohnt an ihn, daß die Thüre Abends nicht eher zugeriegelt wurde, als bis der ſchwarze Gaſt angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, ſagte der Bär eines Morgens: „nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wieder kommen." Sprach Schneeweißchen: „wo gehſt du hin?" „Ich muß in den Wald, und meine Schätze vor den Zwergen hüten, im Winter, wenn die Erde hart gefroren iſt, da müſſen ſie unten bleiben und können nicht durchbrechen, aber jezt ſteigen ſie heraus, ſuchen und ſtehlen, und was ſie einmal in ihre

Höhlen getragen haben, das kommt so leicht nicht wieder an den Tag.“ Da öffnete ihm Schneeweißchen die Thüre, und als der Bär sich hinausdrängte, blieb er an einem Thürhacken hängen, und ein Stück von seiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen, aber es wußte es nicht recht, weil der Bär eilig fortgelaufen war.

Nach einiger Zeit sagte die Mutter: „geht, Kinder, und sammelt Reisig, unser Vorrath ist bald zu Ende. Als sie draußen im Wald waren, sahen sie einen großen Baum, der gefällt auf der Erde lag, und an dem Stamm, zwischen dem Gras, sprang etwas auf und ab, sie konnten aber nicht unterscheiden, was es war. Sie giengen näher herzu und sahen einen Zwerg mit einem alten und verwelkten Gesicht und einem Bart, der ellenlang und schneeweiß war. Aber das Ende des Barts war in eine Spalte des Baumstammes eingeklemmt und der Kleine sprang hin und her, wie ein Hündchen an einem Riemen, und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er glotzte die Mädchen mit seinen rothen, feurigen Augen an und rief: „Was steht ihr da, könnt ihr nicht herbeygehen und mir Beistand leisten!“ „Was hast du denn angefangen, du kleines Männchen?“ fragte Rosenroth. „Neugierige Geschöpfe!“ antwortete der Zwerg, „den Baum da habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz zum Kochen zu haben, bey

einem dicken Klotz verbrennt gleich das Bischen Speise, das unser einer braucht. Ich hatte einen Keil hineingetrieben, aber das verwünschte Stück Holz muß zu glatt gewesen seyn, er sprang wieder heraus, und da fuhr der Baum wie der Blitz zusammen, und ich konnte nicht geschwind wieder zurück, da ist das Ende von meinem schönen, weißen Bart stecken geblieben. Ihr habt gut lachen mit euren albernen, glatten Milchgesichtern, pfui! wie garstig seyd ihr!" Die Kinder zogen an dem Bart, aber umsonst, er steckte zu fest. „Ich will laufen und Leute holen," sagte Rosenroth. „Ei was," schnarrte der Zwerg, wer wird gleich Leute herbeyrufen, das wäre mir gelegen, dumme Gänse! wißt ihr keinen bessern Rath!" „Warte," sprach Schneeweißchen, „ich will dir helfen," holte seine Scheere aus der Tasche und schnitt das Ende des Barts ab. Als der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack Gold, der unter dem Baum lag, brummte dabey: „ungeschlachtes Volk! schneidet mir ein Stück von dem prächtigen Bart ab, lohn's euch der Guckuck!" schwang den Sack auf seinen Rücken und gieng fort, ohne zu den Kindern ein Wort Dank zu sagen, oder sie nur einmal noch anzusehen.

Ein andermal wollten Schneeweißchen und Rosenroth ein Paar Fische zum Abendessen mit der Angel fangen. Als sie sich dem Bache näherten, sahen sie, daß etwas, wie eine Heuschrecke, in großen Sprüngen nach dem Wasser zu hüpfte, als

wollte es hinein. Sie liefen herzu und erkannten den Zwerg. „Was haſt du vor?“ fragte Roſenroth. „Seht Ihr's denn nicht? der verwünſchte Fiſch zieht mich in's Waſſer.“ Der Kleine hatte geangelt und der Wind ſeinen Bart mit der Angelſchnur verflochten, nun hatte unglücklicher Weiſe ein großer Fiſch angebiſſen, und der Zwerg war nicht mächtig genug, ihn herauszuziehen, ſondern der Fiſch behielt die Oberhand und zog den Zwerg zu ſich. Zwar hielt ſich dieſer an allen Halmen und Binſen feſt, aber es half nicht, er mußte dem Fiſch folgen, und einen Sprung nach dem andern machen. Die guten Kinder kamen noch zu rechter Zeit und hielten den Kleinen feſt; denn ein wenig ſpäter, ſo lag er im Waſſer und es war um ihn geſchehen. Sie verſuchten den Bart von der Angelſchnur frei zu machen, aber es war nicht möglich, ſo ſehr waren beide in einander verwirrt. Es blieb nichts anderes übrig, als daß ſie die Scheere wieder hervor holten, und den Bart abſchnitten, dabey gieng aber ein kleiner Theil deſſelben verloren. Als der Zwerg das ſah, ſchrie er ſie an: „Ihr Lorche, iſt das Manier, einem das Geſicht zu ſchänden, erſt habt Ihr mir den Bart unten abgeſtuzt, jezt ſchneidet ihr den ſchönſten Theil davon weg; ich darf mich ja vor den Meinigen nicht ſehen laſſen! ſo wollt' ich, daß ihr laufen müßtet, und die Schuhſohlen verloren hättet!“ Dann griff er nach einem Sack Perlen, der da im Schilfe lag und ſtillſchweigens, ohne weiter ein

Wort zu ſagen, ſchleppte er ihn fort und verſchwand hinter einem Stein.

Abermals, nicht lange darnach, ſchickte die Mutter die beiden Kinder nach der Stadt, ſie ſollten Zwirn und Nadeln, Schnüre und Bänder einkaufen. Als ſie auf einer Heide anlangten, auf der hier und da große Felſenſtücke lagen, ſahen ſie einen großen Vogel in der Luft, der langſam in Kreiſen über ihnen ſich ſchwang, und immer tiefer ſenkte, bis er endlich nicht weit bey einem Felſen niederſtieß. Gleich darauf hörten ſie ein erbärmliches Geſchrey. Sie liefen herzu und ſahen mit Erſtaunen, daß der Adler den wohlbekannten Zwerg gehackt hatte, welcher eben aus einer Oeffnung im Stein hervorgeſtiegen war, und daß er ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder packten gleich das Männchen feſt, und zerrten ſich ſo lange mit dem Adler herum, bis er ſeine Beute mußte fahren laſſen. Als der Zwerg ſich vom erſten Schrecken erholt hatte, ſprach er: „Konntet Ihr mich nicht ſäuberlicher angreifen, geriſſen habt Ihr an meinem Röckchen, daß es an mehr als einer Stelle Löcher bekommen hat, zutäppiges Geſindel!“ Dann nahm er einen Sack mit Edelſteinen und ſchlüpfte wieder in ſeine Höhle. Die Mädchen waren an ſeinen Undank ſchon gewöhnt, ſezten ihren Weg fort, und verrichteten ihr Geſchäft in der Stadt. Als ſie beym Heimweg wieder auf die Heide kamen, überraſchten ſie den Zwerg, der

wohl gedacht hatte, so spät würde Niemand mehr des Weges gehen. Er hatte sich ein reinliches Plätzchen ausgesucht, und seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet. Da lagen sie ringsherum, und weil die Abendsonne drüber hin schien, schimmerten sie so prächtig in allen Farben, blau, roth, grün und gelb, daß die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil!“ schrie der Zwerg ärgerlich, und wollte sie weiter ausschelten, als er etwas brummen hörte, und in dem Augenblick auch ein Bär aus dem Wald daher trabte. Erschrocken sprang er auf und wollte entfliehen, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war zu nah. Da rief er in Herzensangst: „lieber Herr Bär, verschont mich und ich will Euch alle meine Schätze geben, alle die Edelsteine, die da liegen; was habt Ihr an mir armen, kleinen Kerl, Ihr spürt mich nicht in den Zähnen, aber die beiden Mädchen da, das ist ein zarter Bissen, fett wie junge Wachteln! die freßt in Gottesnamen!“ Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, und gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr.

Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen! Rosenroth! fürchtet Euch nicht, bleibt stehen und wartet, ich will mit Euch gehen.“ Sie erkannten die Stimme ihres alten Freundes und blieben stehen,

da lief er herzu und als er bey ihnen war, fiel die Bärenhaut von ihm ab, und ein prächtiger, ganz in Gold gekleideter Königssohn stand vor ihnen und erzählte, er sey verwünscht worden, und erst durch den Tod des bösen Zwergs erlöst. Und Schneeweißchen ward seine Gemahlin, und Rosenroth mit dem Bruder des Königs vermählt und war eben so reich; denn sie erhielt das Gold, die Perlen und Edelsteine, die der Zwerg in seiner Höhle zusammengetragen hatte. Und die alte Mutter lebte ganz glückselig bey ihnen und die zwei Rosenbäumchen hatte sie mitgenommen, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und roth.

Noch waren die jungen Männer im Gespräch über diese Mährchen, und über den Alten, den Derwisch Mustapha; sie fühlten sich nicht wenig geehrt, daß ein so alter und berühmter Mann sie seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, und sogar öfters mit ihnen gesprochen und gestritten hatte. Da kam plötzlich der Aufseher der Sclaven zu ihnen und lud sie ein, ihm zum Scheihk zu folgen, der sie sprechen wolle. Den Jünglingen pochte das Herz. Noch nie hatten sie mit einem so vornehmen Mann gesprochen, nicht einmal allein, viel weniger in so großer Gesellschaft. Doch, sie faßten sich, um

nicht als Thoren zu erscheinen, und folgten dem Aufseher der Sclaven zum Scheihk. Ali-Banu saß auf einem reichen Polster und nahm Sorbet zu sich. Zu seiner Rechten saß der Alte, sein dürftiges Kleid ruhte auf herrlichen Polstern, seine ärmlichen Sandalen hatte er auf einen reichen Teppich von persischer Arbeit gestellt, aber sein schöner Kopf, sein Auge voll Würde und Weisheit zeigte an, daß er würdig sey, neben einem Mann, wie der Scheihk, zu sitzen.

Der Scheihk war sehr ernst, und der Alte schien ihm Trost und Muth zuzusprechen; die Jünglinge glaubten auch in ihrem Ruf vor das Angesicht des Scheihk eine List des Alten zu entdecken, der wahrscheinlich den trauernden Vater durch ein Gespräch mit ihnen zerstreuen wollte.

„Willkommen ihr jungen Männer," sprach der Scheihk, „willkommen in dem Hause Ali-Banu's. Mein alter Freund hier hat sich meinen Dank verdient, daß er euch hier einführte, doch zürne ich ihm ein wenig, daß er mich nicht früher mit euch bekannt machte. Wer von Euch ist denn der junge Schreiber?"

„Ich, o Herr! und zu Euren Diensten!" sprach der junge Schreiber, indem er die Arme über der Brust kreuzte, und sich tief verbeugte.

„Ihr hört also sehr gerne Geschichten, und leset gerne Bücher mit schönen Versen und Denksprüchen."

Der junge Mann erschrack und erröthete; denn ihm fiel bey, wie er damals den Scheihk bey dem Alten getadelt und gesagt hatte, an seiner Stelle würde er sich erzählen oder aus Büchern vorlesen lassen. Er war dem schwazhaften Alten, der dem Scheihk gewiß alles verrathen hatte, in diesem Augenblick recht gram, warf ihm einen bösen Blick zu und sprach dann: „O Herr! allerdings kenne ich für meinen Theil keine angenehmere Beschäftigung, als mit dergleichen den Tag zuzubringen. Es bildet den Geist und vertreibt die Zeit. Aber jeder nach seiner Weise, ich tadle darum gewiß keinen, der nicht —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach ihn der Scheihk lachend, und winkte den Zweiten herbey. „Wer bist denn du?" fragte er ihn.

„Herr, ich bin meines Amtes der Gehülfe eines Arztes, und habe selbst schon einige Kranke geheilt."

„Richtig," erwiederte der Scheihk, „und Ihr seyd es auch, der das Wohlleben liebet; Ihr möchtet gerne mit guten Freunden hie und da tafeln und guter Dinge seyn? Nicht wahr, ich habe es errathen?"

Der junge Mann war beschämt, er fühlte, daß er verrathen war, und daß der Alte auch von ihm dem Scheihk gebeichtet haben mußte. Er faßte sich aber ein Herz und antwortete: „O ja, Herr, ich rechne es unter des Lebens Glückseligkei-

ten, hie und da mit guten Freunden fröhlich seyn zu können. Mein Beutel reicht nun zwar nicht weiter hin, als meine Freunde mit Wassermelonen oder dergleichen wohlfeilen Sachen zu bewirthen; doch sind wir auch dabey fröhlich, und es läßt sich denken, daß wir es noch um ein gutes Theil mehr wären, wenn ich mehr Geld hätte.“

Dem Scheihk gefiel diese beherzte Antwort, und er konnte sich nicht enthalten, darüber zu lachen. „Welcher ist denn der junge Kaufmann?“ fragte er weiter.

Der junge Kaufmann verbeugte sich mit freiem Anstand vor dem Scheihk; denn er war ein Mensch von guter Erziehung; der Scheihk aber sprach: „Und Ihr? Ihr habt Freude an Musik und Tanz? Ihr höret es gerne, wenn gute Künstler etwas spielen und singen, und sehet gerne Tänzer künstliche Tänze ausführen?“

Der junge Kaufmann antwortete: „ich sehe wohl, o Herr, daß jener alte Mann um Euch zu belustigen unsere Thorheiten insgesammt verrathen hat. Wenn es ihm gelang, Euch dadurch aufzuheitern, so habe ich gerne zu Eurem Scherz gedient. Was aber Musik und Tanz betrifft, so gestehe ich, es giebt nicht leicht etwas, was mein Herz also vergnügt. Doch glaubet nicht, daß ich deßwegen Euch tadle, o Herr, wenn Ihr nicht ebenfalls —“

„Genug, nicht weiter!“ rief der Scheihk, lächelnd mit der

Hand abwehrend; „jeder nach seiner Weise, wollet Ihr sagen; aber dort steht ja noch einer; das ist wohl der, welcher so gerne reisen möchte? Wer seyd denn Ihr, junger Herr?"

„Ich bin ein Maler, o Herr," antwortete der junge Mann; „ich male Landschaften theils an die Wände der Säle, theils auf Leinwand. Fremde Länder zu sehen ist allerdings mein Wunsch, denn man sieht dort allerley schöne Gegenden, die man wieder anbringen kann; und was man sieht und abzeichnet, ist doch in der Regel immer schöner, als was man nur so selbst erfindet."

Der Scheikh betrachtete jezt die schönen, jungen Leute, und sein Blick wurde ernst und düster. „Ich hatte einst auch einen lieben Sohn," sagte er, „und er müßte nun auch so herangewachsen seyn wie ihr. Da solltet ihr seine Genossen und Begleiter seyn, und jeder eurer Wünsche würde von selbst befriedigt werden. Mit jenem würde er lesen, mit diesem Musik hören, mit dem andern würde er gute Freunde einladen, und fröhlich und guter Dinge seyn, und mit dem Maler ließe ich ihn ausziehen in schöne Gegenden, und wäre dann gewiß, daß er immer wieder zu mir zurückkehrte. So hat es aber Allah nicht gewollt, und ich füge mich in seinen Willen ohne Murren. Doch, es steht in meiner Macht, eure Wünsche dennoch zu erfüllen, und ihr sollet freudigen Herzens von Ali-Banu gehen. Ihr, mein gelehrter Freund," fuhr er fort, in-

dem er ſich zu dem Schreiber wandte, „wohnet von jezt an in meinem Hauſe, und ſeyd über meine Bücher geſezt. Ihr könnet noch dazu anſchaffen, was Ihr wollet und für gut haltet, und Euer einziges Geſchäft ſey, mir, wenn Ihr etwas recht ſchönes geleſen habt, zu erzählen. Ihr, der Ihr eine gute Tafel unter Freunden liebet, Ihr ſollet der Aufſeher über meine Vergnügungen ſeyn. Ich ſelbſt zwar lebe einſam und ohne Freude, aber es iſt meine Pflicht, und mein Amt bringt es mit ſich, hie und da viele Gäſte einzuladen. Dort ſollet Ihr an meiner Stelle alles beſorgen, und könnet von Euren Freunden dazu einladen, wen Ihr nur wollet; verſteht ſich, auf etwas Beſſeres, als Waſſermelonen. Den jungen Kaufmann da darf ich freilich ſeinem Geſchäft nicht entziehen, das ihm Geld und Ehre bringt; aber alle Abende ſtehen Euch, mein junger Freund, Tänzer, Sänger und Muſikanten zu Dienſte, ſo viel Ihr wollet. Laſſet Euch aufſpielen und tanzen nach Herzensluſt. Und Ihr," ſprach er zu dem Maler, „Ihr ſollet fremde Länder ſehen, und das Auge durch Erfahrung ſchärfen. Mein Schatzmeiſter wird Euch zu der erſten Reiſe, die Ihr morgen antreten könnet, tauſend Goldſtücke reichen, nebſt zwei Pferden und einem Sclaven. Reiſet, wohin Euch das Herz treibt, und wenn Ihr etwas Schönes ſehet, ſo malet es für mich."

Die jungen Leute waren auſſer ſich vor Erſtaunen, ſprach-

los vor Freude und Dank. Sie wollten den Boden vor den Füßen des gütigen Mannes küssen, aber er ließ es nicht zu. „Wenn ihr Einem zu danken habt, sprach er, so ist es diesem weisen Mann hier, der mir von euch erzählte. Auch mir hat er dadurch Vergnügen gemacht, vier so muntere junge Leute eurer Art kennen zu lernen.“

Der Derwisch Mustapha aber wehrte den Dank der Jünglinge ab. „Sehet,“ sprach er, „wie man nie voreilig urtheilen muß; habe ich euch zuviel von diesem edeln Mann gesagt?“

„Lasset uns nun noch den lezten meiner Sclaven, die heute frei sind, erzählen hören;“ unterbrach ihn Ali-Bann, und die Jünglinge begaben sich an ihre Plätze.

Jener junge Sclave, der die Aufmerksamkeit Aller durch seinen Wuchs, durch seine Schönheit und seinen muthigen Blick in so hohem Grade auf sich gezogen hatte, stand jezt auf, verbeugte sich vor dem Scheihk, und fieng mit wohltönender Stimme also zu sprechen an:

Almanſor

Die Geschichte Al-Mansors.

„O Herr! die Männer, die vor mir gesprochen haben, erzählten mancherley wunderbare Geschichten, die sie gehört hatten in fremden Ländern; ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich keine einzige Erzählung weiß, die Eurer Aufmerksamkeit würdig wäre. Doch, wenn es Euch nicht langweilt, will ich Euch die wunderbaren Schicksale eines meiner Freunde vortragen.

Auf jenem Algierischen Kaperschiff, von welchem mich Eure milde Hand befreit hat, war ein junger Mann in meinem Alter, der mir nicht für das Sclavenkleid geboren schien, das er trug. Die übrigen Unglücklichen auf dem Schiffe waren entweder rohe Menschen, mit denen ich nicht leben mochte, oder Leute, deren Sprache ich nicht verstand; darum fand ich mich zu der Zeit, wo wir ein Stündchen frei hatten, gerne zu dem jungen Mann. Er nannte sich Al-Mansor, und war seiner Aussprache nach ein Egyptier. Wir unterhielten uns recht angenehm mit einander, und kamen eines Tages auch darauf, uns unsere Geschichte zu erzählen, da dann die meines Freundes allerdings bey weitem merkwürdiger war, als die meinige.

Almanſors Vater war ein vornehmer Mann in einer egyptiſchen Stadt, deren Namen er mir nicht nannte. Er lebte die Tage ſeiner Kindheit vergnügt und froh, und umgeben von allem Glanz und Bequemlichkeit der Erde. Aber er wurde dabey doch nicht weichlich erzogen, und ſein Geiſt wurde frühzeitig ausgebildet; denn ſein Vater war ein weiſer Mann, der ihm Lehren der Tugend gab, und überdieß hatte er zum Lehrer einen berühmten Gelehrten, der ihn in Allem unterrichtete, was ein junger Menſch wiſſen muß. Almanſor war etwa zehn Jahre alt, als die Franken über das Meer her in das Land kamen, und Krieg mit ſeinem Volke führten.

Der Vater des Knaben mußte aber den Franken nicht ſehr günſtig geweſen ſeyn; denn eines Tages, als er eben zum Morgengebet gehen wolite, kamen ſie und verlangten zuerſt ſeine Frau als Geiſel ſeiner treuen Geſinnungen gegen das Frankenvolk, und als er ſie nicht geben wollte, ſchleppten ſie ſeinen Sohn mit Gewalt ins Lager.“

Als der junge Sclave alſo erzählte, verhüllte der Scheihk ſein Angeſicht, und es entſtand ein Murren des Unwillens im Saal. „Wie,“ riefen die Freunde des Scheihk, „wie kann der junge Mann dort ſo thörigt handeln, und durch ſolche Geſchichten die Wunden Ali-Bann's aufreißen, ſtatt ſie zu mildern, wie kann er ihm ſeinen Schmerz erneuern, ſtatt ihn zu zerſtreuen?“ Der Sclavenaufſeher ſelbſt war voll Zorn

über den unverschämten Jüngling, und gebot ihm zu schweigen. Der junge Sclave aber war sehr erstaunt über dieß Alles und fragte den Scheihk, ob denn in seiner Erzählung etwas liege, das sein Mißfallen erregt habe? Der Scheihk richtete sich bey diesen Worten auf und sprach: „Seyd doch ruhig, ihr Freunde; wie kann denn dieser Jüngling etwas von meinem betrübten Schicksal wissen, da er nur kaum drei Tage unter diesem Dache ist! Kann es denn bey den Gräueln, die diese Franken verübten, nicht ein ähnliches Geschick wie das meine geben, kann nicht vielleicht selbst jener Al-Mansor — doch, erzähle immer weiter, mein junger Freund!“

Der junge Sclave verbeugte sich und fuhr fort: „der junge Almansor wurde also in das fränkische Lager geführt. Es ergieng ihm dort im Ganzen gut; denn einer der Feldherrn ließ ihn in sein Zelt kommen, und hatte seine Freude an den Antworten des Knaben, die ihm ein Dragomann übersetzen mußte, er sorgte für ihn, daß ihm an Speise und Kleidung nichts abgienge; aber die Sehnsucht nach Vater und Mutter machte dennoch den Knaben höchst unglücklich. Er weinte viele Tage lang, aber seine Thränen rührten diese Männer nicht. Das Lager wurde aufgebrochen, und Almansor glaubte jezt wieder zurückkehren zu dürfen; aber es war nicht so; das Heer zog hin und her, führte Krieg mit den Mameluken, und den jungen Almansor schleppten sie immer mit sich. Wenn

er dann die Hauptleute und Feldherrn anflehte, ihn doch wieder heimkehren zu lassen, so verweigerten sie es und sagten, er müsse ein Unterpfand von seines Vaters Treue seyn. So war er viele Tage lang auf dem Marsch.

Auf einmal aber entstand eine Bewegung im Heer, die dem Knaben nicht entgieng; man sprach von Einpacken, von Zurückziehen, vom Einschiffen und Almansor war ausser sich vor Freude; denn jezt, wenn die Franken in ihr Land zurückkehrten, jezt mußte er ja frei werden. Man zog mit Roß und Wagen rückwärts gegen die Küste, und endlich war man so weit, daß man die Schiffe vor Anker liegen sah. Die Soldaten schifften sich ein, aber es wurde Nacht, bis nur ein kleiner Theil eingeschifft war. So gerne Almansor gewacht hätte, weil er jede Stunde glaubte freigelassen zu werden, so verfiel er doch endlich in einen tiefen Schlaf, und er glaubt, die Franken haben ihm etwas unter das Wasser gemischt, um ihn einzuschläfern. Denn als er aufwachte, schien der helle Tag in eine kleine Kammer, worin er nicht gewesen war, als er einschlief. Er sprang auf von seinem Lager, aber als er auf den Boden kam, fiel er um; denn der Boden schwankte hin und wieder, und es schien Alles sich zu bewegen, und im Kreis um ihn her zu tanzen. Er rasste sich wieder auf, hielt sich an den Wänden fest, um aus dem Gemach zu kommen, worin er sich befand.

Ein sonderbares Brausen und Ziſchen war um ihn her; er wußte nicht, ob er träume oder wache; denn er hatte nie Aehnliches geſehen oder gehört. Endlich erreichte er eine kleine Treppe, mit Mühe klemmte er hinauf, und welcher Schrecken befiel ihn! Rings umher war nichts als Himmel und Meer, er befand ſich auf einem Schiffe. Da fieng er kläglich an zu weinen. Er wollte zurückgebracht werden, er wollte ins Meer ſich ſtürzen und hinüberſchwimmen nach ſeiner Heimath; aber die Franken hielten ihn feſt, und einer der Befehlshaber ließ ihn zu ſich kommen, verſprach ihm, wenn er gehorſam ſey, ſolle er bald wieder in ſeine Heimath kommen und ſtellte ihm vor, daß es nicht mehr möglich geweſen wäre, ihn vom Land aus nach Hauſe zu bringen, dort aber hätte er, wenn man ihn zurückgelaſſen, elendiglich umkommen müſſen.

Wer aber nicht Wort hielt, waren die Franken; denn das Schiff ſegelte viele Tage lang weiter, und als es endlich landete, war man nicht an Egyptens Küſte, ſondern in Frankiſtan! Almanſor hatte während der langen Fahrt und ſchon im Lager einiges von der Sprache der Franken verſtehen und ſprechen gelernt, was ihm in dieſem Lande, wo Niemand ſeine Sprache kannte, ſehr gut zu Statten kam. Er wurde viele Tage lang durch das Land in das Innere geführt, und überall ſtrömte das Volk zuſammen, um ihn zu ſehen; denn

seine Begleiter sagten aus, er wäre der Sohn des Königs von Egypten, der ihn zu seiner Ausbildung nach Frankistan schicke.

So sagten aber diese Soldaten nur, um das Volk glauben zu machen, sie haben Egypten besiegt, und stehen in tiefem Frieden mit diesem Land. Nachdem die Reise zu Land mehrere Tage gedauert hatte, kamen sie in eine große Stadt, dem Ziel ihrer Reise. Dort wurde er einem Arzt übergeben, der ihn in sein Haus nahm, und in allen Sitten und Gebräuchen von Frankistan unterwies.

Er mußte vor Allem fränkische Kleider anlegen, die sehr enge und knapp waren, und bey weitem nicht so schön wie seine egyptischen. Dann durfte er nicht mehr seine Verbeugung mit gekreuzten Armen machen; sondern wollte er jemand seine Ehrerbietung bezeugen, so mußte er mit der einen Hand die ungeheure Mütze von schwarzem Filz, die alle Männer trugen, und die man auch ihm aufgesezt hatte, vom Kopf reißen, mit der einen Hand mußte er auf die Seite fahren und mit dem rechten Fuß auskratzen. Er durfte auch nicht mehr mit übergeschlagenen Beinen sitzen, wie es angenehme Sitte ist im Morgenland, sondern auf hochbeinige Stühle mußte er sich setzen, und die Füße herabhängen lassen auf den Boden. Das Essen machte ihm auch nicht geringe Schwierigkeit; denn

alles, was er zum Mund bringen wollte, mußte er zuvor auf eine Gabel von Eisen stecken.

Der Doctor aber war ein strenger, böser Mann, der den Knaben plagte; denn, wenn er sich jemals vergaß und zu einem Besuch sagte: „Salem aleikum!“ so schlug er ihn mit dem Stock; denn er sollte sagen: „votre serviteur.“ Er durfte auch nicht mehr in seiner Sprache denken, oder sprechen, oder schreiben, höchstens durfte er darin träumen, und er hätte vielleicht seine Sprache gänzlich verlernt, wenn nicht ein Mann in jener Stadt gelebt hätte, der ihm von großem Nutzen war.

Es war dieß ein alter, aber sehr gelehrter Mann, der viele morgenländische Sprachen verstand, arabisch, persisch, koptisch, sogar chinesisch, von jedem etwas; er galt in jenem Land für ein Wunder von Gelehrsamkeit, und man gab ihm viel Geld, daß er diese Sprachen andere Leute lehrte. Dieser Mann ließ nun den jungen Almansor alle Wochen einige mal zu sich kommen, bewirthete ihn mit seltenen Früchten und dergleichen, und dem Jüngling war es dann, als wäre er zu Haus. Denn der alte Herr war gar ein sonderbarer Mann. Er hatte Almansor Kleider machen lassen, wie sie vornehme Leute in Egypten tragen. Diese Kleider bewahrte er in seinem Hause in einem besonderen Zimmer auf. Kam nun Almansor, so schickte er ihn mit einem Bedienten, in je-

nes Zimmer, und ließ ihn ganz nach seiner Landessitte ankleiden. Von da an gieng es dann nach „klein Arabien"; so nannte man einen Saal im Hause des Gelehrten.

Dieser Saal war mit allerley künstlich aufgezogenen Bäumen, als Palmen, Bambus, junge Cedern und dergleichen, und mit Blumen ausgeschmückt, die nur im Morgenland wachsen. Persische Teppiche lagen auf dem Fußboden, und an den Wänden waren Polster, nirgends aber ein fränkischer Stuhl oder Tisch. Auf einem dieser Polster saß der alte Professor; er sah aber ganz anders aus, als gewöhnlich; um den Kopf hatte er einen feinen türkischen Shawl als Turban gewunden, er hatte einen grauen Bart umgeknüpft, der ihm bis zum Gürtel reichte und aussah, wie ein natürlicher, ehrwürdiger Bart eines gewichtigen Mannes. Dazu trug er einen Talar, den er aus einem brocatnen Schlafrock hatte machen lassen, weite türkische Beinkleider, gelbe Pantoffeln und, so friedlich er sonst war, an diesen Tagen hatte er einen türkischen Säbel umgeschnallt, und im Gürtel stack ein Dolch mit falschen Steinen besezt. Dazu rauchte er aus einer zwei Ellen langen Pfeife und ließ sich von seinen Leuten bedienen, die ebenfalls persisch gekleidet waren, und wovon die Hälfte Gesicht und Hände schwarz gefärbt hatte.

Von Anfang wollte dieß Alles dem jungen Almansor gar verwunderlich bedünken, aber bald sah er ein, daß solche

Stunden, wenn er in die Gedanken des Alten sich fügte, sehr nüzlich für ihn seyen. Durfte er beym Doctor kein egyptisches Wort sprechen, so war hier die fränkische Sprache sehr verboten. Almansor mußte beym Eintreten den Friedensgruß sprechen, den der alte Perser sehr feierlich erwiederte; dann winkte er dem Jüngling sich neben ihn zu setzen, und begann persisch, arabisch, koptisch und alle Sprachen untereinander zu sprechen, und nannte dieß eine gelehrte morgenländische Unterhaltung. Neben ihm stand ein Bedienter, oder, was sie an diesem Tage vorstellten, ein Sclave, der ein großes Buch hielt; das Buch war aber ein Wörterbuch, und wenn dem Alten die Worte ausgiengen, winkte er dem Sclaven, schlug flugs auf, was er sagen wollte, und fuhr dann zu sprechen fort.

Die Sclaven aber brachten in türkischem Geschirr Sorbet und dergleichen, und wollte Almansor dem Alten ein großes Vergnügen machen, so mußte er sagen, es sey Alles bey ihm angeordnet, wie im Morgenland. Almansor las sehr schön persisch, und das war der Hauptvortheil für den Alten. Er hatte viele persische Manuscripte, aus diesen lies er sich von dem Jüngling vorlesen, las aufmerksam nach, und merkte sich auf diese Art die richtige Aussprache.

Das waren die Freudentage des armen Almansor; denn nie entließ ihn der alte Professor unbeschenkt, und oft trug

er sogar kostbare Gaben an Geld oder Leinenzeug oder anderen nothwendigen Dingen davon, die ihm der Doctor nicht geben wollte. So lebte Almansor einige Jahre in der Hauptstadt des Frankenlandes, und nie wurde seine Sehnsucht nach der Heimath geringer. Als er aber etwa fünfzehn Jahre alt war, begab sich ein Vorfall, der auf sein Schicksal großen Einfluß hatte.

Die Franken nemlich wählten ihren ersten Feldherrn, denselben, mit welchem Almansor so oft in Egypten gesprochen hatte, zu ihrem König und Beherrscher. Almansor wußte zwar und erkannte es an den großen Festlichkeiten, daß etwas dergleichen in dieser großen Stadt geschehe, doch konnte er sich nicht denken, daß der König derselbe sey, den er in Egypten gesehen; denn jener Feldherr war noch ein sehr junger Mann. Eines Tages aber gieng Almansor über eine jener Brücken, die über den breiten Fluß führen, der die Stadt durchströmt; da gewahrte er in dem einfachen Kleid eines Soldaten einen Mann, der am Brückengeländer lehnte, und in die Wellen sah. Die Züge dieses Mannes fielen ihm auf, und er erinnerte sich, ihn schon gesehen zu haben. Er gieng also schnell die Kammern seiner Erinnerung durch, und als er an die Pforte der Kammer von Egypten kam, da eröffnete sich ihm plötzlich das Verständniß, daß dieser Mann jener Feldherr der Franken sey, mit welchem er oft im Lager gesprochen,

und der immer gütig für ihn gesorgt hatte; er wußte seinen rechten Namen nicht genau, er faßte sich daher ein Herz, trat zu ihm, nannte ihn, wie ihn die Soldaten unter sich nannten und sprach, indem er nach seiner Landessitte die Arme über der Brust kreuzte: „Salem aleicum, Petit-Caporal!“

Der Mann sah sich erstaunt um, blickte den jungen Menschen mit scharfen Augen an, dachte über ihn nach und sagte dann: „Himmel, ist es möglich! du hier, Almansor? Was macht dein Vater? Wie geht es in Egypten? Was führt dich zu uns hieher?“

Da konnte sich Almansor nicht länger halten, er fieng an bitterlich zu weinen und sagte zu dem Mann: „so weißt du also nicht, was die Hunde, deine Landsleute, mit mir gemacht haben, Petit-Caporal, du weißt nicht, daß ich das Land meiner Väter nicht mehr gesehen habe seit vielen Jahren?“

„Ich will nicht hoffen,“ sagte der Mann, und seine Stirne wurde finster, „ich will nicht hoffen, daß man dich mit hinweg schleppte.“

„Ach, freilich,“ antwortete Almansor; „an jenem Tag wo eure Soldaten sich einschifften, sah ich mein Vaterland zum leztenmal; sie nahmen mich mit sich hinweg, und ein Hauptmann, den mein Elend rührte, zahlt ein Kostgeld für mich bey einem verwünschten Doctor, der mich schlägt und halb Hungers sterben läßt. Aber höre, Petit-Caporal,“ fuhr

ganz treuherzig fort, „es ist gut, daß ich dich hier traf, du mußt mir helfen.“

Der Mann, zu welchem er dieß sprach, lächelte und fragte, auf welche Weise er denn helfen sollte?

„Siehe,“ sagte Almansor, „es wäre unbillig, wollte ich von dir etwas verlangen, du warst von jeher so gütig gegen mich, aber ich weiß, du bist auch ein armer Mensch, und wenn du auch Feldherr warst, giengst du nie so schön gekleidet, wie die Anderen; auch jezt mußt du, nach deinem Rock und Hut zu urtheilen, nicht in den besten Umständen seyn. Aber da haben ja die Franken lezthin einen Sultan gewählt, und ohne Zweifel kennst du Leute, die sich ihm nahen dürfen, etwa seinen Janitscharen-Aga, oder den Reis-Effendi, oder seinen Kapudan Bascha, nicht?“

„Nun ja,“ antwortete der Mann, aber wie weiter?“

„Bey diesen könntest du ein gutes Wort für mich einlegen, Petit-Caporal, daß sie den Sultan der Franken bitten, er möchte mich frei lassen; dann brauche ich auch etwas Geld zur Reise über's Meer, vor Allem aber mußt du mir versprechen, weder dem Doctor, noch dem arabischen Professor etwas davon zu sagen.“

„Wer ist denn der arabische Professor?“ fragte jener.

„Ach das ist ein sonderbarer Mann, doch, von diesem erzähle ich dir ein andermal. Wenn es die beyden hörten, dürfte

ich nicht mehr aus Frankistan weg. Aber willst du für mich sprechen bey den Aga's? Sage es mir aufrichtig!"

„Komm mit mir," sagte der Mann, „vielleicht kann ich dir jezt gleich nüzlich seyn."

„Jezt?" rief der Jüngling mit Schrecken; „jezt um keinen Preis, da würde mich der Doctor prügeln; ich muß eilen, daß ich nach Hause komme."

„Was trägst du denn in diesem Korb?" fragte jener, indem er ihn zurückhielt. Almansor erröthete und wollte es anfangs nicht zeigen, endlich aber sagte er: „siehe, Petit-Caporal, ich muß hier Dienste thun, wie der geringste Sclave meines Vaters. Der Doctor ist ein geiziger Mann, und schickt mich alle Tage von unserem Hause eine Stunde weit auf den Gemüse- und Fischmarkt, da muß ich dann unter den schmuzigen Marktweibern einkaufen, weil es dort um einige Kupfermünzen wohlfeiler ist, als in unserem Stadttheil. Siehe, wegen dieses schlechten Härings, wegen dieser Handvoll Salat, wegen dieses Stückchens Butter muß ich alle Tage zwei Stunden gehen. Ach, wenn es mein Vater wüßte!"

Der Mann, zu welchem Almansor dieß sprach, war gerührt über die Noth des Knaben und antwortete: „komm nur mit mir und sey getrost; der Doctor soll dir nichts anhaben dürfen, wenn er auch heute weder Häring noch Salat verspeißt. Sey getrosten Muthes und komm." Er nahm bey diesen Worten

Almansor bey der Hand und führte ihn mit sich, und obgleich diesem das Herz pochte, wenn er an den Doctor dachte, so lag doch so viele Zuversicht in den Worten und Mienen des Mannes, daß er sich entschloß ihm zu folgen. Er gieng also, sein Körbchen am Arm, neben dem Soldaten viele Straßen durch, und wunderbar wollte es ihm bedünken, daß alle Leute die Hüte vor ihnen abnahmen, und stehen blieben und ihnen nachschauten. Er äußerte dieß auch gegen seinen Begleiter, dieser aber lachte und sagte nichts darüber.

Sie gelangten endlich an ein prachtvolles Schloß, auf welches der Mann zugieng. „Wohnst du hier, Petit-Caporal?" fragte Almansor.

„Hier ist meine Wohnung," entgegnete jener, „und ich will dich zu meiner Frau führen."

„Ei, da wohnst du schön!" fuhr Almansor fort, „gewiß hat dir der Sultan hier freie Wohnung gegeben?"

„Diese Wohnung habe ich vom Kaiser, du hast Recht;" antwortete sein Begleiter und führte ihn in das Schloß. Dort stiegen sie eine breite Treppe hinan, und in einem schönen Saal hieß er ihn seinen Korb absetzen, und trat dann mit ihm in ein prachtvolles Gemach, wo eine Frau auf einem Divan saß. Der Mann sprach mit ihr in einer fremden Sprache, worauf sie beide nicht wenig lachten, und die Frau fragte dann Almansor in fränkischer Sprache Vieles über Egypten. End-

lich sagte Petit-Caporal zu dem Jüngling: „weißt du, was das Beste ist? ich will dich gleich selbst zum Kaiser führen, und bey ihm für dich sprechen.“

Almansor erschrack sehr, aber er gedachte an sein Elend und seine Heimath: „dem Unglücklichen,“ sprach er zu den Beiden, „dem Unglücklichen verleiht Allah einen hohen Muth in der Stunde der Noth, er wird auch mich armen Knaben nicht verlassen. Ich will es thun, ich will zu ihm gehen. Aber sage, Caporal, muß ich vor ihm niederfallen, muß ich die Stirne mit dem Boden berühren, was muß ich thun?“

Die Beiden lachten von Neuem und versicherten, dieß Alles sey nicht nöthig.

„Sieht er schrecklich und majestätisch aus, der Sultan?“ fragte er weiter, „hat er einen langen Bart? Macht er feurige Augen? Sage, wie sieht er aus?“

Sein Begleiter lachte von Neuem und sprach dann: „Ich will dir ihn lieber gar nicht beschreiben, Almansor, du selbst sollst errathen, welcher es ist. Nur das will ich dir als Kennzeichen angeben: „Alle im Saal des Kaisers werden, wenn er da ist, die Hüte ehrerbietig abnehmen, der, welcher den Hut auf dem Kopf behält, der ist der Kaiser.“ Bey diesen Worten nahm er ihn bey der Hand, und gieng mit ihm nach dem Saal des Kaisers. Je näher er kam, desto lauter pochte ihm das Herz, und die Knice fiengen ihm an

zu zittern, als sie sich der Thüre näherten. Ein Bedienter öffnete die Thüre, und da standen in einem Halbkreis wenigstens dreißig Männer, alle prächtig gekleidet, und mit Gold und Sternen überdeckt, wie es Sitte ist im Lande der Franken bey den vornehmsten Aga's und Bassa's der Könige, und Almansor dachte, sein Begleiter, der so unscheinbar gekleidet war, müsse der Geringsten einer seyn unter diesen. Sie hatten Alle das Haupt entblößt, und Almansor fieng nun an nach dem zu suchen, der den Hut auf dem Kopf hätte; denn dieser mußte der Kaiser seyn. Aber vergebens war sein Suchen, alle hatten den Hut in der Hand, und der Kaiser mußte also nicht unter ihnen seyn; da fiel sein Blick zufällig auf seinen Begleiter und siehe — dieser hatte den Hut auf dem Kopf sitzen!

Der Jüngling war erstaunt, betroffen. Er sah seinen Begleiter lange an und sagte dann, indem er selbst seinen Hut abnahm: „Salem aleicum, Petit-Caporal!" So viel ich weiß, bin ich selbst nicht der Sultan der Franken, also kommt es mir nicht zu, mein Haupt zu bedecken; doch, du bist der, der den Hut trägt, — Petit-Caporal, bist denn du der Kaiser?"

„Du hast's errathen," antwortete jener, „und überdieß bin ich dein Freund. Schreibe dein Unglück nicht mir, sondern einer unglücklichen Verwirrung der Umstände zu, und

ſey verſichert, daß du mit dem erſten Schiff in dein Vaterland zurückſegelſt. Gehe jezt wieder hinein zu meiner Frau, erzähle ihr vom arabiſchen Profeſſor und was du weißt. Die Häringe und den Salat will ich dem Doctor ſchicken, du aber bleibſt für deinen Aufenthalt in meinem Pallaſt.“

So ſprach der Mann, der Kaiſer war; Almanſor aber fiel vor ihm nieder, küßte ſeine Hand und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nicht erkannt habe, er habe es ihm gewiß nicht angeſehen, daß er Kaiſer ſey?

„Du haſt Recht,“ erwiederte jener lachend, „wenn man nur wenige Tage Kaiſer iſt, kann man es nicht an der Stirne geſchrieben haben.“ So ſprach er und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Seit dieſem Tage lebte Almanſor glücklich und in Freuden. Den arabiſchen Profeſſor, von welchem er dem Kaiſer erzählte, durfte er noch einigemal beſuchen, den Doctor aber ſah er nicht mehr. Nach einigen Wochen ließ ihn der Kaiſer zu ſich rufen und kündigte ihm an, daß ein Schiff vor Anker liege, mit dem er ihn nach Egypten ſenden wolle. Almanſor war außer ſich vor Freude, wenige Tage reichten hin, um ihn auszurüſten, und mit einem Herzen voll Dankes und mit Schätzen und Geſchenken reich beladen, reiste er vom Kaiſer ab ans Meer und ſchiffte ſich ein.

Aber Allah wollte ihn noch länger prüfen, wollte ſeinen

Muth im Unglück noch länger stählen, und ließ ihn die Küste seiner Heimath noch nicht sehen. Ein anderes fränkisches Volk, die Engländer, führten damals Krieg mit dem Kaiser auf der See. Sie nahmen ihm alle Schiffe weg, die sie besiegen konnten, und so kam es, daß am sechsten Tage der Reise das Schiff, auf welchem sich Almansor befand, von englischen Schiffen umgeben und beschossen wurde; es mußte sich ergeben, und die ganze Mannschaft wurde auf ein kleineres Schiff gebracht, das mit den andern weiter segelte. Doch, auf der See ist es nicht weniger unsicher als in der Wüste, wo unversehens die Räuber auf die Karawanen fallen, und todtschlagen und plündern. Ein Kaper von Tunis überfiel das kleine Schiff, das der Sturm von den größeren Schiffen getrennt hatte und — es wurde genommen, und alle Mannschaft nach Algier geführt und verkauft.

Almansor kam zwar nicht in so harte Sclaverei als die Christen, weil er ein rechtgläubiger Muselmann war, aber dennoch war jezt wieder alle Hoffnung verschwunden, die Heimath und den Vater wieder zu sehen. Dort lebte er bey einem reichen Mann fünf Jahre, und mußte die Blumen begießen und den Garten bauen. Da starb der reiche Mann ohne nahe Erben, seine Besitzungen wurden zerrissen, seine Sclaven getheilt, und Almansor fiel in die Hände eines Sclavenmäcklers. Dieser rüstete um diese Zeit ein Schiff aus,

um ſeine Sclaven anderwärts theurer zu verkaufen. Der Zufall wollte, daß ich ſelbſt ein Sclave dieſes Händlers war, und auf daſſelbe Schiff kam, wo auch Almanſor ſich befand. Dort lernten wir uns kennen, und dort erzählte er mir ſeine wunderbaren Schickſale. Doch — als wir landeten, war ich Zeuge der wunderbarſten Fügung Allah's; es war die Küſte ſeines Vaterlandes, an welche wir aus dem Boot ſtiegen, es war der Markt ſeiner Vaterſtadt, wo wir öffentlich ausgeboten wurden, und, o Herr! daß ich es kurz ſage, es war ſein eigener, ſein theurer Vater, der ihn kaufte!"

Der Scheihk Ali-Bann war in tiefes Nachdenken verſunken über dieſe Erzählung; ſie hatte ihn unwillkührlich mit ſich fortgeriſſen, ſeine Bruſt hob ſich, ſein Auge glühte, und er war oft nahe daran, ſeinen jungen Sclaven zu unterbrechen; aber das Ende der Erzählung ſchien ihn nicht zu befriedigen.

„Er könnte jezt ein und zwanzig Jahre haben, ſagſt du?" ſo fieng er an zu fragen.

„Herr, er iſt in meinem Alter, ein- bis zwei und zwanzig Jahre."

„Und welche Stadt nannte er ſeine Geburtsſtadt? das haſt du uns noch nicht geſagt."

„Wenn ich nicht irre," antwortete jener, „so war es Aleſſandria!"

„Aleſſandria!!" rief der Scheihk; „es iſt mein Sohn; wo iſt er, wo iſt er geblieben, ſagteſt du nicht, daß er Kairam hieß? Hat er dunkle Augen und braunes Haar?"

„Er hat es, und in traulichen Stunden nannte er ſich Kairam und nicht Almanſor."

„Aber, Allah! Allah! ſage mir doch, ſein Vater hätte ihn vor deinen Augen gekauft, ſagſt du; ſagte er, es ſey ſein Vater? Alſo iſt er doch nicht mein Sohn."

Der Sclave antwortete: „er ſprach zu mir, Allah ſey geprieſen nach ſo langem Unglück, das iſt der Marktplatz meiner Vaterſtadt; nach einer Weile aber kam ein vornehmer Mann um die Ecke, da rief er: o was für ein theures Geſchenk des Himmels ſind die Augen! Ich ſehe noch einmal meinen ehrwürdigen Vater! Der Mann aber trat zu uns, betrachtet dieſen und jenen, und kauft endlich den, dem dieß alles begegnet iſt, da rief er Allah an, ſprach ein heißes Dankgebet und flüſterte mir zu: jezt gehe ich wieder ein in die Hallen meines Glückes; es iſt mein eigener Vater, der mich gekauft hat."

„Es iſt alſo doch nicht mein Sohn, mein Kairam!" ſagte der Scheihk, von Schmerz bewegt.

Da konnte ſich der Jüngling nicht mehr zurückhalten,

Thränen der Freude entstürzten seinen Augen, er warf sich nieder vor dem Scheihk und rief: „und dennoch ist es Euer Sohn, Kairam Al-Mansor; denn Ihr seyd es, der ihn gekauft hat.“

„Allah, Allah! ein Wunder, ein groſses Wunder!“ riefen die Anwesenden und drängten sich herbey; der Scheihk aber stand sprachlos und staunte den Jüngling an, der sein schönes Antlitz zu ihm aufhob. „Mein Freund Mustapha!“ sprach er zu dem alten Derwisch, „vor meinen Augen hängt ein Schleyer von Thränen, daſs ich nicht sehen kann, ob die Züge seiner Mutter, die mein Kairam trug, auf seinem Gesicht eingegraben sind, trete du her und schaue ihn an.“

Der Alte trat herzu, sah ihn lange an, legte seine Hand auf die Stirne des jungen Mannes und sprach: „Kairam! wie hieſs der Spruch, den ich dir am Tage des Unglücks mitgab ins Lager der Franken?“

„Mein theurer Lehrer!“ antwortete der Jüngling, indem er die Hand des Alten an seine Lippen zog, „er hieſs: So einer Allah liebt und ein gut Gewissen hat, ist er auch in der Wüste des Elendes nicht allein; denn er hat zwei Gefährten, die ihm tröstend zur Seite gehen.“

Da hob der Alte seine Augen dankend auf zum Himmel,

zog den Jüngling herauf an seine Brust und gab ihn dem Scheihk und sprach: „Nimm ihn hin; so gewiß du zehen Jahre um ihn trauertest, so gewiß ist es dein Sohn Kairam.“

Der Scheihk war ausser sich vor Freude und Entzücken, er betrachtete immer von Neuem wieder die Züge des Wiedergefundenen, und unläugbar fand er das Bild seines Sohnes wieder, wie er ihn verloren hatte. Und alle Anwesenden theilten seine Freude; denn sie liebten den Scheihk, und jedem unter ihnen war es, als wäre ihm heute ein Sohn geschenkt worden.

Jezt füllte wieder Gesang und Jubel diese Halle, wie in den Tagen des Glückes und der Freude. Noch einmal mußte der Jüngling, und noch ausführlicher, seine Geschichte erzählen, und alle priesen den arabischen Professor und den Kaiser und jeden, der sich Kairams angenommen hatte. Man war beysammen bis in die Nacht, und als man aufbrach, beschenkte der Scheihk jeden seiner Freunde reichlich, auf daß er immer dieses Freuden-Tages gedenke.

Die vier jungen Männer aber stellte er seinem Sohn vor und lud sie ein, ihn immer zu besuchen, und es war ausgemachte Sache, daß er mit dem Schreiber lesen, mit dem Mahler kleine Reisen machen sollte, daß der Kaufmann Gesang und Tanz mit ihm theile, und der Andere alle Ver-

gnügungen für sie bereiten solle. Auch sie wurden reich beschenkt, und traten freudig aus dem Hause des Scheihks.

„Wem haben wir dieß Alles zu verdanken," sprachen sie untereinander, „wem anders als dem Alten? Wer hätte dieß damals gedacht, als wir vor diesem Hause standen, und über den Scheihk loszogen?"

„Und wie leicht hätte es uns einfallen können, die Lehren des alten Mannes zu überhören," sagte ein Anderer, „oder ihn ganz zu verspotten; denn er sah doch recht zerrissen und ärmlich aus, und wer konnte denken, daß dieß der weise Mustapha sey?"

„Und wunderbar! war es nicht hier, wo wir unsere Wünsche laut werden ließen?" sprach der Schreiber. „Da wollte der eine reisen, der andere singen und tanzen, der dritte gute Gesellschaft haben und ich — Geschichten lesen und hören, und sind nicht alle unsere Wünsche in Erfüllung gegangen? Darf ich nicht alle Bücher des Scheihk lesen und kaufen, was ich will?"

„Und darf ich nicht seine Tafel zurichten und seine schönsten Vergnügen anordnen, und selbst dabey seyn?" sagte der Andere.

„Und ich? so oft mich mein Herz gelüstet, Gesang und Saitenspiel zu hören, oder einen Tanz zu sehen, darf ich nicht hingehen, und mir seine Sclaven ausbitten?"

„Und ich!“ rief der Mahler; „vor diesem Tage war ich arm und konnte keinen Fuß aus dieser Stadt setzen, und jezt kann ich reisen, wohin ich will!“

„Ja,“ sprachen sie alle, „es war doch gut, daß wir dem Alten folgten, wer weiß, was aus uns geworden wäre.“

So sprachen sie, und giengen freudig und glücklich nach Hause.

Tübingen. Druck von Hopfer de l'Orme.

D. Fohr del. — Das Wirthshaus im Spessart. — L. Freundlich sc.

Musen-Almanach

für

Söhne und Töchter gebildeter Stände

auf das Jahr 1828

herausgegeben

von

WILHELM HAUFF

mit Kupfern.

STUTTGART

bei Gebrüder Franckh.

1825.

Ch. Rumpoldin,

Das Wirthshaus im Spessart.

Inhalt.

1. Das Wirthshaus im Spessart 1
2. Die Sage vom Hirschgulden 10
3. Das kalte Herz, 1te Abth. 46
4. Said's Schicksale 87
5. Die Höhle von Steenfoll 156
6. Das kalte Herz, 2te Abth. 203

Das Wirthshaus im Spessart.

Vor vielen Jahren, als im Spessart die Wege noch schlecht und nicht so häufig als jetzt befahren waren, zogen zwei junge Bursche durch diesen Wald. Der eine mochte achtzehn Jahre alt seyn und war ein Zirkelschmidt, der andere, ein Goldarbeiter, konnte nach seinem Aussehen, kaum sechzehn Jahre haben, und that wohl jetzt eben seine erste Reise in die Welt. Der Abend war schon heraufgekommen und die Schatten der riesengroßen Fichten und Buchen verfinsterten den schmalen Weg, auf dem die Beiden wanderten. Der Zirkelschmid schritt wacker vorwärts und pfiff ein Lied, schwatzte auch zuweilen mit Munter, seinem Hund, und schien sich nicht viel darum zu kümmern, daß die Nacht nicht mehr fern, desto ferner aber die nächste Heerberge sey; aber Felix, der Goldarbeiter, sah sich oft ängstlich um. Wenn der Wind durch die Bäume rauschte, so war es ihm, als höre er Tritte hinter sich; wenn das Gesträuch am Wege hin und her wankte und sich theilte, glaubte er Gesichter hinter den Büschen lauern zu sehen.

Der junge Goldschmidt war sonst nicht abergläubisch oder muthlos. In Würzburg, wo er gelernt hatte, galt er unter seinen Kameraden für einen unerschrockenen Burschen, dem das Herz am rechten Fleck sitze; aber heute war ihm doch sonderbar zu Muth. Man hatte ihm vom Spessart so mancherley erzählt; eine groſse Räuberbande sollte dort ihr Wesen treiben, viele Reisende waren in den lezten Wochen geplündert worden, ja man sprach sogar von einigen gräulichen Mordgeschichten, die vor nicht langer Zeit dort vorgefallen seyen. Da war ihm nun doch etwas bange für sein Leben, denn sie waren ja nur zu Zwei und konnten gegen bewaffnete Räuber gar wenig ausrichten. Oft gereute es ihn, daß er dem Zirkelschmidt gefolgt war, noch eine Station zu gehen, statt am Eingang des Waldes über Nacht zu bleiben:

„Und wenn ich heute Nacht todt geschlagen werde und ums Leben und Alles komme, was ich bey mir habe, so ist's nur deine Schuld, Zirkelschmidt, denn du hast mich in den schrecklichen Wald herein geschwäzt."

„Sey kein Hasenfuß; erwiederte der andere, ein rechter Handwerksbursche soll eigentlich sich gar nicht fürchten. Und was meinst du denn? Meinst du die Herren Räuber im Spessart werden uns die Ehre anthun uns zu überfallen und todt zu schlagen? Warum sollten sie sich diese Mühe geben? etwa wegen meines Sonntagsrocks, den ich im Ranzen habe, oder

wegen des Zehrpfennigs von einem Thaler? Da muß man schon mit Vieren fahren, in Gold und Seide gekleidet seyn, wenn sie es der Mühe werth finden, einen todt zu schlagen.“

„Halt! hörst du nicht etwas pfeifen im Wald? rief Felix ängstlich.“

„Das war der Wind, der um die Bäume pfeift, geh nur rasch vorwärts, lange kann es nicht mehr dauern.“

„Ja du hast gut reden wegen des Todtschlagens, fuhr der Goldarbeiter fort. „Dich fragen sie was du hast, durchsuchen dich und nehmen dir allenfalls den Sonntagsrock und den Gulden und dreißig Kreuzer. Aber mich, mich schlagen sie gleich anfangs todt; nur weil ich Gold und Geschmeide mit mir führe.“

„Ei warum sollten sie dich todt schlagen deßwegen? Kämen jetzt vier oder fünf dort aus dem Busch, mit geladenen Büchsen, die sie auf uns anlegen, und fragten ganz höflich: „Ihr Herren, was habt Ihr bey Euch, und machet es Euch bequem, wir wollen's Euch tragen helfen,“ und was dergleichen anmuthige Redensarten sind; da wärest du wohl kein Thor, machtest dein Ränzchen auf und legtest die gelbe Weste, den blauen Rock, zwei Hemder, und alle Halsbänder und Armbänder und Kämme, und was du sonst noch hast, höflich auf die Erde, und bedanktest dich für's Leben, das sie Dir schenkten?

„So? meinst du, entgegnete Felix sehr eifrig, den Schmuck

für meine Frau Pathe, die vornehme Gräfin, soll ich hergeben? eher mein Leben; eher laß ich mich in kleine Stücke zerschneiden. Hat sie nicht Mutterstelle an mir vertreten und seit meinem zehnten Jahr mich aufziehen lassen, hat sie nicht die Lehre für mich bezahlt und Kleider und Alles? Und jezt da ich sie besuchen darf, und etwas mitbringe von meiner eigenen Arbeit, das sie beim Meister bestellt hat, jezt da ich ihr an dem schönen Geschmeide zeigen könnte, was ich gelernt habe, jezt soll ich das Alles hergeben und die gelbe Weste dazu, die ich auch von ihr habe? nein, lieber sterben, als daß ich den schlechten Menschen meiner Frau Pathe Geschmeide gebe!"

„Sey kein Narr! rief der Zirkelschmid; wenn sie Dich todt schlagen, bekommt die Frau Gräfin den Schmuck dennoch nicht; drum ist es besser, du gibst ihn her und erhältst dein Leben."

Felix antwortete nicht; die Nacht war jezt ganz heraufgekommen und bei dem ungewißen Schein des Neumonds konnte man kaum auf fünf Schritte vor sich sehen; er wurde immer ängstlicher, hielt sich näher an seinen Kameraden, und war mit sich uneinig, ob er seine Reden und Beweise billigen sollte oder nicht. Noch eine Stunde beinahe waren sie so fortgegangen, da erblickten sie in der Ferne ein Licht. Der junge Goldschmid meinte aber, man dürfe nicht trauen, vielleicht könnte es ein

Räuberhaus seyn, aber der Zirkelschmid belehrte ihn, daß die Räuber ihre Häuser oder Hölen unter der Erde haben, und dieß müsse das Wirthshaus seyn, das ihnen ein Mann am Eingang des Waldes beschrieben.

Es war ein langes, aber niedriges Haus, ein Karren stand davor und neben an im Stall hörte man Pferde wiehern. Der Zirkelschmidt winkt seinem Gesellen an ein Fenster, dessen Laden geöffnet waren. Sie konnten, wenn sie sich auf die Zehen stellten, die Stube übersehen. Am Ofen in einem Armstuhl schlief ein Mann, der seiner Kleidung nach ein Fuhrmann, und wohl auch der Herr des Karren vor der Thüre seyn konnte. An der andern Seite des Ofens saßen ein Weib und ein Mädchen und spannen; hinter dem Tisch an der Wand saß ein Mensch, der ein Glas Wein vor sich, den Kopf in die Hände gestüzt hatte, so daß sie sein Gesicht nicht sehen konnten. Der Zirkelschmidt aber wollte aus seiner Kleidung bemerken, daß er ein vornehmer Herr seyn müsse.

Als sie so noch auf der Lauer standen, schlug ein Hund im Hause an; Munter, des Zirkelschmidts Hund, antwortete, und eine Magd erschien in der Thüre und schaute nach den Fremden heraus.

Man versprach ihnen Nachtessen und Betten geben zu können; sie traten ein, und legten die schweren Bündel, Stock und Hut in die Ecken und sezten sich zu dem Herrn am Tische,

Dieser richtete sich bei ihrem Gruße auf, und sie erblickten einen feinen jungen Mann, der ihnen freundlich für ihren Gruß dankte.

„Ihr seyd spät auf der Bahn, sagte er; habt ihr euch nicht gefürchtet, in so dunkler Nacht durch den Speßart zu reisen? Ich für meinen Theil habe lieber mein Pferd in dieser Scheuke eingestellt, als daß ich nur noch eine Stunde weiter geritten wäre.“

„Da habt Ihr allerdings recht gehabt, Herr! erwiederte der Zirkelschmid. Der Hufschlag eines schönen Pferdes ist Musik in den Ohren dieses Gesindels und lockt sie auf eine Stunde weit; aber wenn ein paar arme Bursche wie wir durch den Wald schleichen, Leute, welchen die Räuber eher selbst etwas schenken könnten, da heben sie keinen Fuß auf!“

„Das ist wohl wahr, entgegnete der Fuhrmann, der durch die Ankunft der Fremden erweckt, auch an den Tisch getreten war; einem armen Mann können sie nicht viel anhaben seines Geldes wtllen; aber man hat Beispiele, daß sie arme Leute nur aus Mordlust niederstießen, oder sie zwangen, unter die Bande zu treten und als Räuber zu dienen.“

„Nun, wenn es so aussieht mit diesen Leuten im Wald, bemerkte der junge Goldschmidt, so wird uns wahrhaftig auch dieses Haus wenig Schutz gewähren. Wir sind nur zu vier, und mit dem Hausknecht fünf; wenn es ihnen einfällt zu zehen

uns zu überfallen, was können wir gegen sie? und überdieß, sezte er leise flüsternd hinzu, wer steht uns dafür, daß diese Wirthsleute ehrlich sind?"

„Da hat es gute Wege, erwiederte der Fuhrmann. Ich kenne diese Wirthschaft seit mehr als zehen Jahren und habe nie etwas Unrechtes darinn verspührt. Der Mann ist selten zu Hause, man sagt, er treibe Weinhandel, die Frau aber ist eine stille Frau, die niemand Böses will; nein, dieser thut Ihr Unrecht, Herr!"

„Und doch, nahm der junge vornehme Herr das Wort, doch möchte ich nicht so ganz verwerfen was er gesagt. Erinnert euch an die Gerüchte von jenen Leuten, die in diesem Wald auf einmal spurlos verschwunden sind. Mehrere davon hatten vorher gesagt, sie werden in diesem Wirthshaus übernachten, und als man noch zwei oder drei Wochen nichts von ihnen vernahm, ihrem Weg nachforschte und auch hier im Wirthshause nachfragte, da soll nun keiner gesehen worden seyn; verdächtig ist es doch."

„Weiß Gott! rief der Zirkelschmid, da handelten wir ja vernünftiger, wenn wir unter dem nächsten besten Baum unser Nachtlager nähmen, als hier in diesen vier Wänden, wo an kein Entspringen zu denken ist, wenn sie einmal die Thüre besetzt haben; denn die Fenster sind vergittert."

Sie waren alle durch diese Reden nachdenklich geworden.

Es schien gar nicht unwahrscheinlich, daß die Schenke im Wald, sey es gezwungen oder freiwillig, im Einverständniß mit den Räubern war. Die Nacht schien ihnen daher gefährlich; denn wie manche Sage hatten sie gehört von Wanderern, die man im Schlaf überfallen und gemordet hatte; und sollte es auch nicht an ihr Leben gehen, so war doch ein Theil der Gäste in der Waldschenke von so beschränkten Mitteln, daß ihnen ein Raub an einem Theil ihrer Habe sehr empfindlich gewesen wäre. Sie schauten verdrüßlich und düster in ihre Gläser. Der junge Herr wünschte auf seinem Roß durch ein sicheres, offenes Thal zu trgben, der Zirkelschmidt wünschte sich zwölf seiner handfesten Kameraden mit Knütteln bewaffnet als Leibgarde, Felix, der Goldarbeiter, trug bange, mehr um den Schmuck seiner Wohlthäterin, als um sein Leben; der Fuhrmann aber, der einigemal den Rauch seiner Pfeife nachdenklich vor sich hingeblasen, sprach leise: „Ihr Herren! im Schlaf wenigstens sollen sie uns nicht überfallen. Ich für meinen Theil will, wenn nur noch einer mit mir hält, die ganze Nacht wach bleiben.“

„Das will ich auch — ich auch, riefen die drei übrigen; schlafen könnte ich doch nicht,“ sezte der junge Herr hinzu.

„Nun so wollen wir etwas treiben, daß wir wach bleiben, sagte der Fuhrmann; ich denke weil wir doch gerade zu vier sind, könnten wir Karten spielen, das hält wach und vertreibt die Zeit.“

„Ich spiele niemals Karten, erwiederte der junge Herr, darum kann ich wenigstens nicht mithalten.“

„Und ich kenne die Karten gar nicht,“ setzte Felix hinzu.

„Was können wir denn aber anfangen, wenn wir nicht spielen, sprach der Zirkelschmidt; singen? Das geht nicht und würde nur das Gesindel herbeilocken; einander Räthsel und Sprüche aufgeben zum errathen? Das dauert, auch nicht lange. Wißet ihr was? wie wäre es, wenn wir uns etwas erzählten? Lustig oder ernsthaft, wahr oder erdacht, es hält doch wach und vertreibt die Zeit so gut wie Kartenspiel.“

„Ich bins zufrieden, wenn Ihr anfangen wollet, sagte der junge Herr lächelnd. Ihr Herren vom Handwerk kommet in allen Ländern herum und könnet schon etwas erzählen; hat doch jede Stadt ihre eigenen Lagen und Geschichten.“

„Ja, ja, man hört manches, erwiederte der Zirkelschmidt, dafür studiren Herren wie ihr fleißig in den Büchern, wo gar wundervolle Sachen geschrieben stehen; da wüßtet ihr noch klügeres und schöneres zu erzählen, als ein schlichter Handwerksbursche wie unser einer. Mich müßte alles trügen, oder Ihr seyd ein Student, ein Gelehrter.“

„Ein Gelehrter nicht, lächelte der junge Herr, wohl aber ein Student und will in den Ferien nach der Heimath reisen; doch was in unsern Büchern steht, eignet sich weniger zum er-

zählen, als was ihr hie und dort gehört. Drum hebet immer an, wenn anders dieſe da gerne zuhören.“

„Noch höher als Kartenſpiel, erwiederte der Fuhrmann, gilt bey mir, wenn einer eine ſchöne Geſchichte erzählt. Oft fahre ich auf der Landſtraße lieber im elendeſten Schritt und horche einem zu, der neben hergeht und etwas ſchönes erzählt; manchen habe ich ſchon im ſchlechten Wetter auf den Karren genommen, unter der Bedingung, daß er etwas erzähle, und einen Kameraden von mir habe ich, glaube ich, nur deßwegen ſo lieb, weil er Geſchichten weiß, die ſieben Stunden lang und länger dauern.“

„So geht es auch mir, ſezte der junge Goldarbeiter hinzu, erzählen höre ich für mein Leben gerne, und mein Meiſter in Würzburg mußte mir die Bücher ordentlich verbieten, daß ich nicht zu viel Geſchichten las, und die Arbeit darüber vernachläßigte. Drum gib nur etwas ſchönes Preis, Zirkelſchmidt, ich weiß, du könnteſt erzählen von jezt an bis es Tag wird, ehe dein Vorrath ausginge.“

Der Zirkelſchmidt trank, um ſich zu ſeinem Vortrag zu ſtärken und hub alsdann alſo an:

Die Sage vom Hirſchgulden.

In Oberſchwaben ſtehen noch heutzutage die Mauern einer Burg, die einſt die ſtattlichſte der Gegend war, Hohenzollern.

Sie erhebt sich auf einem runden steilen Berg und von ihrer schroffen Höhe sieht man weit und frei ins Land. So weit und noch viel weiter als man diese Burg im Land umher sehen kann, ward das tapfere Geschlecht der Zollern gefürchtet, und ihren Namen kannte und ehrte man in allen deutschen Landen. Nun lebte vor vielen hundert Jahren, ich glaube das Schiespulver war noch nicht einmal erfunden, auf dieser Feste ein Zollern, der von Natur ein sonderbarer Mensch war. Man konnte nicht sagen, daß er seine Unterthanen hart gedrückt oder mit seinen Nachbarn in Fehde gelebt hätte, aber dennoch traute ihm niemand über den Weg, ob seinem finsteren Auge, seiner krausen Stirne und seinem einsylbigen, mürrischen Wesen. Es gab wenige Leute außer dem Schloßgesinde, die ihn je hatten ordentlich sprechen hören, wie andere Menschen, denn wenn er durch das Thal ritt, einer ihm begegnete und schnell die Mütze abnahm, sich hinstellte und sagte: „Guten Abend, Herr Graf, heute macht es schön Wetter," so antwortete er „dummes Zeug" oder „weiß schon." Hatte aber einer etwas nicht recht gemacht, für ihn oder seine Roße, begegnete ihm ein Bauer im Hohlweg mit dem Karren, daß er auf seinem Rappen nicht schnell genug vorüberkommen konnte, so entlud sich sein Ingrimm in einem Donner von Flüchen; doch hat man nie gehört, daß er bei solchen Gelegenheiten einen Bauern geschlagen hätte. In der Gegend aber hieß man ihn „das böse Wetter von Zollern".

„Das böse Wetter von Zollern" hatte eine Frau, die der Wiederpart von ihm, und so mild und freundlich war, wie ein Maytag. Oft hat sie Leute, die ihr Eheherr durch harte Reden beleidigt hatte, durch freundliche Worte und ihre gütigen Blicke wieder mit ihm ausgesöhnt; den Armen aber that sie Gutes wo sie konnte, und ließ es sich nicht verdrießen sogar im heißen Sommer oder im schrecklichsten Schneegestöber den steilen Berg herab zu gehen, um arme Leute, oder kranke Kinder zu besuchen. Begegnete ihr auf solchen Wegen der Graf, so sagte er mürrisch „weiß schon, dummes Zeug" und ritt weiter.

Manch andere Frau hätte dieses mürrische Wesen abgeschreckt oder eingeschüchtert; die eine hätte gedacht, was gehen mich die armen Leute an, wenn mein Herr sie für dummes Zeug hält; die andere hätte vielleicht aus Stolz oder Unmuth ihre Liebe gegen einen so mürrischen Gemahl erkalten lassen; doch nicht also Frau Hedwig von Zollern. Die liebte ihn nach wie vor, suchte mit ihrer schönen weißen Hand die Falten von seiner braunen Stirne zu streichen, und liebte und ehrte ihn; als aber nach Jahr und Tag der Himmel ein junges Gräflein zum Angebinde bescheerte, liebte sie ihren Gatten nicht minder, indem sie ihrem Söhnlein dennoch alle Pflichten einer zärtlichen Mutter erzeigte. Drei Jahre lang vergiengen, und der Graf von Zollern sah seinen Sohn nur alle Sonntage nach Tische, wo er ihm von der Amme dargereicht wurde. Er blickte

ihn dann unverwandt an, brummte etwas in den Bart und gab ihn der Amme zurück. Als jedoch der Kleine Vater sagen konnte, schenkte der Graf der Amme einen Gulden, — dem Kind machte er kein fröhlicher Gesicht.

An seinem dritten Geburtstag aber ließ der Graf seinem Sohn die ersten Höslein anziehen, und kle'dete ihn prächtig in Sammt und Seide; dann befahl er seinen Rappen und ein anderes schönes Roß vorzuführen, nahm den Kleinen auf den Arm und fieng an mit klirrenden Sporen die Wendeltreppe hinabzusteigen. Frau Hedwig erstaunte, als sie dieß sah. Sie war sonst gewohnt nicht zu fragen wo aus, und wann heim? wenn er ausritt, aber dißmal öffnete die Sorge um ihr Kind ihre Lippen. „Wolltet ihr ausreiten, Herr Graf?" sprach sie, — Er gab keine Antwort, „wozu denn den Kleinen? fragte sie weiter; Cuno wird mit mir spazieren gehen."

„Weiß schon," entgegnete das böse Wetter von Zollern, und ging weiter; und als er im Hof stand, nahm er den Knaben bey einem Füßlein, hob ihn schnell in den Sattel, band ihn mit einem Tuch fest, schwang sich selbst auf den Rappen und trabte zum Burgthore hinaus, indem er den Zügel vom Rosse seines Söhnleins in die Hand nahm.

Dem Kleinen schien es anfangs großes Vergnügen zu gewähren, mit dem Vater den Berg hinab zu reiten. Er klopfte in die Hände, er lachte und schüttelte sein Rößlein an den

Mähnen, damit es schneller laufen sollte, und der Graf hatte seine Freude daran, rief auch einige mal: Kannst ein wackerer Bursche werden.“

Als sie aber in der Ebene angekommen waren und der Graf statt Schritt Trab anschlug, da vergiengen dem Kleinen die Sinne; er bath anfangs ganz bescheiden sein Vater möchte langsamer reiten, als es aber immer schneller gieng, und der heftige Wind dem armen Kuno beinahe den Athem nahm, da fieng er an, still zu weinen, wurde immer ungeduldiger und schrie am Ende aus Leibeskräften.

„Weiß schon! dummes Zeug!“ fieng jezt sein Vater an. „Heult der Junge beim ersten Ritt! schweig oder — — — Doch den Augenblick als er mit einem Fluche sein Söhnlein aufmuntern wollte, bäumte sich sein Roß; der Zügel des andern entfiel seiner Hand, er arbeitet sich ab, Meister seines Thieres zu werden, und als er es zur Ruhe gebracht hatte und sich ängstlich nach seinem Kind umsah, erblickte er dessen Pferd, wie es ledig und ohne den kleinen Reiter der Burg zulief.

So ein harter finsterer Mann der Graf von Zollern sonst war, so überwand doch dieser Anblick sein Herz; er glaubte nicht anders, als sein Kind liege zerschmettert am Weg, er raufte sich den Bart und jammerte. Aber nirgends, so weit er zurückritt, sah er eine Spur von dem Knaben; schon stellte er

sich vor, das scheugewordene Roß habe ihn in einen Wassergraben geschleudert, der neben dem Wege lag. Da hörte er von einer Kinderstimme hinter sich seinen Namen rufen und als er sich flugs umwandte — sieh da saß ein altes Weib unweit der Straße unter einem Baum und wiegte den Kleinen auf ihren Knieen.

„Wie kömmst Du zu dem Knaben, alte Hexe?“ schrie der Graf in großem Zorn; „sogleich bringe ihn heran zu mir.“

„Nicht so rasch, nicht so rasch Euer Gnaden! lachte die alte, häßliche Frau, könntet sonst auch ein Unglück nehmen auf Eurem stolzen Roß! wie ich zu dem Junkerlein kam, fraget Ihr? Nun, sein Pferd ging durch, und er hieng nur noch mit einem Füßchen angebunden und das Haar streifte fast am Boden, da habe ich ihn aufgefangen in meiner Schürze.“

„Weiß schon! rief der Herr von Zollern unmuthig, gib ihn jezt her; ich kann nicht wohl absteigen, das Roß ist wild und könnte ihn schlagen.“

„Schenket mir einen Hirschgulden!“ erwiederte die Frau demüthig bittend.

„Dummes Zeug!“ schrie der Graf und warf ihr einige Pfennige unter den Baum.

„Nein! einen Hirschgulden könnte ich gut brauchen,“ fuhr sie fort.

„Was Hirschgulden! bist selbst keinen Hirschgulden werth,

eiferte der Graf, schnell das Kind her, oder ich hetze die Hunde auf dich!"

„So? bin ich keinen Hirschgulden werth, antwortete jene mit höhnischem Lächeln; na! man wird ja sehen, was von eurem Erbe einen Hirschgulden werth ist; aber da die Pfennige behaltet für Euch." Indem sie dieß sagte, warf sie die drei kleinen Kupferstücke dem Grafen zu, und so gut konnte die Alte werfen, daß alle drei ganz gerade in den kleinen Lederbeutel fielen, den der Graf noch in der Hand hielt.

Der Graf wußte einige Minuten vor Staunen über diese wunderbare Geschicklichkeit kein Wort hervorzubringen, endlich aber löste sich sein Staunen in Wuth auf. Er faßte seine Büchse, spannte den Hahn und zielte dann auf die Alte. Diese herzte und küßte ganz ruhig den kleinen Grafen, indem sie ihn so vor sich hin hielt, daß ihn die Kugel zuerst hätte treffen müssen. „Bist ein guter frommer Junge, sprach sie, bleibe nur so und es wird dir nicht fehlen." Dann ließ sie ihn los, dräute dem Grafen mit dem Finger: „Zollern, Zollern, den Hirschgulden bleibt Ihr mir noch schuldig," rief sie und schlich, unbekümmert um die Schimpfworte des Grafen an einem Buchsbaumstäbchen in den Wald. Conrad der Knappe aber stieg zitternd von seinem Roß, hob das Herrlein in den Sattel, schwang sich hinter ihn auf und ritt seinem Gebieter nach, den Schloßberg hinauf.

Es war dieß das erste und das lezte mal gewesen, daß das böse Wetter von Zollern sein Söhnlein mit nahm zum spazierenreiten; denn er hielt ihn, weil er geweint und geschrieen, als die Pferde im Trab giengen, für einen weichlichen Jungen, aus dem nicht viel Gutes zu machen sey, sah ihn nur mit Unlust an, und so oft der Knabe, der seinen Vater herzlich liebte, schmeichelnd und freundlich zu seinen Knien kam, winkte er ihm fortzugehen und rief „Weiß schon! Dummes Zeug.“ Frau Hedwig hatte alle böse Launen ihres Gemahls gerne getragen, aber dieses unfreundliche Benehmen gegen das unschuldige Kind kränkte sie tief; sie erkrankte mehreremale aus Schrecken, wenn der finstere Graf den Kleinen wegen irgend eines geringen Fehlers hart abgestraft hatte, und starb endlich in ihren besten Jahren, von ihrem Gesinde und der ganzen Umgegend, am schmerzlichsten aber von ihrem Sohn beweint.

Von jezt an wandte sich der Sinn des Grafen nur noch mehr von dem Kleinen ab; er gab ihn seiner Amme und dem Hauscapellan zur Erziehung und sah nicht viel nach ihm um, besonders da er bald darauf wieder ein reiches Fräulein heirathete, die ihm nach Jahresfrist Zwillinge, zwei junge Gräflein, schenkte.

Cuno's liebster Spaziergang war zu dem alten Weiblein, die ihm einst das Leben gerettet hatte. Sie erzählte ihm immer Vieles von seiner verstorbenen Mutter, und wieviel Gutes diese an ihr gethan habe. Die Knechte und Mägde warnten ihn

oft, er solle nicht so viel zu der Frau Feldheimerin, so hieß die Alte, gehen, weil sie nichts mehr und nichts weniger als eine Hexe sey, aber der Kleine fürchtete sich nicht, denn der Schloßkaplan hatte ihn gelehrt, daß es keine Hexen gebe, und daß die Sage, daß gewisse Frauen zaubern können, und auf der Ofengabel durch die Luft und auf den Brocken reiten, erlogen sey. Zwar sah er bei der Frau Feldheimerin allerlei Dinge, die er nicht begreifen konnte; des Kunststückchens mit den drei Pfennigen, die sie seinem Vater so geschickt in den Beutel geworfen, erinnerte er sich noch ganz wohl, auch konnte sie allerlei künstliche Salben und Tränklein bereiten, womit sie Menschen und Vieh heilte, aber das war nicht wahr was man ihr nachsagte, daß sie eine Wetterpfanne habe, und wenn sie diese über das Feuer hänge, komme ein schreckliches Donnerwetter. Sie lehrte den kleinen Grafen mancherlei was ihm nützlich war, zum Beispiel allerlei Mittel für kranke Pferde, einen Trank gegen die Hundswuth, eine Lockspeise für Fische, und viele andere nützliche Sachen. Die Frau Feldheimerin war auch bald seine einzige Gesellschaft, denn seine Amme starb und seine Stiefmutter kümmerte sich nicht um ihn.

Als seine Brüder nach und nach heranwuchsen, hatte Cuno ein noch traurigeres Leben als zuvor, sie hatten das Glück, beim ersten Ritt nicht vom Pferd zu stürzen, und das böse Wetter von Zollern hielt sie daher für ganz vernünftige und taug-

liche Jungen, liebte sie ausschließlich, ritt alle Tag mit ihnen aus und lehrte sie alles was er selbst verstand. Da lernten sie aber nicht viel Gutes; lesen und schreiben konnte er selbst nicht und seine beiden trefflichen Söhne sollten sich auch nicht die Zeit damit verderben; aber schon in ihrem zehnten Jahr konnten sie so gräßlich fluchen als ihr Vater, fiengen mit jedem Händel an, vertrugen sich unter sich selbst so schlecht wie ein Hund und Kater, und nur wenn sie gegen Cuno einen Streich verüben wollten, verbanden sie sich und wurden Freunde.

Ihrer Mutter machte dieß nicht viel Kummer, denn sie hielt es für gesund und kräftig, wenn sich die Jungen balgten, aber dem alten Grafen sagte es eines Tags ein Diener, und er antwortete zwar „Weiß schon, dummes Zeug," nahm sich aber dennoch vor für die Zukunft auf ein Mittel zu sinnen, daß sich seine Söhne nicht gegenseitig todtschlügen; denn die Drohung der Frau Feldheimerin, die er in seinem Herzen für eine ausgemachte Hexe hielt,: „Na, man wird ja sehen, was von Eurem Erbe einen Hirschgulden werth ist" — lag ihm noch immer in seinem Sinn. Eines Tages, da er in der Umgegend seines Schlosses jagte, fielen ihm zwei Berge ins Auge, die ihrer Form wegen wie zu Schlössern geschaffen schienen, und sogleich beschloß er auch dort zu bauen. Er baute auf dem einen das Schloß Schalksberg, das er nach dem kleinern der Zwillinge so nannte, weil dieser wegen allerlei böser Streiche längst von ihm

den Namen kleiner Schalk erhalten hatte, das andere Schloß, das er baute, wollte er anfänglich Hirschguldenberg nennen, um die Hexe zu verhöhnen, weil sie sein Erbe nicht einmal eines Hirschguldens werth achtete, er ließ es aber bei dem einfacheren Hirschberg bewenden, und so heißen die beiden Berge noch bis auf den heutigen Tag, und wer die Alp bereist, kann sie sich zeigen lassen.

Das böse Wetter von Zollern hatte anfänglich im Sinn, seinem ältesten Sohn Zollern, dem „kleinen Schalk" Schalksberg und dem andern Hirschberg im Testament zu vermachen; aber seine Frau ruhte nicht eher bis er es änderte: „der dumme Cuno, so nannte sie den armen Knaben, weil er nicht so wild und ausgelassen war wie ihre Söhne, der dumme Cuno ist ohnedieß reich genug durch das was er von seiner Mutter erbte, und er soll auch noch das schöne, reiche Zollern haben? und meine Söhne sollen nichts bekommen als jeder eine Burg, zu welcher nichts gehört als Wald?"

Vergebens stellte ihr der Graf vor, daß man Cuno billigerweise das Erstgeburtsrecht nicht rauben dürfe, sie weinte und zankte so lange, bis das böse Wetter, das sonst niemand sich fügte, des lieben Friedens willen nachgab und im Testament dem kleinen Schalk Schalksberg, Wolf, dem größeren Zwillingsbruder, Zollern und Cuno Hirschberg mit dem Städtchen Balingen verschrieb. Bald darauf nachdem er also verfügt hat-

te, fiel er auch in eine schwere Krankheit. Zu dem Arzt, der ihm sagte, daß er sterben müsse, sagte er, „ich weiß schon“ und dem Schloßkaplan, der ihn ermahnte, sich zu einem frommen Ende vorzubereiten, antwortete er „dummes Zeug,“ fluchte und raste fort, und starb wie er gelebt hatte, roh und als ein großer Sünder.

Aber sein Leichnam war noch nicht beigesezt, so kam die Frau Gräfin schon mit dem Testament herbei, sagte zu Cuno, ihrem Stiefsohn, spöttisch, er möchte jezt seine Gelehrsamkeit beweisen und selbst nachlesen was im Testament stehe, nämlich, daß er in Zollern nichts mehr zu thun habe, und freute sich mit ihren Söhnen über das schöne Vermögen und die beiden Schlösser, die sie ihm, dem Erstgebornen, entrissen hatten.

Cuno fügte sich ohne Murren in den Willen des Verstorbenen, aber mit Thränen nahm er Abschied von der Burg wo er geboren worden, wo seine gute Mutter begraben lag, und wo der gute Schloßcaplan und nahe dabei seine einzige alte Freundin, Frau Feldheimerin, wohnte. Das Schloß Hirschberg war zwar ein schönes, stattliches Gebäude, aber es war ihm doch zu einsam und öde, und er wäre bald krank vor Sehnsucht nach Hohenzollern geworden.

Die Gräfin und die Zwillingsbrüder, die jezt achtzehn Jahre alt waren, saßen eines Abends auf dem Söller und schauten den Schloßberg hinab; da gewahrten sie einen stattlichen

Ritter, der zu Pferde heraufritt, und dem eine prachtvolle Sänfte von zwei Maulthieren getragen und mehrere Knechte folgten; sie riethen lange hin und her wer es wohl seyn möchte, da rief endlich der „kleine Schalk:“ ei, das ist ja niemand anders als unser Herr Bruder von Hirschberg.“ —

„Der dumme Cuno? sprach die Frau Gräfin verwundert; ei der wird uns die Ehre anthun, uns zu sich einzuladen und die schöne Sänfte hat er für mich mitgebracht, um mich abzuholen nach Hirschberg; nein, so viel Güte und Lebensart hätte ich meinem Herrn Sohn, dem dummen Cuno, nicht zugetraut; eine Höflichkeit ist der andern werth, lasset uns hinabsteigen an das Schloßthor ihn zu empfangen; macht auch freundliche Gesichter, vielleicht schenkt er uns in Hirschberg etwas, dir ein Pferd und dir einen Harnisch, und den Schmuck seiner Mutter hätte ich schon lange gerne gehabt.“

„Geschenkt mag ich nichts von dem dummen Cuno, so antwortete Wolf, und kein gutes Gesicht mach ich ihm auch nicht. Aber unserem seligen Herrn Vater könnte er meinetwegen bald folgen, dann würden wir Hirschberg erben und alles, und Euch, Frau Mutter, wollten wir den Schmuck um billigen Preis ablassen.

„So, du Range! eiferte die Mutter, abkaufen soll ich euch den Schmuck? Ist das der Dank dafür, daß ich euch Zol-

lern verschafft habe? Kleiner Schalk, nicht wahr ich soll den Schmuck umsonst haben?"

„Umsonst ist der Tod, Frau Mutter! erwiederte der Sohn lachend, und wenn es wahr ist, daß der Schmuck so viel werth ist als manches Schloß, so werden wir wohl nicht die Thoren seyn, ihn Euch um den Hals zu hängen. Sobald Cuno die Augen schließt reiten wir hinunter, theilen ab, und meinen Part an Schmuck verkaufe ich. Gebt Ihr dann mehr als der Jude, Frau Mutter, so sollt Ihr ihn haben."

Sie waren unter diesem Gespräch bis unter das Schloßthor gekommen, und mit Mühe zwang sich die Frau Gräfin ihren Grimm über den Schmuck zu unterdrücken, denn so eben ritt Graf Cuno über die Zugbrücke. Als er seine Stiefmutter und seine Brüder ansichtig wurde, hielt er sein Pferd an, stieg ab und grüßte sie höflich. Denn ogleich sie ihm viel Leids angethan, bedachte er doch, daß es seine Brüder seyen und daß diese böse Frau sein Vater geliebt hatte.

„Ei, das ist ja schön, daß der Herr Sohn uns auch besucht, sagte die Frau Gräfin mit süßer Simme und huldreichem Lächeln. Wie geht es denn auf Hirschberg? Kann man sich dort angewöhnen? Und gar eine Sänfte hat man sich angeschafft? Ei und wie prächtig, es dürfte sich keine Kaiserinn daran schämen; nun wird wohl auch die Hausfrau nicht mehr lange fehlen, daß sie darin im Lande umherreist."

„Habe bis jezt noch nicht daran gedacht, gnädige Frau Mutter," erwiederte Cuno, will mir deßwegen andere Gesellschaft zur Unterhaltung in's Haus nehmen und bin deßwegen mit der Sänfte hieher gereist.

„Ei, Ihr seyd gar gütig und besorgt, unterbrach ihn die Dame, indem sie sich verneigte und lächelte.

„Denn er kommt doch nicht mehr gut zu Pferde fort," sprach Cuno ganz ruhig weiter — „der Vater Joseph nämlich, der Schloßcaplan. Ich will ihn zu mir nehmen, er ist mein alter Lehrer, und wir haben es so abgemacht als ich Zollern verließ. Will auch unten am Berg die alte Frau Feldheimerin mitnehmen. Lieber Gott! sie ist jezt steinalt und hat mir einst das Leben gerettet als ich zum erstenmal ausritt mit meinem seligen Vater; habe ja Zimmer genug in Hirschberg und dort soll sie absterben." Er sprach es und ging durch den Hof, um den Pater Schloßcapellan zu holen.

Aber der Junker Wolf biß vor Grimm die Lippen zusammen, die Frau Gräfin wurde gelb vor Aerger und der „kleine Schalk" lachte laut auf: „Was gebt Ihr für meinen Gaul, den ich von ihm geschenkt kriege?" sagte er; „Bruder Wolf, gib mir deinen Harnisch, den er dir gegeben, dafür. Ha! Ha! Ha! den Pater und die alte Hexe will er zu sich nehmen? Das ist ein schönes Paar; da kann er nun Vormittags griechisch lernen beim Capellan und Nachmittags Unter-

richt im Hexen nehmen bei der Frau Feldheimerin. Ei! was macht doch der dumme Cuno für Streiche.“

„Er ist ein ganz gemeiner Mensch!“ erwiederte die Frau Gräfin „und du solltest nicht darüber lachen, kleiner Schalk; das ist eine Schande für die ganze Familie und man muß sich ja schämen vor der ganzen Umgegend, wenn es heißt, der Graf von Zollern hat die alte Hexe, die Feldheimerin, abgeholt in einer prachtvollen Sänfte und Maulesel dabei, und läßt sie bei sich wohnen. Das hat er von seiner Mutter; die war auch immer so gemein mit Kranken und schlechtem Gesindel; ach sein Vater würde sich im Sarg wenden, wüßte er es.“

„Ja, sezte der kleine Schalk hinzu, der Vater würde noch in der Gruft sagen: weiß schon, dummes Zeug.“

„Wahrhaftig! da kommt er mit dem alten Mann und schämt sich nicht ihn selbst unter dem Arm zu fuhren,“ rief die Frau Gräfin mit Entsezen, „kommt, ich will ihm nicht mehr begegnen.“

Sie entfernten sich, und Cuno geleitete seinen alten Lehrer bis an die Brücke und half ihm selbst in die Sänfte; unten aber am Berg hielt er vor der Hütte der Frau Feldheimerin und fand sie schon fertig, mit einem Bündel voll Gläschen und Töpfchen und Tränklein und anderem Geräthe nebst ihrem Buchsbaumstöcklein, einzusteigen. —

Ch. Pumpelin.

Es kam übrigens nicht also, wie die Frau Gräfin von Zollern in ihrem bösen Sinn hatte voraussehen wollen. In der ganzen Umgegend wunderte man sich nicht über Ritter Cuno; man fand es schön und löblich, daß er die lezten Tage der alten Frau Feldheimerin aufheitern wollte, man prieß ihn als einen frommen Herrn, weil er den alten Pater Joseph in sein Schloß aufgenommen hatte. Die einzigen, die ihm gram waren und auf ihn schmähten, waren seine Brüder, und die Gräfin; aber nur zu ihrem eigenen Schaden, denn man nahm allgemein ein Aergerniß an so unnatürlichen Brüdern, und zur Wiedervergeltung gieng die Sage, daß sie mit ihrer Mutter schlecht und in beständigem Hader leben und unter sich selbst sich alles Mögliche zu Leide thun. Graf Cuno von Zollern Hirschberg machte mehrere Versuche seine Brüder mit sich auszusöhnen, denn es war ihm unerträglich, wenn sie oft an seiner Veste vorbeiritten, aber nie einsprachen, wenn sie ihm in Wald und Feld begegneten, und ihn kälter begrüßten als einen Landfremden. Aber seine Versuche schlugen meistens fehl und er wurde noch überdieß von ihnen verhöhnt. Eines Tages fiel ihm noch ein Mittel ein, wie er vielleicht ihre Herzen gewinnen könnte, denn er wußte sie waren geizig und habgierig. Es lag ein Teich zwischen den drei Schlössern beinahe in der Mitte, jedoch so, daß er noch in Cunos Revier gehörte. In diesem Teich befanden sich aber die besten Hechte und Karpfen der ganzen

Umgegend, und es war für die Brüder, die gerne fischten, ein nicht geringer Verdruß, daß ihr Vater vergessen hatte, den Teich auf ihr Theil zu schreiben. Sie waren zu stolz, um ohne Vorwissen ihres Bruders dort zu fischen, und doch mochten sie ihm auch kein gutes Wort geben, daß er es ihnen erlauben möchte. Nun kannte er aber seine Brüder, daß ihnen der Teich am Herzen liege, er lud sie daher eines Tages ein mit ihm dort zusammen zu kommen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als beinahe in demselben Augenblick die drei Brüder von drei Burgen dort zusammen kamen. „Ei! sieh da," rief der kleine Schalk, „das trifft sich ordentlich! ich bin mit Schlag 7 Uhr in Schalksberg weggeritten."

„Ich auch — und ich" — antworteten die Brüder vom Hirschberg und von Zollern.

„Nun da muß der Teich hier gerade in der Mitte liegen," fuhr der Kleine fort. „Es ist ein schönes Wasser."

„Ja, und eben darum habe ich Euch hieher beschieden. Ich weiß ihr seyd beide große Freunde vom Fischen, und ob ich gleich auch zuweilen gerne die Angel auswerfe, so hat doch der Weiher Fische genug für drei Schlösser, und an seinen Ufern ist Platz genug für unserer drei, selbst wenn wir alle auf einmal zu Angeln kämen; darum wi ich von heute an, daß die

ses Wasser Gemeingut für uns sey, und jeder von Euch soll gleiche Rechte daran haben wie ich."

„Ei, der Herr Bruder ist ja gewaltig gnädig gesinnt," sprach der kleine Schalk mit höhnischem Lächeln, „gibt uns wahrhaftig sechs Morgen Wasser und ein Paarhundert Fischlein! Nu — und was werden wir dagegen geben müssen, denn umsonst ist der Tod!"

„Umsonst sollt Ihr ihn haben," sagte Cuno gerührt, „ach! ich möchte Euch ja nur zuweilen an diesem Tisch sehen und sprechen; sind wir doch eines Vaters Söhne."

„Nein!" erwiederte der vom Schalksberg, „das gienge schon nicht, denn es ist nichts einfältigeres als in Gesellschaft zu fischen, es verjagt immer einer dem andern die Fische; wollen wir aber Tage ausmachen, etwa Montag und Donnerstag du, Cuno, Dienstag und Freitag Wolf, Mittwoch und Sonnabend ich — so ist es mir ganz recht."

„Mir nicht einmal dann," rief der finstre Wolf. „Geschenkt will ich nichts haben und will auch mit niemand theilen; du hast Recht, Cuno, daß Du uns den Weiher anbietest, denn wir haben eigentlich alle drei gleichen Antheil daran, aber lasset uns darum würfeln, wer ihn in Zukunft besizen soll; werde ich glücklicher seyn als ihr, so könnt ihr immer bei mir anfragen, ob ihr fischen dürfet."

„Ich würfle nie," entgegnete Cuno, traurig über die Verstocktheit seiner Brüder.

„Ja freilich," lachte der kleine Schalk, „er ist ja gar fromm und gottesfürchtig, der Herr Bruder, und hält das Würfelspiel für eine Todtsünde; aber ich will Euch was anderes vorschlagen, woran sich der frömmste Clausner nicht schämen dürfte Wir wollen uns Angelschnüre und Haken holen, und wer diesen Morgen bis die Glocke in Zollern 12 Uhr schlägt die meisten Fische angelt, soll den Weiher eigen haben."

„Ich bin eigentlich ein Thor," sagte Cuno, „um das noch zu kämpfen, was mir mit Recht als Erbe zugehört; aber damit ihr sehet, daß es mir mit der Theilung ernst war, will ich mein Fischgeräthe holen."

Sie ritten heim, jeder nach seinem Schloß; die Zwillinge schickten in aller Eile ihre Diener aus, ließen alle alten Steine aufheben um Würmer zur Lockspeise für die Fische im Teich zu finden, Cuno aber nahm sein gewöhnliches Angelzeug und die Speise, die ihn einst Frau Feldheimerin zubereiten gelehrt, und war der erste, der wieder auf dem Platz erschien. Er ließ, als die beiden Zwillinge kamen, diese die besten und bequemsten Stellen auserwählen und warf dann selbst seine Angel aus. Da war es als ob die Fische in ihm den Herrn dieses Teiches erkannt hätten; ganze Züge von Karpfen und Hechten zogen heran und wimmelten um seine Angel; die Aeltesten und Größ-

ten drängten die Kleinen weg, jeden Augenblick zogl er einen heraus, und wenn er die Angel wieder ins Waſſer warf, ſperrten ſchon zwanzig, dreißig die Mäuler auf, um an den ſpitzigen Haken anzubeiſſen. Es hatte noch nicht zwei Stunden gedauert, ſo lag der Boden um ihn her voll der ſchönſten Fiſche; da hörte er auf zu fiſchen und gieng zu ſeinen Brüdern um zu ſehen, was für Geſchäfte ſie machten. Der kleine Schalk hatte einen kleinen Karpfen und zwei elende Weißfiſche, Wolf drei Barben und zwei kleine Gründlinge, und beide ſchauten trübſelig in den Teich, denn ſie konnten die ungeheure Menge, die Cuno gefangen, gar wohl von ihrem Platz aus bemerken. Als Cuno an ſeinen Bruder Wolf herankam, ſprang dieſer halbwüthend auf, zerriß die Angelſchnur, brach die Ruthe in Stücke und warf ſie in den Teich; „ich wollte, es wären tauſend Haken, die ich hineinwerfe, ſtatt dem einen, und an jedem müßte eine von dieſen Creaturen zappeln,“ rief er, „aber mit rechten Dingen geht es nimmer zu, es iſt Zauberſpiel und Hexenwerk, wie ſollteſt du denn, dummer Cuno, mehr Fiſche fangen in einer Stunde, als ich in einem Jahr?“

„Ja, ja, jezt erinnere ich mich,“ fuhr der kleine Schalk fort, „bei der Frau Feldheimerin, bei der ſchnöden Hexe hat er das Fiſchen gelernt, und wir waren Thoren mit ihm zu fiſchen, er wird doch bald Hexenmeiſter werden.“

„Ihr ſchlechten Menſchen!“ entgegnete Cuno unmuthig.

„Diesen Morgen habe ich hinlänglich Zeit gehabt euren Geiz, eure Unverschämtheit und Eure Rohheit einzusehen. Gehet jezt und kommt nie wieder hieher, und glaubt mir, es wäre für eure Seelen besser, wenn ihr nur halb so fromm und gut wäret, als jene Frau, die ihr eine Hexe scheltet.“

„Nein, eine eigentliche Hexe ist sie nicht!“ sagte der Schalk spöttisch lachend. „Solche Weiber können wahrsagen, aber Frau Feldheimerin ist so wenig eine Wahrsagerin, als eine Gans ein Schwan werden kann; hat sie doch dem Vater gesagt: Von seinem Erbe werde man einen guten Theil um einen Hirschgulden kaufen können, das heißt, er werde ganz verlumpen, und doch hat bei seinem Tod alles sein gehört, so weit man von der Zinne von Zollern sehen kann! Geh, geh, Frau Feldheimerin ist nichts als ein thörigtes altes Weib und du — der dumme Cuno.“

Nach diesen Worten entfernte sich der Kleine eilig, denn er fürchtete den starken Arm seines Bruders, und Wolf folgte ihm, indem er alle Flüche hersagte, die er von seinem Vater gelernt hatte.

In tiefster Seele betrübt ging Cuno nach Hause, denn er sah jezt deutlich, daß seine Brüder nie mehr mit ihm sich vertragen wollten. Er nahm sich auch ihre harten Worte so sehr zu Herzen, daß er des andern Tages sehr krank wurde, und nur

der Trost des würdigen Pater Joseph und die kräftigen Tränklein der Frau Feldheimerin retteten ihn vom Tode.

Als aber seine Brüder erfuhren, daß ihr Bruder Cuno schwer darniederliege, hielten sie ein fröhliches Bankett, und im Weinmuth sagten sie sich zu, wenn der dumme Cuno sterbe, so solle der, welcher es zuerst erfahre, alle Kanonen lösen um es dem andern anzuzeigen, und wer zuerst kanonire, solle das beste Faß Wein aus Cunos Keller vorweg nehmen dürfen. Wolf ließ nun von da an immer einen Diener in der Nähe von Hirschberg Wache halten, und der kleine Schalk bestach sogar einen Diener Cunos mit vielem Geld, damit er es ihm schnell anzeige, wenn sein Herr in den lezten Zügen liege.

Dieser Knecht aber war seinem milden und frommen Herrn mehr zugethan als dem bösen Grafen von Schalksberg; er fragte also eines Abends Frau Feldheimerin theilnehmend nach dem Befinden seines Herrn, und als diese sagte, daß es ganz gut mit ihm stehe, erzählte er ihr den Anschlag der beiden Brüder und daß sie Freudenschüsse thun wollen auf des Grafen Cunos Tod. Darüber ergrimmte die Alte sehr; sie erzählte es flugs wieder dem Grafen, und als dieser an eine so große Lieblosigkeit seiner Brüder nicht glauben wollte, so rieth sie ihm, er solle die Probe machen und ausſprengen lassen, er sey todt, so werde man bald hören ob sie kanoniren, ob nicht. Der Graf ließ den Diener, den sein Bruder bestochen, vor sich kommen, be-

fragte ihn nochmals und befahl ihm nach Schalksberg zu reiten und sein nahes Ende zu verkünden.

Als nun der Knecht eilends den Hirschberg herabritt, sah ihn der Diener des Grafen Wolf von Zollern, hielt ihn an und fragte, wohin er so eilends zu reiten Willens sey. „Ach, sagte dieser, mein armer Herr wird diesen Abend nicht überleben, sie haben ihn alle aufgegeben.“

„So? ists um diese Zeit?“ rief jener, lief nach seinem Pferd, schwang sich auf und jagte so eilends nach Zollern und den Schloßberg hinan, daß sein Pferd am Thor niederfiel und er selbst nur noch „Graf Cuno stirbt“ rufen konnte, ehe er ohnmächtig wurde. Da donnerten die Kanonen von Hohenzollern herab, Graf Wolf freute sich mit seiner Mutter über das gute Faß Wein und das Erbe, den Teich, über den Schmuck und den starken Wiederhall, den seine Kanonen gaben. Aber was er für Wiederhall gehalten, waren die Kanonen von Schalksberg und Wolf sagte lächelnd zu seiner Mutter: „so hat der Kleine auch einen Spion gehabt, und wir müssen auch den Wein gleich theilen wie das übrige Erbe.“ Dann aber saß er zu Pferd, denn er argwohnte, der kleine Schalk möchte ihm zuvorkommen und vielleicht einige Kostbarkeiten des Verstorbenen wegnehmen, ehe er käme.

Aber am Fischteich begegneten sich die beiden Brüder und jeder erröthete vor dem andern, weil beide zuerst nach Hirsch-

berg hatten kommen wollen. Von Cuno sprachen sie kein Wort, als sie zusammen ihren Weg fortsezten, sondern sie beriethen sich brüderlich, wie man es in Zukunft halten wolle, und wem Hirschberg gehören solle. Wie sie aber über die Zugbrücke und in den Schloßhof ritten, da schaute ihr Bruder wohlbehalten und gesund zum Fenster heraus, aber Zorn und Unmuth sprühten aus seinen Blicken. Die Brüder erschracken sehr, als sie ihn sahen, hielten ihn anfänglich für ein Gespenst und bekreuzten sich, als sie aber sahen, daß er noch Fleisch und Blut habe, rief Wolf: „Ei, so wollt' ich doch! Dummes Zeug, ich glaubte du wärest gestorben."

„Nun, aufgeschoben ist nicht aufgehoben," sagte der Kleine, der mit giftigen Blicken nach seinem Bruder hinauf schaute.

Dieser aber sprach mit donnernder Stimme: „Von dieser Stunde an sind alle Bande der Verwandtschaft zwischen uns los und ledig. Ich habe eure Freudenschüsse wohl vernommen, aber sehet zu, auch ich habe fünf Feldschlangen hier auf dem Hof stehen, und habe sie Euch zu Ehren scharf laden lassen. Machet, daß ihr aus dem Bereich meiner Kugeln kommt oder ihr sollt erfahren wie man auf Hirschberg schießt." Sie ließen es sich nicht zweimal sagen, denn sie sahen ihm an, wie ernst es ihm war; sie gaben also ihren Pferden die Sporen und hielten einen Wettlauf den Berg hinunter, und ihr Bruder schoß eine Stücklugel hinter ihnen her, die über ihren Köp-

sen wegsauste, daß sie beide zugleich eine tiefe und höfliche Verbeugung machten; er wollte sie aber nur schrecken und nicht verwunden. „Warum hast du denn geschossen?“ fragte der kleine Schalk unmuthig; „du Thor, ich schoß nur weil ich dich hörte.“

„Im Gegentheil, frag nur die Mutter! erwiederte Wolf, du warst es, der zuerst schoß und du hast diese Schande über uns gebracht, kleiner Dachs.“

Der Kleine blieb ihm keinen Ehrentitel schuldig, und als sie am Fischteich angekommen waren, gaben sie sich gegenseitig noch die vom alten Wetter von Zollern geerbten Früche zum Besten und trennten sich in Haß und Unlust.

Tags darauf aber machte Cuno sein Testament und Frau Feldheimerin sagte zum Pater: „Ich wollte was wetten, er hat keinen guten Brief für die Kanoniere geschrieben.“ Aber so neugierig sie war, und so oft sie in ihren Liebling drang, er sagte ihr nicht was im Testament stehe, und sie erfuhr es auch nimmer, denn ein Jahr nachher verschied die gute Frau, und ihre Salben und Tränklein halfen ihr nichts, denn sie starb an keiner Krankheit, sondern am 98ten Jahr, das auch einen ganz gesunden Menschen endlich unter den Boden bringen kann. Graf Cuno ließ sie bestatten, als ob sie nicht eine arme Frau, sondern seine Mutter gewesen wäre, und es kam ihm nachher noch viel einsamer vor auf seinem Schloß, besonders da der Pater Joseph der Frau Feldheimerin bald folgte.

Doch diese Einsamkeit fühlte er nicht sehr lange; der gute Cuno starb schon in seinem 28ten Jahr, und böse Leute behaupten an Gift, das ihm der kleine Schalk beigebracht hatte.

Wie dem aber auch sey, einige Stunden nach seinem Tod vernahm man wieder den Donner der Kanonen, und in Zollern und Schalksberg that man 25 Schüsse. „Dießmal hat er doch daran glauben müssen," sagte der Schalk, als sie unterwegs zusammentrafen.

„Ja," antwortete Wolf, „und wenn er noch einmal aufersteht und zum Fenster herausschimpft, wie damals, so hab' ich eine Büchse bei mir, die ihn höflich und stumm machen soll."

Als sie den Schloßberg hinanritten, gesellte sich ein Reiter mit Gefolge zu ihnen, den sie nicht kannten. Sie glaubten, er sey vielleicht ein Freund ihres Bruders und komme um ihn beisetzen zu helfen. Daher geberdeten sie sich kläglich, priesen vor ihm den Verstorbenen, beklagten sein frühes Hinscheiden, und der kleine Schalk preßte sich sogar einige Crocodillsthränen aus. Der Ritter antwortete ihnen aber nicht, sondern ritt still und stumm an ihrer Seite den Hirschberg hinauf. „So, jezt wollen wir es uns bequem machen, und Wein herbei, Kellermeister, vom besten!" rief Wolf, als er abstieg. Sie gingen die Wendeltreppen hinauf und in den Saal, auch dahin folgte ihnen der stumme Reiter, und als sich die Zwillinge ganz breit an den Tisch gesezt hatten, zog jener ein Silberstück aus

dem Wamms, warf es auf den Schifertisch, daß es umherrollte und klingelte, und sprach: „So, und da habt Ihr jezt Euer Erbe und es wird just recht seyn, ein Hirschgulden.“ Da sahen sich die beiden Brüder verwundert an, lachten und fragten ihn was er damit sagen wolle?

Der Ritter aber zog ein Pergament hervor, mit hinlänglichen Siegeln, darin hatte der dumme Cuno alle Feindseligkeiten aufgezeichnet, die ihm die Brüder bei seinen Lebzeiten bewiesen, und am Ende hatte er verordnet und bekannt, daß sein ganzes Erbe, Hab und Gut, ausser dem Schmuck seiner seligen Frau Mutter, auf den Fall seines Todes an Würtemberg verkauft sey, und zwar — um einen elenden Hirschgulden! Um den Schmuck aber solle man in der Stadt Balingen ein Armenhaus erbauen.

Da erstaunten nun die Brüder abermals, lachten aber nicht dazu, sondern bissen die Zähne zusammen; denn sie konnten gegen Würtemberg nichts ausrichten, und so hatten sie das schöne Gut, Wald, Feld, die Stadt Balingen, und selbst — den Fischteich verloren, und nichts geerbt, als einen schlechten Hirschgulden. Den steckte Wolf trotzig in sein Wamms, sagte nicht ja und nicht nein, warf sein Barett auf den Kopf, und gieng trotzig und ohne Gruß an dem Würtembergischen Commissär vorbey, schwang sich auf sein Roß und ritt nach Zollern.

Als ihn aber den andern Morgen seine Mutter mit Vorwürfen plagte, daß sie Gut und Schmuck verscherzt haben, ritt er hinüber zum Schalk auf der Schalksburg: „Wollen wir unser Erbe verspielen oder vertrinken?“ fragte er ihn.

„Vertrinken ist besser,“ sagte der Schalk, „dann haben beide gewonnen. Wir wollen nach Balingen reiten und uns den Leuten zum Troz dort sehen lassen, wenn wir auch gleich das Städtlein schmählich verloren.“

„Und im Lamm schenkt man Rothen, der Kaiser trinkt ihn nicht besser;“ sezte Wolf hinzu.

So ritten sie mit einander nach Balingen ins Lamm und fragten, was die Maas Rother koste, und tranken sich zu, bis der Hirschgulden voll war. Dann stand Wolf auf, zog das Silberstück mit dem springenden Hirsch aus dem Wamms, warf ihn auf den Tisch und sprach: da habt ihr Euern Gulden, so wirds richtig seyn.“

Der Wirth aber nahm den Gulden, besah ihn links, besah ihn rechts, und sagte lächelnd: „Ja, wenn es kein Hirschgulden wär', aber gestern Nacht kam der Bote von Stuttgart, und heute früh hat man es ausgetrommelt im Namen des Grafen von Würtemberg, dem jezt das Städtlein eigen; die sind abgeschäzt, und gebt mir nur anderes Geld.“

Da sahen sich die beiden Brüder erbleichend an: „Zahl aus, sagte der eine,“ hast du keine Münze?“ sagte der andere, und

kurz, sie mußten den Gulden schuldig bleiben im Lamm in Balingen. Sie zogen schweigend und nachdenkend ihren Weg, als sie aber an den Kreuzweg kamen, wo es rechts nach Zollern, und links nach Schalksburg gieng, da sagte der Schalk: „Wie nun? jezt haben wir sogar weniger geerbt als gar nichts; und der Wein war überdieß schlecht.“

„Ja wohl, erwiederte sein Bruder. Aber was die Feldheimerin sagte, ist doch eingetroffen: Seht zu, wieviel von seinem Erbe übrig bleiben wird, um einen Hirschgulden! Jezt haben wir nicht einmal ein Maas Wein dafür kaufen können.“

„Weiß schon!“ antwortete der von der Schalksburg.

„Dummes Zeug!“ sagte der Zollern, und ritt zerfallen mit sich und der Welt seinem Schloß zu. —

Das ist die Sage von dem Hirschgulden, endete der Zirkelschmidt, und wahr soll sie seyn. Der Wirth in Dürrwangen, das nicht weit von den drei Schlössern liegt, hat sie meinem guten Freund erzählt, der oft als Wegweiser über die schwäbische Alp ging und immer in Dürrwangen einkehrte.

Die Gäste gaben dem Zirkelschmidt Beifall. „Was man doch nicht alles hört in der Welt, rief der Fuhrmann; wahrhaftig jezt erst freut es mich, daß wir die Zeit nicht mit Kar-

tenspielen verderbten, so ist es wahrlich besser; und gemerkt habe ich mir die Geschichte, daß ich sie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen."

„Mir fiel da, während Ihr so erzähltet, etwas ein," sagte der Student.

„O erzählet, erzählet!" baten der Zirkelschmidt und Felix.

„Gut, antwortete jener, ob die Reihe jezt an mich kömmt oder später, ist gleichviel; ich muß ja doch heimgeben, was ich gehört. Das was ich erzählen will soll sich wirklich einmal begeben haben."

Er sezt sich zurecht, und wollt eben anheben zu erzählen, als die Wirthin den Spinnrocken bei Seite sezte und zu den Gästen an den Tisch trat. „Jezt, ihr Herren, ist es Zeit zu Bette zu gehen, sagte sie; es hat neun Uhr geschlagen, und morgen ist auch ein Tag."

„Ei, so gehe zu Bette; rief der Student, setze noch eine Flasche Wein für uns hieher, und dann wollen wir dich nicht länger abhalten."

„Mit nichten, entgegnete sie grämlich, so lange noch Gäste in der Wirthsstube sitzen, kann Wirthin und Dienstboten nicht weggehen. Und kurz und gut, ihr Herren, machet, daß ihr auf Eure Kammern kommet; mir wird die Zeit lange, und länger als neun Uhr darf in meinem Hause nicht gezecht werden."

„Was fällt Euch ein, Frau Wirthin, sprach der Zirkel-

ſchmidt ſtaunend; was ſchadet es denn Euch ob wir hier ſitzen, wenn Ihr auch längſt ſchlafet; wir ſind rechtliche Leute, und werden Euch nichts hinwegtragen, noch ohne Bezahlung fortgehen. Aber ſo laſſe ich mir in keinem Wirthshaus aufbieten.“

Die Frau rollte zornig die Augen: „Meint Ihr, ich werde wegen jedem Lumpen von Handwerksburſchen, wegen jedem Straßenläufer, der mir zwölf Kreuzer zu verdienen gibt, meine Hausordnung ändern? Ich ſag' Euch jezt zum leztenmal, daß ich den Unfug nicht leide!“

Noch einmal wollte der Zirkelſchmid etwas entgegnen, aber der Student ſah ihn bedeutend an, und winkte mit den Augen den übrigen: „Gut, ſprach er, wenn es denn die Frau Wirthin nicht haben will, ſo laßt uns auf unſere Kammern gehen. Aber Lichter möchten wir gerne haben, um den Weg zu finden.“

„Damit kann ich nicht dienen; entgegnete ſie finſter, die andern werden ſchon den Weg im Dunkeln finden, und für Euch iſt dieß Stümpchen hier hinlänglich; mehr habe ich nicht im Hauſe.“

Schweigend nahm der junge Herr das Licht, und ſtand auf. Die andern folgten ihm und die Handwerksburſche nahmen ihre Bündel, um ſie in der Kammer bei ſich niederzulegen. Sie giengen dem Studenten nach, der ihnen die Treppe hinan leuchtete.

Als ſie oben angekommen waren, bat ſie der Student

leiſe aufzutreten, ſchloß ſein Zimmer auf, und winkte ihnen herein.“ Jezt iſt kein Zweifel mehr, ſagte er, ſie will uns verrathen; habt ihr nicht bemerkt wie ängſtlich ſie uns zu Bette zu bringen ſuchte, wie ſie uns alle Mittel abſchnitt, nach und beiſammen zu bleiben. Sie meint wahrſcheinlich, wir werden uns jezt niederlegen und dann werde ſie um ſo leichteres Spiel haben.“

„Aber meint ihr nicht wir könnten noch entkommen? fragte Felix; im Wald kann man doch eher auf Rettung denken als hier im Zimmer.“

„Die Fenſter ſind auch hier vergittert, rief der Student, indem er vergebens verſuchte, einen der Eiſenſtäbe des Gitters los zu machen. Uns bleibt nur ein Ausweg, wenn wir entweichen wollen, durch die Hausthüre; aber ich glaube nicht, daß ſie uns fortlaſſen werden.“

„Es käme auf den Verſuch an, ſprach der Fuhrmann: ich will einmal probiren, ob ich bis in den Hof kommen kann. Iſt dieß möglich, ſo kehre ich zurück und hole euch nach.“ Die Uebrigen billigten dieſen Vorſchlag, der Fuhrmann legte die Schuhe ab, und ſchlich auf den Zehen nach der Treppe; ängſtlich lauſchten ſeine Genoſſen oben im Zimmer; ſchon war er die eine Hälfte der Treppe glücklich und unbemerkt hinabgeſtiegen; aber als er ſich dort um einen Pfeiler wandte, richtete ſich plötzlich eine ungeheure Dogge vor ihm in die Höhe,

legte ihre Tatzen auf seine Schultern und wies ihm, gerade seinem Gesicht gegenüber, zwei Reihen langer, scharfer Zähne. Er wagte weder vor noch rückwärts auszuweichen; denn bei der geringsten Bewegung schnappte der entsezliche Hund nach seiner Kehle. Zugleich fieng er an zu heulen und zu bellen, und alsobald erschien der Hausknecht und die Frau mit Lichtern.

„Wohin, was wollt Ihr?“ rief die Frau.

„Ich habe noch etwas in meinem Karren zu holen,“ antwortete der Fuhrmann, am ganzen Leibe zitternd; denn als die Thüre aufgegangen war, hatte er mehrere braune, verdächtige Gesichter, Männer mit Büchsen in der Hand, im Zimmer bemerkt.

„Das hättet Ihr alles auch vorher abmachen können,“ sagte die Wirthin mürrisch.“ Fassan, daher! schließ die Hofthüre zu, Jacob, und leuchte dem Mann an seinen Karren.“ Der Hund zog seine gräuliche Schnauze und seine Tatzen von der Schulter des Fuhrmanns zurück und lagerte sich wieder quer über die Treppe, der Hausknecht aber hatte das Hofthor zugeschlossen, und leuchtete dem Fuhrmann. An ein Entkommen war nicht zu denken. Aber als er nachsann, was er denn eigentlich aus dem Karren holen sollte, fiel ihm ein Pfund Wachslichter ein, die er in die nächste Stadt überbringen sollte; „das Stümpchen Licht oben kann kaum noch eine Viertelstunde dauern,“ sagte er zu sich; und Licht müssen wir dennoch haben!“

Er nahm also zwei Wachskerzen aus dem Wagen, verbarg sie in dem Aermel, und holte dann zum Schein seinen Mantel aus dem Karren, womit er sich, wie er dem Hausknecht sagte, heute Nacht bedecken wolle.

Glücklich kam er wieder auf dem Zimmer an. Er erzählte von dem großen Hund, der als Wache an der Treppe liege; von den Männern, die er flüchtig gesehen, von allen Anstalten, die man gemacht, um sich ihrer zu versichern, und schloß damit, daß er seufzend sagte: „wir werden diese Nacht nicht überleben.“

„Das glaube ich nicht, erwiederte der Student; für so thörigt kann ich diese Leute nicht halten, daß sie wegen des geringen Vortheils, den sie von uns hätten, vier Menschen ans Leben gehen sollten. Aber vertheidigen dürfen wir uns nicht. Ich für meinen Theil werde wohl am meisten verlieren; mein Pferd ist schon in ihren Händen, es kostete mich fünfzig Ducaten noch vor vier Wochen; meine Börse, meine Kleider gebe ich willig hin; denn mein Leben ist mir am Ende doch lieber als alles dieß.“

„Ihr habt gut reden, erwiederte der Fuhrmann; solche Sachen, wie Ihr sie verlieren könnt, ersezt Ihr Euch leicht wieder; aber ich bin der Bote von Aschaffenburg, und habe allerlei Güter auf meinem Karren und im Stall zwei schöne Rosse, meinen einzigen Reichthum.“

„Ich kann unmöglich glauben, daß sie Euch ein Leides thun werden, bemerkte der Goldschmidt; einen Boten zu berauben, würde schon viel Geschrei und Lärmen ins Land machen. Aber dafür bin ich auch, was der Herr dort sagt; lieber will ich gleich alles hergeben, was ich habe, und mit einem Eid versprechen, nichts zu sagen, ja niemals zu klagen, als mich gegen Leute, die Büchsen und Pistolen haben, um meine geringe Habe wehren.“

Der Fuhrmann hatte während dieser Reden seine Wachskerzen hervorgezogen. Er klebte sie auf den Tisch und zündete sie an. „So laßt uns in Gottes Namen erwarten, was über uns kommen wird, sprach er; wir wollen uns wieder zusammen niedersetzen, und durch sprechen den Schlaf abhalten.“

„Das wollen wir, antwortete der Student; und weil vorhin die Reihe an mir stehen geblieben war, will ich Euch etwas erzählen:

Das kalte Herz,

ein Mährchen.

Erste Abtheilung.

Wer durch Schwaben reist, der sollte nie vergessen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuschauen; nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall solch unermeßliche Menge herrlich aufgeschlossener Tannen findet, sondern wegen der Leute, die sich von den andern Menschen rings umher merkwürdig unterscheiden. Sie sind größer als gewöhnliche Menschen, breitschultrig, von starken Gliedern, und es ist als ob der stärkende Duft, der Morgens durch die Tannen strömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Athem, ein klareres Auge und einen festeren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten sondern sie sich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, streng ab. Am schönsten kleiden sich die Bewohner des badenschen Schwarzwaldes; die Männer lassen den Bart wachsen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben ist, ihre schwar-

zen Wämser, ihre ungeheuren, enggefalteten Pluderhosen, ihre rothen Strümpfe und die spitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernstes, Ehrwürdiges. Dort beschäftigen sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen sie Uhren und tragen sie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil desselben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben, als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an, und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandeln sie um schweres Geld an die Myn heer's, welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes, wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren, ihr Leid am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum ist auch ihr Prachtanzug so verschieden von dem der Glasmänner im andern Theil des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämser von dunkler Leinwand, einen Handbreiten grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider von schwarzem

Leder, aus deren Tasche ein Zollstab von Meßing wie ein Ehrenzeichen hervorschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefeln, die größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Theil der Erde Mode sind; denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flözer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst in neuerer Zeit hat man ihnen diesen thörigten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Waldgeister, die der Lage nach im Schwarzwalde hausen, in diese verschiedenen Trachten sich getheilt haben. So hat man versichert, daß das „Glasmännlein," ein gutes Geistchen von $3\frac{1}{2}$ Fuß Höhe, sich nie anders zeige, als in einem spitzen Hütlein mit großem Rand, mit Wamms und Pluderhöschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer, breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flözer seyn, und mehrere, die ihn gesehen haben, wollen versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie, und wollten nichts übertrieben haben.

Mit diesen Waldgeistern soll einmal ein junger Schwarzwälder eine sonderbare Geschichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munkin; ihr Gatte war Kohlenbrenner gewesen, und nach seinem Tod hielt sie ihren 16jährigen Knaben nach und nach zu demselben Geschäft an.

Der junge Peter Munk, ein schlauer Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen, oder schwarz und berus't und den Leuten ein Abscheu hinab in die Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere, und wenn Peter Munk an seinem Meiler saß, stimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er sich ab was ihn ärgerte, und das war — sein Stand. Ein schwarzer, einsamer Kohlenbrenner! sagte er sich, es ist ein elend Leben. Wie angesehen sind die Glasmänner, die Uhrenmacher, selbst die Musikanten am Sonntag Abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaschen und geputzt, in des Vaters Ehrenwamms mit silbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erscheint, und wenn dann einer hinter mir her geht und denkt,

„wer ist wohl der schlanke Bursche?" und lobt bei sich die Strümpfe und meinen stattlichen Gang, — sieh, wenn er vorübergeht und schaut sich um, sagt er gewiß, „ach es ist nur der Köhler-Munk-Michel."

Auch die Flözer auf der andern Seite waren ein Gegenstand seines Neides. Wenn diese Waldriesen herüberkamen, mit stattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen und Ketten einen halben Centner Silber auf dem Leib trugen, wenn sie mit ausgespreizten Beinen und vornehmen Gesichtern dem Tanz zuschauten, holländisch fluchten und wie die vornehmsten Myn-Heer's aus ellenlangen köllnischen Pfeifen rauchten, da stellte er sich als das vollendetste Bild eines glücklichen Menschen solch einen Flözer vor. Und wenn diese Glücklichen dann erst in die Taschen fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbäzner würfelten, fünf Gulden hin, zehen her, so wollten ihm die Sinne vergehen, und er schlich trübselig nach seiner Hütte; denn an manchem Feiertag Abend hatte er einen oder den andern dieser „Holzherren" mehr verspielen sehen, als der arme Vater Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieser Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meisten bewundern sollte. Der eine war ein dicker, großer Mann, mit rothem Gesicht, und galt für den reichsten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Am-

sterdam, und hatte das Glück es immer um soviel theurer als andere zu verkaufen, daß er, wenn die übrigen zu Fuß heimgiengen, stattlich herauffahren konnte. Der andere war der längste und magerste Mensch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und diesen beneidete Munk wegen seiner ausnehmenden Kühnheit; er widersprach den angesehensten Leuten, brauchte, wenn man noch so gedrängt im Wirthshaus saß, mehr Platz als vier der Dicksten, denn er stüzte entweder beide Ellbogen auf den Tisch oder zog eines seiner langen Beine zu sich auf die Bank, und doch wagte ihm keiner zu widersprechen, denn er hat unmenschlich viel Geld. Der dritte aber war ein schöner, junger Mann, der am besten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzboden-König hatte. Er war ein armer Mensch gewesen, und hatte bei einem Holzherren als Knecht gedient; da wurde er auf einmal steinreich; die einen sagten er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die andern behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechstange, womit die Flözer zuweilen nach den Fischen stechen, einen Pack mit Goldstücken heraufgefischt, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungen Hort, der dort vergraben liegt, kurz, er war auf einmal reich geworden, und wurde von Jung und Alt angesehen wie ein Prinz.

An diese drei Männer dachte Kohlen-Munk-Peter oft, wenn er einsam im Tannenwald saß. Zwar hatten alle drei einen Hauptfehler, der sie bei den Leuten verhaßt machte, es war

dieß ihr unmenschlicher Geiz, ihre Gefühllosigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder sind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß wie es mit solchen Dingen geht; waren sie auch wegen ihres Geizes verhaßt, so standen sie doch wegen ihres Geldes in Ansehen; denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie sie, als ob man das Geld von den Tannen schüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," sagte Peter eines Tages schmerzlich betrübt zu sich, denn Tags zuvor war Feiertag gewesen, und alles Volk in der Schenke; wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, so thu' ich mir etwas zu Leid; wär' ich doch nur so angesehen und reich, wie der dicke Ezechiel, oder so kühn und so gewaltig wie der lange Schlurker, oder so berühmt, und könnte den Musikanten Thaler statt Kreuzer zuwerfen, wie der Tanz-Boden-König! Wo nur der Bursche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man sich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen; endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den „Holländer-Michel" und durch das „Glasmännlein" reich geworden waren. So lang sein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Besuch, und da wurde lang und breit von reichen Menschen gesprochen und wie sie reich geworden; da spielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachsann, konnte er sich beinahe noch des Versleins erinnern, das man am Tannenbühl in

der Mitte des Waldes sprechen mußte, wenn es erscheinen sollte. Es fieng an:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all Land wo Tannen stehn —

Aber er mochte sein Gedächtniß anstrengen wie er wollte, weiter konnte er sich keines Verses mehr entsinnen. Er dachte oft, ob er nicht diesen oder jenen alten Mann fragen sollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewiße Scheu seine Gedanken zu verrathen ab, auch schloß er, es müsse die Sage vom „Glasmännlein" nicht sehr bekannt seyn und den Spruch müssen nur wenige wissen, denn es gab nicht viele reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht sein Vater und die andern armen Leute ihr Glück versucht? Er brachte endlich einmal seine Mutter auf das Männlein zu sprechen, und diese erzählte ihm was er schon wußte, kannte auch nur noch die erste Zeile von dem Spruch, und sagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwischen eilf und zwei Uhr geboren seyen, zeige sich das Geistchen. Er selbst würde wohl dazu passen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er sey Sonntag Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dieß der Kohlen-Munk-Peter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dieß Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer sich. Es schien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüch-

leins zu wissen und am Sonntag geboren zu seyn, und Glasmännlein mußte sich ihm zeigen. Als er daher eines Tages seine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, sondern zog seines Vaters Staatswamms und neue rothe Strümpfe an, sezte den Sonntagshut auf, faßte seinen fünf Fuß hohen Schwarzdornstock in die Hand und nahm von der Mutter Abschied: „ich muß aufs Amt in die Stadt, denn wir werden bald spielen müssen wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einschärfen, daß Ihr Wittwe seyd, und ich Euer einziger Sohn.“ Die Mutter lobte seinen Entschluß, er aber machte sich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchsten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis stand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubischen Leute meinten es sey dort „unsicher.“ Man schlug auch, so hoch und prachtvoll dort die Tannen standen, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn sie dort arbeiteten, die Aexte vom Styl gesprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren schnell umgestürzt und hatten die Männer mit umgerissen und beschädigt oder gar getödtet; auch hätte man die schönsten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Flosherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage gieng, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit

im Wasser sey. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter-Munk wurde es ganz schaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den seinigen, keine Axt; selbst die Vögel schienen diese dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlen-Munk-Peter hatte jezt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht, und stand vor einer Tanne von ungeheurem Umfang, um die ein holländischer Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. Hier, dachte er, wird wohl der Schatzhauser wohnen, zog seinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räusperte sich und sprach mit zitternder Stimme: „Wünsche glückseligen Abend, Herr Glasmann.“ Aber es erfolgte keine Antwort, und Alles umher war so still wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein sprechen,“ dachte er weiter und murmelte:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt
Dir gehört all' Land wo Tannen stehn —

Indem er diese Worte sprach, sah er zu seinem großen Schrecken eine ganz kleine, sonderbare Gestalt hinter der dicken Tanne hervorschauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein gesehen, wie man ihn beschrieben, das schwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, alles war so, selbst

das blasse, aber feine und kluge Gesichtchen, wovon man erzählte, glaubte er gesehen zu haben. Aber, ach, so schnell es hervorgeschaut hatte, das Glasmännlein, so schnell war es auch wieder verschwunden! „Herr Glasmann, rief nach einigem Zögern Peter Munk, seyd so gütig und haltet mich nicht für Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht gesehen, so täuschet Ihr Euch sehr, ich sah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken.“ — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leises, heißeres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand seine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jezt noch abgehalten hatte: „warte du kleiner Bursche, rief er, dich will ich bald haben,“ sprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauser im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk schüttelte den Kopf; er sah ein, daß er die Beschwörung bis auf einen gewißen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, so könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er sann hin, er sann her, und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte sich an den untersten Aesten der Tanne und schien ihn aufzumuntern oder zu verspotten. Es puzte sich, es rollte den schönen Schweif, es schaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er sich doch beinahe mit diesem Thier allein zu seyn,

denn bald schien das Eichhörnchen einen Menschenkopf zu haben und einen dreispitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen, und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und schwarze Schuhe. Kurz es war ein lustiges Thier, aber dennoch graute Kohlen-Peter, denn er meinte es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit schnelleren Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes schien immer schwärzer zu werden, die Bäume standen immer dichter, und ihm fieng an so zu grauen, daß er im Trab davon jagte und erst als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwischen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger. Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angst gerade die entgegengesezte Richtung genommen, und statt zu den Glasleuten zu den Flözern gekommen sey. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, sein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachsene Enkel. Sie nahmen Kohlen-Munk-Peter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach seinem Namen und Wohnort zu fragen, gaben ihm Apfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beste Schwarzwaldspeise, aufgesezt.

Nach dem Nachtessen sezten sich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtspan, den die Jungen

mit dem feinsten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gast und der Hauswirth rauchten und schauten den Weibern zu, die Bursche aber waren beschäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu schnizeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen, man hörte da und dort sehr heftige Schläge, und es schien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zusammen krachten. Die furchtlosen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen, und dieses furchtbar schöne Schauspiel mit ansehen, ihr Großvater aber hielt sie mit strengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem rathen, daß er jezt von der Thür' geht, rief er ihnen zu; bey Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer-Michel haut sich heute Nacht ein neues „G'stair" (Flos-Gelenke) im Wald."

Die Kleinen staunten ihn an; sie mochten von dem Holländer-Michel schon gehört haben, aber sie baten jezt den Ehni einmal recht schön, von jenem zu erzählen. Auch Peter-Munk, der vom Holländer-Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte sprechen gehört, stimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er sey. „Er ist der Herr dieses Waldes, und nach dem zu schließen, daß Ihr in Eurem Alter dieß noch nicht erfahren, müßt Ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hause seyn. Vom Holländer-Michel will ich Euch aber erzählen was ich weiß, und wie die Sage von ihm geht. Vor etwa hundert Jahren, so erzählte es wenigstens

mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicher Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jezt, seit so viel Geld im Land ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Bursche tanzen und johlen am Sonntag und fluchen, daß es ein Schrecken ist; damals war es aber anders, und wenn er jezt zum Fenster dort herein schaute, so sag' ichs, und hab es oft gesagt, der Holländer-Michel ist schuld an all dieser Verderbniß. Es lebte also vor hundert Jahr und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesind hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Thüre, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie der Schwarzwälder Bursche, aber er war einen guten Kopf höher als Alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sey, rechnet mit ihm seinen Lohn, und sie schlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs am einen End schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tags vor seinen Herrn, und begehrte von ihm: „Hab jezt lange genug hier Holz gehackt, und so möcht ich auch sehen,

wohin meine Stämme kommen, und wie wär es, wenn Ihr mich auch 'mal auf den Flos ließet?"

Der Holzherr antwortete: „Ich will dir nicht im Weg seyn, Michel, wenn du ein wenig hinaus willst in die Welt, und zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute wie Du bist, auf dem Flooz aber kommt es auf Geschicklichkeit an, aber es sey für dießmal."

Und so war es; der Floos, mit dem er abgehen sollte, hatte 8 Glaich (Glieder), und waren im lezten von den größten Zimmerbälken. Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter, wie eine Flözerstange, so daß sich alles entsezte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dieß sah, denn er berechnete, was diese Balken kosten könnten; Michel aber sagte: „so, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spähnen dort kann ich nicht fortkommen;" sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flözerstiefeln schenken, aber er warf sie auf die Seite, und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab; mein Grosvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und seyen 5 Fuß lang gewesen.

Der Flos fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesezt, so staunten jezt die Flözer; denn

ſtatt daß der Flooz, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langſamer auf dem Fluß gieng, flog er, ſobald ſie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten ſonſt die Flözer Mühe gehabt, den Flooz in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu ſtoßen, ſo ſprang jezt Michel allemal ins Waſſer, rückte mit einem Zug den Flooz links oder rechts, ſo daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, ſo lief er aufs erſte G'ſtair (Gelenk) vor, ließ alle ihre Stangen beiſetzen, ſteckte ſeinen ungeheuren Weberbaum ins Kies, und mit einem Druck flog der Flooz dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen ſchienen. So waren ſie in der Hälfte der Zeit, die man ſonſt brauchte, nach Cöln am Rhein gekommen, wo ſie ſonſt ihre Ladung verkauft hatten; aber hier ſprach Michel: „Ihr ſeyd mir rechte Kaufleute, und verſteht euren Nutzen! Meinet ihr denn die Köllner brauchen all dieß Holz, das aus dem Schwarzwald kömmt, für ſich? Nein, um den halben Werth kaufen ſie es euch ab, und verhandeln es theuer nach Holland. Laſſet uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis löſen, iſt unſer eigener Profit.“

„So ſprach der argliſtige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil ſie gerne nach Holland gezogen wären, es zu ſehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein ein-

ziger war redlich und mahnte sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen, aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, aber der Holländer-Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Flooz und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und besonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel theilte ab; einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun sezten sie sich mit Matrosen und anderem schlechtem Gesindel in die Wirthshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld, den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer-Michel an einen Seelenverkäufer, und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies, und Holländer-Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf."

„Der Holländer-Michel war aber, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuck im Wald, und man sagt, daß er schon Vielen behülflich gewesen sey, reich zu werden

aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jezt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, über all die schönsten Tannen aussucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen, wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden, und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stair ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer-Michel auch nur einen Balken haben, müssen untergehen. Daher kommt es, daß man so viel von Schiffbrüchen hört; wie könnte denn sonst ein schönes, starkes Schiff, so groß als eine Kirche, zu Grund gehen auf dem Wasser? Aber so oft Holländer-Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann und Maus verloren. Das ist die Sage vom Holländer-Michel, und wahr ist es, alles Böse im Schwarzwald schreibt sich von ihm her; o! er kann einen reich machen!" sezte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel, und des langen Schlurkers stecken; auch der Tanz-Boden-König soll sich ihm ergeben haben!"

Der Sturm hatte sich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten schüchtern die Lampen an, und giengen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkissen auf die Ofenbank, und wünschten ihm gute Nacht.

Kohlen-Munk-Peter hatte noch nie so schwere Träume gehabt, wie in dieser Nacht; bald glaubte er der finstere riesige Holländer-Michel reiße die Stubenfenster auf, und reiche mit seinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldstücke herein, die er untereinander schüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald sah er wieder das kleine, freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren, grünen Flasche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heißere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland gibt's Gold,
Könnet's haben, wenn Ihr wollt
Um geringen Sold
Gold, Gold."

Dann hörte er wieder in sein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauser im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüsterte: „dummer Kohlen-Peter, dummer Peter-Munk kannst kein Sprüchlein reimen auf „stehen," und bist doch am

Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter reime!“

Er ächzte, er stöhnte im Schlaf, er mühte sich ab, einen Reim zu finden, aber da er in seinem Leben noch keinen gemacht hatte, war seine Mühe im Traum vergebens. Als er aber mit dem ersten Frühroth erwachte, kam ihm doch sein Traum sonderbar vor; er sezte sich mit verschränkten Armen hinter den Tisch, und dachte über die Einflüsterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „Reime, dummer Kohlen-Munk-Peter, reime, sprach er zu sich, und pochte mit dem Finger an seine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch so da saß, und trübe vor sich hinschaute, und an den Reim auf stehen dachte, da zogen drei Bursche vor dem Haus vorbei in den Wald, und einer sang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich stehen
Und schaute in das Thal,
Da hab ich sie gesehen
Zum allerlezten mal.“

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und hastig raffte er sich auf, stürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, sprang den drei Burschen nach, und packte den Sänger hastig und unsanft beim Arm; „Halt Freund!“ rief er, „was habt Ihr da auf stehen gereimt, thut mir die Liebe, und sprecht, was Ihr gesungen.“

„Was ficht's dich an, Bursche?" entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann singen was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder" —

„Nein, sagen sollst du, was du gesungen hast!" schrie Peter beinahe ausser sich und packte ihn noch fester an; die zwei andern aber, als sie dieß sahen, zögerten nicht lange, sondern fielen mit derben Fäusten über den armen Peter her, und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des dritten ließ, und erschöpft in die Kniee sank. „Jezt hast du dein Theil," sprachen sie lachend, „und merk' Dir, toller Bursche, daß du Leute, wie wir sind, nimmer anfällst auf offenem Wege."

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!" erwiederte Kohlen-Peter seufzend; „aber so ich die Schläge habe, seyd so gut und saget deutlich, was jener gesungen."

Da lachten sie auf's Neue, und spotteten ihn aus; aber der das Lied gesungen, sagte es ihm vor, und lachend und singend zogen sie weiter.

„Also sehen;" sprach der arme Geschlagene, indem er sich mühsam aufrichtete; „sehen auf stehen, jezt, Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zusammen sprechen. Er gieng in die Hütte, holte seinen Hut und den langen Stock, nahm Abschied von den Bewohnern der Hütte, und trat seinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langsam und sinnend eine Straße, denn er mußte ja seinen Vers ersinnen; endlich,

als er schon in dem Bereich des Tannenbühls gieng, und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch seinen Vers gefunden, und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein riesengroßer Mann in Flözerkleidung, und eine Stange, solang wie ein Mastbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk sank beinahe in die Kniee, als er jenen langsamen Schrittes neben sich wandeln sah; denn er dachte, das ist der Holländer-Michel, und kein anderer. Noch immer schwieg die furchtbare Gestalt, und Peter schielte zuweilen furchtsam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längste Mann, den Peter je gesehen, sein Gesicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten; er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefeln, über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was thust du im Tannenbühl?" fragte der Waldkönig endlich mit tiefer, dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann," antwortete Peter, indem er sich unerschrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte, „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück."

„Peter Munk," erwiedert jener, und warf einen stechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber," dein Weg geht nicht durch diesen Hain."

„Nun, so gerade just nicht, sagte jener, aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler seyn.“

„Lüge nicht, du, Kohlen-Peter!“ rief Holländer-Michel mit donnernder Stimme,“ oder ich schlag dich mit der Stange zu Boden; meinst, ich hab dich nicht betteln sehen bei dem Kleinen? sezte er sanft hinzu. Geh, geh, das war ein dummer Streich, und gut ist es, daß du das Sprüchlein nicht wußtest; er ist ein Knauser, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird seines Lebens nicht froh. — Peter du bist ein armer Tropf, und dauerst mich in der Seele; so ein munterer, schöner Bursche, der in der Welt was anfangen könnte, und sollst Kohlen brennen! Wenn andere große Thaler oder Ducaten aus dem Aermel schütteln, kannst du kaum ein paar Sechser aufwenden; 's ist ein ärmlich Leben.“

„Wahr ist's; und recht habt Ihr; ein elendes Leben.“

„Na, mir soll's nicht drauf ankommen,“ fuhr der schreckliche Michel fort; „hab schon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und du wärst nicht der erste. Sag einmal, wieviel hundert Thaler brauchst du für's Erste?“

Bei diesen Worten schüttelte er das Geld in seiner ungeheuren Tasche untereinander, und es klang wieder wie diese Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängstlich und schmerzhaft bei diesen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer-Michel sah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld

wegschenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menschen ein, und von unerklärlicher Angst und Bangigkeit gejagt, rief er: „schön Dank, Herr! aber mit Euch will ich nichts zu schaffen haben, und ich kenn' Euch schon," und lief was er laufen konnte. — Aber der Waldgeist schritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her, und murmelte dumpf und drohend: „wirst's noch bereuen, Peter, wirst noch zu mir kommen; auf deiner Stirne steht's geschrieben, in deinem Auge ist's zu lesen; du entgehst mir nicht. — Lauf nicht so schnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort ist schon meine Gränze." Aber als Peter dieß hörte, und unweit vor ihm einen kleinen Graben sah, beeilte er sich nur noch mehr, über die Gränze zu kommen, so daß Michel am Ende schneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann sezte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er sah, wie der Waldgeist mit seiner Stange ausholte, und sie auf ihn niederschmettern lassen wollte; er kam glücklich jenseits an, und die Stange zersplitterte in der Luft, wie an einer unsichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf, um es dem groben Holländer-Michel zuzuwerfen, aber in diesem Augenblick fühlte er das Stück Holz in seiner Hand sich bewegen, und zu seinem Entsetzen sah er, daß es eine ungeheure Schlange sey, was er in

der Hand hielt, die sich schon mit geifernder Zunge und blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ sie los, aber sie hatte sich schon fest um seinen Arm gewickelt und kam mit schwankendem Kopf seinem Gesicht immer näher; da rauschte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob sich mit ihr in die Lüfte, und Holländer-Michel, der dieß alles von dem Graben aus gesehen hatte, heulte und schrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erschöpft und zitternd sezte Peter seinen Weg fort; der Pfad wurde steiler, die Gegend wilder, und bald fand er sich wieder an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie gestern seine Verbeugungen gegen das unsichtbare Glasmännlein, und hub dann an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dein ist all' Land wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntags-Kindern sehen."

„Hast's zwar nicht ganz getroffen, aber weil du es bist, Kohlen-Munk-Peter, so soll es so hingehen," sprach eine zarte, feine Stimme neben ihm. Erstaunt sah er sich um, und unter einer schöne Tanne saß ein kleines, altes Männlein, in schwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf

dem Kopf. Er hatte ein feines, freundliches Gesichtchen, und ein Bärtchen so zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was sonderbar anzusehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas und als Peter näher trat, sah er zu seinem Erstaunen, daß auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas bestanden; aber es war geschmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es schmiegte sich wie ein Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du hast dem Flegel begegnet, dem Holländer-Michel?“ sagte der Kleine, indem er zwischen jedem Wort sonderbar hüstelte; „er hat dich recht ängstigen wollen, aber seinen Kunstprügel habe ich ihm abgejagt, den soll er nimmer wieder kriegen.“

„Ja, Herr Schatzhauser,“ erwiederte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr seyd wohl der Herr Auerhahn gewesen, der die Schlange todt gebissen; da bedanke ich mich schönstens. — Ich komme aber, um mich Raths zu erholen bei Euch; es geht mir gar schlecht und hinderlich; ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was Besseres aus mir werden; und wenn ich oft andere sehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben; wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig; die haben Geld wie Heu.“

„Peter,“ sagte der Kleine sehr ernst, und blies den Rauch aus seiner Pfeife weit hinweg; „Peter, sag mir nichts von die-

sen. Was haben sie davon, wenn sie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich, und dann nachher desto unglücklicher sind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Grosvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben, Peter Munk! ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang ist, was dich zu mir führt."

Peter erschrack vor dem Ernst des Männleins und erröthete: „Nein, sagte er, Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauser im Tannenwald, Müßiggang ist aller Laster Anfang, aber das könnet Ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand besser gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner ist halt so gar etwas Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flözer und Uhrmacher und alle sind angesehener."

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall," erwiederte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher; „ihr seyd ein sonderbar Geschlecht, ihr Menschen! Selten ist einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen ist, und was gilts, wenn du ein Glasmann wärest, möchtest du gern ein Holzherr seyn, und wärest du Holzherr, so stünde dir des Försters Dienst, oder des Amtmanns Wohnung an. Aber es sey; wenn du versprichst, brav zu arbeiten, so will ich dir zu etwas Besserem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das sich zu mir zu finden weiß, drei Wünsche zu gewäh-

ren; die ersten zwei sind frei; den dritten kann ich verweigern, wenn er thörigt ist. So wünsche dir also jezt etwas; aber — Peter, etwas Gutes und Nüzliches.“

„Heisa! Ihr seyd ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauser, denn bei Euch sind die Schätze zu Hause. Nu — und also darf ich wünschen, wornach mein Herz begehrt, so will ich denn für's Erste, daß ich noch besser tanzen könne, als der Tanzbodenkönig, und jedesmal noch einmal so viel Geld ins Wirthshaus bringe als er.“

„Du Thor!“ erwiederte der Kleine zürnend. „Welch ein erbärmlicher Wunsch ist dieß, gut tanzen zu können, und Geld zum Spiel zu haben. Schämst du dich nicht, dummer Peter, dich selbst so um dein Glück zu betrügen? Was nüzt es dir und deiner armen Mutter, wenn du tanzen kannst? Was nüzt dir dein Geld, das nach deinem Wunsch nur für das Wirthshaus ist, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt. Dann hast du wieder die ganze Woche nichts, und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich dir frei, aber sieh dich vor, daß du vernünftiger wünschest.“

Peter kraute sich hinter den Ohren, und sprach nach einigem Zögern: „Nun so wünsche ich mir die schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald, mit allem Zugehör, und Geld, sie zu leiten.“

„Sonst nichts?“ fragte der Kleine mit beſorglicher Miene. „Peter, ſonſt nichts?“

„Nu — Ihr könnet noch ein Pferd dazuthun, und ein Wägelchen“ —

„O, du dummer Kohlen-Munk-Peter!“ rief der Kleine, und warf ſeine gläſerne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß ſie in hundert Stücke ſprang,“ Pferde? Wägelchen? Verſtand, ſag' ich dir, Verſtand, geſunden Menſchenverſtand und Einſicht hätteſt du wünſchen ſollen, aber nicht Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht ſo traurig, wir wollen ſehen, daß es auch ſo nicht zu deinem Schaden iſt; denn der zweite Wunſch war im Ganzen nicht thörigt; eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meiſter, nur hätteſt du Einſicht und Verſtand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von ſelbſt gekommen.“

„Aber, Herr Schatzhauſer;“ erwiederte Peter, „ich habe ja noch einen Wunſch übrig; da könnte ich ja Verſtand wünſchen, wenn er mir ſo überaus nöthig iſt, wie Ihr meinet.“

„Nichts da; du wirſt noch in manche Verlegenheit kommen, wo du froh ſeyn wirſt, wenn du noch einen Wunſch frei haſt; und nun mache dich auf den Weg nach Hauſe. Hier ſind, ſprach der kleine Tannengeiſt, indem er ein kleines Beutelein aus der Taſche zog, hier ſind zweitauſend Gulden, und damit [illegible]ung, und komm mir nicht wieder um Geld zu fordern, denn

dann müßte ich dich an die höchste Tanne aufhängen; so hab ichs gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfriz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe, und mach ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt dich wohl, sey fleißig und ich will dich zuweilen besuchen, und dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil du dir doch keinen Verstand erbeten; aber, und das sag ich dir ernstlich, dein erster Wunsch war böse; nimm dich in Acht vor dem Wirthshauslaufen; Peter! 's hat noch bei keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während es dieß sprach, eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft, und in den kleinen, zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog er ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne, und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller, und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach ächtem holländischen Tabak roch, und langsam sich kräuselnd in den Tannenwipfeln verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sey zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war

fröhlich und guter Dinge, und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeschossen habe, um ein anderes Geschäft, als Kohlenbrennen, anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreissig Jahren in der Köhlerhütte wohnte, und an den Anblick berufter Leute so gewöhnt war, als jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten, und sprach: „ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besizt, bin ich doch was anderes, als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen.“ Ihr Sohn aber wurde mit den Erben der Glashütte bald Handels einig; er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich, und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl; er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Taschen gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dieß und jenes, worüber seine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und seine größte Freude war das Glas blasen zu sehen, und oft machte er sich selbst an die Arbeit, und formte aus der noch weichen Masse die sonderbarsten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerst nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und seine Gesellen machten was

sie wollten. Das Alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen; den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, gieng er ins Wirthshaus, und wer schon auf dem Tanzboden sprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel saß auch schon hinter der Maaskanne, und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter schnell in die Tasche, zu sehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und siehe, seine Tasche strozte von Silber und Gold; auch in seinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn sie tanzen und springen wollten, und als der erste Tanz zu Ende war, stellte er sich mit seiner Tänzerin oben an, neben den Tanzbodenkönig, und sprang dieser drei Schuh hoch, so flog Peter vier, und machte dieser wunderliche und zierliche Schritte, so verschlang und drehte Peter seine Füße, daß alle Zuschauer vor Lust und Verwunderung beinahe ausser sich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man sah, daß er, so oft er an den Musikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbäzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende; die einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die andern meinten, er habe eine Erbschaft gethan, aber alle verehrten ihn jezt, und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verspielte er doch noch an demselben Abend zwanzig Gulden, und nichts desto minder rasselte und klang es in seiner Tasche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter sah, wie angesehen er war, wußte er sich vor Freude und Stolz nicht zu fassen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg, und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn selbst einst die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künste wurden vor den übernatürlichen Künsten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jezt den Namen Tanz-Kaiser. Die unternehmendsten Spieler am Sonntag wagten nicht soviel wie er, aber sie verloren auch nicht so viel. Und jemehr er verlor, desto mehr gewann er; das verhielt sich aber ganz so, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt hatte; er hatte sich gewünscht, immer so viel Geld in der Tasche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieser war es, an welchen er sein Geld verspielte; und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, so hatte er sie alsobald wieder in der Tasche, wenn sie Ezechiel einstrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter, als die schlechtesten Gesellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter Spiel-Peter, als Tanz-Kaiser, denn er spielte jezt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber seine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverstand schuld. Glas ließ er machen, so viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das Geheimnis gekauft, wohin man es am besten verschließen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen, und verkaufte

es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um seine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends gieng er auch wieder vom Wirthshaus heim, und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um sich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall seines Vermögens; da bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm gehe, er sah sich um, und siehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermas sich hoch und theuer, und schwur, der Kleine sey an all seinem Unglück schuld; „was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?“ rief er, „was nuzt mich die Hütte und all mein Glas? Selbst als ich noch ein elender Köhlersbursch war, lebte ich froher, und hatte keine Sorgen; jezt weiß ich nicht, wenn der Amtmann kommt, und meine Habe schäzt, und mir vergantet der Schulden wegen!“

„So? entgegnete das Glasmännlein; so? ich also soll Schuld daran seyn, wenn du unglücklich bist? Ist dieß der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß dich auch so thöricht wünschen? Ein Glasmann wolltest du seyn, und wußtest nicht wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich dir nicht, du solltest behutsam wünschen? Verstand, Peter, Klugheit hat dir gefehlt.“

„Was Verstand und Klugheit!“ rief jener, „ich bin ein so kluger Bursche als irgend einer, und will es dir zeigen, Glasmännlein,“ und bei diesen Worten faßte er das Männ-

lein unsanft am Kragen und schrie: „Hab' ich dich jezt, Schazhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jezt thun, den sollst du mir gewähren; und so will ich hier auf der Stelle zweimalhundert tausend harte Thaler, und ein Haus und — o weh!" schrie er und schüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu sehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn seine geschwollene Hand an seine Undankbarkeit und Thorheit; dann aber übertäubte er sein Gewissen und sprach, „und wenn sie mir die Glas-Hütte und Alles verkaufen, so bleibt mir doch noch immer der dicke Ezechiel; so lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen.

Ja Peter! Aber wenn er keines hat? Und so geschah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirthshaus, und die Leute streckten die Köpfe durch die Fenster, und der eine sagte, da kommt der Spiel-Peter, und der andere, ja der Tanz-Kaiser, der reiche Glasmann, und ein dritter schüttelte den Kopf und sprach „mit dem Reichthum kann man es machen, man sagt allerley von seinen Schulden, und in der Stadt hat einer gesagt, der Amtmann werde nicht mehr lang säumen zum auspfänden." Indessen grüßte der reiche Peter

die Gäste am Fenster vornehm und gravitätisch, stieg vom Wagen und schrie: „Sonnenwirth, guten Abend, ist der dicke Ezechiel schon da?“ Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein Peter! Dein Plaz ist dir aufbehalten, wir sind schon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirthsstube, und fuhr gleich in die Tasche, und merkte, daß Ezechiel gut versehen seyn müsse, denn seine Tasche war bis oben angefüllt.

Er sezte sich hinter den Tisch zu den andern, und spielte und gewann und verlor hin und her, und so spielten sie, bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hause gingen, und spielten bei Licht, bis zwei andere Spieler sagten: „jezt ist's genug, und wir müssen heim zu Frau und Kind. Aber Spiel-Peter soderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben; dieser wollte lange nicht, endlich aber rief er: „gut, jezt will ich mein Geld zählen und dann wollen wir knöcheln, den Satz um 5 Gulden, denn niederer ist es doch nur Kinderspiel.“ Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spiel-Peter wußte nun wie viel er selbst habe und brauchte es nicht erst zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, so verlor er jezt Satz für Satz, und fluchte gräulich dabei. Warf er einen Pasch, gleich warf Spiel-Peter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da sezte er endlich die lezten fünf Gulden auf den Tisch und rief: „noch einmal, und

wenn ich auch den noch verliere, so höre ich doch nicht auf, dann leihst du mir von deinem Gewinn, Peter, ein ehrlicher Kerl hilft dem Andern!“

„So viel du willst, und wenn es hundert Gulden seyn sollten,“ sprach der Tanz-Kaiser, fröhlich über seinen Gewinn, und der dicke Ezechiel schüttelte die Würfel und warf 15. „Pasch!“ rief er, „jezt wollen wir sehen!“ Peter aber warf 18, und eine heißere bekannte Stimme hinter ihm sprach: „So, das war der Lezte.“

Er sah sich um, und riesengroß stand der Holländer-Michel hinter ihm; erschrocken ließ er das Geld fallen, das er schon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel sah den Waldmann nicht, sondern verlangte, der Spiel-Peter solle ihm 10 Gulden vorstrecken zum Spiel; halb im Traum fuhr dieser mit der Hand in die Tasche, aber da war kein Geld, er suchte in der andern Tasche, aber auch da fand sich nichts, er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jezt erst gedachte er seines eigenen ersten Wunsches, immer soviel Geld zu haben, als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war alles verschwunden.

Der Wirth und Ezechiel sahen ihn staunend an, als er immer suchte und sein Geld nicht finden konnte, sie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe, aber als sie endlich selbst in seinen Taschen suchten, wurden sie zornig und

ſchwuren, der Spielpeter ſey ein böſer Zauberer, und habe all' das gewonnene Geld und ſein eigenes nach Hauſe gewünſcht. Peter vertheidigte ſich ſtandhaft, aber der Schein war gegen ihn; Ezechiel ſagte, er wolle die ſchreckliche Geſchichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth verſprach ihm, morgen mit dem früheſten in die Stadt zu gehen, und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, ſezte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen ſie wüthend über ihn her, rieſſen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern ſchien am Himmel, als Peter trübſeelig ſeiner Wohnung zuſchlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Geſtalt erkennen, die neben ihm herſchritt und endlich ſprach: „Mit dir iſt's aus, Peter Munk, all' deine Herrlichkeit iſt zu Ende, und das hätt' ich dir ſchon damals ſagen können, als du nichts von mir hören wollteſt, und zu dem dummen Glaszwerg liefſt. Da ſiehſt du jezt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber verſuch es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schickſal; noch keinen hat es gereut, der ſich an mich wandte, und wenn du den Weg nicht ſcheuſt, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu ſprechen, wenn du mich rufſt." Peter merkte wohl, wer ſo zu ihm ſpreche, aber es kam ihn ein Grauen an; er antwortete nichts, ſondern lief ſeinem Haus zu.

Bey diesen Worten wurde der Erzähler durch ein Geräusch vor der Schenke unterbrochen. Man hörte einen Wagen anfahren, mehrere Stimmen riefen nach Licht, es wurde heftig an das Hofthor gepocht, und dazwischen heulten mehrere Hunde. Die Kammer, die man dem Fuhrmann und den Handwerksburschen angewiesen hatte, ging nach der Straße hinaus; die vier Gäste sprangen auf und liefen dorthin, um zu sehen, was vorgefallen sey. Soviel sie bey dem Schein einer Laterne sehen konnten, stand ein großer Reisewagen vor der Schenke; so eben war ein großer Mann beschäftigt, zwei verschleierte Frauen aus dem Wagen zu heben, und einen Kutscher in Livree sah man die Pferde abspannen, ein Bedienter aber schnallte den Koffer los. „Diesen sey Gott gnädig, seufzte der Fuhrmann; wenn diese mit heiler Haut aus dieser Schenke kommen, so ist mir für meinen Karren auch nicht mehr bange.“

„Stille!“ flüsterte der Student. „Mir ahnet, daß man eigentlich nicht uns, sondern dieser Dame auflauert; wahrscheinlich waren sie unten schon von ihrer Reise unterrichtet; wenn man sie nur warnen könnte! doch halt! es ist im ganzen Wirthshaus kein anständiges Zimmer für die Damen, als das neben dem meinigen. Dorthin wird man sie führen. Bleibet ihr ruhig in dieser Kammer, ich will die Bedienten zu unterrichten suchen.“

Der junge Mann ſchlich ſich auf ſein Zimmer; löſchte die Kerzen aus, und ließ nur das Licht brennen, das ihm die Wirthin gegeben. Dann lauſchte er an der Thüre.

Bald kam die Wirthin mit den Damen die Treppe herauf, und führte ſie mit freundlichen, ſanften Worten in das Zimmer neben an. Sie redete ihren Gäſten zu, ſich bald niederzulegen, weil ſie von der Reiſe erſchöpft ſeyn werden; dann gieng ſie wieder hinab. Bald darauf hörte der Student ſchwere männliche Tritte die Treppe herauf kommen; er öffnete behutſam die Thüre, und erblickte durch eine kleine Spalte den großen Mann, welcher die Damen aus dem Wagen gehoben; er trug ein Jagdkleid, und hatte einen Hirſchfänger an der Seite, und war wohl der Reiſeſtallmeiſter, oder Begleiter der fremden Damen. Als der Student bemerkte, daß dieſer allein heraufgekommen war, öffnete er ſchnell die Thüre, und winkte dem Mann, zu ihm einzutreten. Verwundert trat dieſer näher, und ehe er noch fragen konnte, was man von ihm wolle, flüſterte ihm jener zu: „Mein Herr! Sie ſind heute Nacht in eine Räuberſchenke gerathen.“

Der Mann erſchrack; der Student zog ihn aber vollends in ſeine Thüre, und erzählte ihm, wie verdächtig es in dieſem Hauſe ausſehe.

Der Jäger wurde ſehr beſorgt, als er dieß hörte; er belehrte den jungen Mann, daß die Damen, eine Gräfin und

ihre Kammerfrau, anfänglich die ganze Nacht durch haben fahren wollen; aber etwa eine halbe Stunde von dieser Schenke sey ihnen ein Reuter begegnet, der sie angerufen und gefragt habe, wohin sie reisen wollten; als er vernommen, daß sie gesonnen seyen, die ganze Nacht durch den Spessart zu reisen, habe er ihnen abgerathen, indem es gegenwärtig sehr unsicher sey; „wenn Ihnen am Rath eines redlichen Mannes etwas liegt, habe er hinzugesezt, so stehen Sie ab von diesem Gedanken; es liegt nicht weit von hier eine Schenke; so schlecht und unbequem sie seyn mag, so übernachten Sie lieber daselbst, als daß Sie sich in dieser dunkeln Nacht unnöthig der Gefahr preisgeben.“ Der Mann, der ihnen dieß gerathen, habe sehr ehrlich und rechtlich ausgesehen, und die Gräfin habe in der Angst vor einem Räuberanfall befohlen, an dieser Schenke stille zu halten.

Der Jäger hielt es für seine Pflicht, die Damen von der Gefahr, worin sie schwebten, zu unterrichten. Er gieng in das andere Zimmer, und bald darauf öffnete er die Thüre, welche von dem Zimmer der Gräfin in das des Studenten führte; die Gräfin, eine Dame von etwa vierzig Jahren, trat vor Schrecken bleich zu dem Studenten heraus, und ließ sich alles noch einmal von ihm wiederholen. Dann berieth man sich, was in dieser mißlichen Lage zu thun sey, und beschloß, so behutsam als möglich die zwei Bedienten, den Fuhrmann und die Hand[illegible]

Burſche herbeizuholen, um im Fall eines Angriffs, wenigſtens gemeinſame Sache machen zu können.

Als dieſes bald darauf geſchehen war, wurde das Zimmer der Gräfin gegen die Hausflur hin verſchloſſen, und mit Komoden und Stühlen verrammelt. Sie ſezte ſich mit ihrer Kammerfrau aufs Bette, und die zwei Bedienten hielten bei ihr Wache. Die früheren Gäſte aber und der Jäger ſezten ſich im Zimmer des Studenten um den Tiſch, und beſchloßen, die Gefahr zu erwarten. Es mochte jezt etwa Zehn Uhr ſeyn, im Hauſe war alles ruhig und ſtill, und noch machte man keine Miene, die Gäſte zu ſtören. Da ſprach der Zirkelſchmidt: „um wach zu bleiben, wäre es wohl das Beſte, wir machten es wieder wie zuvor; wir erzählten nämlich, was wir von allerlei Geſchichten wiſſen, und wenn der Herr Jäger nichts dagegen hat, ſo könnten wir weiter fortfahren. Der Jäger aber hatte nicht nur nichts dagegen einzuwenden, ſondern um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, verſprach er, ſelbſt etwas zu erzählen. Er hub an:

Said's Schicksale.

Zur Zeit Harun Alraschids, des Beherrschers von Bagdad, lebte ein Mann in Balsora, mit Namen Benezar. Er hatte gerade so viel Vermögen, um für sich bequem und ruhig leben zu können, ohne ein Geschäft oder einen Handel zu treiben; auch als ihm ein Sohn geboren wurde, gieng er von dieser Weise nicht ab; „warum soll ich in meinem Alter noch schachern und handeln," sprach er zu seinen Nachbarn, „um vielleicht Said, meinem Sohn, tausend Goldstücke mehr hinterlassen zu können, wenn es gut geht, und geht es schlecht, tausend weniger? Wo Zwei speisen, wird auch ein Dritter satt, sagt das Sprichwort, und wenn er nur sonst ein guter Junge wird, soll es ihm an nichts fehlen." So sprach Benezar, und hielt Wort; denn er ließ auch seinen Sohn nicht zum Handel oder einem Gewerbe erziehen, doch unterließ er nicht, die Bücher der Weisheit mit ihm zu lesen, und da nach seiner Ansicht einen jungen Mann, außer Gelehrsamkeit und Ehrfurcht vor dem Alter, nichts mehr zierte, als ein gewandter Arm und Muth, so ließ er ihn frühe in den Waffen unterweisen, und Said galt bald unter seinen Altersgenossen, ja selbst unter äl-

teren Jünglingen für einen gewaltigen Kämpfer, und im Reiten und Schwimmen that es ihm keiner zuvor.

Als er achtzehn Jahre alt war, schickte ihn sein Vater nach Mecca, zum Grab des Propheten, um an Ort und Stelle sein Gebet und seine religiösen Uebungen zu verrichten, wie es Sitte und Gebot erfordern. Ehe er abreiste, ließ ihn sein Vater noch einmal vor sich kommen, lobte seine Aufführung, gab ihm gute Lehren, versah ihn mit Geld, und sprach dann: „Noch etwas, mein Sohn Said! Ich bin ein Mann, der über die Vorurtheile des Pöbels erhaben ist. Ich höre zwar gerne Geschichten von Feyen und Zauberern erzählen, weil mir die Zeit dabei angenehm vergeht, doch bin ich weit entfernt, daran zu glauben, wie so viele unwissende Menschen thun, daß diese Genien, oder wer sie sonst seyn mögen, Einfluß auf das Leben und Treiben der Menschen haben. Deine Mutter aber, sie ist jezt zwölf Jahre todt, deine Mutter glaubte so fest daran, als an den Coran; ja sie hat mir in einer einsamen Stunde, nachdem ich ihr geschworen, es niemand als ihrem Kind zu entdecken, vertraut, daß sie selbst von ihrer Geburt an mit einer Fee in Berührung gestanden habe. Ich habe sie deßwegen ausgelacht, und doch muß ich gestehen, daß bei deiner Geburt, Said, einige Dinge vorfielen, die mich selbst in Erstaunen sezten. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gedonnert, und der Himmel war so schwarz, daß man nichts lesen

konnte ohne Licht. Aber um vier Uhr Nachmittags sagte man mir an, es sey mir ein Knäblein geboren. Ich eilte nach den Gemächern deiner Mutter, um meinen Erstgebornen zu sehen und zu segnen, aber alle ihre Zofen standen vor der Thüre, und auf meine Fragen antworteten sie, daß jezt niemand in das Zimmer treten dürfe, Zemira, deine Mutter, habe alle hinausgehen heissen, weil sie allein seyn wolle. Ich pochte an die Thüre, aber umsonst, sie blieb verschlossen."

„Während ich so halb unwillig unter den Zofen vor der Thüre stand, klärte sich der Himmel so plözlich auf, wie ich es nie gesehen hatte, und das Wunderbarste war, daß nur über unserer lieben Stadt Balsora eine reine, blaue Himmelswölbung erschien, ringsum aber lagen die Wolken schwarz aufgerollt, und Blitze zuckten und schlängelten sich in diesem Umkreis. Während ich noch dieses Schauspiel neugierig betrachtete, flog die Thüre meiner Gattin auf; ich aber ließ die Mägde noch außen harren, und trat allein in das Gemach, deine Mutter zu fragen, warum sie sich eingeschlossen habe. Als ich eintrat, quoll mir ein so betäubender Geruch von Rosen, Nelken und Hyacinthen entgegen, daß ich beinahe verwirrt wurde. Deine Mutter brachte mir dich dar, und deutete zugleich auf ein silbernes Pfeifchen, das du um den Hals an einer goldenen Kette, so fein wie Seide, trugst: „die gütige Frau, von welcher ich dir einst erzählte, ist da gewesen, sprach deine Mutter, sie hat

deinem Knaben dieses Angebinde gegeben.“ „Das war also die Hexe, die das Wetter schön machte, und diesen Rosen- und Nelkenduft hinterließ?“ sprach ich lachend und unglaubig. „Aber sie hätte etwas Besseres bescheren können, als dieses Pfeifchen. Etwa einen Beutel voll Gold, ein Pferd oder dergleichen.“ Deine Mutter beschwor mich, nicht zu spotten, weil die Feen leicht erzürnt ihren Segen in Unsegen verwandeln.“.

„Ich that es ihr zu Gefallen, und schwieg, weil sie krank war, wir sprachen auch nicht mehr von dem sonderbaren Vorfall, bis sechs Jahre nachher, als sie fühlte, daß sie, so jung sie noch war, sterben müsse. Da gab sie mir das Pfeifchen, trug mir auf, es einst, wenn du zwanzig Jahre alt seyest, dir zu geben, denn keine Stunde zuvor dürfe ich dich von mir lassen. Sie starb. Hier ist nun das Geschenk,“ fuhr Benezar fort, indem er ein silbernes Pfeifchen an einer langen goldenen Kette aus einem Kästchen hervorsuchte, „und ich gebe es Dir in deinem achtzehnten, statt in deinem zwanzigsten Jahr, weil du abreisest, und ich vielleicht, ehe du heimkehrst, zu meinen Vätern versammelt werde. Ich sehe keinen vernünftigen Grund ein, warum du noch zwei Jahre hier bleiben sollst, wie es deine besorgte Mutter wünschte. Du bist ein guter und gescheider Junge, führst die Waffen so gut, als einer von 24 Jahren, daher kann ich dich heute ebensogut für mündig erklären, als wärest du schon zwanzig. Und nun ziehe im Frieden, und denke

in Glück und Unglück, vor welchem der Himmel dich bewahren wolle, an deinen Vater.“

So sprach Benezar von Balsora, als er seinen Sohn entließ. Said nahm bewegt von ihm Abschied, hieng die Kette um den Hals, steckte das Pfeifchen in den Gürtel, schwang sich auf's Pferd, und ritt nach dem Ort, wo sich die Caravane nach Mecca versammelte. In kurzer Zeit waren an 80 Kameele und viele hundert Reiter beisammen; die Caravane sezte sich in Marsch, und Said ritt aus dem Thor von Balsora, seiner Vaterstadt, die er in langer Zeit nicht mehr sehen sollte.

Das Neue einer solchen Reise, und die mancherlei niegesehenen Gegenstände, die sich ihm aufdrängten, zerstreuten ihn Anfangs; als man sich aber der Wüste näherte, und die Gegend immer öder und einsamer wurde, da fieng er an, über manches nachzudenken, und unter anderem auch über die Worte, womit ihn Benezar, sein Vater, entlassen hatte.

Er zog das Pfeifchen hervor, beschaute es hin und her, und sezte es endlich an den Mund, um einen Versuch zu machen, ob es vielleicht einen recht hellen und schönen Ton von sich gebe; aber siehe, es tönte nicht; er blähte die Backen auf, und blies aus Leibeskräften, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und unwillig über das nuzlose Geschenk, steckte er das Pfeifchen wieder in den Gürtel. Aber bald richteten sich alle seine Gedanken wieder auf die geheimnißvollen Worte seiner

Mutter; er hatte von Feen manches gehört, aber nie hatte er erfahren, daß dieser oder jener Nachbar in Balsora mit einem übernatürlichen Genius in Verbindung gestanden sey, sondern man hatte die Sagen von diesen Geistern immer in weit entfernte Länder und alte Zeiten versezt, und so glaubte er, es gebe heutzutage keine solche Erscheinungen mehr, oder die Feyen haben aufgehört, die Menschen zu besuchen und an ihren Schicksalen Theil zu nehmen. Obgleich er aber also dachte, so war er doch immer wieder von neuem versucht, an irgend etwas Geheimnißvolles und Uebernatürliches zu glauben, was mit seiner Mutter vorgegangen seyn könnte, und so kam es, daß er beinahe einen ganzen Tag wie ein Träumender zu Pferde saß, und weder an den Gesprächen der Reisenden Theil nahm, noch auf ihren Gesang oder ihr Gelächter achtete.

Said war ein sehr schöner Jüngling; sein Auge war muthig und kühn, sein Mund voll Anmuth, und so jung er war, so hatte er in seinem ganzen Wesen schon eine gewiße Würde, die man in diesem Alter nicht so oft trifft, und der Anstand, womit er leicht, aber sicher, und in vollem kriegerischen Schmuck zu Pferd saß, zog die Blicke manches der Reisenden auf sich. Ein alter Mann, der an seiner Seite ritt, fand Wohlgefallen an ihm, und versuchte durch manche Fragen auch seinen Geist zu prüfen. Said, welchem Ehrfurcht gegen das Alter eingeprägt worden war, antwortete bescheiden, aber klug und

umsichtig, so daß der Alte eine große Freude an ihm hatte. Da aber der Geist des jungen Mannes schon den ganzen Tag nur mit einem Gegenstand beschäftigt war, so geschah es, daß man bald auf das geheimnisvolle Reich der Feen zu sprechen kam, und endlich fragte Said den Alten geradezu, ob er glaube, daß es Feen, gute oder böse Geister geben könne, welche den Menschen beschützen oder verfolgen.

Der alte Mann strich sich den Bart, neigte seinen Kopf hin und her, und sprach dann: „Läugnen läßt es sich nicht, daß es solche Geschichten gegeben hat, obgleich ich bis heute weder einen Geisterzwerg, noch einen Genius als Riese, weder einen Zauberer, noch eine Fee gesehen habe.“ Der Alte hub dann an, und erzählte dem jungen Mann so viele und wunderbare Geschichten, daß ihm der Kopf schwindelte, und er nicht anders dachte, als Alles, was bei seiner Geburt vorgegangen, die Aenderung des Wetters, der süße Rosen- und Hyazinthen-Duft, sey von großer und glücklicher Vorbedeutung, er selbst stehe unter dem besonderen Schutz einer mächtigen, gütigen Fee, und das Pfeifchen sey zu nichts Geringerem ihm geschenkt worden, als der Fee im Fall der Noth zu pfeifen. Er träumte die ganze Nacht von Schlössern, Zauberpferden, Genien und dergleichen, und lebte in einem wahren Feenreich.

Doch leider mußte er schon am folgenden Tag die Erfahrung machen, wie nichtig all seine Träume, im Schlafen oder

Wachen seyen. Die Caravane war schon den größten Theil des Tages im gemächlichen Schritt fortgezogen, Said, immer an der Seite seines alten Gefährten, als man dunkle Schatten am fernsten Ende der Wüste bemerkte; die einen hielten es für Sandhügel, die andern für Wolken, wieder andere für eine neue Caravane, aber der Alte, der schon mehrere Reisen gemacht hatte, rief mit lauter Stimme, sich vorzusehen, denn es sey eine Horde räuberischer Araber im Anzug. Die Männer griffen zu den Waffen, die Weiber und die Waaren wurden in die Mitte genommen, und Alles war auf einen Angriff gefaßt. Die dunkle Masse bewegte sich langsam über die Ebene her, und war anzusehen, wie eine große Schaar Störche, wenn sie in ferne Länder ausziehen. Nach und nach kamen sie schneller heran, und kaum hatte man Männer und Lanzen unterschieden, als sie auch schon mit Windes Eile herangekommen waren, und auf die Caravane einstürmten.

Die Männer wehrten sich tapfer, aber die Räuber waren über 400 Mann stark, umschwärmten sie von allen Seiten, tödteten viele aus der Ferne her, und machten dann einen Angriff mit der Lanze. In diesem furchtbaren Augenblick fiel Said, der immer unter den Vordersten wacker gestritten hatte, sein Pfeifchen ein, er zog es schnell hervor, sezte es an den Mund, bließ und — ließ es schmerzlich wieder sinken, denn es gab auch nicht den leisesten Ton von sich. Wüthend über diese grausame Ent-

täuschung zielte er, und schoß einen Araber, der sich durch seine prachtvolle Kleidung auszeichnete, durch die Brust; jener wankte und fiel vom Pferd.

„Allah! was habt Ihr gemacht, junger Mensch!“ rief der Alte an seiner Seite, „jezt sind wir Alle verloren.“ Und so schien es auch; denn kaum sahen die Räuber diesen Mann fallen, als sie ein schreckliches Geschrei erhuben, und mit solcher Wuth eindrangen, daß die wenigen noch unverwundeten Männer bald zersprengt wurden. Said sah sich in einem Augenblick von fünf oder sechs umschwärmt. Er führte seine Lanze so gewandt, daß keiner sich heranzunahen wagte; endlich hielt einer an, legte einen Pfeil auf, zielte, und wollte eben die Sehne schnellen lassen, als ihm ein anderer winkte. Der junge Mann machte sich auf einen neuen Angriff gefaßt, aber ehe er sich dessen versah, hatte ihm einer der Araber eine Schlinge über den Kopf geworfen, und so sehr er sich mühte, das Seil zu zerreissen, so war doch Alles umsonst, die Schlinge wurde fester und immer fester angezogen, und Said war gefangen.

Die Caravane war endlich entweder ganz aufgerieben oder gefangen worden, und die Araber, welche nicht zu einem Stamm gehörten, theilten jezt die Gefangenen und die übrige Beute, und zogen dann, der eine Theil nach Süden, der andere

nach Osten. Neben Said ritten vier Bewaffnete, welche ihn oft mit bitterem Grimm anschauten, und Verwünschungen über ihn ausstießen; er merkte, daß es ein vornehmer Mann, vielleicht sogar ein Prinz gewesen sey, welchen er getödtet hatte. Die Sclaverei, welcher er entgegen sah, war noch härter als der Tod, darum wünschte er sich im Stillen Glück, den Grimm der ganzen Horde auf sich gezogen zu haben, denn er glaubte nicht anders, als in ihrem Lager getödtet zu werden. Die Bewaffneten bewachten alle seine Bewegungen, und so oft er sich umschaute, drohten sie ihm mit ihren Spießen; einmal aber, als das Pferd des einen strauchelte, wandte er den Kopf schnell um, und erblickte zu seiner Freude den Alten, seinen Reisegefährten, welchen er unter den Todten geglaubt hatte.

Endlich sah man in der Ferne Bäume und Zelte, als sie näher kamen, ströhmte ihnen ein ganzer Schwall von Kindern und Weibern entgegen, aber kaum hatten diese einige Worte mit den Räubern gewechselt, als sie in ein schreckliches Geheul ausbrachen, und Alle nach Said hinblickten, die Arme gegen ihn aufhoben, und Verwünschungen ausstießen. „Jener ist es,“ schrieen sie, „der den großen Almansor erschlagen hat, den tapfersten aller Männer; er muß sterben, wir wollen sein Fleisch dem Schakal der Wüste zur Beute geben.“ Dann drangen sie mit Holzstücken, Erdschollen, und was sie zur Hand hatten, so furchtbar auf Said ein, daß sich die Räuber selbst ins Mit-

tel legen mußten; „hinweg ihr Unmündigen, fort ihr Weiber,“ riefen sie, und trieben die Menge mit den Lanzen auseinander; „er hat den großen Almansor erschlagen im Gefecht, und er muß sterben, aber nicht von der Hand eines Weibes, sondern vom Schwert der Tapfern.“

Als sie unter den Zelten auf einem freien Platz angelangt waren, machten sie Halt; die Gefangenen wurden je zwei und zwei zusammengebunden, die Beute in die Zelten gebracht, Said aber wurde einzeln gefesselt, und in ein großes Zelt geführt. Dort saß ein alter, prachtvoll gekleideter Mann, dessen ernste, stolze Miene verkündete, daß er das Oberhaupt dieser Horde sey. Die Männer, welche Said führten, traten traurig und mit gesenktem Haupt vor ihn hin; „das Geheul der Weiber sagt mir, was geschehen ist,“ sprach der majestätische Mann, indem er die Räuber der Reihe nach anblickte, „eure Mienen bestätigen es, — Almansor ist gefallen.“

„Almansor ist gefallen,“ antworteten die Männer, „aber hier, Selim, Beherrscher der Wüste, ist sein Mörder, und wir bringen ihn, damit du ihn richtest; welche Todesart soll er sterben? Sollen wir ihn aus der Ferne mit Pfeilen erschießen, sollen wir ihn durch eine Gasse von Lanzen jagen, oder willst du, daß er an einem Strick aufgehängt oder von Pferden zerrissen werde?“

„Wer bist du?“ fragte Selim düster auf den Gefangenen blickend, der zum Tod bereit, aber muthig vor ihm stand.

Said beantwortete seine Frage kurz und offen.

„Hast du meinen Sohn meuchlings umgebracht? hast du ihn von hinten mit einem Pfeil oder einer Lanze durchbohrt?“

„Nein Herr!“ antwortete Said; ich habe ihn in offenem Kampf beim Angriff auf unsere Reihen von vorne getödtet, weil er schon acht meiner Genossen vor meinen Augen erschlagen hatte.“

„Ist es also, wie er sprach?“ fragte Selim die Männer, die ihn gefangen hatten.

„Ja Herr, er hat Almansor in offenem Kampf getödtet,“ sprach einer von den Gefragten.

„Dann hat er nicht mehr und nicht minder gethan, als wir selbst gethan haben würden,“ versezte Selim, er hat seinen Feind, der ihm Freiheit und Leben rauben wollte, bekämpft und erschlagen; drum löset schnell seine Bande!“

Die Männer sahen ihn staunend an, und giengen nur zaudernd und mit Widerwillen an's Werk. „So soll der Mörder Deines Sohnes, des tapfern Almansor, nicht sterben,“ fragte einer, indem er wüthende Blicke auf Said warf: „hätten wir ihn lieber gleich umgebracht!“

„Er soll nicht sterben!“ rief Selim, und ich nehme ihn sogar in mein eigenes Zelt auf, ich nehme ihn als meinen gerechten Antheil an der Beute, er sey mein Diener.“

Said fand keine Worte, dem Alten zu danken, die Män-

ner aber verließen murrend das Zelt, und als sie den Weibern und Kindern, die draußen versammelt waren, und auf Saids Hinrichtung warteten, den Entschluß des alten Selim mittheilten, erhoben sie ein schreckliches Geheul und Geschrei, und riefen, sie werden Almansors Tod an seinem Mörder rächen, weil sein eigener Vater die Blutrache nicht üben wolle.

Die übrigen Gefangenen wurden an die Horden vertheilt, einige entließ man, um Lösegeld für die reicheren einzutreiben, andere wurden zu den Heerden als Hirten geschickt, und manche, die vorher von zehen Sclaven sich bedienen ließen, mußten die niedrigsten Dienste in diesem Lager versehen. Nicht so Said. War es sein muthiges, heldenmäßiges Aussehen, oder der geheimnißvolle Zauber einer gütigen Fee, was den alten Selim für den Jüngling einnahm? Man wußte es nicht zu sagen, aber Said lebte in seinem Zelt mehr als Sohn, denn als Diener. Aber die unbegreifliche Zuneigung des alten Mannes zog ihm die Feindschaft der übrigen Diener zu; er begegnete überall nur feindlichen Blicken, und wenn er allein durchs Lager gieng, so hörte er ringsumher Schimpfworte und Verwünschungen ausstoßen, ja, einigemal flogen Pfeile an seiner Brust vorüber, die offenbar ihm gegolten hatten, und daß sie ihn nicht trafen, schrieb er nur dem Pfeifchen zu, das er noch immer auf der Brust trug, und welchem er diesen Schutz zuschrieb. Oft beklagte er sich bei Selim

über dieſe Angriffe auf ſein Leben, aber vergebens ſuchte dieſer die Meuchelmörder ausfindig zu machen, denn die ganze Horde ſchien gegen den begünſtigten Fremdling verbunden zu ſeyn. Da ſprach eines Tages Selim zu ihm: „Ich hatte gehofft, du werdeſt mir vielleicht den Sohn erſetzen, der durch deine Hand umgekommen iſt; an dir und mir liegt nicht die Schuld, daß es nicht ſeyn konnte; Alle ſind gegen dich erbittert, und ich ſelbſt kann dich in Zukunft nicht mehr ſchützen, denn was hilft es dir oder mir, wenn ſie dich heimlich getödtet haben, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen. Darum, wenn die Männer von ihrem Streifzug heimkehren, werde ich ſagen, dein Vater habe mir Löſegeld geſchickt, und ich werde dich durch einige treue Männer durch die Wüſte geleiten laſſen.“

„Aber kann ich irgend einem außer dir trauen?“ fragte Said beſtürzt; „werden ſie mich nicht unterwegs tödten?“

„Davor ſchützt dich der Eid, den ſie mir ſchwören müſſen, und den noch keiner gebrochen hat,“ erwiederte Selim mit großer Ruhe. Einige Tage nachher kehrten die Männer ins Lager zurück, und Selim hielt ſein Verſprechen. Er ſchenkte dem Jüngling Waffen, Kleider und ein Pferd, verſammelte die ſtreitbaren Männer, wählte fünf zur Begleitung Saids aus, ließ ſie einen furchtbaren Eid ablegen, daß ſie ihn nicht tödten wollen, und entließ ihn dann mit Thränen.

Die fünf Männer ritten finſter und ſchweigend mit Said

Kgl. Univ. Bibl.

durch die Wüste; der Jüngling sah, wie ungern sie den Auftrag erfüllten, und es machte ihm nicht wenig Besorgniß, daß zwei von ihnen bei jenem Kampf zugegen waren, wo er Almansor tödtete. Als sie etwa acht Stunden zurückgelegt hatten, hörte Said, daß sie unter einander flüsterten, und bemerkte, daß ihre Mienen noch düsterer wurden, als vorher. Er strengte sich an, aufzuhorchen, und vernahm, daß sie sich in einer Sprache unterhielten, die nur von dieser Horde, und immer nur bei geheimnißvollen oder gefährlichen Unternehmungen gesprochen wurde; Selim, der den Plan gehabt hatte, den jungen Mann auf immer in seinem Zelt zu behalten, hatte sich manche Stunde damit abgegeben, ihn diese geheimnißvollen Worte zu lehren; aber es war nichts Erfreuliches, was er jezt vernahm.

„Hier ist die Stelle;“ sprach einer, „hier griffen wir die Caravane an, und hier fiel der tapferste Mann von der Hand eines Knaben.“

„Der Wind hat die Spuren seines Pferdes verweht,“ fuhr ein anderer fort, „aber ich habe sie nicht vergessen.“

„Und zu unserer Schande soll der noch leben und frei seyn, der Hand an ihn legte? Wann hat man je gehört, daß ein Vater den Tod seines einzigen Sohnes nicht rächte? Aber Selim wird alt und kindisch.“

„Und wenn es der Vater unterläßt,“ sagte ein Vierter, so ist es Freundes Pflicht, den gefall'nen Freund zu rächen.

Hier an dieſer Stelle ſollten wir ihn niederhauen. So iſt es Recht und Brauch ſeit den älteſten Zeiten.“

„Aber wir haben dem Alten geſchworen,“ rief ein Fünfter, wir dürfen ihn nicht tödten, unſer Eid darf nicht gebrochen werden.“

„Es iſt wahr,“ ſprachen die Andern,“ wir haben geſchworen, und der Mörder darf frei ausgehen aus den Händen ſeiner Feinde.“

„Halt!“ rief einer, der Finſterſte unter Allen. „Der alte Selim iſt ein kluger Kopf, aber doch nicht ſo klug, als man glaubt; haben wir ihm geſchworen, dieſen Burſchen da oder dorthin zu bringen? Nein, er nahm uns nur den Schwur auf ſein Leben ab, und dieſes wollen wir ihm ſchenken. Aber die brennende Sonne und die ſcharfen Zähne des Schakals werden unſere Rache übernehmen. Hier an dieſer Stelle wollen wir ihn gebunden liegen laſſen.“ So ſprach der Räuber, aber ſchon ſeit einigen Minuten hatte ſich Said auf das Aeußerſte gefaßt gemacht, und indem jener noch die lezten Worte ſprach, rieß er ſein Pferd auf die Seite, trieb es mit einem tüchtigen Hieb an, und flog wie ein Vogel über die Ebene hin. Die fünf Männer ſtaunten einen Augenblick, aber wohlbewandert in ſolchen Verfolgungen, theilten ſie ſich, jagten rechts und links nach, und weil ſie die Art und Weiſe, wie man in der Wüſte reiten muß, beſſer kannten, hatten zwei von ihnen den Flüchtling bald überholt, wandten ſich gegen ihn um, und als er auf

die Seite floh, fand er auch dort zwei Gegner, und den fünften in seinem Rücken. Der Eid, ihn nicht zu tödten, hielt sie ab, ihre Waffen zu gebrauchen; sie warfen ihm auch jezt wieder von hinten eine Schlinge über den Kopf, zogen ihn vom Pferd, schlugen unbarmherzig auf ihn los, banden ihn dann an Händen und Füßen, und legten ihn in den glühenden Sand der Wüste.

Said flehte sie um Barmherzigkeit an, er versprach ihnen schreiend ein großes Lösegeld, aber lachend schwangen sie sich auf und jagten davon. Noch einige Augenblicke lauschte er auf die leichten Tritte ihrer Rosse, dann aber gab er sich verloren. Er dachte an seinen Vater, an den Gram des alten Mannes, wenn sein Sohn nicht mehr heimkehre; er dachte an sein eigenes Elend, und daß er so frühe sterben müsse, denn nichts war ihm gewißer, als daß er in dem heißen Sand den martervollen Tod des Verschmachtens sterben müsse, oder daß er von einem Schakal zerrissen werde. Die Sonne stieg immer höher, und brannte glühend auf seiner Stirne; mit unendlicher Mühe gelang es ihm, endlich sich aufzuwälzen; aber es gab ihm wenig Erleichterung. Das Pfeifchen an der Kette war durch diese Anstrengung aus seinem Kleid gefallen. Er mühte sich solange, bis er es mit dem Mund erfassen konnte; endlich berührten es seine Lippen, er versuchte zu blasen, aber auch in dieser schrecklichen Noth versagte es den Dienst. Verzweiflungs-

voll ließ er den Kopf zurücksenken, und endlich beraubte ihn die stechende Sonne der Sinne; er fiel in eine tiefe Betäubung.

Nach vielen Stunden erwachte Said an einem Geräusch in seiner Nähe, er fühlte zugleich, daß seine Schulter gepackt wurde, und er stieß einen Schrei des Entsetzens aus, denn er glaubte nicht anders, als ein Schakal sey herangekommen, ihn zu zerreissen. Jezt wurde er auch an den Beinen angefaßt, aber er fühlte, daß es nicht die Krallen eines Raubthiers seyen, die ihn umfaßten, sondern die Hände eines Mannes, der sich sorgsam mit ihm beschäftigte, und mit zwei oder drei andern sprach. „Er lebt," flüsterten sie, „aber er hält uns für Feinde."

Endlich schlug Said die Augen auf, und erblickte über sich das Gesicht eines kleinen, dicken Mannes mit kleinen Augen und langem Bart. Dieser sprach ihm freundlich zu, half ihm sich aufzurichten, reichte ihm Speise und Trank, und erzählte ihm, während er sich stärkte, er sey ein Kaufmann aus Bagdad, heiße Kalum-Beck und handle mit Shwal's und feinen Schleiern für die Frauen. Er habe eine Handelsreise gemacht, sey jezt auf der Rückkehr nach Hause begriffen, und habe ihn elend und halbtodt im Sand liegen sehen. Sein prachtvoller Anzug und die blitzenden Steine seines Dolches haben ihn aufmerksam gemacht; er habe alles angewandt, ihn zu beleben, und es sey ihm also gelungen. Der Jüngling dankte ihm für sein

Leben, denn er sah wohl ein, daß er ohne die Dazwischenkunft dieses Mannes, elend hätte sterben müssen; und da er weder Mittel hatte, sich selbst fortzuhelfen, noch Willens war, zu Fuß und allein durch die Wüste zu wandern, so nahm er dankbar einen Sitz auf einem der schwer beladenen Kameele des Kaufmanns an, und beschloß für's Erste mit nach Bagdad zu ziehen, vielleicht könnte er dort sich an eine Gesellschaft, die nach Balsora reisete, anschließen.

Unterwegs erzählte der Kaufmann seinem Reisegefährten Manches von dem trefflichen Beherrscher der Gläubigen Harun Al Raschid. Er erzählte ihm von seiner Gerechtigkeitsliebe und seinem Scharfsinn, wie er die wunderbarsten Processe auf einfache und bewundernswürdige Weise zu schlichten weiß; unter anderem führte er die Geschichte von dem Sailer, die Geschichte von dem Topf mit Oliven an, Geschichten, die jedes Kind weiß, die aber Said sehr bewunderte. „Unser Herr, der Beherrscher der Gläubigen," fuhr der Kaufmann fort, „Unser Herr ist ein wunderbarer Mann. Wenn Ihr meinet, er schlafe, wie andere gemeine Leute, so täuschet Ihr Euch sehr. Zwei, drei Stunden in der Morgendämmerung ist Alles. Ich muß das wissen, denn Messour, sein erster Kämmerer, ist mein Vetter, und obgleich er so verschwiegen ist, wie das Grab, was die Geheimniße seines Herrn anbelangt, so läßt er doch der guten Verwandtschaft zu lieb hin und wieder einen Wink fallen, wenn er sieht, daß ei-

ner aus Neugierde beinahe vom Verstand kommen könnte. Statt um wie andere Menschen zu schlafen, schleicht der Kalif Nachts durch die Straßen von Bagdad, und selten verstreicht eine Woche, worin er nicht ein Abenteuer aufstößt; denn Ihr müßt wissen, wie ja auch aus der Geschichte mit dem Oliventopf erhellt, die so wahr ist, als das Wort des Propheten, daß er nicht mit der Wache und zu Pferd in vollem Putz und mit hundert Fackelträgern seine Runde macht, wie er wohl thun könnte, wenn er wollte, sondern angezogen, bald als Kaufmann, bald als Schiffer, bald als Soldat, bald als Mufti geht er umher, und schaut, ob Alles recht und in Ordnung sey."

„Daher kommt es aber auch, daß man in keiner Stadt Nachts so höflich gegen jeden Narren ist, auf den man stoßt, wie in Bagdad; denn es könnte ebensogut der Kalif, wie ein schmutziger Araber aus der Wüste seyn, und es wächst Holz genug, um allen Menschen in und um Bagdad die Bastonade zu geben."

So sprach der Kaufmann, und Said, so sehr ihn hin und wieder die Sehnsucht nach seinem Vater quälte, freute sich doch, Bagdad und den berühmten Harun Al Raschid zu sehen.

Nach zehen Tagen kamen sie in Bagdad an, und Said staunte und bewunderte die Herrlichkeit dieser Stadt, die damals gerade in ihrem höchsten Glanz war. Der Kaufmann lud ihn ein, mit in sein Haus zu kommen, und Said nahm

es gerne an, denn jezt erst unter dem Gewühl der Menschen fiel es ihm ein, daß hier wahrscheinlich außer der Luft und dem Wasser des Tigris und einem Nachtlager auf den Stufen einer Moschee nichts umsonst zu haben seyn werde.

Den Tag nach seiner Ankunft, als er sich eben angekleidet hatte, und sich gestand, daß er in diesem prachtvollen kriegerischen Aufzug sich in Bagdad wohl sehen lassen könne, und vielleicht manchen Blick auf sich ziehe, trat der Kaufmann in sein Zimmer. Er betrachtete den schönen Jüngling mit schelmischem Lächeln, strich sich den Bart, und sprach dann: „das ist alles recht schön, junger Herr! aber was soll denn nun aus Euch werden. Ihr seyd, kommt es mir vor, ein großer Träumer, und denket nicht an den folgenden Tag; oder habt Ihr soviel Geld bei Euch, um dem Kleid gemäß zu leben, das Ihr traget?“

„Lieber Herr Kalumbeck,“ sprach der Jüngling verlegen und erröthend, „Geld habe ich freilich nicht, aber vielleicht streckt Ihr mir etwas vor, womit ich heimreisen kann; mein Vater wird es gewiß richtig erstatten.“

„Dein Vater, Bursche?“ rief der Kaufmann laut lachend. „Ich glaube, die Sonne hat dir das Hirn verbrannt. Meinst du, ich glaube dir so aufs Wort das ganze Mährchen, das du mir in der Wüste erzähltest, daß dein Vater ein reicher Mann in Aleppo sey, du sein einziger Sohn, und den Anfall der Ara-

ber, und dein Leben in ihrer Horde, und dieß und jenes. Schon damals ärgerte ich mich über deine freche Lügen und deine Unverschämtheit. Ich weiß, daß in Aleppo alle reichen Leute Kaufleute sind, habe schon mit Allen gehandelt, und müßte von einem Benezar gehört haben, und wenn er nur sechstausend Tomans im Vermögen hätte. Es ist also entweder erlogen, daß du aus Aleppo bist, oder dein Vater ist ein armer Schlucker, dessen hergelaufenem Jungen ich keine Kupfermünze leihen mag. Sodann der Ueberfall in der Wüste! Wann hat man gehört, seit der weise Kalif Harun die Handelswege durch die Wüste gesichert hat, daß es Räuber gewagt haben, eine Caravane zu plündern, und sogar Menschen hinwegzuführen? Auch müßte es bekannt geworden seyn, aber auf meinem ganzen Weg, und auch hier in Bagdad, wo Menschen aus allen Gegenden der Welt zusammen kommen, hat man nichts davon gesprochen. Das ist die zweite Lüge, junger, unverschämter Mensch!"

Bleich vor Zorn und Unmuth wollte Said dem kleinen bösen Mann in die Rede fallen, jener aber schrie stärker als er, und focht dazu mit den Armen. „Und die dritte Lüge, du frecher Lügner, ist die Geschichte im Lager Selims. Selims Name ist wohlbekannt unter Allen, die jemals einen Araber gesehen haben, aber Selim ist bekannt als der schrecklichste und grausamste Räuber, und du wagst zu erzählen, du habest seinen

Sohn getödtet, und seyest nicht sogleich in Stücke gehauen worden; ja du treibest die Frechheit so weit, daß du das Unglaubliche sagst, Selim habe dich gegen seine Horde beschützt, in sein eigenes Zelt aufgenommen, und ohne Lösegeld entlassen, statt daß er dich aufgehängt hätte an den nächsten besten Baum, er, der oft Reisende gehängt hat, nur um zu sehen, welche Gesichter sie machen, wenn sie aufgehängt sind. O du abscheulicher Lügner!"

„Und ich kann nichts weiter sagen," rief der Jüngling, „als daß alles wahr ist bei meiner Seele und beim Bart des Propheten!"

„Was! bei deiner Seele willst du schwören?" schrie der Kaufmann, „bei deiner schwarzen, lügenhaften Seele? wer soll da glauben? Und beim Bart des Propheten, du, der du selbst keinen Bart hast? wer soll da trauen?"

„Ich habe freilich keine Zeugen," fuhr Said fort, „aber habt Ihr mich nicht gefesselt und elend gefunden?"

„Das beweist mir gar nichts," sprach jener, „du bist gekleidet wie ein stattlicher Räuber, und leicht hast du einen angefallen, der stärker war, als du, dich überwand und band."

„Den einzelnen, oder sogar zwei möchte ich sehen," entgegnete Said, „die mich niederstrecken und binden, wenn sie mir nicht von hinten eine Schlinge über den Kopf werfen. Ihr mögt in Eurem Bazar freilich nicht wissen, was ein Einzelner

vermag, wenn er in den Waffen geübt iſt. Aber Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich danke Euch. Was wollt ihr denn aber jezt mit mir beginnen? Wenn Ihr mich nicht unterſtützet, ſo muß ich betteln, und ich mag keinen meines Gleichen um eine Gnade anflehen; an den Kalifen will ich mich wenden.“

„So?“ ſprach der Kaufmann höhniſch lächelnd. „An niemand anders wollt Ihr Euch wenden, als an unſern allergnädigſten Herrn? das heiße ich vornehm betteln! Ei, ei! Bedenket aber, junger, vornehmer Herr, daß der Weg zum Kalifen an meinem Vetter Meſour vorbeigeht, und daß es mich ein Wort koſtet, den Oberkämmerer darauf aufmerkſam zu machen, wie trefflich Ihr lügen könnet. — Aber mich dauert deine Jugend, Said. Du kannſt dich beſſern, es kann noch etwas aus dir werden. Ich will dich in mein Gewölbe im Bazar nehmen, dort ſollſt du mir ein Jahr lang dienen, und iſt dieß vorbei, und willſt du nicht bei mir bleiben, ſo zahle ich dir deinen Lohn aus, und laſſe dich gehen, wohin du willſt, nach Aleppo oder Medina, nach Stambul oder nach Balſora, meinetwegen zu den Unglaubigen. Bis Mittag gebe ich dir Bedenkzeit; willſt du, ſo iſt es gut, willſt du nicht, ſo berechne ich dir nach billigem Anſchlag die Reiſekoſten, die du mir machteſt, und den Platz auf dem Kameel, mache mich mit deinen Kleidern und allem was du haſt bezahlt, und werfe dich auf

die Straße; dann kannst du beim Kalifen oder beim Mufti, an der Moschee oder im Bazar betteln.“

Mit diesen Worten verließ der böse Mann den unglücklichen Jüngling. Said blickte ihm voll Verachtung nach. Er war so empört über die Schlechtigkeit dieses Menschen, der ihn absichtlich mitgenommen, und in sein Haus gelockt hatte, damit er ihn in seine Gewalt bekäme. Er versuchte, ob er nicht entfliehen könnte, aber sein Zimmer war vergittert, und die Thüre verschlossen. Endlich, nachdem sein Sinn sich lange dagegen gesträubt hatte, beschloß er fürs Erste den Vorschlag des Kaufmanns anzunehmen, und ihm in seinem Gewölbe zu dienen. Er sah ein, daß ihm nichts Besseres zu thun übrig bleibe; denn wenn er auch entfloh, so konnte er ohne Geld doch nicht bis Aleppo kommen. Aber er nahm sich vor, sobald als möglich den Kalifen selbst um Schutz anzuflehen.

Den folgenden Tag führte Kalumbeck seinen neuen Diener in sein Gewölbe im Bazar. Er zeigte Said alle Shawls und Schleier und andere Waaren, womit er handelte, und wies ihm seinen besonderen Dienst an. Dieser bestand darin, daß Said, angekleidet wie ein Kaufmannsdiener, und nicht mehr im kriegerischen Schmuck, in der einen Hand einen Shawl, in der andern einen prachtvollen Schleier, unter der Thüre des Gewölbes stand, die vorübergehenden Männer oder Frauen anrief,

seine Waaren vorzeigte, ihren Preis nannte, und die Leute zum kaufen einlud; und jezt konnte sich Said auch erklären, warum ihn Kalumbeck zu diesem Geschäft bestimmt habe. Er war ein kleiner, häßlicher Alter, und wenn er selbst unter dem Laden stund und anrief, so sagte mancher Nachbar, oder auch einer der Vorübergehenden ein witziges Wort über ihn, oder die Knaben spotteten seiner, und die Frauen nannten ihn eine Vogelscheuche; aber jedermann sah gerne den jungen, schlanken Said, der mit Anstand die Kunden anrief, und Shawl und Schleier geschickt und zierlich zu halten wußte.

Als Kalumbeck sah, daß sein Laden im Bazar an Kunden zunahm, seitdem Said unter der Thüre stand, wurde er freundlicher gegen den jungen Mann, speiste ihn besser, als zuvor, und war darauf bedacht, ihn in seiner Kleidung immer schön und stattlich zu halten. Aber Said wurde durch solche Beweise der milderen Gesinnungen seines Herrn wenig gerührt, und sann den ganzen Tag, und selbst in seinen Träumen auf gute Art und Weise, um in seine Vaterstadt zurückzukehren. Eines Tages war im Gewölbe vieles gekauft worden, und alle Packknechte, welche die Waaren nach Hause trugen, waren schon versandt, als eine Frau eintrat, und noch Einiges kaufte. Sie hatte bald gewählt, und verlangte dann jemand, der ihr gegen ein Trinkgeld die Waaren nach Hause trage. „In einer halben Stunde kann ich Euch Alles schicken," antwortete Kalum-

beck, „nur so lange müßt Ihr Euch gedulden, oder irgend einen anderen Packer nehmen.“

„Seyd Ihr ein Kaufmann, und wollet Euren Kunden fremde Packer mitgeben?“ rief die Frau. „Kann nicht ein solcher Bursche im Gedräng mit meinem Pack davon laufen? Und an wen soll ich mich dann wenden? Nein, Eure Pflicht ist es nach Marktrecht mir meinen Pack nach Hause tragen zu lassen, und an Euch kann und will ich mich halten.“

„Aber nur eine halbe Stunde wartet, werthe Frau!“ sprach der Kaufmann, sich immer ängstlicher drehend; „Alle meine Packknechte sind verschickt“ —

„Das ist ein schlechtes Gewölbe, das nicht immer einige Knechte übrig hat;“ entgegnete das böse Weib. „Aber dort steht ja noch solch ein junger Müssiggänger, komm, junger Bursche, nimm meinen Pack, und trag' ihn mir nach.“

„Halt, Halt!“ schrie Kalumbeck, „das ist mein Aushängeschild, mein Ausrufer, mein Magnet! der darf die Schwelle nicht verlassen!“

„Was da!“ erwiederte die alte Dame, und steckte Said ohne weiteres ihren Pack unter den Arm; das ist ein schlechter Kaufmann und elende Waaren, die sich nicht selbst loben, und erst noch solch einen müßigen Bengel zum Schild brauchen. Geh, geh Bursche, du sollst heute ein Trinkgeld verdienen.“

„So lauf im Namen Arimans und aller bösen Geister,“

murmelte Kalumbeck seinem Magnet zu; „und siehe zu, daß du bald wieder kommst; die alte Hexe könnte mich ins Geschrei bringen auf dem ganzen Bazar, wollte ich mich länger weigern.“

Said folgte der Frau, die leichteren Schrittes, als man ihrem Alter zutrauen sollte, durch den Markt und die Straßen eilte. Sie stand endlich vor einem prachtvollen Hause still, pochte an, die Flügelthüren sprangen auf, und sie stieg eine Marmortreppe hinan, und winkte Said zu folgen. Sie gelangten endlich in einen hohen, weiten Saal, der mehr Pracht und Herrlichkeit enthielt, als Said jemals geschaut hatte. Dort sezte sich die alte Frau erschöpft auf ein Polster, winkte dem jungen Mann, seinen Pack niederzulegen, reichte ihm ein kleines Silberstück, und hieß ihn gehen.

Er war schon an der Thüre, als eine helle, feine Stimme „Said“ rief; verwundert, daß man ihn hier kenne, schaute er sich um, und eine wunderschöne Dame, umgeben von vielen Sclaven und Dienerinnen, saß statt der Alten auf dem Polster. Said, ganz stumm vor Verwunderung, kreuzte seine Arme, und machte eine tiefe Verbeugung.

„Said, mein lieber Junge,“ sprach die Dame. „So sehr ich die Unfälle bedaure, die dich nach Bagdad führten, so war doch dieß der einzige, vom Schicksal bestimmte Ort, wo sich,

wenn du vor dem zwanzigsten Jahr dein Vaterhaus verließest, dein Schicksal lösen würde. Said, hast du noch dein Pfeifchen?"

„Wohl hab' ich es noch," rief er freudig, indem er die goldene Kette hervorzog;" Und Ihr seyd vielleicht die gütige Fee, die mir dieses Angebinde gab, als ich geboren wurde?"

„Ich war die Freundin deiner Mutter," antwortete die Fee, „und bin auch deine Freundin, solange du gut bleibst. Ach! daß dein Vater, der leichtsinnige Mann, meinen Rath befolgt hätte! du würdest vielen Leiden entgangen seyn."

„Nun, es hat wohl so kommen müssen!" erwiederte Said. „Aber gnädigste Fee, lasset einen tüchtigen Nordostwind an Euren Wolkenwagen spannen, nehmet mich auf, und führet mich in ein paar Minuten nach Aleppo zu meinem Vater; ich will dann die sechs Monate bis zu meinem zwanzigsten Jahr geduldig dort ausharren."

Die Fee lächelte. „Du hast eine gute Weise mit uns zu sprechen," antwortete sie, „aber armer Said! es ist nicht möglich; ich vermag jezt, wo du außer deinem Vaterhause bist, nichts wunderbares für dich zu thun. Nicht einmal aus der Gewalt des elenden Kalumbeck vermag ich dich zu befreien! er steht unter dem Schutz deiner mächtigen Feindin."

„Also nicht nur eine gütige Freundin habe ich?" fragte Said, „auch eine Feindin? Nun, ich glaube ihren Einfluß schon öfter erfahren zu haben. Aber mit Rath dürfet Ihr mich doch

unterſtützen? Soll ich nicht zum Kalifen gehen, und ihn um Schutz bitten? er iſt ein weiſer Mann, er wird mich gegen Kalumbeck beſchützen.“

„Ja, Harun iſt ein weiſer Mann!“ erwiederte die Fee. „Aber leider iſt er auch nur ein Menſch. Er traut ſeinem Großkämmerer Meſſour ſoviel als ſich ſelbſt, und er hat Recht, denn er hat Meſſour erprobt, und treu gefunden. Meſſour aber traut deinem Freund Kalumbeck auch wie ſich ſich ſelbſt, und darinn hat er Unrecht, denn Kalum iſt ein ſchlechter Menſch, wenn er ſchon Meſſours Verwandter iſt. Kalum iſt zugleich ein verſchlagener Kopf, und hat, ſobald er hieher kam, ſeinem Vetter Großkämmerer eine Fabel über dich erdichtet und angeheftet, und dieſer hat ſie wieder dem Kalifen erzählt, ſo daß du, kämeſt du auch gleich jezt in den Palaſt Haruns, ſchlecht empfangen werden würdeſt, denn er traute dir nicht. Aber es gibt andere Mittel und Wege, ſich ihm zu nahen, und es ſteht in den Sternen geſchrieben, daß du ſeine Gnade erwerben ſollſt.“

„Das iſt freilich ſchlimm,“ ſagte Said wehmüthig. „Da werde ich ſchon noch einige Zeit der Ladenhüter des elenden Kalumbeck ſeyn müſſen. Aber eine Gnade, verehrte Frau! könnet Ihr mir doch gewähren. Ich bin zum Waffenwerk erzogen, und meine höchſte Freude iſt ein Kampfſpiel, wo recht tüchtig gefochten wird mit Lanze, Degen und ſtumpfem Schwert. Nun halten die edelſten Jünglinge dieſer Stadt alle

Wochen ein solches Kampfspiel. „Aber nur Leute im höchsten Schmuck, und überdieß nur freie Männer dürfen in die Schranken reiten, namentlich aber kein Diener aus dem Bazar. Wenn Ihr nun bewirken könntet, daß ich alle Wochen ein Pferd, Kleider, Waffen haben könnte, und daß man mein Gesicht nicht so leicht erkennte" —

„Das ist ein Wunsch, wie ihn ein edler junger Mann wohl wagen darf," sprach die Fee; „der Vater deiner Mutter war der tapferste Mann in Syrien, und sein Geist scheint sich auf dich vererbt zu haben. Merke dir dieß Haus; du sollst jede Woche hier ein Pferd und zwei berittene Knappen, ferner Waffen und Kleider finden, und ein Waschwasser für dein Gesicht, das dich für alle Augen unkenntlich machen soll. Und nun, Said, lebe wohl! Harre aus und sey klug und tugendhaft. In sechs Monaten wird dein Pfeifchen tönen, und Zulimas Ohr wird für seine Töne offen seyn."

Der Jüngling schied von seiner wunderbaren Beschützerin mit Dank und Verehrung; er merkte sich das Haus und die Straße genau, und ging dann nach dem Bazar zurück.

Als Said in den Bazar zurückkehrte, kam er gerade noch zu rechter Zeit, um seinen Herrn und Meister Kalumbeck zu unterstützen und zu reiten. Ein großes Gedränge war um den Laden, Knaben tanzten um den Kaufmann her, und verhöhn-

ten ihn, und die Alten lachten. Er ſelbſt ſtand vor Wuth zitternd und in großer Verlegenheit vor dem Laden, in der einen Hand einen Shawl, in der andern den Schleier. Dieſe ſonderbare Scene kam aber von einem Vorfall her, der ſich nach Saids Abweſenheit ereignet hatte. Kalum hatte ſich ſtatt ſeines ſchönen Dieners unter die Thüre geſtellt und ausgerufen, aber niemand mochte bei dem alten, häßlichen Burſchen kaufen. Da giengen zwei Männer den Bazar herab, und wollten für ihre Frauen Geſchenke kaufen. Sie waren ſuchend ſchon einigemal auf und niedergegangen, und eben jezt ſah man ſie mit umherirrenden Blicken wieder herabgehen.

Kalumbeck, der dieß bemerkte, wollte es ſich zu Nutzen machen und rief: „Hier, meine Herren, hier! was ſuchet Ihr, ſchöne Schleier, ſchöne Waare?“

„Guter Alter,“ erwiederte einer, „deine Waaren mögen recht gut ſeyn, aber unſere Frauen ſind wunderlich, und es iſt Sitte in der Stadt geworden, die Schleier bei niemand zu kaufen, als bei dem ſchönen Ladendiener Said; wir gehen ſchon eine halbe Stunde umher, ihn zu ſuchen, und finden ihn nicht; aber kannſt du uns ſagen, wo wir ihn etwa treffen, ſo kaufen wir dir ein andermal ab.“

„Allahit Allah!“ rief Kalumbeck freundlich grinzend, „Euch hat der Prophet vor die rechte Thüre geführt. Zum ſchö-

nen Ladendiener wollet Ihr, um Schleier zu kaufen? Nun, tretet nur ein, hier ist sein Gewölbe.“

Der eine dieser Männer lachte über Kalums kleine und häßliche Gestalt und seine Behauptung, daß er der schöne Ladendiener sey, der andere aber glaubte, Kalum wolle sich über ihn lustig machen, blieb ihm nichts schuldig, sondern schimpfte ihn weidlich. Dadurch kam Kalumbeck außer sich; er rief seine Nachbarn zu Zeugen auf, daß man keinen andern Laden als den seinigen das Gewölbe des schönen Ladendieners nenne; aber die Nachbarn, welche ihn wegen des Zulaufs, den er seit einiger Zeit hatte, beneideten, wollten hievon nichts wissen, und die beiden Männer giengen nun dem alten Lügner, wie sie ihn nannten, ernstlich zu Leib; Kalum vertheidigte sich mehr durch Geschrei und Schimpfworte, als durch seine Faust, und so lockte er eine Menge Menschen vor sein Gewölbe; die halbe Stadt kannte ihn als einen geizigen, gemeinen Filz, alle Umstehenden gönnten ihm die Püffe, die er bekam, und schon packte ihn einer der beiden Männer am Bart, als eben dieser am Arm gefaßt, und mit einem einzigen Ruck zu Boden geworfen wurde, so daß sein Turban herabfiel, und seine Pantoffeln weit hinweg flogen.

Die Menge, welche es wahrscheinlich gerne gesehen hätte, wenn Kalumbeck mißhandelt worden wäre, murrte laut, der Gefährte des Niedergeworfenen sah sich nach dem um, der es

gewagt hatte, seinen Freund niederzuwerfen, als er aber einen hohen, kräftigen Jüngling mit blitzenden Augen und muthiger Miene vor sich stehen sah, wagte er es nicht, ihn anzugreifen, da überdieß Kalum, dem seine Rettung wie ein Wunder erschien, auf den jungen Mann deutete und schrie: „Nun! was wollt Ihr dann mehr, da steht er ja, Ihr Herren, das ist Said, der schöne Ladendiener.“ Die Leute umher lachten, weil sie wußten, daß Kalumbeck vorhin Unrecht geschehen war. Der niedergeworfene Mann stand beschämt auf, und hinkte mit seinem Genossen weiter, ohne weder Shwal, noch Schleier zu kaufen.

„O du Stern aller Ladendiener, du Krone des Bazar!“ rief Kalum, als er seinen Diener in den Laden führte; „wahrlich, das heiße ich zu rechter Zeit kommen, das nenne ich die Hand ins Mittel legen; lag doch der Bursche auf dem Boden, als ob er nie auf den Beinen gestanden wäre, und ich — ich hätte keinen Barbier mehr gebraucht, um mir den Bart kämmen und salben zu lassen, wenn du nur zwei Minuten später kamst; womit kann ich es dir vergelten?“

Es war nur das schnelle Gefühl des Mitleids gewesen, was Saids Hand und Herz regiert hatte, jezt, als dieses Gefühl sich legte, reute es ihn fast, daß er die gute Züchtigung dem bösen Mann erspart hatte; ein Duzend Barthaare weniger, dachte er, hätten ihn auf 12 Tage sanft und geschmeidig ge-

macht; er ſuchte aber dennoch die günſtige Stimmung des Kaufmanns zu benutzen, und erbath ſich von ihm zum Dank die Gunſt, alle Wochen einmal einen Abend für ſich benützen zu dürfen zu einem Spaziergang, oder zu was es auch ſey. Kalum gab es zu; denn er wußte wohl, daß ſein gezwungener Diener zu vernünftig ſey, um ohne Geld und gute Kleider zu entfliehen.

Bald hatte Said erreicht was er wollte. Am nächſten Mittwoch, dem Tag, wo ſich die jungen Leute aus den vornehmſten Ständen auf einem öffentlichen Platz der Stadt verſammelten, um ihre kriegeriſchen Uebungen zu halten, ſagte er Kalum, er wolle dieſen Abend für ſich benützen, und als dieſer es erlaubt hatte, gieng er in die Straße, wo die Fee wohnte, pochte an, und ſogleich ſprang die Pforte auf. Die Diener ſchienen auf ſeine Ankunft ſchon vorbereitet geweſen zu ſeyn, denn ohne ihn erſt nach ſeinem Begehren zu fragen, führten ſie ihn die Treppe hinan in ein ſchönes Gemach; dort reichten ſie ihm zuerſt das Waſchwaſſer, das ihn unkenntlich machen ſollte. Er benezte ſein Geſicht damit, ſchaute dann in einen Metallſpiegel, und kannte ſich beinahe ſelbſt nicht mehr, denn er war jezt von der Sonne gebräunt, trug einen ſchönen ſchwarzen Bart, und ſah zum mindeſten zehen Jahre älter aus, als er in der That zählte.

Hierauf führten ſie ihn in ein zweites Gemach, wo er eine

vollständige und prachtvolle Kleidung fand, an welcher sich der Kalif von Bagdad selbst nicht hätte schämen dürfen, an dem Tag, wo er in vollem Glanze seiner Herrlichkeit sein Heer musterte. Außer einem Turban vom feinsten Gewebe mit einer Agraffe von Diamanten und hohen Reiherfedern, einem Kleid von schwerem rothem Seidenzeug mit silbernen Blumen durchwirkt, fand Said einen Brustpanzer von silbernen Ringen, der so fein gearbeitet war, daß er sich nach jeder Bewegung des Körpers schmiegte, und doch zugleich so fest, daß ihn weder die Lanze, noch das Schwert durchdringen konnten. Eine damascener Klinge in reich verzierter Scheide, mit einem Griff, dessen Steine Said unschätzbar deuchten, vollendete seinen kriegerischen Schmuck. Als er völlig gerüstet wieder aus der Thüre trat, überreichte ihm einer der Diener ein seidenes Tuch, und sagte ihm, daß die Gebieterin des Hauses ihm dieses Tuch schicke; wenn er damit sein Gesicht abwische, so werde der Bart und die braune Farbe verschwinden.

In dem Hof des Hauses standen drei schöne Pferde; das schönste bestieg Said, die beiden andern seine Diener, und dann trabte er freudig dem Platze zu, wo die Kampfspiele gehalten werden sollten. Durch den Glanz seiner Kleider und die Pracht seiner Waffen zog er aller Augen auf sich, und ein allgemeines Geflüster des Staunens entstand, als er in den Ring, welchen die Menge umgab, einritt. Es war eine glänzende Versamm-

lung der tapferſten und edelſten Jünglinge Bagdads; ſelbſt die Brüder des Kalifen ſah man ihre Roſſe tummeln und die Lanzen ſchwingen. Als Said heranritt, und niemand ihn zu kennen ſchien, ritt der Sohn des Großweßirs mit einigen Freunden auf ihn zu, grüßte ihn ehrerbietig, lud ihn ein, an ihren Spielen Theil zu nehmen, und fragte ihn nach ſeinem Namen und ſeinem Vaterland. Said gab vor, er heiße Almanſor, und komme von Cairo, ſey auf einer Reiſe begriffen, und habe von der Tapferkeit und Geſchicklichkeit der jungen Edeln von Bagdad ſo vieles gehört, daß er nicht geſäumt habe, ſie zu ſehen, und kennen zu lernen. Den jungen Leuten gefiel der Anſtand und das muthige Weſen Said-Almanſors, ſie ließen ihm eine Lanze reichen, und ſeine Partie wählen, denn die ganze Geſellſchaft hatte ſich in zwei Partien getheilt, um einzeln und in Schaaren gegen einander zu fechten.

Aber hatte ſchon Saids Aeußeres die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, ſo ſtaunte man jezt noch mehr über ſeine ungewöhnliche Geſchicklichkeit und Behendigkeit. Sein Pferd war ſchneller als ein Vogel, und ſein Schwert ſchwirrte noch behender umher. Er warf die Lanze ſo leicht, weit und ſicher, als wäre ſie ein Pfeil, den er von einem ſicheren Bogen abgeſchnellt hätte. Die Tapferſten ſeiner Gegenpartie beſiegte er, und am Schluß der Spiele war er ſo allgemein als Sieger anerkannt, daß einer der Brüder des Kalifen, und der Sohn des Großwe-

ßir, die auf Saids Seite gekämpft hatten, ihn baten, auch mit ihnen zu ſtreiten. Ali, der Bruder des Kalifen wurde von ihm beſiegt, aber der Sohn des Großweßirs widerſtand ihm ſo tapfer, daß ſie es nach langem Kampf für beſſer hielten, die Entſcheidung für das nächſte mal aufzuſparen.

Den Tag nach dieſen Spielen ſprach man in ganz Bagdad von nichts, als dem ſchönen, reichen und tapferen Fremdling; alle die ihn geſehen hatten, ja ſelbſt die von ihm beſiegt waren, waren entzückt von ſeinen edeln Sitten, und ſogar vor ſeinen eigenen Ohren im Gewölbe Kalumbecks wurde über ihn geſprochen, und man beklagte nur, daß niemand wiſſe, wo er wohne. Das nächſte mal fand er im Hauſe der Fee ein noch ſchöneres Kleid, und noch köſtlicheren Waffenſchmuck. Dießmal hatte ſich halb Bagdad zugedrängt, ſelbſt der Kalif ſah von einem Balkon herab dem Schauſpiel zu; auch er bewunderte den Fremdling Almanſor, und hieng ihm, als die Spiele geendet hatten, eine große Denkmünze von Gold an einer goldenen Kette um den Hals, um ihm ſeine Bewunderung zu bezeigen. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieſer zweite, noch glänzendere Sieg den Neid der jungen Leute von Bagdad aufregte. „Ein Fremdling“ ſprachen ſie untereinander, „ſoll hieher kommen nach Bagdad, uns Ruhm, Ehre und Sieg zu entreiſſen? Er ſoll ſich an andern Orten damit brüſten können, daß unter der Blüthe von Bagdads Jüngl ingen keiner geweſen ſey, der es entfernt hätte mit

ihm aufnehmen können?“ So sprachen sie, und beschloßen beim nächsten Kampfspiel, als wäre es aus Zufall geschehen, zu fünf oder sechs über ihn herzufallen.

Saids scharfen Blicken entgiengen diese Zeichen des Unmuths nicht; er sah, wie sie in der Ecke zusammen standen, flüsterten, und mit bösen Minen auf ihn deuteten; er ahnete, daß außer dem Bruder des Kalifen, und dem Sohn des Großweßir keiner sehr freundlich gegen ihn gesinnt seyn möchten, und diese selbst wurden ihm durch ihre Fragen lästig, „wo sie ihn aufsuchen könnten, womit er sich beschäftige, was ihm in Bagdad wohl gefallen habe, und dergleichen.“

Es war ein sonderbarer Zufall, daß derjenige der jungen Männer, welcher Said-Almansor mit den grimmigsten Blicken betrachtete, und am feindseligsten gegen ihn gesinnt schien, niemand anders war, als der Mann, den er vor einiger Zeit bei Kalumbecks Bude niedergeworfen hatte, als er gerade im Begriff war, dem unglücklichen Kaufmann den Bart auszureissen. Dieser Mann betrachtete ihn immer aufmerksam und neidisch, Said hatte ihn zwar schon einigemal besiegt, aber dieß war kein hinlänglicher Grund zu solcher Feindseligkeit, und Said fürchtete schon, jener möchte ihn an seinem Wuchs oder an der Stimme als Kalumbecks Ladendiener erkannt haben, eine Entdeckung, die ihn dem Spott und der Rache dieser Leute aussetzen würde. Der Anschlag, welchen seine Neider auf ihn gemacht hatten, scheiterte sowohl

an seiner Vorsicht und Tapferkeit, als auch an der Freundschaft, womit ihm der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großweßir zugethan waren. Als diese sahen, daß er von wenigstens sechs umringt sey, die ihn vom Pferd zu werfen, oder zu entwaffnen suchten, sprengten sie herbei, jagten den ganzen Trupp auseinander, und drohten den jungen Leuten, welche so verrätherisch gehandelt hatten, sie aus der Kampfbahn zu stoßen. Mehr denn vier Monate hatte Said auf diese Weise zum Erstaunen Bagdads seine Tapferkeit erprobt, als er eines Abends, beim Nachhause gehen von dem Kampfplatz einige Stimmen vernahm, die ihm bekannt schienen. Vor ihm giengen vier Männer, die sich langsamen Schrittes über etwas zu berathen schienen. Als Said leise näher trat, hörte er, daß sie den Dialect der Horde Selims in der Wüste sprechen, und ahnete, daß die vier Männer auf irgend eine Räuberei ausgehen. Sein erstes Gefühl war, sich von diesen Vieren zurückzuziehen, als er aber bedachte, daß er irgend etwas Böses verhindern könnte, schlich er sich noch näher herzu, diese Männer zu behorchen.

„Der Thürsteher hat ausdrücklich gesagt, die Straße rechts vom Bazar" sprach der eine, „dort werde und müsse er heute Nacht mit dem Großweßir durchkommen."

„Gut," antwortete ein anderer. „Den Großweßir fürchte ich nicht; er ist alt und wohl kein sonderlicher Held, aber der

Kalif soll ein gutes Schwert führen, und ich traue ihm nicht; es schleichen ihm gewiß zehen oder zwölf von der Leibwache nach.“

„Keine Seele,“ entgegnete ihm ein dritter. „Wenn man ihn je gesehen und erkannt hat bei Nacht, war er immer nur allein mit dem Weßir oder mit dem Oberkämmerling. Heute Nacht muß er unser seyn, aber es darf ihm kein Leid geschehen.“

„Ich denke, das Beste ist,“ sprach der erste, „wir werfen ihm eine Schlinge über den Kopf; tödten dürfen wir ihn nicht, denn für seinen Leichnam würden sie ein geringes Lösegeld geben, und überdieß wären wir nicht sicher, es zu bekommen.“

„Also eine Stunde vor Mitternacht!“ sagten sie zusammen und schieden, der eine hier hin, der andere dorthin.

Said war über diesen Anschlag nicht wenig erschrocken. Er beschloß, sogleich zum Palast des Kalifen zu eilen, und ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu unterrichten. Aber als er schon durch mehrere Straßen gelaufen war, fielen ihm die Worte der Fee bei, die ihm gesagt hatte, wie schlecht er bei dem Kalifen angeschrieben sey; er bedachte, daß man vielleicht seine Angabe verlachen, oder als einen Versuch, bei dem Beherrscher von Bagdad sich einzuschmeicheln, ansehen könnte, und so hielt er seine Schritte an, und achtete es für das Beste, sich auf sein gutes Schwert zu verlassen, und den Kalifen persönlich aus den Händen der Räuber zu retten.

Er gieng daher nicht in Kalumbecks Haus zurück, sondern ſezte ſich auf die Stufen einer Moſchee, und wartete dort bis die Nacht völlig angebrochen war; dann gieng er am Bazar vorbei in jene Straße, welche die Räuber bezeichnet hatten, und verbarg ſich hinter dem Vorſprung eines Hauſes. Er mochte ungefähr eine Stunde dort geſtanden ſeyn, als er zwei Männer langſam die Straße herabkommen hörte, anfänglich glaubte er, es ſey der Kalif und der Großweßir, aber einer der Männer klatſchte in die Hand, und ſogleich eilten zwei andere ſehr leiſe die Straße herauf vom Bazar her. Sie flüſterten eine Weile und theilten ſich dann; drei verſteckten ſich nicht weit von ihm, und einer ging in der Straße auf und ab. Die Nacht war ſehr finſter, aber ſtille, und ſo mußte ſich Said auf ſein ſcharfes Ohr beinahe ganz allein verlaſſen.

Wieder war etwa eine halbe Stunde vergangen, als man gegen den Bazar hin Schritte vernahm. Der Räuber mochte ſie auch gehört haben; er ſchlich an Said vorüber dem Bazar zu. Die Schritte kamen näher, und ſchon konnte Said einige dunkle Geſtalten erkennen, als der Räuber in die Hand klatſchte, und in demſelben Augenblick ſtürzten die drei aus dem Hinterhalt hervor. Die Angegriffenen mußten übrigens bewaffnet ſeyn, denn er vernahm den Klang von aneinander geſchlagenen Schwertern. Sogleich zog er ſeine damascener Klinge, und ſtürzte ſich mit dem Ruf: „nieder mit den Feinden des großen

Harun!“ auf die Räuber, ſtreckte mit dem erſten Hieb einen zu Boden, und drang dann auf zwei andere ein, die eben im Begriff waren, einen Mann, um welchen ſie einen Strick geworfen hatten, zu entwaffnen. Er hieb blindlings auf den Strick ein, um ihn zu zerſchneiden, aber er traf dabei einen der Räuber ſo heftig über den Arm, daß er ihm die Hand abſchlug; der Räuber ſtürzte mit fürchterlichem Geſchrei auf die Knie. Jezt wandte ſich der vierte, der mit einem andern Mann gefochten hatte, gegen Said, der noch mit dem dritten im Kampf war, aber der Mann, um welchen man die Schlinge geworfen hatte, ſah ſich nicht ſobald frei, als er ſeinen Dolch zog, und ihn dem angreifenden von der Seite in die Bruſt ſtieß. Als dieß der noch übergebliebene ſah, warf er ſeinen Säbel weg und floh.

Said blieb nicht lange in Ungewißheit wen er gerettet habe; denn der größere der beiden Männer trat zu ihm und ſprach: „Das eine iſt ſo ſonderbar wie das andere, dieſer Angriff auf mein Leben oder meine Freiheit, wie die unbegreifliche Hilfe und Rettung. Wie wußtet Ihr wer ich bin? Habt Ihr von dem Anſchlag dieſer Menſchen gewußt?“

„Beherrſcher der Gläubigen,“ antwortete Said, „denn ich zweifle nicht, daß du es biſt. Ich gieng heute Abend durch die Straße El Malek hinter einigen Männern, deren fremden und geheimnißvollen Dialect ich einſt gelernt habe. Sie ſpra-

chen davon, dich gefangen zu nehmen, und den würdigen Mann, deinen Wessier zu tödten. Weil es nun zu spät war, dich zu warnen, beschloß ich, an den Platz zu gehen, wo sie dir auflauern wollten, um dir beizustehen."

„Danke dir," sprach Harun, „an dieser Stätte ist übrigens nicht gut weilen; nimm diesen Ring, und komm damit morgen in meinen Palast; wir wollen dann mehr über dich und deine Hülfe reden, und sehen, wie ich dich am besten belohnen kann. Komm Wessier, hier ist nicht gut weilen, sie können wieder kommen."

Er sprach es, und wollte den Großwessier fortziehen, nachdem er dem Jüngling einen Ring an den Finger gesteckt hatte, dieser aber bat ihn noch ein wenig zu verweilen, wandte sich um, und reichte dem überraschten Jüngling einen schweren Beutel: „Junger Mann," sprach er, „mein Herr, der Kalif, kann dich zu Allem machen, wozu er will, selbst zu meinem Nachfolger, ich selbst kann wenig thun, und was ich thun kann, geschieht heute besser als morgen; drum nimm diesen Beutel. Das soll meinen Dank übrigens nicht abkaufen. So oft du irgend einen Wunsch hast, komm getrost zu mir."

Ganz trunken vor Glück eilte Said nach Hause. Aber hier wurde er übel empfangen; Kalumbeck wurde über sein langes Ausbleiben zuerst unwillig, und dann besorgt, denn er dachte, er könnte leicht den schönen Aushängeschild seines Gewölbes ver-

lieren. Er empfieng ihn mit Schmähworten und tobte und raste wie ein Wahnsinniger. Aber Said, der einen Blick in den Beutel gethan und gefunden hatte, daß er lauter Goldstücke enthalte, bedachte, daß er jezt nach seiner Heimath reisen könne, auch ohne die Gnade des Kalifen, die gewiß nicht geringer war, als der Dank seines Wessirs, und so blieb er ihm kein Wort schuldig, sondern erklärte ihm rund und deutlich, daß er keine Stunde länger bei ihm bleiben werde. Von Anfang erschrack Kalumbeck hierüber sehr, dann aber lachte er höhnisch, und sprach: „du Lump und Landläufer, du ärmlicher Wicht! wohin willst du denn deine Zuflucht nehmen, wenn ich meine Hand von dir abziehe? Wo willst du ein Mittagessen bekommen, und wo ein Nachtlager?"

„Das soll Euch nicht kümmern, Herr Kalumbeck," antwortete Said trotzig, „gehabt Euch wohl, mich sehet Ihr nicht wieder."

Er sprach es, und lief zur Thüre hinaus, und Kalumbeck schaute ihm sprachlos vor Staunen nach. Den andern Morgen aber, nachdem er sich den Fall recht überlegt hatte, schickte er seine Packknechte aus, und ließ überall nach dem Flüchtling spähen. Lange suchten sie umsonst, endlich aber kam einer zurück, und sagte, er habe Said, den Ladendiener, aus einer Moschee kommen, und in ein Karawanserai gehen sehen. Er sey aber ganz verändert, trage ein schönes Kleid, einen Dolch und Säbel, und einen prachtvollen Turban.

Als Kalumbeck dieß hörte, schwur er und rief: „bestohlen hat er mich, und sich dafür gekleidet. O ich geschlagener Mann!“ Dann lief er zum Aufseher der Polizey und da man wußte, daß er ein Verwandter von Messrur, dem Oberkämmerling sey, so wurde es ihm nicht schwer, einige Polizeydiener von ihm zu erlangen, um Said zu verhaften. Said saß vor einem Karawanserai und besprach sich ganz ruhig mit einem Kaufmann, den er da gefunden, über eine Reise nach Aleppo seiner Vaterstadt; da fielen plötzlich einige Männer über ihn her, und banden ihm, trotz seiner Gegenwehr, die Hände auf den Rücken. Er fragte sie, was sie zu dieser Gewaltthat berechtige, und sie antworteten, es geschehe im Namen der Polizey und seines rechtmäßigen Gebieters Kalumbeck. Zugleich trat der kleine, häßliche Mann herzu, verhöhnte und verspottete Said, griff in seine Tasche, und zog zum Staunen der Umstehenden und mit Triumphgeschrei einen großen Beutel mit Gold heraus.

„Sehet! das Alles hat er mir nach und nach gestohlen, der schlechte Mensch!“ rief er, und die Leute sahen mit Abscheu auf den Gefangenen, und riefen: „wie! noch so jung, so schön, und doch so schlecht! Zum Gericht, zum Gericht, damit er die Bastonade erhalte.“ So schleppten sie ihn fort, und ein ungeheurer Zug Menschen aus allen Ständen schloß sich an, sie riefen: „Sehet das ist der schöne Ladendiener vom Bazar, —

er hat seinen Herrn bestohlen und ist entflohen — zweihundert Goldstücke hat er gestohlen.“

Der Aufseher der Polizey empfieng den Gefangenen mit finsterer Miene; Said wollte sprechen, aber der Beamte gebot ihm zu schweigen und verhörte nur den kleinen Kaufmann. Er zeigte ihm den Beutel, und fragte ihn, ob ihm dieses Gold gestohlen worden sey; Kalumbeck beschwor es; aber sein Meineid verhalf ihm zwar zu dem Gold, doch nicht zu dem schönen Ladendiener, der ihm tausend Goldstücke werth war, denn der Richter sprach: „Nach einem Gesetz, das mein großmächtigster Herr, der Kalif erst vor wenigen Tagen geschärft hat, wird jeder Diebstahl, der hundert Goldstücke übersteigt, und auf dem Bazar begangen wird, mit ewiger Verbannung auf eine wüste Insel bestraft. Dieser Dieb kommt gerade zu rechter Zeit, er macht die Zahl von zwanzig solcher Bursche voll; morgen werden sie auf eine Barke gepackt, und in die See geführt.“

Said war in Verzweiflung, er beschwor den Beamten, ihn anzuhören, ihn nur ein Wort mit dem Kalifen sprechen zu lassen, aber er fand keine Gnade. Kalumbeck, der jezt seinen Schwur bereute, sprach ebenfalls für ihn, aber der Richter antwortete: „Du hast dein Gold, und kannst zufrieden seyn, gehe nach Hause, und verhalte dich ruhig, sonst strafe ich dich für jeden Widerspruch um 10 Goldstücke.“ Kalum schwieg bestürzt,

der Richter aber winkte, und der unglückliche Said wurde abgeführt.

Man brachte ihn in ein finsteres und feuchtes Gefängniß; neunzehen elende Menschen lagen dort auf Stroh umher, und empfiengen ihn als ihren Leidensgefärthen mit rohem Gelächter und Verwünschungen gegen den Richter und den Kalifen. So schrecklich sein Schicksal vor ihm lag, so fürchterlich der Gedanke war, auf eine wüste Insel verbannt zu werden, so fand er doch noch einigen Trost darin, schon am folgenden Tag aus diesem schrecklichen Gefängniß erlößt zu werden. Aber er täuschte sich sehr, als er glaubte, sein Zustand auf dem Schiff werde besser seyn. In den untersten Raum, wo man nicht aufrecht stehen konnte, wurden die zwanzig Verbrecher hinabgeworfen, und dort stießen und schlugen sie sich um die besten Plätze.

Die Anker wurden gelichtet, und Said weinte bittere Thränen, als das Schiff, das ihn von seinem Vaterland entführen sollte, sich zu bewegen anfieng. Nur einmal des Tages theilte man ihnen ein wenig Brod und Früchte und einen Trunk süßen Wassers aus, und so dunkel war es in dem Schiffsraum, daß man immer Lichter herabbringen mußte, wenn die Gefangenen speisen sollten. Beinahe alle zwei drei Tage fand man einen Todten unter ihnen, so ungesund war die Luft in diesem Wasserkerker, und Said wurde nur durch seine Jugend und seine feste Gesundheit erhalten.

Vierzehn Tage waren sie schon auf dem Wasser, als eines Tages die Wellen heftiger rauschten, und ein ungewöhnliches Treiben und Rennen auf dem Schiff entstand.

Said ahnete, daß ein Sturm im Anzug sey; es war ihm sogar angenehm, denn er hoffte dann zu sterben.

Heftiger wurde das Schiff hin und hergeworfen, und endlich saß es mit schrecklichem Krachen fest. Geschrei und Geheul scholl von dem Verdeck herab, und mischte sich mit dem Brausen des Sturmes. Endlich wurde es wieder stille, aber zu gleicher Zeit entdeckte auch einer der Gefangenen, daß das Wasser in das Schiff eindringe. Sie pochten an der Fallthüre nach oben, aber man antwortete ihnen nicht. Als daher das Wasser immer heftiger eindrang, drängten sie sich mit vereinigten Kräften gegen die Thüre, und sprengten sie auf.

Sie stiegen die Treppe hinan, aber oben fanden sie keinen Menschen mehr. Die ganze Schiffsmannschaft hatte sich in Böthen gerettet. Jezt geriethen die meisten Gefangenen in Verzweiflung; denn der Sturm wüthete immer heftiger, das Schiff krachte und senkte sich. Noch einige Stunden saßen sie auf dem Verdeck, und hielten ihre lezte Mahlzeit von den Vorräthen, die sie im Schiff gefunden, dann erneuerte sich auf einmal der Sturm, das Schiff wurde von der Klippe, worauf es fest saß, hinweggerissen, und brach zusammen.

Said hatte sich am Mast angeklammert, und hielt ihn,

als das Schiff geborsten war, noch immer fest. Die Wellen warfen ihn hin und her, aber er hielt sich, mit den Füßen rudernd, immer wieder oben. So schwamm er in immerwährender Todesgefahr eine halbe Stunde, da fiel die Kette mit dem Pfeifchen wieder aus seinem Kleid, und noch einmal wollte er versuchen, ob es nicht töne? Mit der einen Hand klammerte er sich fest, mit der andern sezte er es an seinen Mund, blies, ein heller, klarer Ton erscholl, und augenblicklich legte sich der Sturm, und die Wellen glätteten sich, als hätte man Oel darauf ausgegossen. Kaum hatte er sich mit leichterem Athem umgesehen, ob er nicht irgendwo Land erspähen könnte, als der Mast unter ihm sich auf eine sonderbare Weise auszudehnen und zu bewegen anfieng, und zu seinem nicht geringen Schrecken nahm er wahr, daß er nicht mehr auf Holz, sondern auf einem ungeheuren Delphin reite; nach einigen Augenblicken aber kehrte seine Fassung zurück, und da er sah, daß der Delphin zwar schnell, aber ruhig und gelassen seine Bahn fortschwimme, schrieb er seine wunderbare Rettung dem silbernen Pfeifchen und der gütigen Fee zu, und rief seinen feurigsten Dank in die Lüfte.

Pfeilschnell trug ihn sein wunderbares Pferd durch die Wogen, und noch ehe es Abend wurde, sah er Land, und erkannte einen breiten Fluß, in welchen der Delphin auch sogleich einbog. Strom aufwärts ging es langsamer, und um nicht verschmachten zu müssen, nahm Said, der sich aus alten Zauber-

geschichten erinnerte wie man zaubern müsse, das Pfeifchen heraus, pfiff laut und herzhaft und wünschte sich dann ein gutes Mahl. Sogleich hielt der Fisch stille, und hervor aus dem Wasser tauchte ein Tisch, so wenig naß, als ob er acht Tage an der Sonne gestanden wäre, und reich besezt mit köstlichen Speisen. Said griff weidlich zu, denn seine Kost während seiner Gefangenschaft war schmal und elend gewesen, und als er sich hinlänglich gesättigt hatte, sagte er Dank, der Tisch tauchte nieder, er aber stauchte den Delphin in die Seite, und sogleich schwamm dieser weiter den Fluß hinauf.

Die Sonne fieng schon an zu sinken, als Said in dunkler Ferne eine große Stadt erblickte, deren Minarets ihm Aehnlichkeit mit denen von Bagdad zu haben schienen. Der Gedanke an Bagdad war ihm nicht sehr angenehm, aber sein Vertrauen auf die gütige Fee war so groß, daß er fest glaubte, sie werde ihn nicht wieder in die Hände des schändlichen Kalumbeck fallen lassen. Zur Seite etwa eine Meile von der Stadt und nahe am Fluß erblickte er ein prachtvolles Landhaus, und zu seiner großen Verwunderung lenkte der Fisch nach diesem Hause hin.

Auf dem Dach des Hauses standen mehrere schön gekleidete Männer, und am Ufer sah Said eine große Menge Diener, und alle schauten nach ihm, und schlugen vor Verwunderung die Hände zusammen. An einer Marmortreppe,

die vom Waſſer nach dem Luſtſchloß hinaufführte, hielt der Delphin an, und kaum hatte Said einen Fuß auf die Treppe geſezt, ſo war auch ſchon der Fiſch ſpurlos verſchwunden. Zugleich eilten einige Diener die Treppe hinab, und baten im Namen ihres Herrn, zu ihm hinauf zu kommen, und bothen ihm trockene Kleider an. Er kleidete ſich ſchnell um, und folgte dann den Dienern auf das Dach, wo er drei Männer fand, von welchen der größte und ſchönſte ihm freundlich und huldreich entgegenkam. „Wer biſt du, wunderbarer Fremdling,“ ſprach er, „der du die Fiſche des Meeres zähmſt, und ſie links und rechts leiteſt, wie der beſte Reiter ſein Streitroß? Biſt du ein Zauberer oder ein Menſch wie wir?“

„Herr!“ antwortete Said, „mir iſt es in den lezten Wochen ſchlecht ergangen, wenn Ihr aber Vergnügen daran findet, ſo will ich Euch erzählen.“ Und nun hub er an, und erzählte den drei Männern ſeine Geſchichte, von dem Augenblick an, wo er ſeines Vaters Haus verlaſſen hatte, bis zu ſeiner wunderbaren Rettung. Oft wurde er von ihnen mit Zeichen des Staunens und der Verwunderung unterbrochen, als er aber geendet hatte, ſprach der Herr des Hauſes, der ihn ſo freundlich empfangen hatte: „Ich traue deinen Worten, Said! Aber du erzähltеſt uns, daß du im Wettkampf eine Kette gewonnen, und daß dir der Kalif einen Ring geſchenkt; kannſt du wohl dieſe uns zeigen?“

„Hier auf meinem Herzen habe ich beide verwahrt," sprach der Jüngling „und nur mit meinem Leben hätte ich so theure Geschenke hergegeben, denn ich achte es für die ruhmvollste und schönste That, daß ich den großen Kalifen aus den Händen seiner Mörder befreite." Zugleich zog er Kette und Ring hervor, und übergab beides den Männern.

„Beym Bart des Propheten, er ists, es ist mein Ring! rief der hohe schöne Mann. „Großveßir, laß uns ihn umarmen, denn hier steht unser Retter." Said war es wie ein Traum, als diese zwei ihn umschlangen, aber alsobald warf er sich nieder und sprach, „Verzeihe, Beherrscher der Gläubigen, daß ich so vor dir gesprochen habe, denn du bist kein anderer, als Harun Al Raschid, der große Kalif von Bagdad."

Der bin ich, und dein Freund!" antwortete Harun," und von dieser Stunde an sollen sich alle deine trüben Schicksale wenden. Folge mir nach Bagdad, bleibe in meiner Umgebung und sey einer meiner vertrautesten Beamten, denn wahrlich du hast in jener Nacht gezeigt, daß dir Harun nicht gleichgültig sey, und nicht jeden meiner treuesten Diener möchte ich auf gleiche Probe stellen!

Said dankte dem Kalifen; er versprach ihm auf immer bei ihm zu bleiben, wenn er zuvor eine Reise zu seinem Vater der in großen Sorgen um ihn seyn müsse, gemacht haben werde, und der Kalif fand dieß gerecht und billig. Sie sez-

ten sich bald zu Pferd, und kamen noch vor Sonnenuntergang in Bagdad an. Der Kalif ließ Said eine lange Reihe prachtvoll geschmückter Zimmer in seinem Pallast anweisen, und versprach ihm noch überdieß, ein eigenes Haus für ihn erbauen zu lassen.

Auf die erste Kunde von diesem Ereigniß eilten die alten Waffenbrüder Saids, der Bruder des Kalifen, und der Sohn des Großveßirs herbei; sie umarmten ihn als Retter dieser theuren Männer und baten ihn, er möchte ihr Freund werden; aber sprachlos wurden sie vor Erstaunen, als er sagte, „Euer Freund bin ich längst," als er die Kette, die er als Kampfpreis erhalten, hervorzog, und sie an dieses und jenes erinnerte. Sie hatten ihn immer nur schwärzlich-braun und mit langem Bart gesehen, und erst als er erzählte, wie und warum er sich entstellt habe, als er zu seiner Rechtfertigung stumpfe Waffen herbeibringen ließ, mit ihnen focht, und ihnen den Beweis gab, daß er Almansor, der Tapfere sey, erst dann umarmten sie ihn mit Jubel von neuem, und priesen sich glücklich, einen solchen Freund zu haben.

Den folgenden Tag, als eben Said mit dem Großvezier bei Harun saß, trat Meßrur, der Oberkämmerer, herein und sprach: „Beherrscher der Gläubigen, so es anders seyn kann, möchte ich dich um eine Gnade bitten."

„Ich will zuvor hören," antwortete Harun.

„Draußen ſteht mein lieber, leiblicher Vetter Kalumbeck, ein berühmter Kaufmann auf dem Bazar,“ ſprach er. „Der hat einen ſonderbaren Handel mit einem Mann aus Aleppo, deſſen Sohn bei Kalumbeck diente, nachher geſtohlen hat, dann entlaufen iſt, und niemand weiß wohin. Nun will aber der Vater ſeinen Sohn von Kalum haben, und dieſer hat ihn doch nicht; er wünſcht daher und bittet um die Gnade, du möchteſt, kraft deiner großen Erleuchtung und Weisheit ſprechen zwiſchen dem Mann aus Aleppo und ihm.“

„Ich will richten,“ erwiederte der Kalif. „In einer halben Stunde möge dein Herr Vetter mit ſeinem Gegner in den Gerichtsſaal treten.“

Als Meßrur dankend gegangen war, ſprach Harun, das iſt niemand anders, als dein Vater, Said, und da ich nun glücklicherweiſe Alles wie es iſt, erfahren habe, will ich richten wie Salomo. Du, Said, verbirgſt dich hinter den Vorhang meines Thrones, bis ich dich rufe, und du, Großweſſir, läßt mir ſogleich den ſchlechten und voreiligen Polizeyrichter holen; ich werde ihn im Verhör brauchen.“

Sie thaten Beide wie er befohlen. Said's Herz pochte ſtärker, als er ſeinen Vater bleich und abgehärmt, mit wankenden Schritten in den Gerichtsſaal treten ſah, und Kalumbeck's feines, zuverſichtliches Lächeln, womit er zu ſeinem Vetter Oberkämmerer flüſterte, machte ihn ſo grimmig, daß er gerne hinter

dem Vorhang hervor auf ihn losgestürzt wäre. Denn seine gröſsten Leiden und Kümmernisse hatte er diesem schlechten Menschen zu danken.

Es waren viele Menschen im Saal, die den Kalifen Rechtsprechend hören wollten. Der Groſswessir gebot, nachdem der Herrscher von Bagdad auf seinem Thron Platz genommen hatte, Stille, und fragte, wer hier als Kläger vor seinem Herrn erscheine.

Kalumbeck trat mit frecher Stimme vor und sprach:

„Vor einigen Tagen stand ich unter der Thüre meines Gewölbes im Bazar, als ein Ausrufer, einen Beutel in der Hand, und diesen Mann hier neben sich, durch die Buden schritt, und rief: „Einen Beutel Gold dem, der Auskunft geben kann von Said aus Aleppo". „Dieser Said war in meinen Diensten gewesen und ich rief daher, „hieher Freund! ich kann den Beutel verdienen." Dieser Mann, der jezt so feindlich gegen mich ist, kam freundlich und fragt, was ich wüſste? Ich antwortete: Ihr seyd wohl Benazar, sein Vater? und als er dieſs freudig bejahte, erzählte ich ihm, wie ich den jungen Menschen in der Wüste gefunden, gerettet und gepflegt und nach Bagdad gebracht habe. In der Freude seines Herzens schenkte er mir den Beutel. Aber hört diesen unsinnigen Menschen, wie ich ihm nun weiter erzählte, daſs sein Sohn bei mir gedient habe, daſs er schlechte Streiche macht, gestohlen

habe, und davongegangen sey, will er es nicht glauben, hadert schon seit einigen Tagen mit mir, fodert seinen Sohn und sein Geld zurück, und beides kann ich nicht geben, denn das Geld gebührt mir für die Nachricht, die ich ihm gab, und seinen ungerathenen Burschen kann ich nicht herbeischaffen.“

Jezt sprach auch Benazar; er schilderte seinen Sohn, wie edel und tugendhaft er sey, und daß er nie habe so schlecht seyn können, zu stehlen. Er forderte den Kalifen auf, streng zu untersuchen.

„Ich hoffe,“ sprach Harun, „du hast, wie es Pflicht ist, den Diebstahl angezeigt, Kalumbeck?“

„Ei freilich!“ rief jener lächelnd. „Vor den Polizeyrichter habe ich ihn geführt.“

„Man bringe den Polizeyrichter!“ befahl der Kalife.

Zum allgemeinen Erstaunen erschien dieser sogleich, wie durch Zauberei herbei gebracht. Der Kalife fragte ihn, ob er sich dieses Handels erinnere, und dieser gestand den Fall zu.

„Hast du den jungen Mann verhört, hat er den Diebstahl eingestanden?“ fragte Harun.

„Nein, er war sogar so verstockt, daß er niemand, als Euch selbst gestehen wollte!“ erwiederte der Richter.

„Aber ich erinnere mich nicht, ihn gesehen zu haben;“ sagte der Kalif.

„Ei warum auch! da müßte ich alle Tage einen ganzen Pack solches Gesindel zu Euch schicken, die Euch sprechen wollen.“

„Du weißt, daß mein Ohr für jeden offen ist,“ antwortete Harun, „aber wahrscheinlich waren die Beweise über den Diebstahl so klar, daß es nicht nöthig war, den jungen Menschen vor mein Angesicht zu bringen. Du hattest wohl Zeugen, daß das Geld, das dir gestohlen wurde, dein gehörte, Kalum?“

„Zeugen?“ fragte dieser erbleichend, „nein, Zeugen hatte ich nicht, und Ihr wisset ja, Beherrscher der Gläubigen, daß ein Goldstück aussieht wie das andere. Woher konnte ich denn Zeugen nehmen, daß diese hundert Stücke in meiner Kasse fehlen?“

„An was erkanntest du denn, daß jene Summe gerade dir gehöre?“ fragte der Kalife.

„An dem Beutel, in welchem sie war.“ erwiederte Kalum.

„Hast du den Beutel hier?“ forschte jener weiter.

„Hier ist er,“ sprach der Kaufmann, zog einen Beutel hervor, und reichte ihn dem Großveßir, damit er ihn dem Kalifen gebe.

Doch dieser rief mit verstelltem Erstaunen: „Beim Bart des Propheten! der Beutel soll dein seyn, du Hund? Mein gehörte dieser Beutel, und ich gab ihn mit hundert Goldstücken gefüllt einem braven jungen Mann, der mich aus einer großen Gefahr befreite.“

„Kannſt du darauf ſchwören?“ fragte der Kalife.

„So gewiß als ich einſt ins Paradies kommen will,“ antwortete der Weßir, „denn meine Tochter hat ihn ſelbſt verfertigt.“

„Ei! ei!“ rief Harun, „ſo wurdeſt du alſo falſch berichtet, Polizeyrichter? Warum haſt du denn geglaubt, daß der Beutel dieſem Kaufmann gehöre?“

„Er hat geſchworen,“ antwortete der Polizeyrichter furchtſam.

„So haſt du falſch geſchworen?“ donnerte der Kalife den Kaufmann an, der erbleichend und zitternd vor ihm ſtand.

„Allah, Allah!“ rief jener. „Ich will gewiß nichts gegen den Herrn Großweßir ſagen, er iſt ein glaubwürdiger Mann, aber ach! der Beutel gehörte doch mein, und der nichtswürdige Said hat ihn geſtohlen. Tauſend Toman wollte ich geben, wenn er jezt zur Stelle wäre.“

„Was haſt du denn mit dieſem Said angefangen?“ fragte der Kalife. „Sag' an wohin man ſchicken muß, damit er vor mir Bekenntniß ablege!“

„Ich habe ihn auf eine wüſte Inſel geſchickt,“ ſprach der Polizeyrichter.

„O Said! mein Sohn, mein Sohn! rief der unglückliche Vater, und weinte.

„So hat er alſo das Verbrechen bekannt?“ fragte Harun.

Der Polizeyrichter erbleichte; er rollte ſeine Augen hin

und her, und endlich sprach er: „wenn ich mich noch recht erinnern kann — ja.“

„Du weißt es also nicht gewiß?“ fuhr der Kalif mit schrecklicher Stimme fort, „so wollen wir ihn selbst fragen. Tritt hervor, Said, und du, Kalumbeck, zahlst vor Allem tausend Goldstücke, weil er jezt hier zur Stelle ist.“

Kalum und der Polizeyrichter glaubten ein Gespenst zu sehen; sie stürzten nieder und riefen: „Gnade, Gnade!“ Benazar, vor Freuden halb ohnmächtig eilte in die Arme seines verlorenen Sohnes. Aber mit eiserner Strenge fragte jezt der Kalife: „Polizeyrichter; hier steht Said; hat er gestanden?“

„Nein, nein!“ heulte der Polizeyrichter, „ich habe nur Kalums Zeugniß gehört, weil er ein angesehener Mann ist.“

„Habe ich dich darum als Richter über Alle bestellt, daß du nur den Vornehmen höreſt?“ rief Harun Alraschid mit edlem Zorn. „Auf zehen Jahre verbanne ich dich auf eine wüste Insel, mitten im Meere, da kannst du über Gerechtigkeit nachdenken, und du, elender Mensch, der du Sterbende erweckst, nicht um sie zu retten, sondern um sie zu deinen Sclaven zu machen, du zahlst, wie schon gesagt, tausend Tomans, weil du sie versprochen, wenn Said käme um für dich zu zeugen.“

Kalum freute sich so wohlfeil aus dem bösen Handel zu

kommen, und wollte eben dem gütigen Kalifen danken, doch dieser fuhr fort: „Für den falschen Eid wegen der hundert Goldstücke bekommst du hundert Hiebe auf die Fußsohlen. Ferner hat Said zu wählen, ob er dein ganzes Gewölbe, und dich als Lastträger nehmen will, oder ob er mit 10 Goldstükken für jeden Tag, welchen er dir diente, zufrieden ist?"

„Lasset den Elenden laufen, Kalife!" rief der Jüngling, „ich will nichts, das sein gehörte."

„Nein," antwortete Harun, „ich will, daß du entschädiget werdest. Ich wähle statt deiner die 10 Goldstücke für den Tag, und du magst berechnen, wieviel Tage du in seinen Klauen warst. Jezt fort mit diesen Elenden."

Sie wurden abgeführt, und der Kalife führte Benazar und Said in einen andern Saal, dort erzählte er ihm selbst seine wunderbare Rettung durch Said, und wurde nur zuweilen durch das Geheul Kalumbecks unterbrochen, dem man so eben im Hof seine hundert vollwichtigen Goldstücke auf die Fußsohlen zählte.

Der Kalife lud Benazar ein, mit Said, bei ihm in Bagdad zu leben. Er sagte es zu, und reiste nur noch einmal nach Hause um sein großes Vermögen abzuholen. Said aber lebte in dem Palast, den ihm der dankbare Kalife erbaut hatte, wie ein Fürst. Der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großweßirs waren seine Gesellschafter, und es war in Bagdad

zum Sprichwort geworden, „ich möchte so gut und so glücklich seyn, als Said, der Sohn Benazars.

„Bey solcher Unterhaltung käme mir kein Schlaf in die Augen, wenn ich auch zwei, drei und mehrere Nächte wach bleiben müßte;“ sagte der Zirkelschmidt, als der Jäger geendigt hatte. „Und oft schon habe ich dieß bewährt befunden. So war ich in früherer Zeit als Geselle bei einem Glockengießer. Der Meister war ein reicher Mann, und kein Geizhals; aber eben darum wunderten wir uns nicht wenig, als wir einmal eine große Arbeit hatten, und er, ganz gegen seine Gewohnheit, so knikerig als möglich erschien. Es wurde in die neue Kirche eine Glocke gegossen, und wir Jungen und Gesellen mußten die ganze Nacht am Herd sitzen, und das Feuer hüten. Wir glaubten nicht anders, als der Meister werde sein Mutterfäßchen anstechen, und uns den besten Wein vorsetzen. Aber nicht also. Er ließ nur alle Stunden einen Umtrunk thun, und fieng an von seiner Wanderschaft, von seinem Leben allerlei Geschichten zu erzählen, dann kam es an den Obergesellen, und so nach der Reihe und keiner von uns wurde schläfrig, denn begierig horchten wir Alle zu. Ehe wir uns dessen versahen, war es Tag. Da erkannten wir die List des Meisters, daß er uns durch Reden habe wach halten wollen. Denn als die Glocke fertig war,

schonte er seinen Wein nicht, und holte ein, was er weislich in jener Nacht versäumte."

„Das war ein vernünftiger Mann," erwiederte der Student; für den Schlaf, das ist gewiß, hilft nichts als Reden. Darum möchte ich diese Nacht nicht einsam bleiben, weil ich mich gegen eilf Uhr hin des Schlafes nicht erwehren könnte."

„Das haben auch die Bauersleute wohl bedacht," sagte der Jäger; „wenn die Frauen und Mädchen in den langen Winterabenden bei Licht spinnen, so bleiben sie nicht einsam zu Hause, weil sie da wohl mitten unter der Arbeit einschliefen, sondern sie kommen zusammen in den sogenannten Lichtstuben, setzen sich in großer Gesellschaft zur Arbeit und erzählen."

„Ja," fiel der Fuhrmann ein, da geht es oft recht gräulich zu, daß man sich ordentlich fürchten möchte, denn sie erzählen von feurigen Geistern, die auf der Wiese gehen, von Kobolden, die Nachts in den Kammern poltern, und von Gespenstern, die Menschen und Vieh ängstigen."

„Da haben sie nun freilich nicht die beste Unterhaltung," entgegnete der Student. „Mir, ich gestehe es, ist nichts so verhaßt, als Gespenstergeschichten."

„Ei, da denke ich gerade das Gegentheil, rief der Zirkelschmidt. Mir ist es recht behaglich bei einer rechten Schauergeschichte. Es ist gerade wie beim Regenwetter, wenn man

unter dem Dach schläft. Man hört die Tropfen tick, tack, tick, tack auf die Ziegel herunter rauschen, und fühlt sich recht warm im Trockenen. So, wenn man bei Licht und in Gesellschaft von Gespenstern hört, fühlt man sich sicher und behaglich."

„Aber nachher?" sagte der Student. „Wenn einer zugehört hat, der dem lächerlichen Glauben an Gespenster ergeben ist, wird er sich nicht grauen, wenn er allein ist, und im Dunkeln? wird er nicht an alles das Schauerliche denken, was er gehört? Ich kann mich noch heute über diese Gespenstergeschichten ärgern, wenn ich an meine Kindheit denke. Ich war ein munterer, aufgeweckter Junge, und mochte vielleicht etwas unruhiger seyn, als meiner Amme lieb war. Da wußte sie nun kein anderes Mittel mich zum Schweigen zu bringen, als sie machte mich fürchten. Sie erzählte mir allerlei schauerliche Geschichten von Hexen und bösen Geistern, die im Hause spucken sollten, und wenn eine Katze auf dem Boden ihr Wesen trieb, flüsterte sie mir ängstlich zu: „Hörst du, Söhnchen? jezt geht er wieder Treppe auf, Treppe ab, der todte Mann. Er trägt seinen Kopf unter dem Arm, aber seine Augen glänzen doch wie Laternen, Krallen hat er statt der Finger und wenn er einen im Dunkeln erwischt, dreht er ihm den Hals um."

Die Männer lachten über diese Geschichten, aber der Stu-

dent fuhr fort: „Ich war zu jung, als daß ich hätte einsehen können, dieß Alles sey unwahr und erfunden. Ich fürchtete mich nicht vor dem größten Jagdhund, warf jeden meiner Gespielen in den Sand, aber wenn ich ins Dunkle kam, drückte ich vor Angst die Augen zu, denn ich glaubte, jezt werde der todte Mann heranschleichen. Es ging so weit, daß ich nicht mehr allein, und ohne Licht aus der Thüre gehen wollte, wenn es dunkel war, und wie manchmal hat mich mein Vater nachher gezüchtigt, als er diese Unart bemerkte. Aber lange Zeit konnte ich diese kindische Furcht nicht los werden, und allein meine thörigte Amme trug die Schuld."

„Ja das ist ein großer Fehler," bemerkte der Jäger, wenn man die kindlichen Gedanken mit solchem Aberwitz füllt. Ich kann Sie versichern, daß ich brave, beherzte Männer gekannt habe, Jäger, die sich sonst vor drei Feinden nicht fürchteten — wenn sie Nachts im Wald auf's Wild lauern sollten, oder auf Wilddiebe, da gebrach es ihnen oft plötzlich an Muth; denn sie sahen einen Baum für ein schreckliches Gespenst, einen Busch für eine Hexe, und ein paar Glühwürmer für die Augen eines Ungethüms an, das im Dunkeln auf sie laure."

„Und nicht nur für Kinder, entgegnete der Student, halte ich Unterhaltungen dieser Art für höchst schädlich und thörigt, sondern auch für jeden; denn welcher vernünftige Mensch wird sich über das Treiben und Wesen von Dingen unterhalten, die

eigentlich nur im Hirn eines Thoren wirklich sind. Dort spuckt es, sonst nirgends. Doch am allerschädlichsten sind diese Geschichten unter dem Landvolk. Dort glaubt man fest und unabweichlich an Thorheiten dieser Art, und dieser Glaube wird in den Spinnstuben und in der Schenke genährt, wo sie sich enge zusammensetzen, und mit furchtsamer Stimme die allergräulichsten Geschichten erzählen."

„Ja Herr! erwiederte der Fuhrmann, Ihr möget nicht Unrecht haben; schon manches Unglück ist durch solche Geschichten entstanden, ist ja doch sogar meine eigene Schwester dadurch elendiglich ums Leben gekommen."

„Wie das? an solchen Geschichten!" riefen die Männer erstaunt.

„Ja wohl an solchen Geschichten;" sprach jener weiter. „In dem Dorf, wo unser Vater wohnte, ist auch die Sitte, daß die Frauen und Mädchen in den Winterabenden zum Spinnen sich zusammensetzen. Die jungen Bursche kommen dann auch, und erzählen mancherlei. So kam es eines Abends, daß man von Gespenstern und Erscheinungen sprach, und die jungen Bursche erzählten von einem alten Krämer, der schon vor zehen Jahren gestorben sey, aber im Grab keine Ruhe finde. Jede Nacht werfe er die Erde von sich ab, steige aus dem Grab, schleiche langsam und hustend, wie er im Leben ge-

than, nach seinem Laden, und wäge dort Zucker und Kaffee ab, indem er vor sich hin murmle;

„Drei Vierling, drei Vierling um Mitternacht
Haben bei Tag ein Pfund gemacht.“

„Viele behaupteten, ihn gesehen zu haben, und die Mädchen und Weiber fingen an, sich zu fürchten. Meine Schwester aber, ein Mädchen von sechszehen Jahren, wollte klüger seyn, als die Andern, und sagte: „das glaube ich alles nicht; wer einmal todt ist, kommt nicht wieder!“ Sie sagte es, aber leider ohne Ueberzeugung, denn sie hatte sich oft schon gefürchtet. Da sagte einer von den jungen Leuten: „Wenn du dieß glaubst, so wirst du dich auch nicht vor ihm fürchten; sein Grab ist nur zwei Schritte von Käthchens, die lezthin gestorben. Wage es einmal, gehe hin auf den Kirchhof, brich von Kätchens Grab eine Blume und bringe sie uns, so wollen wir glauben, daß du dich vor dem Krämer nicht fürchtetest!“

„Meine Schwester schämte sich, von den Andern verlacht zu werden, darum sagte sie, „o! das ist mir ein Leichtes; was wollt Ihr denn für eine Blume?“

„Es blüht im ganzen Dorf keine weiße Rose, als dort; drum bring uns einen Strauß von diesen,“ antwortete eine ihrer Freundinnen. Sie stand auf und gieng, und alle Männer lobten ihren Muth, aber die Frauen schüttelten den Kopf, und sagten: „Wenn es nur gut abläuft!“ Meine Schwester gieng

D. Fohr del. L. Troendlin sc.

Das Wirthshaus im Spessart.

dem Kirchhof zu; der Mond schien hell, und sie fieng an zu schaudern, als es zwölf Uhr schlug und sie die Kirchhofpforte öffnete.“

„Sie stieg über manchen Grabhügel weg, den sie kannte, und ihr Herz wurde bange und immer banger, je näher sie zu Kätchens weißen Rosen, und zum Grab des gespenstigen Krämers kam.“

„Jezt war sie da; zitternd kniete sie nieder, und knickte die Blumen ab. Da glaubte sie ganz in der Nähe ein Geräusch zu vernehmen; sie sah sich um; zwei Schritte von ihr flog die Erde von einem Grab hinweg, und langsam richtete sich eine Gestalt daraus empor. Es war ein alter, bleicher Mann, mit einer weißen Schlafmütze auf dem Kopf. Meine Schwester erschrak; sie schaute noch einmal hin, um sich zu überzeugen, ob sie recht gesehen; als aber der im Grabe mit näselnder Stimme anfieng zu sprechen: „guten Abend Jungfer; woher so spät?“ da erfaßte sie ein Grauen des Todes; sie raffte sich auf, sprang über die Gräber hin nach jenem Hause, erzählte beinahe athemlos, was sie gesehen, und wurde so schwach, daß man sie nach Hause tragen mußte. Was nüzte es uns, daß wir am andern Tage erfuhren, daß es der Todtengräber gewesen sey, der dort ein Grab gemacht, und zu meiner armen Schwester gesprochen habe; sie verfiel noch ehe sie dieß er-

fahren konnte, in ein hitziges Fieber, an welchem sie nach drei Tagen starb. Die Rosen zu ihrem Todtenkranz hatte sie sich selbst gebrochen.“

Der Fuhrmann schwieg, und eine Thräne hieng in seinen Augen, die anderen aber sahen theilnehmend auf ihn.

„So hat das arme Kind auch an diesem Köhlerglauben sterben müssen, sagte der junge Goldarbeiter; mir fällt da eine Sage bei, die ich Euch wohl erzählen möchte, und die leider mit einem solchen Trauerfall zusammen hängt:

Die Höhle von Steenfoll,

eine Schottländische Sage.

Auf einer der Felseninseln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fischer in glücklicher Eintracht. Sie waren beide unverheurathet, hatten auch sonst keine Angehörigen, und ihre gemeinsame Arbeit, obgleich verschieden angewendet, nährte sie Beide. Im Alter kamen sie einander ziemlich nahe, aber von Person und an Gemüthsart glichen sie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb. —

Kaspar Strumpf war ein kurzer, dicker Mensch, mit einem breiten, fetten Vollmondsgesicht, und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu seyn schienen. Er war nicht nur fett, sondern auch schläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauses, Kochen und Backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fischfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Bestellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war sein Gefährte: lang und hager, mit kühner Habichtsnase und scharfen Augen, war er als der thätigste und glücklichste Fischer, der unternehmendste Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigste Feldarbeiter

auf den Inseln, und dabei als der geldgierigste Händler auf dem Markte zu Kirchwall bekannt; aber da seine Waaren gut und sein Wandel frei von Betrug war, so handelte jeder gern mit ihm, und Wilm Falke, (so nannten ihn seine Landsleute) und Kaspar Strumpf, mit welchem ersterer trotz seiner Habsucht gerne seinen schwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, sondern waren auch auf gutem Wege, einen gewißen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falkes habsüchtigem Gemüthe zusagte; er wollte reich, sehr reich werden, und da er bald einsehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das Reichwerden nicht sehr schnell vor sich gieng, so verfiel er zulezt auf den Gedanken, er müßte seinen Reichthum durch irgend einen ausserordentlichen Glückszufall erlangen, und da nun dieser Gedanke einmal von seinem heftig wollenden Geiste Besitz genommen, fand er für nichts anderes Raum darin, und er fieng an, mit Kaspar Strumpf davon, als von einer gewißen Sache zu reden. Dieser, dem Alles was Falke sagte, für Evangelium galt, erzählte es seinen Nachbarn, und bald verbreitete sich das Gerücht, Wilm Falke hätte sich entweder wirklich dem Bösen für Gold verschrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürsten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke diese Gerüchte, aber allmäh-

lig gefiel er ſich in dem Gedanken, daß irgend ein Geiſt ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widerſprach nicht länger, wenn ihn ſeine Landsleute damit aufzogen. Er trieb zwar noch immer ſein Geſchäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er ſonſt mit Fiſchfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zweckloſem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden ſollte. Auch wollte es ſein Unglück, daß, als er eines Tages am einſamen Ufer ſtand, und in unbeſtimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als ſolle ihm von dorther ſein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgeriſſenen Mooſes und Geſteins, eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu ſeinen Füßen rollte.

Wilm ſtand wie bezaubert; ſo waren denn ſeine Hoffnungen nicht leere Träume geweſen, das Meer hatte ihm Gold, ſchönes reines Gold geſchenkt, wahrſcheinlich die Ueberreſte einer ſchweren Barre, welche die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun ſtand es klar vor ſeiner Seele, daß vor Jahresfriſt hier irgendwo an dieſer Küſte ein reich beladenes Schiff geſcheitert ſeyn müſſe, und daß er dazu erſehen ſey, die im Schooſe des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an ſein einziges Streben: ſeinen Fund ſorgfältig, ſelbſt vor ſeinem Freunde verbergend, damit nicht auch Andere ſeiner Entdeckung auf die

Spur kämen, versäumte er alles andere, und brachte Tage und Nächte an dieser Küste zu, wo er nicht sein Netz nach Fischen, sondern eine eigends dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand nichts, als Armuth; denn er selbst verdiente nichts mehr, und Kaspers schläfrige Bemühungen reichten nicht hin, sie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verschwand nicht nur das gefundene Gold, sondern allmählig auch das ganze Eigenthum der Junggesellen. Aber so wie Strumpf früher stillschweigend von Falke den besten Theil seiner Nahrung hatte erwerben lassen, so ertrug er es auch jezt schweigend und ohne Murren, daß die zwecklose Thätigkeit desselben sie ihm jezt entzog; und gerade dieses sanftmüthige Dulden seines Freundes war es, was jenen nur noch mehr anspornte, sein rastloses Suchen nach Reichthum weiter fortzusetzen. Was ihn aber noch thätiger machte war, daß, so oft er sich zur Ruhe niederlegte, und seine Augen sich zum Schlummer schloßen, etwas ihm ein Wort in's Ohr raunte, das er zwar sehr deutlich zu vernehmen glaubte, und das ihm jedesmal dasselbe schien, das er aber niemals behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieser Umstand, so sonderbar er auch war, mit seinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte Alles wirken, und auch dieses geheimnisvolle Flüstern half, ihn in dem Glauben

bestärken, daß ihm ein großes Glück bestimmt sey, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraschte ihn ein Sturm am Ufer, wo er den Goldbarren gefunden hatte, und die Heftigkeit desselben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu suchen. Diese Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, besteht aus einem langen unterirdischen Gange, welcher sich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet, und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die sich beständig mit lautem Brüllen schäumend durch denselben hinarbeiten. Diese Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber selten von jemand anderem, als muthwilligen Knaben, betreten ward, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes sich noch der Ruf eines Geisterspucks gesellte. Mit Mühe ließ Wilm sich in denselben hinab, und nahm ungefähr 12 Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorspringenden Stein, und unter einem überhängenden Felsenstück Platz, wo er mit den brausenden Wellen unter seinen Füßen, und dem wüthenden Sturm über seinem Haupte in seinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem gescheiterten Schiffe, und was für ein Schiff es wohl gewesen seyn mochte; denn trotz allen seinen Erkundigungen hatte er selbst von den ältesten Einwohnern von keinem an dieser Stelle gescheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er so gesessen,

wußte er ſelber nicht; als er aber endlich aus ſeinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war; und er wollte eben wieder emporſteigen, als eine Stimme ſich aus der Tiefe vernehmen ließ und das Wort Car-mil-han ganz deutlich in ſein Ohr drang. Erſchrocken fuhr er in die Höhe, und blickte in den leeren Abgrund hinab. „Großer Gott!“ ſchrie er, „das iſt das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt, was, ums Himmels willen, mag es bedeuten?!“ — „Carmilhan!“ ſeufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er ſchon mit einem Fuß die Spalte verlaſſen hatte, und er floh wie ein geſcheuchtes Reh ſeiner Hütte zu.

Wilm war indeſſen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und ſein Geldgeiz war auch überdieß zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anſchein von Gefahr hätte abſchrecken können, auf ſeinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einſt als er ſpät in der Nacht beim Mondſchein der Höhle von Steenfoll gegenüber mit ſeiner Schaufel nach Schätzen fiſchte, blieb dieſelbe auf einmal an etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Maſſe blieb unbeweglich. Inzwiſchen erhob ſich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig ſchaukelte das Boot und drohte umzuſchlagen; aber Wilm ließ ſich nichts irren: er zog und zog bis der Widerſtand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, ſein Seil wäre gebrochen. Aber gerade als die Wolken ſich über

dem Monde zusammenziehen wollten, erschien eine runde, schwarze Masse auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort Carmilhan! Hastig wollte er nach ihr greifen, aber eben so schnell als er den Arm darnach ausstreckte, verschwand sie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter den nahen Felsen Zuflucht zu suchen. Hier schlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe, von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, aufs neue die Qualen zu erdulden, die ihm sein rastloses Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jezt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von Ferne etwas auf sich zukommen sah. Er erkannte es bald für ein Boot, und in demselben eine menschliche Gestalt; was aber sein größtes Erstaunen erregte, war, daß das Fahrzeug sich ohne Seegel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin sitzende Gestalt sich im Geringsten um das Steuer zu bekümmern schien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher, und hielt endlich neben Wilms Fahrzeug stille. Die Person in demselben zeigte sich jezt als ein kleines, verschrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother in der Höhe stehender Nachtmütze, mit geschlossenen Augen, und unbeweglich wie ein getrockneter Leichnam da saß. Nach-

dem er es vergebens angerufen und geſtoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befeſtigen und es wegführen, als das Männchen die Augen aufſchlug, und ſich zu bewegen anfieng, auf eine Weiſe, welche ſelbſt den kühnen Fiſcher mit Grauſen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf holländiſch. Falke, welcher von den holländiſchen Häringsfängern etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Inſel, und fragte, wer er denn ſey, und was ihn hieher gebracht.

„Ich komme, um nach dem Carmilhan zu ſehen.“

„Dem Carmilhan? um Gotteswillen! was iſt das?“ rief der begierige Schiffer.

„Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf dieſe Weiſe thut,“ erwiederte das Männchen mit ſichtbarer Angſt.

„Nun,“ ſchrie Falke, „was iſt der Karmilhan?“ —

„Der Carmilhan iſt jezt nichts, aber einſt war es ein ſchönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“

„Wo gieng es zu Grunde, und wann?“

„Es war vor 100 Jahren; wo, weis ich nicht genau; ich komme um die Stelle aufzuſuchen, und das verlorene Gold

aufzufiſchen; willſt du mir helfen, ſo wollen wir den Fund mit einander theilen.“

„Mit ganzem Herzen, ſag mir nur, was muß ich thun?“

„Was du thun mußt, erfordert Muth; du mußt dich gerade vor Mitternacht in die wildeſte und einſamſte Gegend auf der Inſel begeben, begleitet von einer Kuh, die du dort ſchlachten, und dich von Jemand in ihre friſche Haut wikeln laſſen mußt. Dein Begleiter muß dich dann niederlegen und allein laſſen, und ehe es ein Uhr ſchlägt, weißt du, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Auf dieſe Weiſe fiel des alten Engrol Sohn mit Leib und Seele in's Verderben!“ rief Wilm mit Entſetzen. „Du biſt der böſe Geiſt,“ fuhr er fort, indem er haſtig davon ruderte, „geh zur Hölle! ich mag nichts mit dir zu thun haben.“

Das Männchen knirſchte, ſchimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fiſcher, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald außer Gehör, und nachdem er um einen Felſen gebogen, auch aus dem Geſichte. Aber die Entdeckung, daß der böſe Geiſt ſich ſeinen Geitz zu Nutze zu machen und mit Gold in ihre Schlingen zu verloken ſuchten, heilte den verblendeten Fiſcher nicht, im Gegentheil, er meinte die Mittheilung des gelben Männ'chens benutzen zu können, ohne ſich dem Böſen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küſte

nach Gold zu fiſchen, vernachläßigte er den Wohlſtand, den ihm die reichen Fiſchzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, ſo wie alle andere Mittel, auf die er ehemals ſeinen Fleiß verwendet, und verſank von Tag zu Tage nebſt ſeinem Gefährten in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den nothwendigſten Lebensbedürfnißen zu fehlen anfieng. Aber obgleich dieſer Verfall gänzlich Falkes Halsſtarrigkeit und falſcher Begierde zugeſchrieben werden mußte, und die Ernährung beider jezt Caſpar Strumpf allein anheim fiel, ſo machte ihm doch dieſer niemals den geringſten Vorwurf; ja er bezeugte ihm immer noch dieſelbe Unterwürfigkeit, daſſelbe Vertrauen in ſeinen beſſern Verſtand, als zur Zeit, wo ihm ſeine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieſer Umſtand vermehrte Falkes Leiden um ein Großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu ſuchen, weil er dadurch hoffte, auch ſeinen Freund für ſein gegenwärtiges Entbehren ſchadlos halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teufliſche Geflüſter des Wortes Carmilhan noch immer in ſeinem Schlummer; kurz Noth, getäuſchte Erwartung und Geiz trieben ihn zulezt zu einer Art von Wahnſinn, ſo daß er wirklich beſchloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, nach der alten Sage, wohl wußte, daß er ſich damit den Mächten der Finſterniß übergab.

Alle Gegenvorſtellungen Kaſpars waren vergebens: Falke ward nur um ſo heftiger, je mehr jener ihn anflehte, von ſei-

nem verzweifelten Vorhaben abzustehen — und der gute schwache Mensch willigte endlich ein, ihn zu begleiten, und ihm seinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen sich schmerzhaft zusammen, als sie einen Strik um die Hörner einer schönen Kuh, ihr leztes Eigenthum, legten, die sie vom Kalbe aufgezogen, und die sie sich immer zu verkaufen geweigert, hatten, weil sie's nicht über's Herz bringen konnten, sie in fremden Händen zu sehen. Aber der böse Geist, welcher sich Wilms bemeisterte, erstikte jezt alle bessere Gefühle in ihm, und Kaspar wußte ihm in nichts zu widerstehen. Es war im September, und die langen Nächte des langen Schottländischen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten sich schwer vor dem rauhen Abendwinde, und thürmten sich wie Eisberge im Maelstrom, tiefer Schatten füllte die Schluchten zwischen dem Gebirge und den feuchten Torfsümpfen, und die trüben Bette der Ströme blikten schwarz und furchtbar wie Höllenschlünde. Falke gieng voran und Strumpf folgte, schaudernd über seine eigene Kühnheit, und Thränen füllten sein schweres Auge, so oft er das arme Thier ansah, welches so vertraungsvoll und bewußtlos seinem baldigen Tode entgegengieng, der ihm vo der Hand werden sollte, die ihm bisher seine Nahrung gereicht. Mit Mühe erreichten sie das enge sumpfige Bergthal, welches hier und da mit Moos und Heidekraut bewachsen, mit großen Steinen übersäet war, und von einer wilden Gebirgskette um-

geben lag, die sich in grauen Nebel verlor, und wohin der Fuß eines Menschen sich selten verstieg. Sie näherten sich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte stand, und von welchem ein verscheuchter Adler krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne sie die Schrecknisse des Ortes, und ihr bevorstehendes Schiksal, Kaspar wandte sich weg, um sich die schnell fließenden Thränen abzuwischen; er blikte hinab durch die Felsenöffnung, durch welche sie heraufgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte; und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche sich ein kohlschwarzes Gewölk gelagert hatte, aus welchem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er sich wieder nach Wilm umsah, hatte dieser bereits die arme Kuh an den Stein gebunden, und stand mit aufgehobener Axt im Begriff, das gute Thier zu fällen.

Dieß war zu viel für seinen Entschluß, sich in den Willen seines Freundes zu fügen: mit gerungenen Händen stürzte er sich auf die Knie: „Um Gotteswillen, Wilm Falke!“ schrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „schone dich, schone die Kuh! schone dich und mich! schone deine Seele! — Schone dein Leben! Und mußt du Gott so versuchen, so warte bis morgen, und opfere lieber ein anderes Thier, als unsere liebe Kuh!“

„Kaspar, bist du toll?!“ schrie Wilm wie ein Wahnsinniger, indem er noch, immer die Axt in die Höhe geschwungen hielt. „Soll ich die Kuh schonen und verhungern?“

„Du sollst nicht verhungern,“ antwortete Kaspar entschlossen; „so lange ich Hände habe, sollst du nicht verhungern; ich will vom Morgen bis in die Nacht für dich arbeiten; nur bring' dich nicht um deiner Seele Seeligkeit, und laß mir das arme Thier leben!“

„Dann nimm die Axt, und spalte mir den Kopf,“ schrie Falke mit verzweifeltem Tone, — „ich gehe nicht von diesem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannst du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können deine Hände mehr erwerben als die elendesten Bedürfnisse des Lebens? — Aber sie können meinen Jammer enden — komm, und laß mich das Opfer seyn!“

„Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! es liegt mir nichts daran, es ist mir ja nur um deine Seeligkeit zu thun. Ach! dies ist ja der Piktenaltar, und das Opfer, das du bringen willst, gehört der Finsterniß.“

„Ich weiß von nichts dergleichen,“ rief Falke wild lachend, wie einer der entschlossen ist, nichts wissen zu wollen, was ihn von seinem Vorsatz abbringen könnte. „Kaspar, du bist toll und machst mich toll — aber da,“ fuhr er fort, indem er das Beil von sich warf und das Messer' vom Steine

aufnahm, wie wenn er sich durchstoßen wollte, „da, behalte die Kuh statt meiner!“

Kaspar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, schwang es hoch um den Kopf und ließ es mit solcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es ohne zu zucken und todt zu seines Herrn Füße niederstürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerschlage, folgte dieser raschen Handlung, und Falke starrte seinen Freund mit den Augen an, womit ein Mann ein Kind anstaunen würde, das sich das zu thun getrauet, was er selbst nicht gewagt. Strumpf schien aber weder von dem Donner erschreckt, noch durch das starre Erstaunen seines Gefährten außer Fassung gebracht, sondern fiel ohne ein Wort zu reden über die Kuh her, und fieng an ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm sich ein wenig erholt hatte, half er ihm in diesem Geschäfte, aber mit so sichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig gewesen war, das Opfer vollendet zu sehen. Während dieser Arbeit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, der Donner brüllte laut im Gebirge, und furchtbare Blitze schlängelten sich um den Stein und über das Moos der Schlucht hin, während der Wind, welcher diese Höhe noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und das Gestade mit wildem Heulen erfüllte; und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Fischer sich

ſchon bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaſpar wikelte und band Falken, ſo wie dieſer es ihn geheißen, in derſelben feſt ein. Dann erſt, als dieß geſchehen war, brach der arme Menſch das lange Stillſchweigen, und indem er mitleidig auf ſeinen bethörten Freund hinabblikte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch etwas für dich thun, Wilm?“

„Nichts mehr,“ erwiederte der andere, „lebe wohl!“

„Lebwohl,“ erwiederte Kaſpar, „Gott ſei mit dir, und vergebe dir, wie ich es thue!“

Dieß waren die lezten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächſten Augenblik war er in der, immer zunehmenden Dunkelheit verſchwunden; und in demſelben Augenblike brach auch einer der fürchterlichſten Gewitterſtürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fieng an mit einem Blitze, welcher Falken nicht nur die Berge und Felſen in ſeiner unmittelbaren Nähe, ſondern auch das Thal unter ihm, mit dem ſchäumenden Meere, und den in der Bucht zerſtreut liegenden Felſeninſeln zeigte, zwiſchen welchen er die Erſcheinung eines groſſen fremdartigen und entmaſteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der ſchwärzeſten Dunkelheit verſchwand. Die Donnerſchläge wurden ganz betäubend; eine Maſſe Felſenſtüke rollte vom Gebirge herab, und drohte ihn zu erſchlagen; der Regen ergoß ſich in ſolcher Menge, daß

er in einem Augenblik das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überſtrömte, welche bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte, denn glücklicher Weiſe hatte ihn Kaſpar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, ſonſt hätte er auf einmal ertrinken müſſen. Das Waſſer ſtieg immer höher, und je mehr Wilm ſich anſtrengte, ſich aus ſeiner gefahrvollen Lage zu befreien, deſto feſter umgab ihn die Haut. Umſonſt rief er nach Kaſpar; Kaſpar war weit weg. Gott in ſeiner Noth anzurufen, wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er ſich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Waſſer in die Ohren, ſchon berührte es den Rand der Lippen: „Gott ich bin verloren!“ ſchrie er, indem er einen Strom über ſein Geſicht hinſtürzen fühlte — aber in demſelben Augenblik drang ein Schall, wie von einem nahen Waſſerfall, ſchwach in ſein Gehör, und ſogleich war auch ſein Mund wieder unbedekt. Die Fluth hatte ſich durch das Geſtein Bahn gebrochen; und da auch zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels ſich etwas verzog, ſo ließ auch ſeine Verzweiflung nach, und es ſchien ihm ein Strahl der Hoffnung zurükzukehren. Aber obgleich er ſich, wie von einem Todeskampfe erſchöpft fühlte und ſehnlich wünſchte, aus ſeiner Gefangenſchaft erlöst zu ſeyn, ſo war doch der Zwek ſeines ver-

zweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verſchwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habſucht mit all' ihren Furien in ſeine Bruſt zurück; aber überzeugt, daß er in ſeiner Lage ausharren müſſe, um ſein Ziel zu erreichen, hielt er ſich ruhig, und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen feſten Schlaf.

Er mochte ungefähr 2 Stunden geſchlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Geſicht fuhr, und ein Rauſchen, wie von herannahenden Meereswogen, aus ſeiner glücklichen Selbſtvergeſſenheit aufrüttelte. Der Himmel hatte ſich auf's Neue verfinſtert; ein Blitz, wie der, welcher den erſten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erbliken, das jezt dicht vor der Stezunfoll Klippe auf einer hohen Welle zu hängen, und dann jählings in den Abgrund zu ſchießen ſchien. Er ſtarrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blizen hielt jezt das Meer erleuchtet, als ſich auf einmal eine Berghohe Waſſerhoſe aus dem Thale erhob, und ihn mit ſolcher Gewalt gegen einen Felſen ſchleuderte, daß ihm alle Sinne vergiengen. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, hatte ſich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieſes Thal umſchloß, und er fühlte ſich ſo zerſchlagen, daß er ſich kaum zu rühren vermochte

Er hörte das ſtillere Brauſen der Brandung, und mitten drinnen eine feyerliche Muſik, wie Kirchengeſang. Dieſe Töne waren anfangs ſo ſchwach, daß er ſie für Täuſchung hielt; aber ſie ließen ſich immer wieder aufs neue vernehmen, und jedesmal deutlicher und näher, und es ſchien ihm zulezt, als könne er darin die Melodie eines Pſalms unterſcheiden, die er im vorigen Sommer an Bord eines holländiſchen Häringfängers gehört hatte.

Endlich unterſchied er ſogar Stimmen, und es deuchte ihm, als vernehme er ſogar die Worte jenes Liedes; die Stimmen waren jezt in dem Thale, und als er ſich mit Mühe zu einem Stein hingeſchoben, auf den er den Kopf legte, erblikte er wirklich einen Zug von menſchlichen Geſtalten, von welchen dieſe Muſik ausgieng, und der ſich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angſt lag auf den Geſichtern der Leute, deren Kleider von Waſſer zu triefen ſchienen. Jezt waren ſie dicht bei ihm, und ihr Geſang ſchwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Muſikanten, dann mehrere Seeleute, und hinter dieſen kam ein großer ſtarker Mann in altväterlicher, reich mit Gold beſezter Tracht, mit einem Schwerdt an der Seite, und einem langen diken Spaniſchen Rohr mit göldenen Knöpfen in der Hand. Ihm zur Seite gieng ein Negerknabe, welcher ſeinem Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeiffe reichte, aus der er einige feyerliche Züge that, und dann weiter ſchritt.

Er blieb kerzengerade vor Wilm ſtehen, und ihm zu beiden Seiten ſtellten ſich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeiffen in den Händen hatten, die aber nicht ſo koſtbar ſchienen, als die Pfeiffe, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter dieſen traten andere Perſonen auf, worunter mehrere Frauensperſonen, von denen einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, alle in koſtbarer, aber fremdartiger Kleidung; ein Haufen Holländiſcher Matroſen ſchloß den Zug, deren jeder den Mund voll Taback, und zwiſchen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das ſie in düſterer Stille rauchten.

Der Fiſcher blickte mit Grauſen auf dieſe ſonderbare Verſammlung; aber die Erwartung deſſen, das da kommen werde, hielt ſeinen Muth aufrecht. Lange ſtanden ſie ſo um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeiffen erhob ſich wie eine Wolke über ſie, zwiſchen welcher die Sterne hindurch blinkten. Der Kreis zog ſich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger, und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeiffen hervorſtieg. Falke war ein kühner, verwegener Mann; er hatte ſich auf Außerordentliches vorbereitet — aber als er dieſe unbegreifliche Menge immer näher auf ihn eindringen ſah, als wolle ſie ihn mit ihrer Maße erdrücken, da entſank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne, und er glaubte vor Angſt vergehen zu müſſen. Aber man denke ſich erſt ſein

Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte, und dicht an ſeinem Kopf das gelbe Männchen ſteif und aufrecht ſitzen ſah, als wie er es zum erſten Mal erblickt, nur daß es jezt, als wie zum Spotte der ganzen Verſammlung auch eine Pfeiffe im Munde hatte. In der Todesangſt, die ihn jezt ergriff, rief er zu der Hauptperſon gewendet: „Im Namen deſſen, dem ihr dienet, wer ſeyd ihr? und was verlangt ihr von mir?“ Der große Mann rauchte drei Züge, feyerlicher als je, gab dann die Pfeiffe ſeinem Diener, und antwortete mit ſchreckhafter Kälte:

„Ich bin Aldret Franz Vander Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amſterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieſer Felſenküſte zu Grunde gieng: dieß ſind meine Offiziere, dieß meine Paſſagiere, und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum haſt du uns aus unſern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum ſtörteſt du unſere Ruhe?

„Ich möchte wiſſen, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Am Boden des Meeres.“

„Wo?“

„In der Höhle von Steenfold.“

„Wie ſoll ich ſie bekommen?“

„Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Hering, sind die Schätze des Carmilhan nicht eben so viel werth?“

„Wie viel davon werd' ich bekommen?“

„Mehr als du je verzehren wirst.“ Das gelbe Männchen grinzte und die ganze Versammlung lachte laut auf. „Bist du zu Ende?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Ich bin's. Gehab dich wohl!“

„Leb' wohl, bis auf's Wiedersehen; „erwiederte der Holländer, und wandte sich zum Gehen, die Musikanten traten aufs neue an die Spitze, und der ganze Zug entfernte sich in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demselben feierlichen Gesang, welcher mit der Entfernung immer leiser und undeutlicher wurde, bis er sich, nach einiger Zeit gänzlich im Geräusche der Brandung verlor. Jezt strengte Wilm seine letzten Kräfte an, sich aus seinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich einen Arm los zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste, und sich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne sich umzusehen, eilte er nach seiner Hütte, und fand den armen Kaspar Strumpf in starrer Bewußtlosigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu sich selbst, und der gute Mensch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor sich sah. Aber dieser beglückende Strahl verschwand schnell wieder,

als er von dieſem vernahm, welch verzweifeltes Unternehmen er jezt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle ſtürzen, als dieſe nakten Wände und dieſes Elend länger anſehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe.“ Mit dieſen Worten faßte Wilm eine Fakel, ein Feuerzeug und ein Seil, und eilte davon. Kaſpar eilte ihm nach, ſo ſchnell er's vermochte, und fand ihn ſchon auf dem Felsſtück ſtehen, auf welchem er vormals gegen dem Sturme Schutz gefunden, und bereit, ſich an dem Stricke in den ſchwarzen brauſenden Schlund hinabzulaſſen. Als er fand, daß alle ſeine Vorſtellungen nichts über den raſenden Menſchen vermochten, bereitete er ſich, ihm nachzuſteigen, aber Falke befahl ihm zu bleiben und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anſtrengung, wozu nur die blindeſte Habſucht den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab, und kam endlich auf ein vorſpringendes Felſenſtück zu ſtehen, unter welchem die Wogen ſchwarz, und mit weißem Schaume bekräuſelt brauſend dahin eilten. Er blickte begierig umher, und ſah endlich etwas gerade unter ihm im Waſſer ſchimmern. Er legte die Fakel nieder, ſtürzte ſich hinab, und erfaßte etwas ſchweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eiſernes Käſtchen voller Goldſtüke. Er verkündigte ſeinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf ſein Flehen hören, ſich damit zu begnügen und wieder her-

aufzusteigen. Falke meinte, dies wäre nur die erste Frucht seiner langen Bemühungen. Er stürzte sich noch einmal hinab — es erscholl ein lautes Gelächter aus dem Meere und Wilm Falke ward nie wieder gesehen. Kaspar gieng allein nach Hause, aber als ein anderer Mensch. Die seltsamen Erschütterungen, die sein schwacher Kopf und sein empfindsames Herz erlitten, zerrütteten ihm die Sinne. Er ließ alles um sich her verfallen, und wanderte Tag und Nacht gedankenlos vor sich starrend umher, von allen seinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fischer will Wilm Falke in einer stürmischen Nacht, mitten unter der Mannschaft des Carmelhan am Ufer erkannt haben und in derselben Nacht verschwand auch Kaspar Strumpf.

Man suchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebst Falke mitten unter der Mannschaft des Zauberschiffes gesehen worden sey, welches seitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erschien.

„Mitternacht ist längst vorüber, sagte der Student, als der junge Goldarbeiter seine Erzählung geendigt hatte, jezt hat es wohl keine Gefahr mehr, und ich für meinen Theil bin so schläfrig, daß ich allen rathen möchte, niederzuliegen und getrost einzuschlafen.“

„Vor zwei Uhr Morgens möcht' ich doch nicht trauen," entgegnete der Jäger; „das Sprichwort ſagt, von eilf bis zwei Uhr iſt Diebes Zeit."

„Das glaube ich auch," bemerkte der Zirkelſchmidt; denn wenn man uns etwas anhaben will, iſt wohl keine Zeit gelegener als die nach Mitternacht. Drum meine ich, der Studioſus könnte an ſeiner Erzählung fortfahren, die er noch nicht ganz vollendet hat."

„Ich ſträube mich nicht", ſagte dieſer, „obgleich unſer Nachbar, der Herr Jäger, den Anfang nicht gehört hat."

„Ich muß ihn mir hinzu denken, fanget nur an;" rief der Jäger.

„Nun denn" wollte eben der Student beginnen, als ſie durch das Anſchlagen eines Hundes unterbrochen wurden, alle hielten den Athem an und horchten; zugleich ſtürzte einer der Bedienten aus dem Zimmer der Gräfin und rief, daß wohl zehen bis zwölf bewaffnete Männer von der Seite her auf die Schenke zukommen.

Der Jäger griff nach ſeiner Büchſe, der Student nach ſeinem Piſtol, die Handwerksburſche nach ihren Stöcken und der Fuhrmann zog ein langes Meſſer aus der Taſche. So ſtanden ſie und ſahen rathlos einander an.

„Laßt uns an die Treppe gehen! rief der Student, zwei oder drei dieſer Schurken ſollen doch zuvor ihren Tod finden, ehe wir

überwältigt werden.“ Zugleich gab er dem Zirkelschmidt sein zweites Pistol und rieth, daß sie nur einer nach dem Andern schießen wollten. Sie stellten sich an die Treppe; der Student und der Jäger nahmen gerade ihre ganze Breite ein; seitwärts neben dem Jäger stand der muthige Zirkelschmidt und beugte sich über das Geländer, indem er die Mündung seiner Pistole auf die Mitte der Treppe hielt. Der Goldarbeiter und der Fuhrmann standen hinter ihnen, bereit, wenn es zu einem Kampf Mann gegen Mann kommen sollte, das ihrige zu thun. So standen sie einige Minuten in stummer Erwartung: endlich hörte man die Hausthüre aufgehen, sie glaubten auch das Flüstern mehrerer Stimmen zu vernehmen.

Jezt hörte man Tritte vieler Menschen der Treppe nahen, man kam die Treppe herauf, und auf der ersten Hälfte zeigten sich drei Männer, die wohl nicht auf den Empfang gefaßt waren, der ihnen bereitet war. Denn als sie sich um die Pfeiler der Treppe wandten, schrie der Jäger mit starker Stimme: „Halt! noch einen Schritt weiter, und ihr seyd des Todes. Spannet die Hahnen, Freunde, und gut gezielt!“

Die Räuber erschraken, zogen sich eilig zurück, und beriethen sich mit den übrigen. Nach einiger Weile kam einer davon zurück, und sprach: „Ihr Herren! es wäre Thorheit von Euch umsonst Euer Leben aufopfern zu wollen, denn wir sind unserer genug, um Euch völlig aufzureiben; aber ziehet

Euch zurück, es soll keinem das geringste zu Leide geschehen; wir wollen keines Groschen Werth von Euch nehmen."

„Was wollt Ihr denn sonst?" rief der Student. „Meint Ihr, wir werden solchem Gesindel trauen? Nimmermehr! wollt Ihr etwas holen, in Gottes Namen so kommet, aber den ersten, der sich um die Ecke wagt, brenne ich auf die Stirne, daß er auf ewig keine Kopfschmerzen mehr haben soll!"

„Gebt uns die Dame heraus, gutwillig;" antwortete der Räuber. Es soll ihr nichts geschehen, wir wollen sie an einen sichern und bequemen Ort führen, ihre Leute können zurückreiten und den Herrn Grafen bitten, er möge sie mit zwanzigtausend Gulden auslösen."

„Solche Vorschläge sollen wir uns machen lassen?" entgegnete der Jäger knirschend vor Wuth und spannte den Hahn. „Ich zähle drei und wenn du da unten nicht bei drei hinweg bist, so drücke ich los, eins, zwei —"

„Halt! schrie der Räuber mit donnernder Stimme: ist das Sitte, auf einen wehrlosen Mann zu schießen, der mit Euch friedlich unterhandelt? Thörigter Bursche, du kannst mich todt schießen und dann hast du erst keine große Heldenthat gethan; aber hier stehen zwanzig meiner Kameraden, die mich rächen werden. Was nützt es dann deiner Frau Gräfin, wenn ihr todt oder verstümmelt auf der Fluhr lieget? Glaube mir, wenn sie freiwillig mitgeht, soll sie mit Achtung be-

handelt werden, aber wenn du, bis ich drei zähle nicht den Hahnen in Ruhe sezst, so soll es ihr übel ergehen. Hahnen in Ruh' eins, zwei, drei!"

„Mit diesen Hunden ist nicht zu spaßen, flüsterte der Jäger, indem er den Befehl des Räubers befolgte; wahrhaftig an meinem Leben liegt nichts, aber wenn ich einen niederschieße, könnten sie meine Dame um so härter behandeln. Ich will die Gräfin um Rath fragen. „Gebt uns," fuhr er mit lauter Stimme fort, „gebt uns eine halbe Stunde Waffenstillstand, um die Gräfin vorzubereiten, sie würde, wenn sie es so plözlich erfährt, den Tod davon haben."

„Zugestanden," antwortete der Räuber und ließ zugleich den Ausgang der Treppe mit sechs Männern besetzen.

Bestürzt und verwirrt folgten die unglücklichen Reisenden dem Jäger in das Zimmer der Gräfin; es lag dieses so nahe, und so laut hatte man verhandelt, daß ihr kein Wort entgangen war. Sie war bleich und zitterte heftig, aber dennoch schien sie fest entschlossen, sich in ihr Schicksal zu ergeben: „Warum soll ich nuzlos das Leben so vieler braver Leute aufs Spiel setzen?" sagte sie; „warum Euch zu einer vergeblichen Vertheidigung auffordern, Euch, die ihr mich gar nicht kennet? nein, ich sehe, daß keine andere Rettung ist, als dem Elenden zu folgen."

Man war allgemein von dem Muth und dem Unglück der

Dame ergriffen; der Jäger weinte, und schwur, daß er diese Schmach nicht überleben könne. Der Student aber schmähte auf sich und seine Größe, von sechs Fuß. „Wäre ich nur um einen halben Kopf kleiner, rief er, und hätte ich keinen Bart, so wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte, ich ließe mir von der Frau Gräfin Kleider geben, und diese Elenden sollten spät genug erfahren, welchen Mißgriff sie gethan.“

Auch auf Felix hatte das Unglück dieser Frau großen Eindruck gemacht. Ihr ganzes Wesen kam ihm so rührend und bekannt vor, es war ihm, als sei es seine frühe verstorbene Mutter, die sich in dieser schrecklichen Lage befände. Er fühlte sich so gehoben, so muthig, daß er gerne sein Leben für das ihrige gegeben hätte. Doch als der Student jene Worte sprach, da blizte auf einmal ein Gedanke in seiner Seele auf; er vergaß alle Angst, alle Rücksichten, und er dachte nur an die Rettung dieser Frau. „Ist es nur diß,“ sprach er, indem er schüchtern und erröthend hervor trat, „gehört nun ein kleiner Körper, ein bartloses Kinn und ein muthiges Herz dazu, die gnädige Frau zu retten, so bin ich vielleicht auch nicht zu schlecht dazu; ziehet in Gottes Namen meinen Rok an, sezet meinen Hut auf Euer schönes Haar, und nehmet meinen Bündel auf den Rücken und — ziehet als Felix, der Goldarbeiter, Eure Straße.“

Alle waren erstaunt über den Muth des Jünglings, der

Jäger aber fiel ihm freudig um den Hals: „Goldjunge, rief er, das wolltest du thun? wolltest dich in meiner gnädigen Frau Kleider stecken lassen und sie retten? Das hat dir Gott eingegeben; aber allein sollst du nicht gehen, ich will mich mit gefangen geben, will bey dir bleiben an deiner Seite, als dein bester Freund und so lange ich lebe, sollen sie dir nichts anhaben dürfen.“ „Auch ich ziehe mit dir, so wahr ich lebe!“ rief der Student.

Es kostete lange Ueberredung, um die Gräfin zu diesem Vorschlag zu überreden. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein fremder Mensch für sie sich aufopfern sollte; sie dachte sich im Fall einer späteren Entdeckung die Rache der Räuber, die ganz auf den Unglücklichen fallen würde, schrecklich. Aber endlich siegten theils die Bitten des jungen Menschen, theils die Ueberzeugung, im Fall sie gerettet würde, allem aufbiethen zu können, um ihren Retter wieder zu befreien. Sie willigte ein. Der Jäger und die Uebrigen Reisenden begleiteten Felix in das Zimmer des Studenten, wo er sich schnell einige Kleider der Gräfin überwarf. Der Jäger setzte ihm noch zum Ueberfluß einige falsche Haarlocken der Kammerfrau und einen Damenhut auf, und alle versicherten, daß man ihn nicht erkennen würde. Selbst der Zirkelschmidt schwur, daß wenn er ihm auf der Straße begegnete, würde er flink den Hut ab-

ziehen und nicht ahnen, daß er vor seinem muthigen Camera-den sein Compliment mache.

Die Gräfin hatte sich indeßen mit Hülfe ihrer Kammer-frau aus dem Ränzchen des jungen Goldarbeiters mit Klei-dern versehen. Der Hut, tief in die Stirn gedrückt, der Rei-sestock in der Hand, das etwas leichter gewordene Bündel auf dem Rücken machten sie völlig unkenntlich und die Reisen-den würden zu jeder andern Zeit über diese komische Masque-rade nicht wenig gelacht haben. Der neue Handwerksbursche dankte Felix mit Thränen, und versprach die schleunigste Hülfe.

„Nur noch eine Bitte habe ich," antwortete Felix, „in die-sem Ränzchen, das Sie auf dem Rücken tragen, befindet sich eine kleine Schachtel; verwahren Sie diese sorgfältig, wenn sie verloren gienge, wäre ich auf immer und ewig unglücklich; ich muß sie meiner Pflegmutter bringen und —

„Gottfried, der Jäger, weiß mein Schloß," entgegnete sie, „es soll Euch alles unbeschädigt wieder zurückgestellt wer-den, denn ich hoffe, Ihr kommet dann selbst, edler junger Mann, um den Dank meines Gatten und den meinigen zu em-pfangen."

Ehe noch Felix darauf antworten konnte, ertönten von der Treppe her die rauhen Stimmen der Räuber; sie riefen, die Frist sey verflossen und alles zur Abfahrt der Gräfin bereit.

Der Jäger gieng zu ihnen hinab, und erklärte ihnen, daß er die Dame nicht verlassen werde, und lieber mit ihnen gehe, wohin es auch sey, ehe er ohne seine Gebieterin vor seinem Herrn erschiene. Auch der Student erklärte, diese Dame begleiten zu wollen. Sie berathschlagten sich über diesen Fall, und gestanden es endlich zu, unter der Bedingung, daß der Jäger sogleich seine Waffen abgebe. Zugleich befahlen sie, daß die übrigen Reisenden sich ruhig verhalten sollen, wann die Gräfin hinweg geführt werde.

Felix ließ den Schleier nieder, der über seinen Hut gebreitet war, setzte sich in eine Ecke, die Stirne in die Hand gestüzt und in dieser Stellung eines tief Betrübten, erwartete er die Räuber. Die Reisenden hatten sich in das andere Zimmer zurückgezogen, doch so, daß sie, was vorgieng, überschauen konnten; der Jäger saß anscheinend traurig, aber auf alles lauernd in der andern Ecke des Zimmers, das die Gräfin bewohnt hatte. Nachdem sie einige Minuten so gesessen, gieng die Thüre auf, und ein schöner, stattlich gekleideter Mann von etwa sechs und dreissig Jahren trat in das Zimmer. Er trug eine Art von militairischer Uniform, einen Orden auf der Brust, einen langen Säbel an der Seite, und in der Hand hielt er einen Hut, von welchem schöne Federn herabwallten. Zwei seiner Leute hatten gleich nach seinem Eintritt die Thüre besezt.

Er gieng mit einer tiefen Verbeugung auf Felix zu,

schien vor einer Dame dieses Ranges etwas in Verlegenheit zu seyn, er sezte mehrere Mal an, bis es ihm gelang, geordnet zu sprechen. „Gnädige Frau, sagte er, es gibt Fälle, worein man sich in Geduld schicken muß. Ein solcher ist der Ihrige. Glauben Sie nicht, daß ich den Respekt vor einer so ausgezeichneten Dame auch nur auf einen Augenblick aus den Augen sezen werde; Sie werden alle Bequemlichkeit haben, Sie werden über nichts klagen können, als vielleicht über den Schrecken, den Sie diesen Abend gehabt.“ Hier hielt er inne, als erwartete er eine Antwort, als aber Felix beharrlich schwieg, fuhr er fort. „Sehen Sie in mir keinen gemeinen Dieb, keinen Kehlenabschneider. Ich bin ein unglücklicher Mann, den widrige Verhältniße zu diesem Leben zwangen. Wir wollen uns auf immer aus dieser Gegend entfernen; aber wir brauchen Reise-Geld. Es wäre uns ein Leichtes gewesen, Kaufleute oder Postwagen zu überfallen, aber dann hätten wir vielleicht mehrere Leute auf immer ins Unglück gestürzt. Der Herr Graf, Ihr Gemahl hat vor sechs Wochen eine Erbschaft von fünfmalhunderttausend Thalern gemacht. Wir erbitten uns zwanzigtausend Gulden von diesem Ueberfluß, gewiß eine gerechte und bescheidene Forderung. Sie werden daher die Gnade haben, jezt sogleich einen offenen Brief an Ihren Gemahl zu schreiben, worinn Sie ihm schreiben, daß wir Sie zurückgehalten, daß er die Zahlung so bald als möglich leiste,

widrigenfalls, — Sie verſtehen mich, wir müßten dann etwas härter mit Ihnen Selbſt verfahren. Die Zahlung wird nicht angenommen, wenn ſie nicht unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit von einem einzelnen Mann hieher gebracht wird.“

Dieſe Scene wurde mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit von allen Gäſten der Waldſchenke, am ängſtlichſten wohl von der Gräfin beobachtet. Sie glaubte jeden Augenblik, der Jüngling, der ſich für ſie geopfert, könnte ſich verrathen. Sie war feſt entſchloſſen, ihn um einen großen Preis loszukaufen, aber eben ſo feſt ſtand ihr Gedanke, um keinen Preis der Welt auch nur einen Schritt weit mit den Räubern zu gehen. Sie hatte in der Rocktaſche des Goldarbeiters ein Meſſer gefunden. Sie hielt es geöffnet krampfhaft in der Hand, bereit ſich lieber zu tödten, als eine ſolche Schmach zu erdulden. Jedoch nicht minder ängſtlich war Felix ſelbſt. Zwar ſtärkte und tröſtete ihn der Gedanke, daß es eine männliche und würdige That ſey, einer bedrängten, hülfloſen Frau auf dieſe Weiſe beizuſtehen. Aber er fürchtete ſich durch jede Bewegung, durch ſeine Stimme zu verrathen. Seine Angſt ſteigerte ſich, als der Räuber von einem Briefe ſprach, den er ſchreiben ſollte.

Wie ſollte er ſchreiben? welche Titel dem Grafen geben, welche Form dem Briefe, ohne ſich zu verrathen?

Seine Angſt ſtieg aber aufs höchſte, als der Anführer der Räuber, Papier und Feder vor ihn hinlegte, ihn bath, den Schleier zurückzuſchlagen und zu ſchreiben.

Felix wußte nicht, wie hübſch ihm die Tracht paßte, in welche er gekleidet war; hätte er es gewußt, er würde ſich vor einer Entdeckung nicht im mindeſten gefürchtet haben. Denn als er endlich nothgedrungen den Schleier zurückſchlug, ſchien der Herr in Uniform, betroffen von der Schönheit der Dame und ihren etwas männlichen, muthigen Zügen, ſie nur noch ehrfurchtsvoller zu betrachten. Dem klaren Blick des jungen Goldſchmidts entgieng diß nicht; getroſt, daß wenigſtens in dieſem gefährlichen Augenblick keine Entdeckung zu fürchten ſey, ergriff er die Feder und ſchrieb an ſeinen vermeintlichen Gemahl, nach einer Form, wie er ſie einſt in einem alten Buche geleſen; er ſchrieb:

Mein Herr und Gemahl!

Ich unglükliche Frau bin auf meiner Reiſe mitten in der Nacht plözlich angehalten worden, und zwar von Leuten, welchen ich keine gute Abſicht zutrauen kann. Sie werden mich ſo lange zurückhalten, bis Sie, Herr Graf, die Summe von 20,000 Gulden für mich niedergelegt haben.

Die Bedingung iſt dabei, daß Sie nicht im Mindeſten

über die Sache ſich bei der Obrigkeit beſchweren, noch ihre Hilfe nachſuchen, daß Sie das Geld durch einen einzelnen Mann in die Waldſchenke im Speſſart ſchicken; widrigenfalls iſt mir mit längerer und harter Gefangenſchaft gedroht.

Es fleht Sie um ſchleunige Hilfe an, Ihre unglückliche

Gemahlin.

Er reichte den merkwürdigen Brief dem Anführer der Räuber, der ihn durchlas und billigte. „Es kömmt nun ganz auf Ihre Beſtimmung an, fuhr er fort, ob Sie Ihre Kammerfrau oder Ihren Jäger zur Begleitung wählen werden. Die eine dieſer Perſonen werde ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl zurückſchicken.“

„Der Jäger und dieſer Herr hier werden mich begleiten,“ antwortete Felix.

„Gut,“ entgegnete jener, indem er an die Thüre gieng, und die Kammerfrau herbeirief, „ſo unterrichten Sie dieſe Frau, was ſie zu thun habe.“

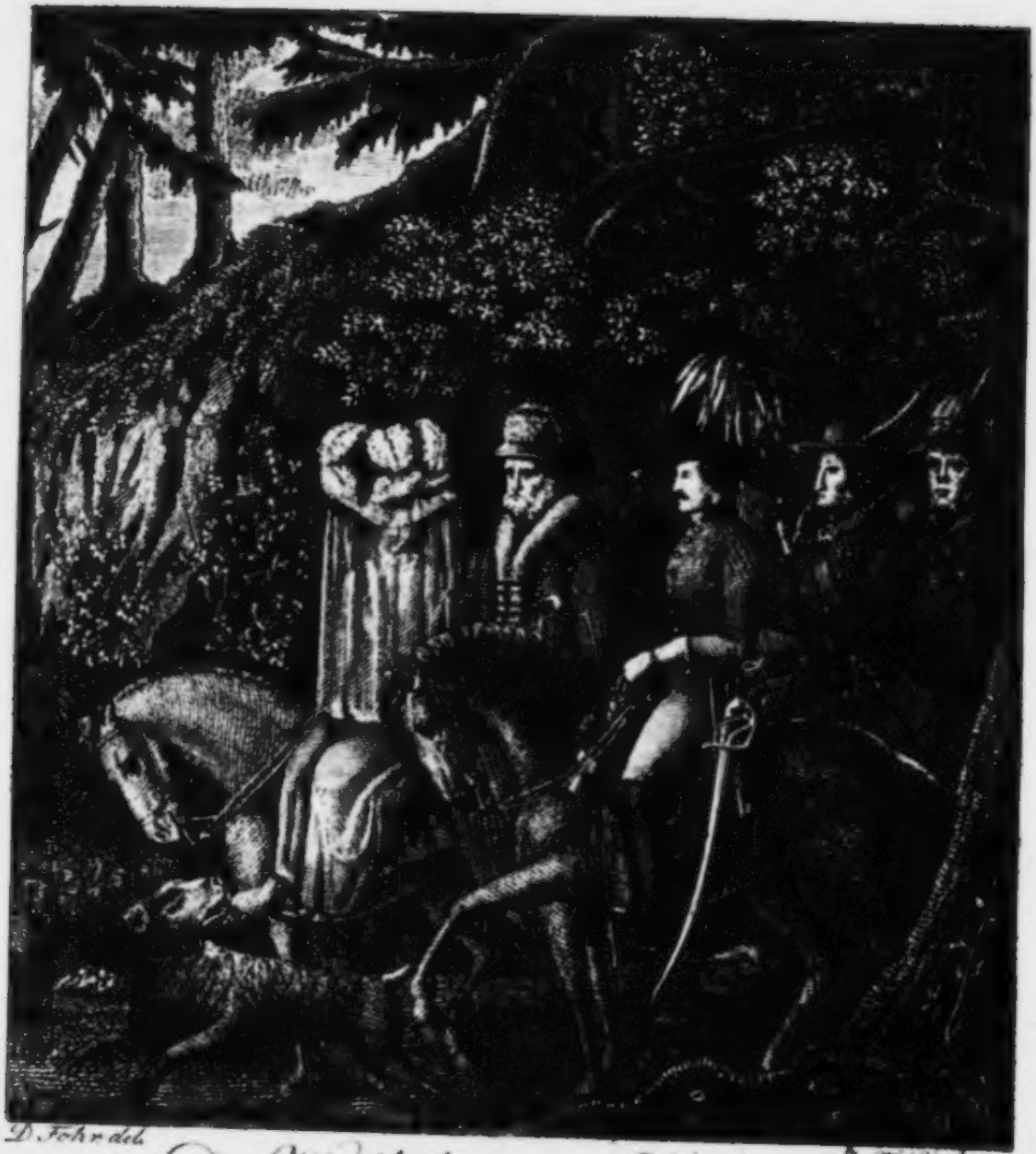
Die Kammerfrau erſchien mit Zittern und Beben. Auch Felix erblaßt, wenn er bedachte, wie leicht er ſich auch jezt wieder verrathen könnte. Doch ein unbegreiflicher Muth, der ihn in jenen gefährlichen Augenblicken ſtärkte, gab ihm auch jezt wieder ſeine Reden ein. „Ich habe dir nichts weiter

aufzutragen," sprach er als daß du den Grafen bittest, mich sobald als möglich aus dieser unglüklichen Lage zu reißen." —

„Und, fuhr der Räuber fort, daß Sie dem Herrn Grafen aufs Genaueste und Ausdrücklichste empfehlen, daß er Alles verschweige und nichts gegen uns unternehme bis seine Gemahlin in seinen Händen ist. Unsere Kundschafter würden uns bald genug davon unterrichten und ich möchte dann für nichts stehen."

Die zitternde Kammerfrau versprach alles. Es wurde ihr noch befohlen, einige Kleidungsstücke und Linnenzeug für die Frau Gräfin in einen Bündel zu packen, weil man sich nicht mit vielem Gepäke beladen könne, und als diß geschehen war, foderte der Anführer der Räuber die Dame mit einer Verbeugung auf, ihm zu folgen. Felix stand auf, der Jäger und der Student folgten ihm und alle drei stiegen begleitet von dem Anführer der Räuber die Treppe hinab.

Vor der Waldschenke standen viele Pferde; eines wurde dem Jäger angewiesen, ein anderes, ein schönes, kleines Thier mit einem Damensattel versehen, stand für die Gräfin bereit, ein drittes gab man dem Studenten. Der Hauptmann hob den jungen Goldschmidt in den Sattel, schnallte ihn fest, und bestieg dann selbst sein Roß. Er stellte sich zur Rechten der Dame auf, zur Linken hielt einer der Räuber; auf gleiche



D. Fohr del. H. Ruhas sc.

Das Wirthshaus im Spessart.

weiſe waren auch der Jäger und der Student umgeben. Nachdem ſich auch die übrige Bande zu Pferd geſezt hatte, gab der Anführer mit einer helltönenden Pfeife das Zeichen zum Aufbruch und bald war die ganze Schaar im Walde verſchwunden.

Die Geſellſchaft, die im obern Zimmer verſammelt war, erholte ſich nach dieſem Auftritt allmählig von ihrem Schreken. Sie wären, wie es nach großem Unglück oder plözlicher Gefahr zu geſchehen pflegt, vielleicht ſogar heiter geweſen, hätte ſie nicht der Gedanke an ihre drei Gefährten beſchäftigt, die man vor ihren Augen hinweggeführt hatte. Sie brachen in Bewunderung des jungen Goldſchmidts aus, und die Gräfin vergoß Thränen der Rührung, wenn ſie bedachte, daß ſie einem Menſchen ſo unendlich viel zu verdanken habe, dem ſie nie zuvor Gutes gethan, den ſie nicht einmal kannte. Ein Troſt war es für alle, daß der heldenmüthige Jäger und der wackere Student ihn begleitet hatten, konnten ſie ihn doch tröſten, wenn ſich der junge Mann unglücklich fühlte, ja der Gedanke lag nicht gar zu ferne, daß der verſchlagene Waidmann vielleicht Mittel zu ihrer Flucht finden könnte. Sie beriethen ſich noch mit einander, was zu thun ſey. Die Gräfin beſchloß, da ja ſie kein Schwur gegen den Räuber binde, ſogleich zu ihrem Gemahl zurückzureiſen und allem aufzubieten, den Aufenthalt der Gefangenen zu entdecken, ſie zu befreien; der Fuhr-

mann verſprach nach Aſchaffenburg zu reiten und die Gerichte zu Verfolgung der Räuber aufzurufen. Der Zirkelſchmidt aber wollte ſeine Reiſe fortſetzen.

Die Reiſenden wurden in dieſer Nacht nicht mehr beunruhigt; Todtenſtille herrſchte in der Waldſchenke, die noch vor Kurzem der Schauplaz ſo ſchrecklicher Scenen geweſen war. Als aber am Morgen die Bedienten der Gräfin zu dem Wirth hinabgiengen, um alles zur Abfahrt fertig zu machen, kehrten ſie ſchnell zurück, und berichteten, daß ſie die Wirthin und ihr Geſinde in elendem Zuſtande gefunden hätten. Sie liegen gebunden in der Schenke und flehen um Beyſtand.

Die Reiſenden ſahen ſich bei dieſer Nachricht erſtaunt an. „Wie? rief der Zirkelſchmidt; ſo ſollten dieſe Leute dennoch unſchuldig ſeyn? ſo hätten wir ihnen unrecht gethan, und ſie ſtanden nicht in Einverſtändniß mit den Räubern?“

„Ich laſſe mich aufhängen ſtatt ihrer, erwiederte der Fuhrmann, wenn wir nicht dennoch Recht hatten. Dieß alles iſt nur Betrug, um nicht überwieſen werden zu können. Erinnert Ihr Euch nicht der verdächtigen Mienen dieſer Wirthſchaft? Erinnert Ihr Euch nicht wie ich hinabgehen wollte, wie mich der abgerichtete Hund nicht loslies, wie die Wirthin und der Hausknecht ſogleich erſchienen und mürriſch fragten, was ich denn noch zu thun hätte? Doch ſie ſind unſer, wenigſtens der Frau Gräfin, Glück. Hätte es in der Schenke

weniger verdächtig ausgesehen, hätte uns die Wirthin nicht so mißtrauisch gemacht, wir wären nicht zusammen gestanden, wären nicht wach geblieben. Die Räuber hätten uns überfallen im Schlafe, hätten zum wenigsten unsere Thüre bewacht, und diese Verwechslung des braven jungen Burschen wäre nimmer möglich geworden.“

Sie stimmten mit der Meinung des Fuhrmanns alle überein, und beschloßen auch die Wirthin und ihr Gesinde bei der Obrigkeit anzugeben. Doch, um sie desto sicherer zu machen, wollten sie sich jezt nichts merken lassen. Die Bedienten und der Fuhrmann giengen daher hinab in das Schenkzimmer, lösten die Bande der Diebeshehler auf, und bezeugten sich so mitleidig und bedauernd als möglich. Um ihre Gäste noch mehr zu versöhnen, machte die Wirthin nur eine kleine Rechnung für jeden und lud sie ein, recht bald wieder zu kommen.

Der Fuhrmann zahlte seine Zeche, nahm von seinen Leidensgenoßen Abschied und fuhr seine Straße. Nach diesem machten sich die beiden Handwerksbursche auf den Weg. So leicht der Bündel des Goldschmidts war, so drückte er doch die zarte Dame nicht wenig. Aber noch viel schwerer wurde ihr ums Herz, als unter der Hausthüre die Wirthin ihre verbrecherische Hand hinstreckte, um Abschied zu nehmen: “ Ei, was seyd Ihr doch für ein junges Blut, rief sie beim Anblick des zarten Jungen, noch so jung und schon in die Welt hin-

aus! Ihr ſeyd gewiß ein verdorbenes Kräutlein, das der Meiſter aus der Werkſtatt jagte. Nun, was geht es mich an, ſchenket mir die Ehre bei der Heimkehr, glückliche Reiſe!“

Die Gräfin wagte vor Angſt und Beben nicht zu antworten, ſie fürchtete, ſich durch ihre zarte Stimme zu verrathen. Der Zirkelſchmidt merkte es, nahm ſeinen Gefährten unter den Arm, ſagte der Wirthin, Ade! und ſtimmte ein luſtiges Lied an, während er dem Wald zuſchritt.

„Jezt erſt bin ich in Sicherheit!“ rief die Gräfin, als ſie etwa hundert Schritte entfernt waren. „Noch immer glaubte ich, die Frau werde mich erkennen und durch ihre Knechte feſtnehmen. O, wie will ich Euch allen danken! kommet auch Ihr auf mein Schloß, Ihr müßt doch Euern Reiſegenoſſen bey mir wieder abholen.“

Der Zirkelſchmidt ſagte zu, und während ſie noch ſprachen, kam der Wagen der Gräfin ihnen nachgefahren; ſchnell wurde die Thüre geöffnet, die Dame ſchlüpfte hinein; grüßte den jungen Handwerksburſchen noch einmal, und der Wagen fuhr weiter.

Um dieſelbe Zeit hatten die Räuber und ihre Gefangenen den Lagerplaz der Bande erreicht. Sie waren durch eine ungebahnte Waldſtraße im ſchnellſten Trab weggeritten; mit ihren Gefangenen wechſelten ſie kein Wort, auch unter ſich flüſterten ſie nur zuweilen, wenn die Richtung des Weges

sich veränderte. Vor einer tiefen Waldschlucht machte man endlich Halt. Die Räuber saßen ab, und ihr Anführer hob den Goldarbeiter vom Pferd, indem er sich über den harten und eiligen Ritt entschuldigte, und fragte, ob doch die „gnädige Frau" nicht gar zu sehr angegriffen sey.

Felix antwortete ihm so zierlich als möglich, daß er sich nach Ruhe sehne, und der Hauptmann bot ihm den Arm, ihn in die Schlucht zu führen. — Es gieng einen steilen Abhang hinab; der Fußpfad, welcher hinabführte, war so schmal und abschüßig, daß der Anführer oft seine Dame unterstüzen mußte, um sie vor der Gefahr hinabzustürzen zu bewahren. Endlich langte man unten an. Felix sah vor sich beim matten Schein des anbrechenden Morgens ein enges kleines Thal von höchstens hundert Schritten im Umfang, das tief in einem Kessel hoch hinanstrebender Felsen lag. Etwa sechs bis acht kleine Hütten waren in dieser Schlucht aus Brettern und abgehauenen Bäumen aufgebaut. Einige schmuzige Weiber schauten neugierig aus diesen Höhlen hervor, und ein Rudel von zwölf großen Hunden und ihren unzähligen Jungen umsprang heulend und bellend die Angekommenen. Der Hauptmann führte die vermeintliche Gräfin in die beste dieser Hütten und sagte ihr, diese sey ausschließlich zu ihrem Gebrauch bestimmt; auch erlaubte er auf Felix Verlangen, daß der Jäger und der Student zu ihm gelassen wurden.

Die Hütte war mit Rehfellen und Matten ausgelegt, die zugleich zum Fußboden und Sitze dienen mußten. Einige Krüge und Schüsseln aus Holz geschnizt, eine alte Jagdflinte, und in der hintersten Ecke ein Lager, aus ein paar Brettern gezimmert und mit wollenen Decken bekleidet, welchem man den Namen eines Bettes nicht geben konnte, waren die einzigen Geräthe dieses gräflichen Pallastes. Jezt erst, allein gelassen in dieser elenden Hütte, hatten die drei Gefangenen Zeit, über ihre sonderbare Lage nachzudenken. Felix, der zwar seine edelmüthige Handlung keinen Augenblick bereute, aber doch für seine Zukunft im Fall einer Entdeckung bange war, wollte sich in lauten Klagen Luft machen; der Jäger aber rückte ihm schnell näher und flüsterte ihm zu: „sey um Gotteswillen stille, lieber Junge; glaubst du denn nicht, daß man uns behorcht? „Aus jedem Wort, aus dem Ton deiner Sprache könnten sie Verdacht schöpfen," sezte der Student hinzu. Dem armen Felix blieb nichts übrig, als stille zu weinen.

„Glaubt mir, Herr Jäger, sagte er, ich weine nicht aus Angst vor diesen Räubern oder aus Furcht vor dieser elenden Hütte, nein, es ist ein ganz anderer Kummer, der mich drükt! Wie leicht kann die Gräfin vergessen, was ich ihr schnell noch sagte, und dann hält man mich für einen Dieb, und ich bin elend auf immer!"

„Aber was ist es denn, das dich so ängstigt?" fragte der

Jäger, verwundert über das Benehmen des jungen Menschen, der sich bisher so muthig und stark betragen hatte.

„Höret zu, und Ihr werdet mir Recht geben," antwortete Felix. „Mein Vater war ein geschickter Goldarbeiter in Nürnberg, und meine Mutter hatte früher bei einer vornehmen Frau gedient als Kammerfrau, und als sie meinen Vater heurathete, wurde sie von der Gräfin, welcher sie gedient hatte, trefflich ausgestattet. Diese blieb meinen Eltern immer gewogen, und als ich auf die Welt kam, wurde sie meine Pathe und beschenkte mich reichlich. Aber als meine Eltern bald nacheinander an einer Seuche starben, und ich ganz allein und verlassen in der Welt stand und ins Waisenhaus gebracht werden sollte, da vernahm die Frau Pathe unser Unglück, nahm sich meiner an und gab mich in ein Erziehungshaus; und als ich alt genug war, schrieb sie mir, ob ich nicht des Vaters Gewerbe lernen wollte. Ich war froh darüber und sagte zu, und so gab sie mich meinem Meister in Würzburg in die Lehre. Ich hatte Geschick zur Arbeit und brachte es bald soweit, daß mir der Lehrbrief ausgestellt wurde, und ich auf die Wanderschaft mich rüsten konnte. Dieß schrieb ich der Frau Pathe, und flugs antwortete sie, daß sie das Geld zur Wanderschaft gebe. Dabei schickte sie prachtvolle Steine mit und verlangte, ich solle sie fassen zu einem schönen Geschmeide, ich solle dann solches als Probe meiner Geschick-

lichkeit selbst überbringen und das Reisegeld in Empfang nehmen. Meine Frau Pathe habe ich in meinem Leben nicht gesehen, und ihr könnet denken, wie ich mich auf sie freute. Tag und Nacht arbeitete ich an dem Schmuck, er wurde so schön und zierlich, daß selbst der Meister darüber erstaunte. Als er fertig war, packte ich alles sorgfältig auf den Boden meines Ränzels, nahm Abschied vom Meister und wanderte meine Straße nach dem Schlosse der Frau Pathe. Da kamen, „fuhr er in Thränen ausbrechend, fort," diese schändlichen Menschen und zerstörten all meine Hoffnung. Denn wenn Eure Frau Gräfin den Schmuck verliert oder vergißt was ich ihr sagte, und das schlechte Ränzchen wegwirft, wie soll ich dann vor meine gnädige Frau Pathe treten? mit was soll ich mich ausweisen? woher die Steine ersetzen? und das Reisegeld ist dann auch verloren, und ich erscheine als ein undankbarer Mensch, der anvertrautes Gut so leichtsinnig weggegeben. Und am Ende — wird man mir glauben, wenn ich den wunderbaren Vorfall erzähle?"

„Ueber das Leztere seyd getrost!" erwiederte der Jäger. Ich glaube nicht, daß bey der Gräfin Euer Schmuk verloren gehen kann; und wenn auch, so wird sie sicherlich ihn ihrem Retter wiedererstatten und ein Zeugniß über diese Vorfälle ausstellen. — Wir verlassen Euch jezt auf einige Stunden, denn wahrhaftig wir brauchen Schlaf, und nach den Anstreng-

ungen dieſer Nacht werdet ihr ihn auch nöthig haben. Nachher laßt uns im Geſpräch unſer Unglück auf Augenblicke vergeſſen, oder beſſer noch auf unſere Flucht denken.“

Sie giengen; Felix blieb allein zurück und verſuchte dem Rath des Jägers zu folgen.

Als nach einigen Stunden der Jäger mit dem Studenten zurück kam, fand er ſeinen jungen Freund geſtärkter und munterer, als zuvor. Er erzählte dem Goldſchmidt, daß ihm der Hauptmann alle Sorgfalt für die Dame empfohlen habe, und in wenigen Minuten werde eines der Weiber, die ſie unter den Hütten geſehen hatten, der gnädigen Gräfin Caffee bringen und ihre Dienſte zur Aufwartung anbieten. Sie beſchloßen, um ungeſtört zu ſeyn, dieſe Gefälligkeit nicht anzunehmen, und als das alte, häßliche Zigeunerweib kam, das Frühſtück vorſezte und mit grinzender Freundlichkeit fragte, ob ſie nicht ſonſt noch zu Dienſten ſeyn könnte, winkte ihr Felix zu gehen und als ſie noch zauderte, ſcheuchte ſie der Jäger aus der Hütte. Der Student erzählte dann weiter, was ſie ſonſt noch von dem Lager der Räuber geſehen. „Die Hütte, die Ihr bewohnt, ſchönſte Frau Gräfin, „ſprach er,“ ſcheint urſprünglich für den Hauptmann beſtimmt. Sie iſt nicht ſo geräumig, aber ſchöner als die Uebrigen. Außer dieſer ſind noch ſechs andere da, in welchen die Weiber und Kinder wohnen, denn von den Räubern ſind ſelten mehr als ſechs zu

zu Hause. Einer steht nicht weit von dieser Hütte Wache, der andere unten am Weg in der Höhe, und ein Dritter hat den Lauerposten oben am Eingang in die Schlucht. Von zwei Stunden zu zwei Stunden werden sie von den drei übrigen abgelöst. Jeder hat überdieß zwei große Hunde neben sich liegen, und sie alle sind so wachsam, daß man keinen Fuß aus der Hütte setzen kann, ohne daß sie anschlagen. Ich habe keine Hoffnung, daß wir uns durchstehlen können."

„Machet mich nicht traurig, ich bin nach dem Schlummer muthiger geworden, entgegnete Felix; gebet nicht alle Hoffnung auf, und fürchtet ihr Verrath, so lasset uns lieber jezt von etwas anderem reden und nicht lange voraus schon kummervoll seyn. Herr Student, in der Schenke habt Ihr angefangen etwas zu erzählen, fahret jezt fort, denn wir haben Zeit zum Plaudern."

„Kann ich mich doch kaum erinnern was es war" antwortete der junge Mann.

„Ihr erzähltet die Sage von dem kalten Herz, und seyd stehen geblieben, wie der Wirth und der andere Spieler den Kohlen-Peter aus der Thüre werfen."

„Gut, jezt entsinne ich mich wieder, entgegnete er, nun, wenn ihr weiter hören wollet, will ich fortfahren:

Das kalte Herz.

Zweite Abtheilung.

Als Peter am Montag Morgen in seine Glashütte gieng, da waren nicht nur seine Arbeiter da, sondern auch andere Leute, die man nicht gerne sieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünschte Petern einen guten Morgen, fragte wie er geschlafen, und zog dann ein langes Register heraus, und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?" fragte der Amtmann mit strengem Blick, „und mach't es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu versäumen, und in den Thurm ist es drei gute Stunden." Da verzagte Peter, gestand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu schätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergiengen und prüften und schätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl ist's nicht weit, hat mir der Kleine nichts geholfen, so will ich es einmal mit dem Großen versuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, so schnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Versen wären, es war ihm, als er an dem Platz vorbei rannte, wo er das Glasmän-

lein zuerſt geſprochen, als halte ihn eine unſichtbare Hand auf, aber er riß ſich los und lief weiter, bis an die Gränze, die er ſich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er, beinahe athemlos, Holländer-Michel, Herr Holländer-Michel gerufen, als auch ſchon der rieſengroße Flözer mit ſeiner Stange vor ihm ſtand.

„Kommſt du?“ ſprach dieſer lachend; „haben ſie dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nu, ſey ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie geſagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatiſten und Frömmler her. Wenn man ſchenkt, muß man gleich recht ſchenken, und nicht wie dieſer Knauſer. Doch komm,“ fuhr er fort, und wandte ſich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir ſehen, ob wir Handels einig werden.“

„Handels einig?“ dachte Peter. „Was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?“ Sie giengen zuerſt über einen ſteilen Waldſteig hinan, und ſtanden dann mit einemmal an einer dunkeln, tiefen, abſchüßigen Schlucht; Holländer-Michel ſprang den Felſen hinab, wie wenn es eine ſanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht geſunken, denn als jener unten angekommen war, machte er ſich ſo groß wie ein Kirchthurm und reichte ihm einen Arm, ſo lange als ein Weberbaum, und eine Hand daran, ſo breit als der Tiſch im

Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die heraufschallte wie eine tiefe Todtenglocke, „setz dich nur auf meine Hand und halte dich an den Fingern, so wirst du nicht fallen. Peter that zitternd, wie jener befohlen, nahm Platz auf der Hand, und hielt sich am Daumen des Riesen.

Es gieng weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler, im Gegentheil, die Tageshelle schien sogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte sie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer-Michel hatte sich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und stand nun in seiner früheren Gestalt vor einem Haus, so gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterschied sich durch nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß sie einsam schien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthschaften auf den Gesimsen, waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tisch an, gieng dann hinaus, und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein und nun schwazten sie, und Holländer-Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht darnach bekommend, dieß auch offen dem Holländer erzählte.

„Wenn du im ganzen Körper Muth und Kraft etwas zu unternehmen hatteſt, da konnten ein Paar Schläge des dummen Herzens dich zittern machen; und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, für was ſoll ſich ein Vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? haſt du's im Kopf empfunden, als dich lezthin einer einen Betrüger und ſchlechten Kerl nannte? hat es dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, dich aus dem Haus zu werfen? Was? ſag an, was hat dir wehe gethan?“

„Mein Herz,“ ſprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Bruſt preßte, denn es war ihm, als ob ſein Herz ſich ängſtlich hin und her wendete.

„Du haſt, nimm mir es nicht übel, du haſt viele hundert Gulden an ſchlechte Bettler und anderes Geſindel weggeworfen; was hat es dich genüzt? Sie haben dir dafür Segen und einen geſunden Leib gewünſcht; ja biſt du deßwegen geſünder geworden? Um die Hälfte des verſchleuderten Geldes hätteſt du einen Arzt gehalten. Segen, ja ein ſchöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgeſtoßen wird! Und was war es, das dich getrieben, in die Taſche zu fahren, ſo oft ein Bettelmann ſeinen zerlumpten Hut hinſtrekte? — Dein Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen, noch deine Zunge, deine Arme noch deine Beine, ſondern dein Herz.

Du haſt dir es, wie man richtig ſagt, zu ſehr zu Herzen genommen.“

„Aber wie kann man ſich denn angewöhnen, daß es nicht mehr ſo iſt? Ich gebe mir jezt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe.“

„Du freilich,“ rief jener mit Lachen, „du armer Schelm. Kannſt nichts dagegen thun; aber gib mir das kaum pochende Ding und du wirſt ſehen, wie gut du es dann haſt.“

„Euch, mein Herz? ſchrie Peter mit Entſezen.“ Da müßte ich ja ſterben auf der Stelle! Nimmermehr!“

„Ja, wenn dir einer eurer Herrn Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßteſt du wohl ſterben; bei mir iſt dieß ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge dich ſelbſt.“ Er ſtand bei dieſen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der ſich ihm bot, war ſonderbar und überraſchend. Auf mehreren Geſimſen von Holz ſtanden Gläſer, mit durchſichtiger Flüßigkeit gefüllt, und in jedem dieſer Gläſer lag ein Herz, auch waren an den Gläſern Zettel angeklebt und Namen darauf geſchrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F; das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzboden Königs, das Herz des Oberförſters; da

waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werbofficieren, drei von Geldmäklern — kurz es war eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!“ sprach Holländer Michel, „diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen, keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt und ihre ehemaligen Besitzer befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben.“

„Aber was tragen sie denn jezt dafür in der Brust?“ fragte Peter, den diß alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dieß“ antwortete jener, und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So?“ erwiederte er, und konnte sich eines Schauers, der ihm über die Haut gieng, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelstein? Aber, horch einmal, Herr Holländer-Michel, das muß doch gar kalt seyn in der Brust.“

„Freilich, aber ganz angenehm kühl; warum soll denn ein Herz warm seyn? im Winter nüzt dich die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles schwül und heiß ist, — du glaubst nicht, wie dann solch ein Herz abkühlt; und wie gesagt, weder Angst noch Schrecken, weder thörigtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an solch ein Herz.“

„Und das ist alles, was Ihr mir geben könnet," fragte Peter unmuthig; „Ich hoff auf Geld, und Ihr wollet mir einen Stein geben!"

„Nu, ich denke an hunderttausend Gulden hättest du fürs erste genug; wenn du es geschickt umtreibst, kannst du bald ein Millionär werden."

„Hunderttausend?" rief der arme Köhler freudig, „nun so poche doch nicht so ungestüm in meiner Brust, wir werden bald fertig seyn mit einander. Gut, Michel; gebt mir den Stein und das Geld und die Unruh' könnet Ihr aus dem Gehäuse nehmen."

„Ich dachte es doch, daß du ein vernünftiger Bursche seyst;" antwortete der Holländer freundlich lächelnd, „komm, laß uns noch eins trinken, und dann will ich das Geld auszahlen."

So sezten sie sich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlen-Munk-Peter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Posthorns und siehe da, er saß in einem schönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er sich aus dem Wagen bog, sah er in blauer Ferne hinter sich den

Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es ſelbſt ſei, der in dieſem Wagen ſize; denn auch ſeine Kleider waren gar nicht mehr dieſelben, die er geſtern getragen, aber er erinnerte ſich doch an alles ſo deutlich, daß er endlich ſein Nachſinnen aufgab und rief: „Der Kohlen-Munk-Peter bin ich, das iſt ausgemacht, und kein anderer.“ Er wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jezt zum erſtenmal aus der ſtillen Heimath, aus den Wäldern, wo er ſo lange gelebt, auszog; ſelbſt nicht, als er an ſeine Mutter dachte, die jezt wohl hülflos und im Elend ſaß, konnte er eine Thräne aus dem Auge preſſen oder nur ſeufzen; denn es war ihm alles ſo gleichgültig. „Ach freilich, ſagte er dann,“ Thränen und Seufzer, Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer-Michel, — das meine iſt kalt und von Stein.

Er legte ſeine Hand auf die Bruſt, und es war ganz ruhig dort, und rührte ſich nichts; „wenn er mit den Hunderttauſenden ſo gut Wort hielt, wie mit dem Herz, ſo ſoll es mich freuen,“ ſprach er und fieng an ſeinen Wagen zu unterſuchen. Er fand Kleidungsſtücke von aller Art, wie er ſie nur wünſchen konnte, aber kein Geld; endlich ſtieß er auf eine Taſche und fand viele tauſend Thaler in Gold und Scheinen, auf Handlungshäuſer in allen großen Städten. „Jezt hab

ich's, wie ich's wollte," dachte er, ſetzte ſich bequem in die Ecke des Wagens, und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher, und ſchaute aus ſeinem Wagen links und rechts an den Häuſern hinauf, ſchaute, wenn er anhielt, nichts als den Schild ſeines Wirthshauſes an, lief dann in der Stadt umher, und ließ ſich die ſchönſten Merkwürdigkeiten zeigen; aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Muſik, kein Tanz, ſein Herz von Stein nahm an nichts Antheil und ſeine Augen, ſeine Ohren waren abgeſtumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude an Eſſen und Trinken und der Schlaf, und ſo lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu ſeiner Unterhaltung ſpeiste und aus langer Weile ſchlief. Hie und da erinnerte er ſich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher geweſen ſey, als er noch arm war und arbeiten mußte, um ſein Leben zu friſten. Da hatte ihn jede ſchöne Ausſicht ins Thal, Muſik und Geſang hatten ihn ergözt, da hatte er ſich ſtundenlang auf die einfache Koſt, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen ſollte, gefreut; wenn er ſo über die Vergangenheit nachdachte, ſo kam es ihm ganz ſonderbar vor, daß er jezt nicht einmal lachen konnte, und ſonſt hatte er über den kleinſten Scherz gelacht; wenn andere lachten, ſo verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber ſein Herz — lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig ſey,

— aber zufrieden fühlte er ſich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, ſondern Oede, Ueberdruß, freudenloſes Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald ſeiner Heimath erblickte, als er zum erſtenmal wieder jene kräftigen Geſtalten, jene freundlichen, treuen Geſichter der Schwarzwälder ſah, als ſein Ohr die heimathlichen Klänge, ſtark, tief, aber wohltönend vernahm, da fühlte er ſchnell an ſein Herz, denn ſein Blut wallte ſtärker, und er glaubte, er müſſe ſich freuen, und müſſe weinen zugleich, aber — wie konnte er nur ſo thörigt ſeyn, er hatte ja ein Herz von Stein; und Steine ſind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erſter Gang war zum Holländer-Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm; „Michel, ſagte er zu ihm,“ gereist bin ich nun, und habe alles geſehen, iſt aber alles dummes Zeug und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, Euer ſteinernes Ding, das ich in der Bruſt trage, ſchützt mich zwar vor manchem; ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es iſt mir, als wenn ich nur halb lebte. Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen, oder — gebt mir lieber mein altes Herz; ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt, und wenn es zuwei-

len auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz.“

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter: „Wenn du einmal todt bist, „Peter Munk, antwortete er,“ dann soll es dir nicht fehlen, dann sollst du dein weiches, rührbares Herz wieder haben und du kannst dann fühlen was kommt, Freud' oder Leid; aber hier oben kann es nicht mehr dein werden! Doch, Peter! gereist bist du wohl, aber, so wie du lebtest, konnte es dich nichts nüzen. Seze dich jezt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat dir nur an Arbeit gefehlt, weil du müßig warst hattest du Langeweile, und schiebst jezt alles auf dieses unschuldige Herz.“ Peter sah ein, daß Michel recht habe, was den Müssiggang beträfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden; Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Mähre, der Kohlen-Munk-Peter oder Spielpeter sey wieder da, und noch viel reicher, als zuvor. Es gieng auch jezt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er jezt an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler spielte,

ſtand er in der Achtung ſo hoch, als je. Er trieb jezt aber nicht mehr das Glashandwerk, ſondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeſchäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach ſchuldig, aber er lieh Geld nur auf zehen Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann ſtand er jezt in enger Freundſchaft, und wenn einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, ſo ritt der Amtmann mit ſeinen Schergen heraus, ſchäzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte diß dem reichen Peter einige Unluſt, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann Haufenweiſe ſeine Thüre, die Männer flehten um Nachſicht, die Weiber ſuchten das ſteinerne Herz zu erweichen und die Kinder winſelten um ein Stücklein Brod; aber als er ſich ein paar tüchtige Fleiſcherhunde angeſchafft hatte, hörte dieſe Katzenmuſik, wie er es nannte, bald auf; er pfiff und hezte, und die Bettelleute flogen ſchreiend auseinander. Am meiſten Beſchwerde machte ihm das „alte Weib.“ Das war aber niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurükgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgeſehen; da kam ſie nun zuweilen,

alt, schwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus; hinein wagte sie sich nimmer, denn er hatte sie einmal weggejagt, aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menschen leben zu müssen, da der eigene Sohn ihr ein sorgenloses Alter hätte bereiten können. Aber das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen, wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken, ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt; mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbäzner heraus, schlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohlgehen auf Erden, er hörte sie hüstelnd von der Thüre schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Bazen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auch auf den Gedanken zu heurathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierinn sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher, im ganzen Wald schaute hier, schaute dort, und keine der schönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm schön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönste

und Tugendſamſte im ganzen Wald ſei eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe ſtill und für ſich, beſorge geſchickt und emſig ihres Vaters Haus, und laſſe ſich nie auf dem Tanzboden ſehen, nicht einmal zu Pfingſten oder Kirmeß. Als Peter von dieſem Wunder des Schwarzwalds hörte, beſchloß er, um ſie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der ſchönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen, und er ſtaunte noch mehr, als er hörte, es ſey dieß der reiche Herr Peter und er wolle ſein Schwiegerſohn werden. Er beſann ſich auch nicht lange, denn er meinte, all ſeine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, ſagte zu, ohne die ſchöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war ſo folgſam, daß ſie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht ſo gut, als ſie ſich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hausweſen wohl zu verſtehen, aber ſie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen; ſie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte ſie, es ſey keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig, oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; aber als Herr Peter dieß eines Tages merkte, ſprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme:

„Warum verſchleuderſt du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Haſt du was mitgebracht ins Haus, das

du wegſchenken könnteſt? Mit deines Vaters Bettelſtab kann man keine Suppe wärmen, und wirfſt das Geld aus, wie eine Fürſtin? Noch einmal laß dich betreten, ſo ſollſt du meine Hand fühlen!" Die ſchöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und ſie wünſchte oft lieber heim zu ſeyn, in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen, hartherzigen Peter zu hauſen. Ach, hätte ſie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe, und weder ſie noch irgend einen Menſchen lieben könnte, ſo hätte ſie ſich wohl nicht gewundert. So oft ſie aber jezt unter der Thüre ſaß, und es gieng ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut, und hub an ſeinen Spruch, ſo drückte ſie die Augen zu, das Elend nicht zu ſchauen, ſie ballte die Hand feſter, damit ſie nicht unwillkührlich in die Taſche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die ſchöne Lisbeth im ganzen Wald verſchrieen wurde, und es hieß, ſie ſey noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages ſaß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und ſpann und murmelte ein Liedchen dazu; denn ſie war munter, weil es ſchön Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kömmt ein kaltes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen, ſchweren Sack, und ſie hört ihn ſchon von weitem keuchen. Theilnehmend ſieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem ſo alten kleinen Mann ſollte man nicht mehr ſo ſchwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zusammen. „Ach habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Wasser," sprach das Männlein, „Ich kann nicht weiter, muß elend verschmachten."

„Aber Ihr solltet in Eurem Alter nicht mehr so schwer tragen," sagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu fristen" antwortete er, „ach so eine reiche Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein frischer Trunk bei solcher Hitze."

Als sie dieß hörte, eilte sie ins Haus, nahm einen Krug vom Gesims und füllte ihn mit Wasser; doch als sie zurückkehrte, und nur noch wenige Schritte von ihm war, und das Männlein sah, wie es so elend und verkümmert auf dem Sack saß, da fühlte sie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hause sey, und so stellte sie den Wasserkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf, und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch besser frommen, als Wasser, da ihr schon so gar alt seyd, sprach sie, aber trinket nicht zu hastig, und esset auch Brod dazu."

Das Männlein sah sie staunend an, bis große Thränen in seinen alten Augen standen, er trank und sprach dann:

„Ich bin alt geworden, aber ich hab' wenige Menschen gesehen, die so mitleidig wären, und ihre Gaben so schön und herzig zu spenden wußten, wie Ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; solch ein Herz bleibt nicht unbelohnt."

„Nein und den Lohn soll sie zur Stelle haben," schrie eine schreckliche Stimme, und als sie sich umsahen, war es Herr Peter mit blutrothem Gesicht.

„Und sogar meinen Ehrenwein gießest du aus an Bettelleute und meinen Mundbecher gibst du an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!" Frau Lisbeth stürzte zu seinen Füßen, und bath um Verzeihung, aber das steinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitsche um, die er in der Hand hielt, und schlug sie mit dem Handgriff von Ebenholz so heftig vor die schöne Stirne, daß sie leblos dem alten Mann in die Arme sank. Als er diß sah, war es doch als reuete ihn die That auf der Stelle; er bükte sich herab zu schauen, ob noch Leben in ihr sey, aber das Männlein sprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib dir keine Mühe, Kohlen-Peter; es war die schönste und lieblichste Blume im Schwarzwald, aber du hast sie zertreten und nie mehr wird sie wieder blühen."

Da wich alles Blut aus Peters Wangen und er sprach: „Also Ihr seyd es, Herr Schatzhauser? Nun, was geschehen

hen iſt, iſt geſchehen, und es hat wohl ſo kommen müſſen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder.“

„Elender!“ erwiederte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine ſterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdiſche Gerichte ſind es, die du zu fürchten haſt, ſondern andere und ſtrengere; denn du haſt deine Seele an den Böſen verkauft.“

„Und hab ich mein Herz verkauft“ ſchrie Peter, „ſo iſt niemand daran ſchuld, als du, und deine betrügeriſche Schätze; du tückiſcher Geiſt haſt mich ins Verderben geführt, mich getrieben daß ich bei einem andern Hülfe ſuchte, und auf dir liegt die ganze Verantwortung.“ Aber kaum hatte er diß geſagt, ſo wuchs und ſchwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und ſeine Augen ſollen ſo groß geweſen ſeyn, wie Suppenteller und ſein Mund war wie ein geheizter Backofen und Flammen blizten daraus hervor. Peter warf ſich auf die Knie, und ſein ſteinernes Herz ſchüzte ihn nicht, daß nicht ſeine Glieder zitterten, wie eine Eſpe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeiſt im Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten. „Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte,“ ich könnte dich zerſchmettern, wenn ich wollte, denn du haſt gegen den Herrn

des Waldes gefrevelt. Aber um dieſes todten Weibes willen, die mich geſpeist und getränkt hat, gebe ich dir acht Tage Friſt; Bekehrſt du dich nicht zum Guten, ſo komme ich und zermalme dein Gebein und du fahrſt hin in deinen Sünden.“

Es war ſchon Abend, als einige Männer, die vorbeigiengen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen ſahen. Sie wandten ihn hin und her, und ſuchten, ob noch Athem in ihm ſey, aber lange war ihr ſuchen vergebens. Endlich gieng einer in das Haus und brachte Waſſer herbei, und beſprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, ſtöhnte und ſchlug die Augen auf, ſchaute lange um ſich her, und fragte dann nach Frau Lisbeth, aber Keiner hatte ſie geſehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, ſchlich in ſein Haus und ſchaute ſich um, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das was er für einen ſchrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun ſo ganz allein war, da kamen ihm ſonderbare Gedanken; er fürchtete ſich vor nichts, dann ſein Herz war ja kalt, aber wenn er an den Tod ſeiner Frau dachte, — kam ihm ſein eigenes Hinſcheiden in den Sinn, und wie belaſtet er dahin fahren werde, ſchwer belaſtet mit Thränen der Armen, mit Tauſend ihrer Flüche, die ſein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die

er seinen Hund gehezt, belastet mit der stillen Verzweiflung seiner Mutter, mit dem Blut der schönen, guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater Rechenschaft geben, wann er käme und fragte: „wo ist meine Tochter, dein Weib?“ Wie wollte er einem Andern Frage stehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und — die Leben der Menschen?

Es quält ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer süßen Stimme, die ihm zurief; „Peter, schaff dir ein wärmeres Herz!“ und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth seyn, die ihm diese Warnung zurief. Den andern Tag gieng er ins Wirthshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen und dort traf er den dicken Ezechiel Er sezte sich zu ihm, sie sprachen diß und jenes, vom schönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer so schnell gestorben sey. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher seyn werde? Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begrabt man das Herz auch?“ fragte Peter gespannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben.“

„Wenn aber einer sein Herz nicht mehr hat? fuhr Peter fort.

Ezechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an; was willst du damit sagen? willst du mich foppen? Meinst du, ich habe dein Herz?“

„O, Herz genug, so fest wie Stein:“ erwiederte Peter.

Ezechiel sah ihn verwundert an; schaute sich um, ob es Niemand gehört habe, und sprach dann: „Woher weißt du es? Oder pocht vielleicht das Deinige auch nicht mehr!“

„Pocht nicht mehr wenigstens nicht hier in meiner Brust, antwortete Peter Munk. „Aber sag' mir, da du jezt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unseren Herzen?

„Was kümmert dich diß Gesell!?“ fragte Ezechiel lachend“ Hast ja auf Erden vollauf zu leben und damit genug. Das ist ja gerade das bequeme in unsern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt, vor solchen Gedanken.“

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jezt keine Furcht mehr kenne, so weiß ich doch wohl noch, wie sehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unschuldiger Knabe war.“

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen;“ sagte Ezechiel. „Hab 'mal einen Schulmeister darüber befragt, der sagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie

schwer sie sich versündiget hätten. Die leichten steigen auf, die schweren sinken hinab, und ich denke, unsere Steine werden ein gutes Gewicht haben.“

„Ach freilich;“ erwiederte Peter, „und es ist mir oft selbst unbequem, daß mein Herz so theilnamlos und ganz gleichgültig ist, wenn ich an solche Dinge denke.“

So sprachen sie; aber in der nächsten Nacht hörte er fünf oder sechsmal die bekannte Stimme in sein Ohr lispeln: „Peter, schaff' dir ein wärmeres Herz!“ Er empfand keine Reue, daß er sie getödtet, aber wenn er dem Gesinde sagte, seine Frau sey verreist, so dachte er immer dabei, „wohin mag sie wohl gereist seyn?“ Sechs Tage hatte er es so getrieben, und immer hörte er Nachts diese Stimme und immer dachte er an den Waldgeist und seine schreckliche Drohung; aber am siebenten Morgen sprang er auf von seinem Lager, und rief, „nun ja, will sehen, ob ich mir ein wärmeres schaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Brust macht mir das Leben nur langweilig und öde.“ Er zog schnell seinen Sonntagsstaat an, und sezte sich auf sein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter standen, saß er ab, band sein Pferd an, und gieng schnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne stand, hub er seinen Spruch an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald
Biſt viele hundert Jahre alt
Dein iſt all Land, wo Tannen ſtehen,
Läßt dich nur Sonntagskindern ſehen.“

Da kam das Glasmännlein hervor, aber nicht freundlich und traulich, wie ſonſt, ſondern düſter und traurig; es hatte ein Röklein an von ſchwarzem Glas und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willſt du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunſch, Herr Schazhauſer,“ antwortete Peter, mit niedergeſchlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünſchen?“ ſagte jener; „du haſt alles, was du für deinen ſchlechten Sinn bedarfſt, und ich werde ſchwerlich deinen Wunſch erfüllen.“

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünſche zugeſagt; einen hab ich immer noch übrig.“

„Doch kann ich ihn verſagen, wenn er thörigt iſt, fuhr der Waldgeiſt fort; aber wohlan, ich will hören, was du willſt?

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz,“ ſprach Peter.

„Hab ich den Handel mit dir gemacht?“ fragte das Glasmännlein; „bin ich der Holländermichel, der Reichthum

und kalte Herzen ſchenkt? Dort, bei ihm mußt du dein Herz ſuchen?

„Ach, er gibt es nimmer zurück," antwortete Peter.

„Du dauerſt mich, ſo ſchlecht du auch biſt'" ſprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunſch nicht thörigt iſt, ſo kann ich dir wenigſtens meine Hülfe nicht abſchlagen. So höre. Dein Herz kannſt du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch Liſt, und es wird vielleicht nicht ſchwer halten; denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er ſich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin, und thue, wie ich dir heiße." Und nun unterrichtete er ihn in allem, und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er dir nicht ſchaden, und er wird dich frei laſſen, wenn du ihm diß vorhalten und dazu beten wirſt." Und haſt du denn, was du verlangt haſt, erhalten, ſo komm wieder zu mir an dieſen Ort."

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte ſich alle Worte ins Gedächtniß, und gieng weiter nach Holländermichels Behauſung. Er rief dreimal ſeinen Namen und alſobald ſtand der Rieſe vor ihm. „Du haſt dein Weib erſchlagen?" fragte er ihn, mit ſchrecklichem Lachen, „hätt' es auch ſo gemacht, ſie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber du wirſt auf einige Zeit auſſer Landes gehen müſſen, denn es

wird Lärm machen, wenn man sie nicht findet; und du brauchst wohl Geld, und kommst, um es zu holen?“

„Du hasts errathen“ erwiederte Peter, „und nur recht viel dißmal, denn nach Amerika ist's weit.“

Michel gieng voran, und brachte ihn in seine Hütte, dort schloß er eine Truhe auf, worinn viel Geld lag und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es so auf den Tisch hinzählte, sprach Peter: „Du bist doch ein loser Vogel, Michel, daß du mich belogen hast, ich hätte einen Stein in der Brust, und du habest mein Herz!“

„Und ist es denn nicht so?“ fragte Michel staunend; fühlst du denn dein Herz? ist es nicht kalt, wie Eis? Hast du Furcht oder Gram, kann dich etwas reuen?“

„Du hast mein Herz nur stille stehen lassen, aber ich hab' es noch wie sonst in meiner Brust und Ezechiel auch, der hat es mir gesagt, daß du uns angelogen hast; du bist nicht der Mann dazu, der einem das Herz so unbemerkt und ohne Gefahr aus der Brust reissen könnte! da müßtest du zaubern können.“

„Aber ich versichere dich“ rief Michel unmuthig, „Du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir gehalten, haben solche kalte Herzen wie du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer.“

„Ei, wie dir das Lügen von der Zunge geht!“ lachte

Peter. „Das mach' du einem Andern weiß. Meinst du, ich hab auf meinen Reisen nicht solche Kunststücke zu Duzenden gesehen? Aus Wachs nachgeahmt sind deine Herzen hier in der Kammer. Du bist ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannst du nicht."

Da ergrimmte der Riese, und rieß die Kammerthüre auf. „Komm herein, und lies die Zettel alle und jenes dort, schau, das ist Peter Munks Herz; siehst du, wie es zuckt? kann man das auch aus Wachs machen?"

„Und doch ist es aus Wachs" antwortete Peter. „So schlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Brust. Nein, zaubern kannst du nicht!"

„Aber ich will es dir beweisen!" rief jener ärgerlich; „du sollst es selbst fühlen, daß diß dein Herz ist." Er nahm es, riß Peters Wamms auf, und nahm einen Stein aus seiner Brust, und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an, und sezte es behutsam an seine Stelle und alsobald fühlte Peter, wie es pochte, und er konnte sich wieder darüber freuen.

„Wie ist es dir jezt?" fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, du hast doch recht gehabt," antwortete Peter, indem er behutsam sein Kreuzlein aus der Tasche zog. „Hätt ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!"

„Nicht wahr? und zaubern kann ich, das siehst du; aber komm, jezt will ich dir den Stein wieder hinein setzen. —

„Gemach, Herr Michel!“ rief Peter, trat einen Schritt zurück, und hielt ihm das Kreuzlein entgegen.“ Mit Speck fängt man Mäuse und dißmal bist du der Betrogene.“ Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kleiner, fiel nieder und wand sich hin und her wie ein Wurm und ächzte und stöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte, wie in der Werkstatt eines Uhrenmachers. Peter aber fürchtete sich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus, und klimmte, von Angst getrieben, die Felsenwand hinan; denn er hörte, daß Michel sich aufraffte, stampfte und tobte, und ihm schreckliche Flüche nachschickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein schreckliches Wetter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder, und zerschmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber sah er mit Entsezen auf sein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den schönen Wald zersplitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, sein schönes, gutes Weib, das er aus Geiz gemordet, er kam

ſich ſelbſt wie der Auswurf der Menſchen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schazhauſer ſaß ſchon unter dem Tannenbaum und rauchte aus ſeiner kleinen Pfeife, doch ſah er munterer aus, als zuvor. „Warum weinſt du, Kohlen-Peter?“ fragte er, „Haſt du dein Herz nicht erhalten? liegt noch das kalte in deiner Bruſt?“

„Ach Herr!“ ſeufzte Peter; „als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren ſo trocken, als das Land im Juli; jezt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner hab ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehezt, und, Ihr wißt es ja ſelbſt — wie meine Peitſche auf ihre ſchöne Stirne fiel!“

„Peter! Du warſt ein großer Sünder!“ ſprach das Männlein. „Das Geld und der Müſſiggang haben dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue verſöhnt, und wenn ich nur wüßte, daß dir dein Leben recht leid thut, ſo könnte ich ſchon noch was für dich thun.“

„Will nichts mehr,“ antwortete Peter und ließ traurig ſein Haupt ſinken. „Mit mir iſt es aus; kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen; was ſoll ich ſo allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr ge-

than und vielleicht hab ich sie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau! Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schazhauser, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende.“

„Gut,“ erwiederte das Männlein,“ wenn du nicht anders willst, so kannst du es haben; meine Axt hab ich bei der Hand.“ Er nahm ganz ruhig sein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und stekte es ein. Dann stand er langsam auf und gieng hinter die Tannen. Peter aber sezte sich weinend ins Gras, sein Leben war ihm nichts mehr und er erwartete geduldig den Todesstreich. Nach einiger Zeit hörte er leise Tritte hinter sich und dachte: „jezt wird er kommen.“

„Schau dich noch einmal um, Peter Munk!“ rief das Männlein. Er wischte sich die Thränen aus den Augen, und schaute sich um, und sah — seine Mutter und Lisbeth seine Frau, die ihn freundlich anblikten. Da sprang er freudig auf: „So bist du nicht todt, Lisbeth; und auch Ihr seyd da, Mutter und habt mir vergeben?“

„Sie wollen Dir verzeihen,“ sprach das Glasmännlein, „weil du wahre Reue fühlst und alles soll vergessen seyn. Zieh jezt heim in deines Vaters Hütte, und sey ein Köhler, wie zuvor; bist du brav und bieder, so wirst du dein Handwerk ehren und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten,

als wenn du zehen Tonnen Goldes hätteſt.“ So ſprach das Glasmännlein und nahm Abſchied von ihnen.

Die Drei lobten und ſegneten ihn und giengen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters ſtand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all ſeinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin gieng jezt ihr Weg und der große Verluſt bekümmerte ſie nicht.

Aber wie ſtaunten ſie, als ſie an die Hütte kamen! Sie war zu einem ſchönen Bauernhaus geworden, und alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie ſchön!“ ſagte Frau Lisbeth, „und hier iſt mir viel heimiſcher, als in dem großen Haus mit dem vielen Geſinde.“

Von jezt an wurde Peter Munk ein fleiſſiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb ſein Handwerck unverdroſſen und ſo kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde, und angeſehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte ſeine Mutter und gab den Armen, die an ſeine Thüre poch-

ten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem schönen Knaben genaß, gieng Peter nach dem Tannenbühl und sagte sein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte sich nicht. „Herr Schatzhäuser" rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts anderes, als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!" Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windstoß saußte durch die Tannen, und warf einige Tannzapfen herab ins Gras. „So will ich diß zum Andenken mit nehmen, weil Ihr Euch doch nicht sehen lassen wollet," rief Peter, steckte die Zapfen in die Tasche, und gieng nach Hause; aber als er zu Hause das Sonntagswamms auszog, und seine Mutter die Taschen umwandte, und das Wamms in den Kasten legen wollte, da fielen vier stattliche Geldrollen heraus, und als man sie öffnete, waren es lauter gute, neue Badische Thaler, und kein einziger falscher darunter. Und das war das Pathengeschenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten sie still und unverdrossen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk schon graue Haare hatte, sagte er: „es ist doch besser zufrieden seyn mit wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz."

Es mochten schon etwa fünf Tage vergangen seyn, während Felix, der Jäger und der Student noch immer unter den Räubern gefangen saßen. Sie wurden zwar von dem Hauptmann und seinen Untergebenen gut behandelt, aber dennoch sehnten sie sich nach Befreiung, denn je mehr die Zeit fortrückte, desto höher stieg auch ihre Angst vor Entdeckung. Am Abend des fünften Tages erklärte der Jäger seinen Leidensgenossen, daß er entschlossen sey, in dieser Nacht loszubrechen, und wenn es ihn auch das Leben kosten sollte. Er munterte seine Gefährten zum gleichen Entschluß auf, und zeigte ihnen, wie sie ihre Flucht ins Werk sezen könnten. „Den, der uns zu nächst steht, nehme ich auf mich; es ist Nothwehr, und Noth kennt kein Gebot, er muß sterben.“

„Sterben?“ rief Felix entsezt; „Ihr wollt Ihn todt schlagen?“

„Das bin ich fest entschlossen, wenn es darauf ankommt, zwei Menschenleben zu retten. Wisset, daß ich die Räuber mit besorglicher Mine habe flüstern hören, „im Wald werde nach ihnen gestreift,“ und die alten Weiber verriethen in ihrem Zorn die böse Absicht der Bande, sie schimpften auf uns und gaben zu verstehen, wenn die Räuber angegriffen würden, so müssen sie ohne Gnade sterben.“

„Gott im Himmel!“ rief der Jüngling entſezt, und verbarg ſein Geſicht in die Hände.

„Noch haben ſie uns das Meſſer nicht an die Kehle geſezt,“ fuhr der Jäger fort; „drum laßt uns ihnen zuvorkommen. Wenn es dunkel iſt, ſchleiche ich auf die nächſte Wache zu; ſie wird anrufen; ich werde ihm zuflüſtern, die Gräfin ſei plözlich ſehr krank geworden, und indem er ſich umſieht, ſtoße ich ihn nieder. Dann hole ich Euch ab, junger Mann, und der zweite kann uns eben ſo wenig entgehen; und beim dritten haben wir zu zwei leichtes Spiel.“ —

Der Jäger ſah bei dieſen Worten ſo ſchrecklich aus, daß Felix ſich vor ihm fürchtete. Er wollte ihn bereden, von dieſem blutigen Gedanken abzuſtehen, als die Thüre der Hütte leiſe aufgieng und ſchnell eine Geſtalt herein ſchlüpfte. Es war der Hauptmann. Behutſam ſchloß er wieder zu, und winkte den beiden Gefangenen, ſich ruhig zu verhalten. Er ſezte ſich neben Felix nieder und ſprach:

„Frau Gräfin, Ihr ſeyd in einer ſchlimmen Lage. Euer Herr Gemahl hat nicht Wort gehalten, er hat nicht nur das Löſegeld nicht geſchickt, ſondern er hat auch die Regierungen umher aufgeboten, bewaffnete Mannſchaft ſtreift von allen Seiten durch den Wald, um mich und meine Leute aufzuheben. Ich habe Eurem Gemahl gedroht, Euch zu tödten, wenn er Miene mache, uns anzugreifen; doch es muß ihm entweder

an Eurem Leben wenig liegen, oder er traut unſern Schwüren nicht. Euer Leben iſt in unſerer Hand, iſt nach unſern Geſezen verwirkt. Was wollet Ihr dagegen einwenden?“

Beſtürzt ſahen die Gefangenen vor ſich nieder, ſie wußten nicht zu antworten, denn Felix erkannte wohl, daß ihn das Geſtändniß über ſeine Verkleidung nur noch mehr in Gefahr ſezen könnte.

„Es iſt mir unmöglich, fuhr der Hauptmann fort, eine Dame, die meine vollkommene Achtung hat, alſo in Gefahr zu ſezen. Darum will ich Euch einen Vorſchlag zur Rettung machen, es iſt der einzige Ausweg, der Euch übrig bleibt: Ich will mit Euch entfliehen.“

Erſtaunt, überraſcht blikten ihn Beide an; er aber ſprach weiter: „Die Mehrzahl meiner Geſellen iſt entſchloßen, ſich nach Italien zu ziehen und unter einer weitverbreiteten Bande Dienſte zu nehmen. Mir für meinen Theil behagt es nicht, unter einem Andern zu dienen, und darum werde ich keine gemeinſchaftliche Sache mit ihnen machen. Wenn Ihr mir nun Euer Wort geben wolltet, Frau Gräfin, für mich gut zu ſprechen, Eure mächtigen Verbindungen zu meinem Schuze anzuwenden, ſo kann ich Euch noch frei machen, ehe es zu ſpät iſt.“

Felix ſchwieg verlegen; ſein redliches Herz ſträubte ſich, den Mann, der ihm das Leben retten wollte, gefliſſentlich ei-

ner Gefahr auszusetzen, vor welcher er ihn nachher nicht schützen könnte. Als er noch immer schwieg, fuhr der Hauptmann fort: „Man sucht gegenwärtig überall Soldaten; ich will mit dem geringsten Dienst zufrieden seyn. Ich weiß, daß Ihr viel vermöget, aber ich will ja nichts weiter, als Euer Versprechen, etwas für mich in dieser Sache zu thun.“

„Nun denn, antwortete Felix mit niedergeschlagenen Augen, ich verspreche euch, was ich thun kann, was in meinen Kräften steht, anzuwenden, um Euch nützlich zu seyn. Liegt doch, wie es Euch auch ergehe, ein Trost für mich darin, daß Ihr diesem Räuberleben Euch selbst und freiwillig entzogen habt.“

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieser gütigen Dame, flüsterte ihr noch zu, sich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann, eben so vorsichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefangenen athmeten freier, als er hinweggegangen war. „Wahrlich! rief der Jäger, dem hat Gott das Herz gelenkt! wie wunderbar sollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen lassen, daß in der Welt noch etwas dergleichen geschehen könnte, und daß mir ein solches Abentheuer begegnen sollte?“

„Wunderbar, allerdings! erwiederte Felix, aber habe ich auch recht gethan, diesen Mann zu betrügen? Was kann ihm mein Schutz frommen? saget selbst Jäger, heißt es ihn

nicht an den Galgen ſocken, wenn ich ihm nicht geſtehe, wer ich bin?“

„Ei, wie mögt Ihr ſolche Scrupel haben, lieber Junge! entgegnete der Student, nachdem Ihr Eure Rolle ſo meiſterhaft geſpielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängſtigen, das iſt nichts anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angeſehene Frau ſchändlicher Weiſe von der Straße hinweg führen zu wollen, und wäret Ihr nicht geweſen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin ſtünde. Nein, Ihr habt nicht unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten ſich einen Stein im Brett gewinnen, wenn er, das Haupt dieſes Geſindels, ſich ſelbſt ausliefert.“

Dieſer leztere Gedanke tröſtete den jungen Goldſchmidt. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Beſorgniß über das Gelingen des Planes durchlebten ſie die nächſten Stunden. Es war ſchon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und ſprach: „Frau Gräfin, um unſere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig dieſe Männerkleidung anlegen. Machet Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marſch an.“ Nach dieſen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung, rief er, und ich wollte ſchwören, dieſe ſteht Euch noch beſſer, als die erſte!“

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübsches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem er sich gerüstet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu; er legte sie zu einem kleinen Bündel zusammen, und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, sie ihm zu schenken, und sie dann sein ganzes Leben hindurch zum Andenken an diese merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollständig bewaffnet und brachte dem Jäger die Büchse, die man ihm abgenommen, und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirschfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen. Es war ein Glück für die Drei, daß es sehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix diese Waffe empfieng, dem Räuber seinen wahren Stand verrathen können. Als sie behutsam aus der Hütte getreten waren, bemerkte der Jäger, daß der gewöhnliche Posten an der Hütte dießmal nicht besezt sey. So war es möglich, daß sie unbemerkt an den Hütten vorbeischleichen konnten, doch schlug der Hauptmann nicht den gewöhnlichen Pfad ein, der aus der Schlucht in den Wald hinauf führte, sondern er näherte sich einem Felsen, der ganz senkrecht, und wie es schien, unzugänglich vor ihnen lag. Als sie dort angekommen waren, machte der Hauptmann auf eine Strikleiter

aufmerksam, die an dem Felsen herabgespannt war. Er warf seine Büchse auf den Rüken und stieg zuerst hinan, dann rief er der Gräfin zu, ihm zu folgen, und bot ihr die Hand zur Hülfe, der Jäger stieg zulezt herauf. Hinter diesem Felsen zeigte sich ein Fußpfad, den sie einschlugen und rasch vorwärts giengen.

„Dieser Fußpfad, sprach der Hauptmann, führt nach der Aschaffenburger Straße. Dorthin wollen wir uns begeben, denn ich habe genau erfahren, daß Ihr Gemahl, der Graf, sich gegenwärtig dort aufhält.“

Schweigend zogen sie weiter; der Räuber immer voran, die drei andern dicht hinter ihm. Nach drei Stunden hielten sie an; der Hauptmann lud Felix ein, sich auf einen Baumstamm zu setzen, um auszuruhen. Er zog Brod, eine Feldflasche mit altem Wein hervor, und bot es den Ermüdeten an. „Ich glaube, wir werden, ehe eine Stunde vergeht, auf den Cordon stoßen, den das Militair durch den Wald gezogen hat. In diesem Fall bitte ich Sie mit dem Anführer der Soldaten zu sprechen, und gute Behandlung für mich zu verlangen.“

Felix sagte auch dieß zu, obwohl er sich von seiner Fürsprache geringen Erfolg versprach. Sie ruhten noch eine halbe Stunde, und brachen dann auf. Sie mochten etwa wieder eine Stunde gegangen seyn und näherten sich schon der Landstraße, der Tag fieng an heraufzukommen und die Däm-

merung verbreitete ſich ſchon im Wald, als ihre Schritte plözlich durch ein lautes „Halt! Steht!“ gefeſſelt wurden. Sie hielten, und fünf Soldaten rückten gegen ſie vor, und bedeuteten ihnen, ſie müßten folgen und vor dem commandirenden Major ſich über ihre Reiſe ausweiſen. Als ſie noch etwa fünfzig Schritte gegangen waren, ſahen ſie links und rechts im Gebüſch Gewehre blizen, eine große Schaar ſchien den Wald beſezt zu haben. Der Major ſaß mit mehreren Offizieren und andern Männern unter einer Eiche. Als die Gefangenen vor ihn gebracht wurden, und er eben anfangen wollte, ſie zu examiniren über das „woher“ und „wohin,“ ſprang einer der Männer auf und rief: „Mein Gott, was ſehe ich, das iſt ja Gottfried, unſer Jäger!“ „Ja wohl, Herr Amtmann! antwortete der Jäger mit freudiger Stimme, da bin ich, und wunderbar gerettet aus der Hand des ſchlechten Geſindels.“

Die Offiziere erſtaunten, ihn hier zu ſehen; der Jäger aber bat den Major und den Amtmann, mit ihm auf die Seite zu treten, und erzählte in kurzen Worten, wie ſie errettet worden, und wer der dritte ſey, welcher ihn und den jungen Goldſchmidt begleitete.

Erfreut über dieſe Nachricht traf der Major ſogleich ſeine Masregeln, den wichtigen Gefangenen weiter transportiren zu laſſen, den jungen Goldſchmidt aber führte er zu ſeinen Ca-

meraden, ſtellte ihn als den heldenmüthigen Jüngling vor, der die Gräfin durch ſeinen Muth und ſeine Geiſtesgegenwart gerettet habe, und alle ſchüttelten Felix freudig die Hand, lobten ihn und konnten nicht ſatt werden, ſich von ihm, und dem Jäger ihre Schickſale erzählen zu laſſen.

Indeſſen war es völlig Tag geworden. Der Major beſchloß, die Befreiten ſelbſt bis in die Stadt zu begleiten; er gieng mit ihnen und dem Amtmann der Gräfin in das nächſte Dorf, wo ſein Wagen ſtand, und dort mußte ſich Felix zu ihm in den Wagen ſezen, der Jäger, der Student, der Amtmann und viele andere Leute ritten vor und hinter ihnen, und ſo zogen ſie im Triumph der Stadt zu. Wie ein Lauffeuer hatte ſich das Gericht von dem Ueberfall in der Waldſchenke, von der Aufopferung des jungen Goldarbeiters in der Gegend verbreitet, und eben ſo reiſſend gieng jezt die Sage von ſeiner Befreiung von Mund zu Mund. Es war daher nicht zu verwundern, daß in der Stadt, wohin ſie zogen, die Straßen gedrängt voll Menſchen ſtanden, die den jungen Helden ſehen wollten. Alles drängte ſich zu, als der Wagen langſam hereinfuhr: „Das iſt er, riefen ſie, ſeht ihr ihn dort im Wagen neben dem Officier; es lebe der brave Goldſchmidtsjunge!“ und ein tauſendſtimmiges „Hoch!“ füllte die Lüfte.

Felix war beſchämt, gerührt von der rauſchenden Freude der Menge. Aber noch ein rührenderer Anblick ſtand ihm auf

auf dem Rathhause der Stadt bevor. Ein Mann von mittleren Jahren, in reichen Kleidern, empfieng ihn an der Treppe und umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „Wie kann ich dir vergelten, mein Sohn, rief er; du haſt mir viel gegeben, als ich nahe daran war, unendlich viel zu verlieren! du haſt mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter gerettet, denn ihr zartes Leben hätte die Schrecken einer ſolchen Gefangenſchaft nicht ertragen.“ Es war der Gemahl der Gräfin, der dieſe Worte ſprach. So ſehr ſich Felix ſträuben mochte, einen Lohn für ſeine Aufopferung zu beſtimmen, ſo unerbittlich ſchien der Graf darauf beſtehen zu wollen. Da fiel dem Jüngling das unglückliche Schickſal des Räuberhauptmanns ein; er erzählte wie er ihn gerettet, wie dieſe Rettung eigentlich der Gräfin gegolten habe. Der Graf, gerührt nicht ſo wohl von der Handlung des Hauptmanns, als von dem neuen Beweis einer edlen Uneigennützigkeit, den Felix durch die Wahl ſeiner Bitte ablegte, verſprach das Seinige zu thun, um den Räuber zu retten.

Noch an demſelben Tag aber führte der Graf, begleitet von dem wackern Jäger, den jungen Goldſchmidt nach ſeinem Schloße, wo die Gräfin, noch immer beſorgt um das Schikſal des jungen Mannes, der ſich für ſie geopfert, ſehnſuchtsvoll auf Nachrichten wartete. Wer beſchreibt ihre Freude, als ihr Gemahl den Retter an der Hand, in ihr Zimmer trat.

Sie fand kein Ende, ihn zu befragen, ihm zu danken; sie ließ ihre Kinder herbeibringen und zeigte ihnen den hochherzigen Jüngling, dem ihre Mutter so unendlich viel verdanke, und die Kleinen faßten seine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Versicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der Liebste sey, waren ihm die schönste Entschädigung für manchen Kummer, für die schlaflosen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die ersten Momente dieses frohen Wiedersehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welche Felix der Gräfin in der Waldschenke überlassen hatte. „Hier ist alles, sprach sie mit gütigem Lächeln, was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es ist der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu schlagen. Es steht Euch wieder zu Diensten, doch will ich Euch den Vorschlag machen, diese Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlassen, und zum Tausch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Lösegeld für mich bestimmten.“

Felix erschrak über die Größe dieses Geschenkes; sein edler Sinn sträubte sich, einen Lohn für das anzunehmen, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin! sprach er bewegt, ich kann dieß nicht annehmen. Die Kleider sollen

Euer seyn, wie Ihr es befehlet; jedoch die Summe, von der Ihr sprechet, kann ich nicht annehmen. Doch, weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend etwas belohnen wollet, so erhaltet mir Eure Gnade, statt anderen Lohnes, und sollte ich in den Fall kommen, Eurer Hülfe zu bedürfen, so dürft Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten werde." Noch lange drang man in den jungen Mann, aber nichts konnte seinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und schon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix sich an das Geschmeide erinnerte, das er im Gefühl so vieler freudigen Scenen ganz vergessen hatte.

„Halt!" rief er; „nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau, das Uebrige ist dann ganz und völlig Euer."

„Schaltet nach Belieben, sprach sie; obgleich ich gerne alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, so nehmet nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollet. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn so sehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlassen möget?"

Der Jüngling hatte während dieser Worte sein Ränzchen geöffnet und ein Kästchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein ist, könnet Ihr Alles haben, erwiederte

er lächelnd, doch dieß gehört meiner lieben Frau Pathe; ich habe es selbst gefertigt, und muß es ihr bringen. Es ist ein Schmuck, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er das Kästchen öffnete und ihr hinbot; ein Schmuck, an welchem ich mich selbst versucht habe."

Sie nahm das Kästchen; aber nachdem sie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr sie betroffen zurück.

„Wie! diese Steine!" rief sie; „und für Eure Pathe sind sie bestimmt, sagtet Ihr?"

„Ja wohl," antwortete Felix, „meine Frau Pathe hat mir die Steine geschickt, ich habe sie gefaßt, und bin auf dem Wege, sie selbst zu überbringen."

Gerührt sah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen: „So bist du Felix Perner aus Nürnberg?" rief sie:

„Ja wohl! aber woher wißt Ihr so schnell meinen Namen?" fragte der Jüngling, und sah sie bestürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!" sprach sie gerührt zu ihrem staunenden Gemahl, „das ist ja Felix, unser Pat'chen," der Sohn unserer Kammerfrau Sabine! Felix! ich bin es ja, zu der du kommen wolltest; so hast du deine Pathe gerettet, ohne es zu wissen."

„Wie? seyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die so viel an mir und meiner Mutter gethan? und dieß ist das Schloß

Mayenburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geschick, das mich so wunderbar mit Euch zusammentreffen ließ; so hab ich euch doch durch die That, wenn auch in geringem Maas, meine große Dankbarkeit bezeugen können!"

„Du hast mehr an mir gethan," erwiederte sie, „als ich je an dir hätte thun können; doch so lange ich lebe, will ich dir zu zeigen suchen, wie unendlich viel wir alle dir schuldig sind. Mein Gatte soll dein Vater, meine Kinder deine Geschwister, ich selbst will deine treue Mutter seyn, und dieser Schmuck, der dich zu mir führte in der Stunde der höchsten Noth, soll meine beste Zierde werden, denn er wird mich immer an dich und deine Edelmuth erinnern."

So sprach die Gräfin und hielt Wort. Sie unterstüzte den glücklichen Felix auf seinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam, als ein geschikter Arbeiter in seiner Kunst, kaufte sie ihm in Nürnberg ein Haus, richtete es vollständig ein, und ein nicht geringer Schmuck in seinem besten Zimmer waren schön gemalte Bilder, welche die Scenen in der Waldschenke und Felix Leben unter den Räubern vorstellten.

Dort lebte Felix als ein geschickter Goldarbeiter, der Ruhm seiner Kunst verband sich mit der wunderbaren Sage von seinem Heldenmuth, und verschaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn sie durch die schöne Stadt Nürn-

berg kamen, ließen sich in die Werkstatt des berühmten Meister Felix führen, um ihn zu sehen, zu bewundern, wohl auch ein schönes Geschmeide bei ihm zu bestellen. Die angenehmsten Besuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelschmidt, der Student und der Fuhrmann. So oft der Leztere von Würzburg nach Fürth fuhr, sprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahre Geschenke von der Gräfin, der Zirkelschmidt aber ließ sich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meister Felix nieder. Eines Tages besuchte sie auch der Student. Er war indessen ein bedeutender Mann im Staat geworden, schämte sich aber nicht, bei Meister Felix und dem Zirkelschmidt ein Abendessen zu verzehren. Sie erinnerten sich an alle Scenen der Waldschenke und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder gesehen; er habe sich gänzlich gebessert, und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute sich, als er dieß hörte. Ohne diesen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche Laze gekommen, aber ohne ihn hätte er sich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und so geschah es, daß der wackre Meister Goldschmidt nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an

das Wirthshaus im Spessart.

(Kißingen, Druck von Hopfer u. l'Orme.)

d. 11. 8°
4814

Hauffs Märchen.

MÄRCHEN

WILHELM HAUFF
RADIRUNGEN
Fr. Brodhag'sche
Buchhandlung
Stuttgart

MÄRCHEN
WILHELM HAUFF

Märchen

von

Wilhelm Hauff.

Sechste Auflage.

Mit sechs Radirungen

von

J. B. Sonderland.

1842.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung

Stuttgart.

Vorwort zur fünften Auflage.

Dem eigenthümlichen Zauber dieser Märchen glauben wir durch Weglassung ein paar fremder Beiträge in dieser Ausgabe, mit Ausnahme vom Feste der Unterirdischen von Wilhelm Grimm, keinen Eintrag gethan zu haben.

Wie sehr diese Märchen, die sich durch hinreißende Erzählungsgabe und Sittenreinheit auszeichnen, anerkannt wurden, beweist wohl am besten der Titel.

Möge auch diese neue Auflage, die sich der Vergleichung mit früheren wohl nicht schämen darf, sich derselben wohlwollenden Aufnahme des Publicums erfreuen.

Vorwort zur sechsten Auflage.

Ueben der fünften Auflage dieser Märchen mit zwei Kupfern nach Zeichnungen von Fellner, haben wir, durch

den zahlreichen Beifall, den man dieſen Märchen ſchenkte, uns bewogen gefunden, eine neue jedoch im Texte unveränderte Auflage zu veranſtalten, zu welcher der durch ſeine lieblichen Gemälde und Radirungen rühmlichſt bekannte Maler J. B. Sonderland uns dieſe genialen Compoſitionen lieferte. Ebenſo haben wir auf die Correktheit des Textes, wie überhaupt auf das Aeußere die möglichſte Sorgfalt verwendet, und hoffen ſomit allen Wünſchen für dieſes Werk nach Möglichkeit entſprochen zu haben.

Stuttgart, Monat Auguſt 1841.

Inhalt.

	Seite
Kleinmärchen	1
Die Karavane	7
Die Geſchichte vom Kalif Storch	10
Die Geſchichte von dem Geſpenſterſchiff	24
Die Geſchichte von der abgehauenen Hand	38
Die Errettung Fatme's	58
Die Geſchichte von dem kleinen Muck	79
Das Märchen vom falſchen Prinzen	101
Der Scheik von Aleſſandria und ſeine Sklaven	129
Der Zwerg Naſe	139
Abner, der Jude	176
Der junge Engländer	190
Die Geſchichte Almanſors	220

Seite

Das Wirthshaus im Spessart 238

Die Sage vom Hirschgulden 245

Das kalte Herz 271

Saids Schicksale 325

Die Höhle von Steenfoll 376

Das Fest der Unterirdischen, norwegisches Märchen. Nach mündlicher Ueberlieferung von W. Grimm . . . 410

Kleinmärchen.

In einem schönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in seinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrschte von Anfang an bis heute die Königin Phantasie. Mit vollen Händen spendete diese, seit vielen Jahrhunderten, die Fülle des Segens über die Ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die sie kannten. Das Herz der Königin war aber zu groß, als daß sie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande stehen geblieben wäre; sie selbst, im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit stieg herab auf die Erde; denn sie hatte gehört, daß dort Menschen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernst unter Mühe und Arbeit hinbringen. Diesen hatte sie die schönsten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und seit die schöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menschen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernst.

Auch ihre Kinder, nicht minder schön und lieblich als die königliche Mutter, sandte sie aus, um die Menschen zu beglücken. Einst kam Märchen, die älteste Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Märchen traurig sey, ja, hie und da wollte es ihr bedünken, als ob sie verweinte Augen hätte.

„Was haſt du, liebes Märchen," ſprach die Königin zu ihr; „du biſt ſeit deiner Reiſe ſo traurig und niedergeſchlagen, willſt du deiner Mutter nicht anvertrauen, was dir fehlt?"

„Ach liebe Mutter," antwortete Märchen, „ich hätte gewiß nicht ſo lange geſchwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der deinige iſt."

„Sprich immer, meine Tochter," bat die ſchöne Königin, „der Gram iſt ein Stein, der den Einzelnen unterdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.

„Du willſt es," antwortete Märchen, „ſo höre: du weißt, wie gerne ich mit den Menſchen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermſten vor ſeiner Hütte ſitze, um nach der Arbeit ein Stündchen mit ihm zu verplaudern; ſie boten mir auch ſonſt gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und ſahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in dieſen Tagen iſt es gar nicht mehr ſo!"

„Armes Märchen," ſprach die Königin, und ſtreichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war; „aber du bildeſt dir vielleicht dies alles nur ein!"

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut," entgegnete Märchen, „ſie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern geſehen; ſelbſt die Kinder, die mich doch immer ſo lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu."

Die Königin ſtützte die Stirne in die Hand und ſchwieg ſinnend.

„Und woher ſoll es denn kommen, Märchen," fragte die Königin, „daß ſich die Leute da unten ſo geändert haben?"

„Sieh, die Menſchen haben kluge Wächter aufgeſtellt, die alles, was aus deinem Reiche kommt, o Mutter Phantaſie,

mit scharfem Blicke muſtern und prüfen. Wenn nun Einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne iſt, ſo erheben ſie ein großes Geſchrei, ſchlagen ihn todt oder verleumden ihn doch ſo ſehr bei den Menſchen, die ihnen auf's Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach, wie gut haben es meine Brüder, die Träume, fröhlich und leicht hüpfen ſie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen Männern, beſuchen die ſchlummernden Menſchen, und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut."

„Deine Brüder ſind Leichtfüße," ſagte die Königin, „und du, mein Liebling, haſt keine Urſache, ſie zu beneiden. Jene Grenzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menſchen haben ſo unrecht nicht, ſie aufzuſtellen; es kam ſo mancher windige Geſelle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchſtens von einem Berge zu uns herüber geſchaut."

„Aber warum laſſen ſie dies mich, deine eigene Tochter, entgelten?" weinte Märchen; „ach, wenn du wüßteſt, wie ſie es mir gemacht haben; ſie ſchalten mich eine alte Jungfer und drohten, mich das nächſtemal gar nicht mehr herein zu laſſen."—

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulaſſen?" rief die Königin, und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen; „aber ich ſehe ſchon, woher dies kommt; die böſe Muhme hat uns verleumdet!"

„Die Mode? nicht möglich!" rief Märchen; „ſie that ja ſonſt immer ſo freundlich."

„O ich kenne ſie, die Falſche," antwortete die Königin, „aber verſuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht raſten."

„Ach Mutter! wenn ſie mich dann ganz zurückweiſen, oder wenn ſie mich verleumden, daß mich die Menſchen nicht anſehen oder einſam und verachtet in der Ecke ſtehen laſſen?"

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, dich geringschätzen, so wende dich an die Kleinen, wahrlich sie sind meine Lieblinge, ihnen sende ich meine lieblichsten Bilder durch deine Brüder, die Träume, ja ich bin schon oft selbst zu ihnen hinabgeschwebt, habe sie geherzt und geküßt und schöne Spiele mit ihnen gespielt; sie kennen mich auch wohl, sie wissen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe schon oft bemerkt, wie sie Nachts zu meinen Sternen heraufläcHeIn, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die Hände zusammenschlagen. Auch wenn sie größer werden, lieben sie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden stiller, wenn ich auf hoher Felsenspitze mich zu ihnen setze, aus der Nebelwelt der fernen blauen Berge hohe Burgen und glänzende Paläste auftauchen lasse, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterschaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde."

„O die guten Kinder!" rief Märchen bewegt aus, „ja es sey, mit ihnen will ich es noch einmal versuchen."

„Ja, du gute Tochter," sprach die Königin, „gehe zu ihnen, aber ich will dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß du den Kleinen gefällst und die Großen dich nicht zurückstoßen."

Die Zofen flochten dem schönen Mädchen das lange Haar; sie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das bescheidene Märchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete sie mit Wohlgefallen und schloß sie in ihre Arme: „Gehe hin," sprach sie zu der Kleinen; „mein Segen sey mit dir. Und wenn sie dich verachten und höhnen, so kehre zurück zu mir, vielleicht daß spätere Geschlechter, getreuer der Natur, ihr Herz dir wieder zuwenden."

Alſo ſprach die Königin Phantaſie. Märchen aber ſtieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte ſie dem Ort, wo die klugen Wächter hauſeten; ſie ſenkte das Köpfchen zur Erde, ſie zog das ſchöne Gewand enger um ſich her und mit zagendem Schritt nahte ſie dem Thor.

„Halt!“ rief eine tiefe, rauhe Stimme: „Wache heraus!“

Märchen zitterte, als ſie dieß hörte; viele ältliche Männer von finſterem Ausſehen ſtürzten hervor; ſie hatten ſpitzige Federn in der Fauſt, und hielten ſie dem Märchen entgegen. Einer aus der Schaar ſchritt auf ſie zu und packte ſie mit rauher Hand am Kinn; „nur auch den Kopf aufgerichtet, Herr Unbekannt,“ ſchrie er, „daß man aus den Augen ſehen kann, ob es was Rechtes iſt oder nicht!“

Erröthend richtete Märchen das Köpfchen in die Höhe und ſchlug das dunkle Auge auf.

„Das Märchen!“ riefen die Wächter, und lachten aus vollem Halſe; „das Märchen! haben Wunder gemeint, was da käme, wie kommſt du nur in dieſen Rock?“

„Die Mutter hat ihn mir angezogen,“ antwortete Märchen.

„So? ſie will dich bei uns einſchwärzen? Nichts da! hebe dich weg, mach', daß du fortkommſt,“ riefen die Wächter unter einander und erhoben die ſcharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern,“ bat Märchen; dies könnt ihr mir ja doch erlauben?“

„Läuft nicht ſchon genug ſolches Geſindel im Land umher?“ rief einer der Wächter; „ſie ſchwatzen nur unſern Kindern dummes Zeug vor.“

„Laßt uns ſehen, was ſie diesmal weiß,“ ſprach ein anderer.

„Nun ja,“ riefen ſie, „ſag' an, was du weißt, aber beeile dich, denn wir haben nicht viel Zeit für dich.“

Märchen streckte die Hand aus und beschrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da sah man bunte Gestalten vorüberziehen; Karavanen, schöne Rosse, geschmückte Reiter, viele Zelte im Sande der Wüste, Vögel und Fische auf stürmischen Meeren, stille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen, Schlachten und friedliche Nomaden, sie alle schwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Märchen hatte in dem Eifer, mit welchem sie die Bilder aufsteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach und nach eingeschlafen waren. Eben wollte sie neue Zeichen beschreiben, als ein freundlicher Mann auf sie zutrat und ihre Hand ergriff; „sieh her, gutes Märchen," sagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für diese sind deine bunten Sachen nichts; schlüpfe schnell durch das Thor, sie ahnen dann nicht, daß du im Lande bist, und du kannst friedlich und unbemerkt deine Straße ziehen. Ich will dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hause geb' ich dir ein stilles, freundliches Plätzchen; dort kannst du wohnen und für dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen sie mit ihren Gespielen zu dir kommen und dir zuhören. Willst du so?"

„O, wie gerne folge ich dir zu deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißigen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!"

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu, und half ihr über die Füße der schlafenden Wächter hinübersteigen. Lächelnd sah sich Märchen um, als sie hinüber war, und schlüpfte dann schnell in das Thor.

Die Karavane.

Es zog einmal eine große Karavane durch die Wüste. Auf der ungeheuern Ebene, wo man nichts als Sand und Himmel sieht, hörte man schon in weiter Ferne die Glocken der Kameele und die silbernen Röllchen der Pferde; eine dichte Staubwolke, die ihr vorherging, verkündete ihre Nähe, und wenn ein Luftzug die Wolke theilte, blendeten funkelnde Waffen und hellleuchtende Gewänder das Auge. So stellte sich die Karavane einem Manne dar, welcher von der Seite her auf sie zukam. Er ritt ein schönes arabisches Pferd, mit einer Tigerdecke behängt; an dem hochrothen Riemenrock hingen silberne Glöckchen, und auf dem Kopf des Pferdes wehte ein schöner Reiherbusch. Der Reiter sah stattlich aus, und sein Anzug entsprach der Pracht seines Rosses; ein weißer Turban, reich mit Gold gestickt, bedeckte das Haupt, der Rock und die weiten Beinkleider von brennendem Roth, ein gekrümmtes Schwert mit reichem Griff an seiner Seite. Er hatte den Turban tief ins Gesicht gedrückt; dies und die schwarzen Augen, die unter buschigen Brauen hervorblitzten, der lange Bart, der unter der gebogenen Nase herabhing, gaben ihm ein wildes, kühnes Aussehen. Als der Reiter ungefähr auf fünfzig Schritte dem Vortrab der Karavane nahe war, sprengte er sein Pferd an und war in wenigen Augenblicken an der Spitze des Zuges angelangt. Es war ein so ungewöhnliches Ereigniß, einen einzelnen

Reiter durch die Wüſte ziehen zu ſehen, daß die Wächter des Zuges, einen Ueberfall befürchtend, ihm ihre Lanzen entgegenſtreckten. „Was wollt ihr," rief der Reiter, als er ſich ſo kriegeriſch empfangen ſah, „glaubt ihr, ein einzelner Mann werde eure Karavane angreifen?" Beſchämt ſchwangen die Wächter ihre Lanzen wieder auf, ihr Anführer aber ritt an den Fremden heran, und fragte nach ſeinem Begehr. „Wer iſt der Herr der Karavane?" fragte der Reiter. „Sie gehört nicht einem Herrn," antwortete der Gefragte, „ſondern es ſind mehrere Kaufleute, die von Mecca in ihre Heimath ziehen, und die wir durch die Wüſte geleiten, weil oft allerlei Geſindel die Reiſenden beunruhigt." „So führt mich zu den Kaufleuten," begehrte der Fremde. „Das kann jetzt nicht geſchehen," antwortete der Führer, „weil wir ohne Aufenthalt weiter ziehen müſſen, und die Kaufleute wenigſtens eine Viertelſtunde noch zurück ſind; wollt Ihr aber mit mir weiter reiten, bis wir lagern, um Mittagsruhe zu halten, ſo werde ich Eurem Wunſche willfahren." Der Fremde ſagte hierauf nichts; er zog eine lange Pfeife, die er am Sattel feſtgebunden hatte, hervor, und fing an, in ſtarken Zügen zu rauchen, indem er neben dem Anführer des Vortrabs weiter ritt. Dieſer wußte nicht, was er aus dem Fremden machen ſollte; er wagte es nicht, ihn geradezu nach ſeinem Namen zu fragen, und ſo künſtlich er auch ein Geſpräch anzuknüpfen ſuchte, der Fremde hatte auf das: „Ihr raucht da einen guten Tabak," oder: „Euer Rappe hat einen braven Schritt," immer nur mit einem kurzen „ja, ja!" geantwortet. Endlich waren ſie auf dem Platz angekommen, wo man Mittagsruhe halten wollte. Der Anführer hatte ſeine Leute als Wachen ausgeſtellt, er ſelbſt hielt mit dem Fremden, um die Karavane herankommen zu laſſen. Dreißig Kameele, ſchwer beladen, zogen vorüber, von bewaffneten Führern

geleitet. Nach diesen kamen auf schönen Pferden die fünf Kaufleute, denen die Karavane gehörte. Es waren meistens Männer von vorgerücktem Alter, ernst und gesetzt aussehend, nur einer schien viel jünger, als die übrigen, wie auch froher und lebhafter. Eine große Anzahl Kameele und Packpferde schloß den Zug.

Man hatte Zelte aufgeschlagen, und die Kameele und Pferde ringsumher gestellt.

In der Mitte war ein großes Zelt von blauem Seidenzeug. Dorthin führte der Anführer der Wache den Fremden. Als sie durch den Vorhang des Zeltes getreten waren, sahen sie die fünf Kaufleute auf goldgewirkten Polstern sitzen; schwarze Sklaven reichten ihnen Speisen und Getränke. „Wen bringt ihr uns da?“ rief der junge Kaufmann dem Führer zu. Ehe noch der Führer antworten konnte, sprach der Fremde: „Ich heiße Selim Baruch und bin aus Bagdad; ich wurde auf einer Reise nach Mecca von einer Räuberhorde gefangen, und habe mich vor drei Tagen heimlich aus der Gefangenschaft befreit. Der große Prophet ließ mich die Glocken eurer Karavane in weiter Ferne hören, und so kam ich bei euch an. Erlaubt mir, daß ich in eurer Gesellschaft reise, ihr werdet euren Schutz keinem Unwürdigen schenken, und so ihr nach Bagdad kommt, werde ich eure Güte reichlich lohnen, denn ich bin der Neffe des Großveziers.“ Der älteste der Kaufleute nahm das Wort: „Selim Baruch,“ sprach er, „sey willkommen in unserem Schatten. Es macht uns Freude, dir beizustehen; vor allem aber setze dich und iß und trinke mit uns.“

Selim Baruch setzte sich zu den Kaufleuten und aß und trank mit ihnen. Nach dem Essen räumten die Sklaven die Geschirre hinweg, und brachten lange Pfeifen und Sorbet. Die Kaufleute saßen lange schweigend, indem sie die bläulichen Rauchwolken vor sich hinbliesen und zusahen, wie sie sich ringelten und verzogen,

und endlich in die Luft verſchwebten. Der junge Kaufmann brach endlich das Stillſchweigen. „So ſitzen wir ſeit drei Tagen," ſprach er, „zu Pferd und am Tich, ohne uns durch etwas die Zeit zu vertreiben. Ich verſpüre gewaltig lange Weile, denn ich bin gewohnt, nach Tiſch Tänzer zu ſehen oder Geſang und Muſik zu hören. Wißt ihr gar nichts, meine Freunde, das uns die Zeit vertreibe?" Die vier älteren Kaufleute rauchten fort und ſchienen ernſthaft nachzuſinnen, der Fremde aber ſprach: „Wenn es mir erlaubt iſt, will ich euch einen Vorſchlag machen. Ich meine, auf jedem Lagerplatz könnte Einer von uns den Andern etwas erzählen. Dies könnte uns ſchon die Zeit vertreiben." „Selim Baruch, du haſt wahr geſprochen," ſagte Achmet, der älteſte der Kaufleute, „laßt uns den Vorſchlag annehmen." „Es freut mich, wenn euch der Vorſchlag behagt," ſprach Selim; „damit ihr aber ſehet, daß ich nichts Unbilliges verlange, ſo will ich den Anfang machen."

Vergnügt rückten die fünf Kaufleute näher zuſammen und ließen den Fremden in ihre Mitte ſitzen. Die Sklaven ſchenkten die Becher wieder voll, ſtopften die Pfeifen ihrer Herren von neuem und brachten glühende Kohlen zum Anzünden. Selim aber erfriſchte ſeine Stimme mit einem tüchtigen Zuge Sorbet, ſtrich den langen Bart über dem Mund weg und ſprach: „ſo hört denn die Geſchichte von Kalif Storch."

Die Geſchichte von Kalif Storch.

1.

Der Kalif Chaſid zu Bagdad ſaß einmal an einem ſchönen Nachmittag behaglich auf ſeinem Sopha; er hatte ein wenig geſchlafen, denn es war ein heißer Tag, und ſah nun nach ſeinem

Schläfchen recht heiter aus. Er rauchte aus einer langen Pfeife von Roſenholz, trank hie und da ein wenig Kaffee, den ihm ein Sklave einſchenkte, und ſtrich ſich allemal vergnügt den Bart, wenn es ihm geſchmeckt hatte. Kurz, man ſah dem Kalifen an, daß es ihm recht wohl ſey. Um dieſe Stunde konnte man gar gut mit ihm reden, weil er da immer recht mild und leutſelig war, deßwegen beſuchte ihn auch ſein Großvezier Manſor alle Tage um dieſe Zeit. An dieſem Nachmittag nun kam er auch, ſah aber ſehr nachdenklich aus, ganz gegen ſeine Gewohnheit. Der Kalif that die Pfeife ein wenig aus dem Munde, und ſprach: „Warum machſt du ein ſo nachdenkliches Geſicht, Großvezier?“

Der Großvezier ſchlug ſeine Arme kreuzweiſe über die Bruſt, verneigte ſich vor ſeinem Herrn und antwortete: „Herr! ob ich ein nachdenkliches Geſicht mache, weiß ich nicht, aber da unten am Schloß ſteht ein Krämer, der hat ſo ſchöne Sachen, daß es mich ärgert, nicht viel überflüſſiges Geld zu haben.“

Der Kalif, der ſeinem Großvezier ſchon lange gerne eine Freude gemacht hätte, ſchickte einen ſchwarzen Sklaven hinunter, um den Krämer herauf zu holen. Bald kam der Sklave mit dem Krämer zurück. Dieſer war ein kleiner dicker Mann, ſchwarzbraun im Geſicht und in zerlumptem Anzug. Er trug einen Kaſten, in welchem er allerhand Waaren hatte. Perlen und Ringe, reichbeſchlagene Piſtolen, Becher und Kämme. Der Kalif und ſein Vezier muſterten alles durch, und der Kalif kaufte endlich für ſich und Manſor ſchöne Piſtolen, für die Frau des Veziers aber einen Kamm. Als der Krämer ſeinen Kaſten ſchon wieder zumachen wollte, ſah der Kalif eine kleine Schublade und fragte, ob da auch noch Waaren ſeyen? Der Krämer zog die Schublade heraus und zeigte darin eine Doſe mit ſchwärzlichem Pulver und ein Papier mit ſonderbarer Schrift, die weder der Kalif noch Manſor leſen konnten.

„Ich bekam einmal dieſe zwei Stücke von einem Kaufmann, der ſie in Mecca auf der Straſſe fand, ſagte der Krämer, ich weiß nicht, was ſie enthalten; Euch ſtehen ſie um geringen Preis zu Dienſt, ich kann doch nichts damit anfangen.“ Der Kalif, der in ſeiner Bibliothek gerne alte Manuſcripte hatte, wenn er ſie auch nicht leſen konnte, kaufte Schrift und Doſe und entließ den Krämer. Der Kalif aber dachte, er möchte gerne wiſſen, was die Schrift enthalte, und fragte den Vezier, ob er keinen kenne, der es entziffern könnte. „Gnädigſter Herr und Gebieter,“ antwortete dieſer, „an der großen Moſchee wohnt ein Mann, er heißt Selim der Gelehrte, der verſteht alle Sprachen; laß ihn kommen, vielleicht kennt er dieſe geheimnißvollen Züge.“

Der Gelehrte Selim war bald herbeigeholt. „Selim,“ ſprach zu ihm der Kalif, „Selim, man ſagt, du ſeyeſt ſehr gelehrt; guck einmal ein wenig in dieſe Schrift, ob du ſie leſen kannſt; kannſt du ſie leſen, ſo bekommſt du ein neues Feſtkleid von mir, kannſt du es nicht, ſo bekommſt du zwölf Backenſtreiche und fünf und zwanzig auf die Fußſohlen, weil man dich dann umſonſt Selim den Gelehrten nennt.“ Selim verneigte ſich und ſprach: „Dein Wille geſchehe, o Herr!“ Lange betrachtete er die Schrift, plötzlich aber rief er aus: „das iſt lateiniſch, o Herr, oder ich laß mich hängen.“ „Sag', was drin ſteht,“ befahl der Kalif, „wenn es lateiniſch iſt.“

Selim fing an zu überſetzen: „Menſch, der du dieſes findeſt, „preiſe Allah für ſeine Gnade. Wer von dem Pulver in dieſer „Doſe ſchnupft und dazu ſpricht: Mutabor! der kann ſich in jedes „Thier verwandeln, und verſteht auch die Sprache der Thiere. „Will er wieder in ſeine menſchliche Geſtalt zurückkehren, ſo neige „er ſich dreimal gen Oſten und ſpreche jenes Wort; aber hüte „dich, wenn du verwandelt biſt, daß du nicht lacheſt, ſonſt

„verſchwindet das Zauberwort gänzlich aus deinem Gedächtniß und „du bleibſt ein Thier.“

Als Selim der Gelehrte alſo geleſen hatte, war Kalif über die maßen vergnügt. Er ließ den Gelehrten ſchwören, niemand etwas von dem Geheimniß zu ſagen, ſchenkte ihm ein ſchönes Kleid und entließ ihn. Zu ſeinem Großvezier aber ſagte er: „das heiß' ich gut einkaufen, Manſor, wie freue ich mich, bis ich ein Thier bin! Morgen früh kommſt du zu mir; wir gehen dann mit einander aufs Feld, ſchnupfen etwas weniges aus meiner Doſe und belauſchen dann, was in der Luft und im Waſſer, im Wald und Feld geſprochen wird!“

2.

Kaum hatte am andern Morgen der Kalif Chaſid gefrühſtückt und ſich angekleidet, als ſchon der Großvezier erſchien, ihn, wie er befohlen, auf dem Spaziergang zu begleiten. Der Kalif ſteckte die Doſe mit dem Zauberpulver in den Gürtel, und nachdem er ſeinem Gefolge befohlen, zurückzubleiben, machte er ſich mit dem Großvezier ganz allein auf den Weg. Sie gingen zuerſt durch die weiten Gärten des Kalifen, ſpähten aber vergebens nach etwas Lebendigem, um ihr Kunſtſtück zu probiren. Der Vezier ſchlug endlich vor, weiter hinaus an einen Teich zu gehen, wo er ſchon oft viele Thiere, namentlich Störche geſehen habe, die durch ihr gravitätiſches Weſen und ihr Geklapper immer ſeine Aufmerkſamkeit erregt haben.

Der Kalif billigte den Vorſchlag ſeines Veziers, und ging mit ihm dem Teich zu. Als ſie dort angekommen waren, ſahen ſie einen Storch ernſthaft auf- und abgehen, Fröſche ſuchend und hie und da etwas vor ſich hinklappernd. Zugleich ſahen ſie auch weit oben in der Luft einen andern Storch dieſer Gegend zuſchweben.

„Ich wette meinen Bart, gnädigſter Herr", ſagte der Großvezier; „dieſe zwei Langfüßler führen jetzt ein ſchönes Geſpräch miteinander. Wie wäre es, wenn wir Störche würden?"

„Wohl geſprochen!" antwortete der Kalif. „Aber vorher wollen wir noch einmal betrachten, wie man wieder Menſch wird. — Richtig! dreimal gen Oſten geneigt und Mutabor geſagt, ſo bin ich wieder Kalif und du Vezier. Aber nur ums Himmelswillen nicht gelacht, ſonſt ſind wir verloren!"

Während der Kalif alſo ſprach, ſah er den andern Storch über ihrem Haupte ſchweben und langſam ſich zur Erde laſſen. Schnell zog er die Doſe aus dem Gürtel, nahm eine gute Priſe, bot ſie dem Großvezier dar, der gleichfalls ſchnupfte, und beide riefen: Mutabor!

Da ſchrumpften ihre Beine ein, und wurden dünn und roth; die ſchönen gelben Pantoffeln des Kalifen und ſeines Begleiters wurden unförmliche Storchfüße, die Arme wurden zu Flügeln, der Hals fuhr aus den Achſeln und ward eine Elle lang, der Bart war verſchwunden und den Körper bedeckten weiche Federn.

„Ihr habt einen hübſchen Schnabel, Herr Großvezier", ſprach nach langem Erſtaunen der Kalif; „beim Bart des Propheten, ſo etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen."

„Danke unterthänigſt", erwiderte der Großvezier, indem er ſich bückte, aber wenn ich es wagen darf, möchte ich behaupten, Eure Hoheit ſehen als Storch beinahe noch hübſcher aus, denn als Kalif. Aber kommt, wenn es Euch gefällig iſt, daß wir unſere Kameraden dort belauſchen und erfahren, ob wir wirklich ſtorchiſch können?"

Indem war der andere Storch auf der Erde angekommen; er putzte ſich mit dem Schnabel ſeine Füße, legte ſeine Federn zurecht und ging auf den erſten Storch zu. Die beiden neuen

Störche aber beeilten ſich, in ihre Nähe zu kommen und vernahmen zu ihrem Erſtaunen folgendes Geſpräch:

„Guten Morgen, Frau Langbein, ſo früh ſchon auf der Wieſe?“

„Schönen Dank, liebe Klapperſchnabel, ich habe mir nur ein kleines Frühſtück geholt. Iſt euch vielleicht ein Viertelchen Eider gefällig, oder ein Froſchſchenkelein?“

„Danke gehorſamſt; habe heute gar keinen Appetit. Ich komme auch wegen etwas ganz Anderem auf die Wieſe. Ich ſoll heute vor den Gäſten meines Vaters tanzen, und da will ich mich im Stillen ein wenig üben.“

Zugleich ſchritt die junge Storchin in wunderlichen Bewegungen durch das Feld. Der Kalif und Manſor ſahen ihr verwundert nach; als ſie aber in maleriſcher Stellung auf einem Fuß ſtand und mit den Flügeln anmuthig dazu wedelte, da konnten ſich die beiden nicht mehr halten; ein unaufhaltſames Gelächter brach aus ihren Schnäbeln hervor, von dem ſie ſich erſt nach langer Zeit erholten. Der Kalif faßte ſich zuerſt wieder: „Das war einmal ein Spaß“, rief er, „der nicht mit Gold zu bezahlen iſt; ſchade, daß die dummen Thiere durch unſer Gelächter ſich haben verſcheuchen laſſen, ſonſt hätten ſie gewiß auch noch geſungen!“

Aber jetzt fiel es dem Großvezier ein, daß das Lachen während der Verwandlung verboten war. Er theilte ſeine Angſt deßwegen dem Kalifen mit. „Potz Mecca und Medina! das wäre ein ſchlechter Spaß, wenn ich ein Storch bleiben müßte! Beſinne dich doch auf das dumme Wort, ich bring' es nicht heraus.“

„Dreimal gen Oſten müſſen wir uns bücken, und dazu ſprechen: Mu — Mu — Mu —“

Sie ſtellten ſich gegen Oſten und bückten ſich in einem fort, daß ihre Schnäbel beinahe die Erde berührten; aber, o Jammer!

das Zauberwort war ihnen entfallen, und so oft sich auch der Kalif bückte, so sehnlich auch sein Vezier Mu — Mu — dazu rief, jede Erinnerung daran war verschwunden, und der arme Chasid und sein Vezier waren und blieben Störche.

3.

Traurig wandelten die Verzauberten durch die Felder, sie wußten gar nicht, was sie in ihrem Elend anfangen sollten. Aus ihrer Storchhaut konnten sie nicht heraus, in die Stadt zurück konnten sie auch nicht, um sich zu erkennen zu geben, denn wer hätte einem Storchen geglaubt, daß er der Kalif sey, und wenn man es auch geglaubt hätte, würden die Einwohner von Bagdad einen Storch zum Kalifen gewollt haben?

So schlichen sie mehrere Tage umher und ernährten sich kümmerlich von Feldfrüchten, die sie aber wegen ihrer langen Schnäbel nicht gut verspeisen konnten. Zu Eideren und Fröschen hatten sie übrigens keinen Appetit, denn sie befürchteten, mit solchen Leckerbissen sich den Magen zu verderben. Ihr einziges Vergnügen in dieser traurigen Lage war, daß sie fliegen konnten, und so flogen sie oft auf die Dächer von Bagdad, um zu sehen, was darin vorging.

In den ersten Tagen bemerkten sie große Unruhe und Trauer in den Straßen; aber ungefähr am vierten Tage nach ihrer Verzauberung saßen sie auf dem Palast des Kalifen, da sahen sie unten in der Straße einen prächtigen Aufzug; Trommeln und Pfeifen ertönten, ein Mann in einem goldgestickten Scharlachmantel saß auf einem geschmückten Pferd, umgeben von glänzenden Dienern; halb Bagdad sprang ihm nach, und alle schrien: „Heil Mizra, dem Herrscher von Bagdad!“ Da sahen die beiden Störche auf dem Dache des Palastes einander an, und der Kalif Chasid

ſprach: „ahnſt du jetzt, warum ich verzaubert bin, Großvezier? Dieſer Mizra iſt der Sohn meines Todfeindes, des mächtigen Zauberers Kaſchnur, der mir in einer böſen Stunde Rache ſchwur. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Komm mit mir, du treuer Gefährte meines Elends, wir wollen zum Grab des Propheten wandern, vielleicht, daß an heiliger Stätte der Zauber gelöst wird."

Sie erhoben ſich vom Dache des Palaſtes und flogen der Gegend von Medina zu.

Mit dem Fliegen wollte es aber nicht gar gut gehen, denn die beiden Störche hatten noch wenig Uebung. „O Herr", ächzte nach ein paar Stunden der Großvezier, „ich halte es mit Eurer Erlaubniß nicht mehr lange aus, Ihr fliegt gar zu ſchnell! Auch iſt es ſchon Abend, und wir thäten wohl, ein Unterkommen für die Nacht zu ſuchen."

Chaſid gab der Bitte ſeines Dieners Gehör; und da er unten im Thale eine Ruine erblickte, die ein Obdach zu gewähren ſchien, ſo flogen ſie dahin. Der Ort, wo ſie ſich für dieſe Nacht niedergelaſſen hatten, ſchien ehemals ein Schloß geweſen zu ſeyn. Schöne Säulen ragten unter den Trümmern hervor, mehrere Gemächer, die noch ziemlich erhalten waren, zeugten von der ehemaligen Pracht des Hauſes. Chaſid und ſein Begleiter gingen durch die Gänge umher, um ſich ein trockenes Plätzchen zu ſuchen; plötzlich blieb der Storch Manſor ſtehen. „Herr und Gebieter", flüſterte er leiſe, „wenn es nur nicht thöricht für einen Großvezier, noch mehr aber für einen Storch wäre, ſich vor Geſpenſtern zu fürchten! Mir iſt ganz unheimlich zu Muth, denn hier neben hat es ganz vernehmlich geſeufzt und geſtöhnt." Der Kalif blieb nun auch ſtehen, und hörte ganz deutlich ein leiſes Weinen, das eher einem Menſchen, als einem Thiere anzugehören ſchien. Voll

Erwartung wollte er der Gegend zugehen, woher die Klagetöne kamen, der Vezier aber packte ihn mit dem Schnabel am Flügel, und bat ihn flehentlich, sich nicht in neue unbekannte Gefahren zu stürzen. Doch vergebens! Der Kalif, dem auch unter dem Storchenflügel ein tapferes Herz schlug, riß sich mit Verlust einiger Federn los und eilte in einen finstern Gang. Bald war er an einer Thüre angelangt, die nur angelehnt schien, und woraus er deutliche Seufzer mit ein wenig Geheul vernahm. Er stieß mit dem Schnabel die Thüre auf, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen. In dem verfallenen Gemach, das nur durch ein kleines Gitterfenster spärlich erleuchtet war, sah er eine große Nachteule am Boden sitzen. Dicke Thränen rollten ihr aus den großen runden Augen, und mit heiserer Stimme stieß sie ihre Klagen aus dem krummen Schnabel heraus. Als sie aber den Kalifen und seinen Vezier, der indeß auch herbeigeschlichen war, erblickte, erhob sie ein lautes Freudengeschrei. Zierlich wischte sie mit dem braungefleckten Flügel die Thränen aus dem Auge, und zum großen Erstaunen der beiden, rief sie in gutem menschlichem arabisch: „Willkommen, ihr Störche; ihr seyd mir ein gutes Zeichen meiner Errettung; denn es ist mir einst prophezeiht worden, durch Störche werde mir ein großes Glück kommen!“

Als sich der Kalif von seinem Erstaunen erholt hatte, bückte er sich mit seinem langen Hals, brachte seine dünnen Füße in eine zierliche Stellung und sprach: „Nachteule! deinen Worten nach darf ich glauben, eine Leidensgefährtin in dir zu sehen. Aber ach, deine Hoffnung, daß durch uns deine Rettung kommen werde, ist vergeblich. Du wirst unsere Hülflosigkeit selbst erkennen, wenn du unsere Geschichte hörst.“ Die Nachteule bat ihn, zu erzählen, der Kalif aber hub an und erzählte, was wir bereits wissen.

4.

Als der Kalif der Eule ſeine Geſchichte vorgetragen hatte, dankte ſie ihm und ſagte: „Vernimm auch meine Geſchichte und höre, wie ich nicht weniger unglücklich bin als du. Mein Vater iſt der König von Indien, ich, ſeine einzige, unglückliche Tochter, heiße Luſa. Jener Zauberer Kaſchnur, der euch verzauberte, hat auch mich ins Unglück geſtürzt. Er kam eines Tags zu meinem Vater und begehrte mich zur Frau für ſeinen Sohn Mizra. Mein Vater aber, der ein hitziger Mann iſt, ließ ihn die Treppe hinunter werfen. Der Elende wußte ſich unter einer andern Geſtalt wieder in meine Nähe zu ſchleichen, und als ich einſt in meinem Garten Erfriſchungen zu mir nehmen wollte, brachte er mir, als Sklave verkleidet, einen Trank bei, der mich in dieſe abſcheuliche Geſtalt verwandelte. Vor Schrecken ohnmächtig, brachte er mich hieher und rief mir mit ſchrecklicher Stimme in die Ohren:

„„Da ſollſt du bleiben, häßlich, ſelbſt von den Thieren verachtet, bis an dein Ende, oder bis einer aus freien Willen dich, ſelbſt in dieſer ſchrecklichen Geſtalt, zur Gattin begehrt. So räche ich mich an dir und deinem ſtolzen Vater.““

„Seitdem ſind viele Monate verfloſſen. Einſam und traurig lebe ich als Einſiedlerin in dieſem Gemäuer, verabſcheut von der Welt, ſelbſt den Thieren ein Gräuel; die ſchöne Natur iſt vor mir verſchloſſen, denn ich bin blind am Tage, und nur, wenn der Mond ſein bleiches Licht über dieſe Mauern ausgießt, fällt der verhüllende Schleier von meinem Auge.“

Die Eule hatte geendet, und wiſchte ſich mit dem Flügel wieder die Augen aus, denn die Erzählung ihrer Leiden hatte ihr Thränen entlockt.

Der Kalif war bei der Erzählung der Prinzeſſin in tiefes Nachdenken verſunken. „Wenn mich nicht alles täuſcht,“ ſprach

er, „so findet zwischen unserem Unglück ein geheimer Zusammenhang statt; aber wo finde ich den Schlüssel zu diesem Räthsel?“ Die Eule antwortete ihm: „O Herr, auch mir ahnet dies; denn es ist mir einst in meiner frühesten Jugend von einer weisen Frau prophezeiht worden, daß ein Storch mir ein großes Glück bringen werde, und ich wüßte vielleicht, wie wir uns retten könnten.“ Der Kalif war sehr erstaunt und fragte, auf welchem Wege sie meine. „Der Zauberer, der uns beide unglücklich gemacht hat,“ sagte sie, „kommt alle Monate einmal in diese Ruinen. Nicht weit von diesem Gemach ist ein Saal, dort pflegt er dann mit vielen Genossen zu schmausen. Schon oft habe ich sie dort belauscht. Sie erzählen dann einander ihre schändlichen Werke, vielleicht daß er dann das Zauberwort, das ihr vergessen habt, ausspricht.“

„O, theuerste Prinzessin!“ rief der Kalif, „sag' an, wann kommt er, und wo ist der Saal?“

Die Eule schwieg einen Augenblick und sprach dann: „Nehmet es nicht ungütig, aber nur unter einer Bedingung kann ich Euern Wunsch erfüllen.“ „Sprich aus! sprich aus!“ schrie Chasid, „befiehl, es ist mir jede recht.“

„Nämlich ich möchte auch gerne zugleich frei seyn; dies kann aber nur geschehen, wenn einer von euch mir seine Hand reicht.“

Die Störche schienen über den Antrag etwas betroffen zu seyn, und der Kalif winkte seinem Diener, ein wenig mit ihm hinaus zu gehen.

„Großvezier,“ sprach vor der Thüre der Kalif, „das ist ein dummer Handel, aber Ihr könntet sie schon nehmen.“

„So,“ antwortete dieser, „daß mir meine Frau, wenn ich nach Haus komme, die Augen auskratzt? Auch bin ich ein alter Mann, und Ihr seyd noch jung und unverheirathet, und könnet eher einer jungen Prinzessin die Hand geben.“

„Das ist es eben," seufzte der Kalif, indem er traurig die Flügel hängen ließ; „wer sagt dir denn, daß sie jung und schön ist? Das heißt eine Katze im Sack kaufen!"

Sie redeten einander gegenseitig noch lange zu, endlich aber, als der Kalif sah, daß sein Vezier lieber Storch bleiben, als die Eule heirathen wollte, entschloß er sich, die Bedingung lieber selbst zu erfüllen. Die Eule war hoch erfreut. Sie gestand ihnen, daß sie zu keiner bessern Zeit hätten kommen können, weil wahrscheinlich in dieser Nacht die Zauberer sich versammeln würden.

Sie verließ mit den Störchen das Gemach, um sie in jenen Saal zu führen; sie gingen lange in einem finstern Gang hin, endlich strahlte ihnen aus einer halbverfallenen Mauer ein heller Schein entgegen. Als sie dort angelangt waren, rieth ihnen die Eule, sich ganz ruhig zu verhalten. Sie konnten von der Lücke, an welcher sie standen, einen großen Saal übersehen. Er war ringsum mit Säulen geschmückt und prachtvoll verziert. Viele farbige Lampen ersetzten das Licht des Tages. In der Mitte des Saales stand ein runder Tisch, mit vielen und ausgesuchten Speisen besetzt. Rings um den Tisch zog sich ein Sopha, auf welchem acht Männer saßen. In einem dieser Männer erkannten die Störche jenen Krämer wieder, der ihnen das Zauberpulver verkauft hatte. Sein Nebensitzer forderte ihn auf, ihnen seine neuesten Thaten zu erzählen. Er erzählte unter andern auch die Geschichte des Kalifen und seines Veziers.

„Was für ein Wort hast du ihnen denn aufgegeben?" fragte ihn ein anderer Zauberer. „Ein recht schweres lateinisches, es heißt: Mutabor."

5.

Als die Störche an ihrer Mauerlücke dieses hörten, kamen

ſie vor Freude beinahe außer ſich. Sie lieſen auf ihren langen Füßen ſo ſchnell dem Thor der Ruine zu, daß die Eule kaum folgen konnte. Dort ſprach der Kalif gerührt zu der Eule: „Retterin meines Lebens und des Lebens meines Freundes, nimm zum ewigen Dank für das, was du an uns gethan, mich zum Gemahl an.“ Dann aber wandte er ſich nach Oſten. Dreimal bückten die Störche ihre langen Hälſe der Sonne entgegen, die ſo eben hinter dem Gebirge heraufſtieg: Mutabor! rieſen ſie; im Nu waren ſie verwandelt, und in der hohen Freude des neugeſchenkten Lebens lagen Herr und Diener lachend und weinend einander in den Armen. Wer beſchreibt aber ihr Erſtaunen, als ſie ſich umſahen? Eine ſchöne Dame, herrlich geſchmückt, ſtand vor ihnen. Lächelnd gab ſie dem Kalifen die Hand. „Erkennt Ihr Eure Nachteule nicht mehr?“ ſagte ſie. Sie war es; der Kalif war von ihrer Schönheit und Anmuth ſo entzückt, daß er ausrief: „es ſey ſein größtes Glück, daß er Storch geworden ſey!“

Die drei zogen nun mit einander auf Bagdad zu. Der Kalif fand in ſeinen Kleidern nicht nur die Doſe mit dem Zauberpulver, ſondern auch ſeinen Geldbeutel. Er kaufte daher im nächſten Dorfe, was zu ihrer Reiſe nöthig war, und ſo kamen ſie bald an die Thore von Bagdad. Dort aber erregte die Ankunft des Kalifen großes Erſtaunen. Man hätte ihn für todt ausgegeben, und das Volk war daher hocherfreut, ſeinen geliebten Herrſcher wieder zu haben.

Um ſo mehr aber entbrannte ihr Haß gegen den Betrüger Mizra. Sie zogen in den Palaſt und nahmen den alten Zauberer und ſeinen Sohn gefangen. Den Alten ſchickte der Kalif in daſſelbe Gemach der Ruine, das die Prinzeſſin als Eule bewohnt hatte, und ließ ihn dort aufhängen. Dem Sohn aber, welcher nichts von den Künſten des Vaters verſtand, ließ der Kalif die

Wahl, ob er ſterben oder ſchnupfen wolle. Als er das leztere wählte, bot ihm der Großvezier die Doſe. Eine tüchtige Priſe und das Zauberwort des Kalifen verwandelte ihn in einen Storch. Der Kalif ließ ihn in ein eiſernes Käſicht ſperren und in ſeinem Garten aufſtellen.

Lange und vergnügt lebte Kalif Chaſid mit ſeiner Frau, der Prinzeſſin; ſeine vergnügteſten Stunden waren immer die, wenn ihn der Großvezier Nachmittags beſuchte; da ſprachen ſie dann oft von ihrem Storchabenteuer, und wenn der Kalif recht heiter war, ließ er ſich herab, den Großvezier nachzuahmen, wie er als Storch ausſah. Er ſtieg dann ernſthaft mit ſteifen Füßen im Zimmer auf und ab, klapperte, wedelte mit den Armen, wie mit Flügeln, und zeigte, wie jener ſich vergeblich nach Oſten geneigt und Mu — Mu — dazu gerufen habe. Für die Frau Kaliſin und ihre Kinder war dieſe Vorſtellung allemal eine große Freude; wenn aber der Kalif gar zu lange klapperte und nickte und Mu — Mu — ſchrie, dann drohte ihm lächelnd der Vezier: „er wolle ihm das, was vor der Thüre der Prinzeſſin Nachteule verhandelt worden ſey, der Frau Kaliſin mittheilen.“

Als Selim Baruch ſeine Geſchichte geendet hatte, bezeigten ſich die Kaufleute ſehr zufrieden damit. „Wahrhaftig, der Nachmittag iſt uns vergangen, ohne daß wir merkten wie!“ ſagte einer derſelben, indem er die Decke des Zeltes zurückſchlug; „der Abendwind wehet kühl, wir könnten noch eine gute Strecke Weges zurücklegen.“ Seine Gefährten waren damit einverſtanden, die Zelte wurden abgebrochen und die Karavane machte ſich in der nämlichen Ordnung, in welcher ſie herangezogen war, auf den Weg.

Sie ritten beinahe die ganze Nacht hindurch, denn es war ſchwül am Tage, die Nacht aber war erquicklich und ſternhell. Sie kamen endlich an einem bequemen Lagerplatz an, ſchlugen die Zelte auf und legten ſich zur Ruhe. Für den Fremden aber ſorgten die Kaufleute, wie wenn er ihr wertheſter Gaſtfreund wäre. Der eine gab ihm Polſter, der andere Decken, ein dritter gab ihm Sklaven, kurz, er wurde ſo gut bedient, als wenn er zu Hauſe wäre. Die heißeren Stunden des Tages waren ſchon heraufgekommen, als ſie ſich wieder erhoben, und ſie beſchloſſen einmüthig, hier den Abend abzuwarten. Nachdem ſie mit einander geſpeist hatten, rückten ſie wieder näher zuſammen, und der junge Kaufmann wandte ſich an den Aelteſten und ſprach: „Selim Baruch hat uns geſtern einen vergnügten Nachmittag bereitet, wie wäre es, Achmet, wenn Ihr uns auch etwas erzähltet, ſey es nun aus Eurem langen Leben, das wohl viele Abenteuer aufzuweiſen hat, oder ſey es auch ein hübſches Märchen.“ Achmet ſchwieg auf dieſe Anrede eine Zeit lang, wie wenn er bei ſich im Zweifel wäre, ob er dies oder jenes ſagen ſollte oder nicht; endlich fing er an zu ſprechen:

„Liebe Freunde, ihr habt euch auf dieſer unſerer Reiſe als treue Geſellen erprobt, und auch Selim verdient mein Vertrauen; daher will ich euch etwas aus meinem Leben mittheilen, das ich ſonſt ungern und nicht jedem erzähle: die Geſchichte von dem Geſpenſterſchiff.

Die Geſchichte von dem Geſpenſterſchiff.

Mein Vater hatte einen kleinen Laden in Balſora; er war weder arm noch reich und einer von jenen Leuten, die nicht gerne

etwas wagen, aus Furcht, das Wenige zu verlieren, das sie haben. Er erzog mich schlicht und recht, und brachte es bald so weit, daß ich ihm an die Hand gehen konnte. Gerade als ich achtzehn Jahre alt war, und er eben die erste größere Unternehmung machte, starb er, wahrscheinlich aus Gram, tausend Goldstücke dem Meer anvertraut zu haben. Ich mußte ihn bald nachher wegen seines Todes glücklich preisen; denn wenige Wochen hernach lief die Nachricht ein, daß das Schiff, dem mein Vater seine Güter mitgegeben hatte, versunken sey. Meinen jugendlichen Muth konnte aber dieser Unfall nicht beugen. Ich machte alles vollends zu Geld, was mein Vater hinterlassen hatte, und zog aus, um in der Fremde mein Glück zu probiren, nur von einem alten Diener meines Vaters begleitet, der sich aus alter Anhänglichkeit nicht von mir und meinem Schicksal trennen wollte.

Im Hafen von Balsora schifften wir uns mit günstigem Winde ein. Das Schiff, auf dem ich mich eingemiethet hatte, war nach Indien bestimmt. Wir waren schon fünfzehn Tage auf der gewöhnlichen Straße gefahren, als uns der Kapitän einen Sturm verkündete. Er machte ein bedenkliches Gesicht, denn es schien, er kenne in dieser Gegend das Fahrwasser nicht genug, um einem Sturm mit Ruhe begegnen zu können. Er ließ alle Segel einziehen, und wir trieben ganz langsam hin. Die Nacht war angebrochen, war hell und kalt, und der Kapitän glaubte schon, sich in den Anzeichen des Sturmes getäuscht zu haben. Auf einmal schwebte ein Schiff, das wir vorher nicht gesehen hatten, dicht an dem unsrigen vorbei. Wildes Jauchzen und Geschrei erscholl von dem Verdeck herauf, worüber ich mich zu dieser angstvollen Stunde vor einem Sturm nicht wenig wunderte. Aber der Kapitän an meiner Seite erbleichte augenblicklich. „Mein Schiff ist verloren," rief er; „dort segelt der Tod!" Ehe ich

ihn noch über dieſen ſonderbaren Ausruf befragen konnte, ſtürzten ſchon heulend und ſchreiend die Matroſen herein: „Habt ihr ihn geſehen?“ ſchrien ſie; „jetzt iſt's mit uns vorbei!“

Der Kapitän aber ließ Troſtſprüche aus dem Koran vorleſen, und ſetzte ſich ſelbſt ans Steuerruder. Aber vergebens! Zuſehends brauste der Sturm auf, und ehe eine Stunde verging, krachte das Schiff und blieb ſitzen. Die Boote wurden ausgeſetzt, und kaum hatten ſich die letzten Matroſen gerettet, ſo verſank das Schiff vor unſern Augen, und als ein Bettler fuhr ich in die See hinaus. Aber der Jammer hatte noch kein Ende. Fürchterlicher tobte der Sturm, das Boot war nicht mehr zu regieren. Ich hatte meinen alten Diener feſt umſchlungen, und wir verſprachen uns, nie von einander zu weichen. Endlich brach der Tag an, aber mit dem erſten Anblick der Morgenröthe faßte der Wind das Boot, in welchem wir ſaßen, und ſtürzte es um. Ich habe keinen meiner Schiffsleute mehr geſehen. Der Sturz hatte mich betäubt, und als ich aufwachte, befand ich mich in den Armen meines alten treuen Dieners, der ſich auf das umgeſchlagene Boot gerettet und mich nachgezogen hatte. Der Sturm hatte ſich gelegt. Von unſerem Schiff war nichts mehr zu ſehen, wohl aber entdeckten wir nicht weit von uns ein anderes Schiff, auf das die Wellen uns hintrieben. Als wir näher hinzukamen, erkannte ich das Schiff als daſſelbe, das in der Nacht an uns vorbeigefahren, und welches den Kapitän ſo ſehr in Schrecken geſetzt hatte. Ich empfand ein ſonderbares Grauen vor dieſem Schiffe. Die Aeußerung des Kapitäns, die ſich ſo furchtbar beſtätigt hatte, das öde Ausſehen des Schiffes, auf dem ſich, ſo nahe wir auch herankamen, ſo laut wir ſchrien, niemand zeigte, erſchreckten mich. Doch es war unſer einziges Rettungsmittel, darum prieſen wir den Propheten, der uns ſo wundervoll erhalten hatte.

Am Vordertheil des Schiffes hing ein langes Tau herab. Mit Händen und Füßen ruderten wir darauf zu, um es zu erfassen. Endlich glückte es. Laut erhob ich meine Stimme, aber immer blieb es still auf dem Schiff. Da klimmten wir an dem Tau hinauf, ich als der jüngste voran. Aber Entsetzen! welches Schauspiel stellte sich meinem Auge dar, als ich das Verdeck betrat! Der Boden war mit Blut geröthet, zwanzig bis dreißig Leichname in türkischen Kleidern lagen auf dem Boden, am mittleren Mastbaum stand ein Mann, reich gekleidet, den Säbel in der Hand, aber das Gesicht war blaß und verzerrt, durch die Stirne ging ein großer Nagel, der ihn an den Mastbaum heftete; auch er war todt. Schrecken fesselte meine Schritte, ich wagte kaum zu athmen. Endlich war auch mein Begleiter heraufgekommen. Auch ihn überraschte der Anblick des Verdeckes, das gar nichts Lebendiges, sondern nur so viele schreckliche Leichname zeigte. Wir wagten es endlich, nachdem wir in der Seelenangst zum Propheten gefleht hatten, weiter vorzuschreiten. Bei jedem Schritte sahen wir uns um, ob nicht etwas neues, noch Schrecklicheres sich darbiete; aber alles blieb, wie es war; weit und breit nichts Lebendiges als wir und das Weltmeer. Nicht einmal laut zu sprechen wagten wir, aus Furcht, der todte, am Mast angespießte Kapitän möchte seine starren Augen nach uns hindrehen, oder einer der Getödteten möchte seinen Kopf umwenden. Endlich waren wir bis an eine Treppe gekommen, die in den Schiffsraum führte. Unwillkürlich machten wir dort Halt und sahen einander an; denn keiner wagte es recht, seine Gedanken zu äußern.

„O Herr," sprach mein treuer Diener, „hier ist etwas Schreckliches geschehen. Doch wenn auch das Schiff da unten voll Mörder steckt, so will ich mich ihnen doch lieber auf Gnade und

Ungnade ergeben, als längere Zeit unter dieſen Todten zubringen." Ich dachte wie er, wir faßten ein Herz und ſtiegen voll Erwartung hinunter. Todtenſtille war aber auch hier, und nur unſere Tritte hallten auf der Treppe. Wir ſtanden an der Thüre der Kajüte. Ich legte mein Ohr an die Thüre und lauſchte; es war nichts zu hören. Ich machte auf. Das Gemach bot einen unordentlichen Anblick dar. Kleider, Waffen und anderes Geräthe lag untereinander. Nichts in Ordnung. Die Mannſchaft, oder wenigſtens der Kapitän, mußte vor kurzem gezecht haben, denn es lag alles noch umher. Wir gingen weiter von Raum zu Raum, von Gemach zu Gemach, überall fanden wir herrliche Vorräthe in Seide, Perlen, Zucker u. ſ. w. Ich war vor Freude über dieſen Anblick außer mir; denn da niemand auf dem Schiff war, glaubte ich, alles mir zueignen zu dürfen, Ibrahim aber machte mich aufmerkſam darauf, daß wir wahrſcheinlich noch ſehr weit vom Lande ſeyen, wohin wir allein und ohne menſchliche Hülfe nicht kommen könnten.

Wir labten uns an den Speiſen und Getränken, die wir in reichlichem Maaße vorfanden, und ſtiegen endlich wieder aufs Verdeck. Aber hier ſchauderte uns immer die Haut ob dem ſchrecklichen Anblick der Leichen. Wir beſchloſſen, uns davon zu befreien und ſie über Bord zu werfen; aber wie ſchauerlich ward uns zu Muth, als wir fanden, daß ſich keiner aus ſeiner Lage bewegen ließ. Wie feſtgebannt lagen ſie am Boden, und man hätte die Bretter des Verdecks ausheben müſſen, um ſie zu entfernen, und dazu gebrach es uns an Werkzeugen. Auch der Kapitän ließ ſich nicht von ſeinem Maſt losmachen, nicht einmal ſeinen Säbel konnten wir der ſtarren Hand entwinden. Wir brachten den Tag in trauriger Betrachtung unſerer Lage zu, und als es Nacht zu werden anfing, erlaubte ich dem alten Ibrahim,

ſich ſchlafen zu legen, ich ſelbſt aber wollte auf dem Verdeck wachen, um nach Rettung auszuſpähen. Als aber der Mond heraufkam und ich nach den Geſtirnen berechnete, daß es wohl um die eilfte Stunde ſey, überfiel mich ein ſo unwiderſtehlicher Schlaf, daß ich unwillkürlich hinter ein Faß, das auf dem Verdeck ſtand, zurückfiel. Doch war es mehr Betäubung als Schlaf, denn ich hörte deutlich die See an der Seite des Schiffes anſchlagen und die Segel im Winde knarren und pfeifen. Auf einmal glaubte ich Stimmen und Männertritte auf dem Verdeck zu hören. Ich wollte mich aufrichten, um darnach zu ſchauen; aber eine unſichtbare Gewalt hielt meine Glieder gefeſſelt, nicht einmal die Augen konnte ich aufſchlagen. Aber immer deutlicher wurden die Stimmen; es war mir, als wenn ein fröhliches Schiffsvolk auf dem Verdeck ſich umhertriebe; mitunter glaubte ich, die kräftige Stimme eines Befehlenden zu hören, auch hörte ich Taue und Segel deutlich auf- und abziehen. Nach und nach aber ſchwanden mir die Sinne, ich verfiel in einen tieferen Schlaf, in dem ich nur noch ein Geräuſch von Waffen zu hören glaubte, und erwachte erſt, als die Sonne ſchon hoch ſtand und mir aufs Geſicht brannte. Verwundert ſchaute ich mich um, Sturm, Schiff, die Todten und was ich in dieſer Nacht gehört hatte, kam mir wie ein Traum vor; aber als ich aufblickte, fand ich alles wie geſtern. Unbeweglich lagen die Todten, unbeweglich war der Kapitän an den Maſtbaum geheftet. Ich lachte über meinen Traum und ſtand auf, um meinen Alten zu ſuchen.

Dieſer ſaß ganz nachdenklich in der Kajüte. „O Herr!“ rief er aus, als ich zu ihm hereintrat, „ich wollte lieber im tiefſten Grund des Meeres liegen, als in dieſem verherten Schiff noch eine Nacht zubringen.“ Ich fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers, und er antwortete mir: „Als ich einige Stunden

geſchlafen hatte, wachte ich auf und vernahm, wie man über meinem Haupte auf- und abging. Ich dachte zuerſt, Ihr wäret es, aber es waren wenigſtens zwanzig, die oben umherliefen, auch hörte ich rufen und ſchreien. Endlich kamen ſchwere Tritte die Treppe herab. Da wußte ich nichts mehr von mir, nur hie und da kehrte auf einige Augenblicke meine Beſinnung zurück, und da ſah ich dann denſelben Mann, der oben am Maſt angenagelt iſt, an jenem Tiſch dort ſitzen, ſingend und trinkend, aber der, welcher in einem rothen Scharlachkleid nicht weit von ihm am Boden liegt, ſaß neben ihm und half ihm trinken." Alſo erzählte mir mein alter Diener.

Ihr könnt mir es glauben, meine Freunde, daß mir gar nicht wohl zu Muth war; denn es war keine Täuſchung, ich hatte ja auch die Todten gar wohl gehört. In ſolcher Geſellſchaft zu ſchiffen war mir gräulich. Mein Ibrahim aber verſank wieder in tiefes Nachdenken. „Jetzt hab' ich's," rief er endlich aus; es fiel ihm nämlich ein Sprüchlein ein, das ihm ſein Großvater, ein erfahrener, weitgereiſter Mann, gelehrt hatte, und das gegen jeden Geiſter- und Zauberſpuk helfen ſollte; auch behauptete er, jenen unnatürlichen Schlaf, der uns befiel, in der nächſten Nacht verhindern zu können, wenn wir nämlich recht eifrig Sprüche aus dem Koran beteten. Der Vorſchlag des alten Mannes gefiel mir wohl. In banger Erwartung ſahen wir die Nacht herankommen. Neben der Kajüte war ein kleines Kämmerchen, dorthin beſchloſſen wir uns zurückzuziehen. Wir bohrten mehrere Löcher in die Thüre, hinlänglich groß, um durch ſie die ganze Kajüte zu überſchauen; dann verſchloſſen wir die Thüre, ſo gut es ging, von innen, und Ibrahim ſchrieb den Namen des Propheten in alle vier Ecken. So erwarteten wir die Schrecken der Nacht. Es mochte wieder ungefähr elf Uhr ſeyn, als ich gewaltig

ſchläfrig wurde. Mein Gefährte rieth mir daher, einige Sprüche des Korans zu beten, was mir auch half. Mit einemmale ſchien es oben lebhaft zu werden, die Taue knarrten, Schritte gingen über das Verdeck, und mehrere Stimmen waren deutlich zu unterſcheiden. Mehrere Minuten hatten wir ſo in geſpannter Erwartung geſeſſen, da hörten wir etwas die Treppe der Kajüte herabkommen. Als dies der Alte bemerkte, fing er an den Spruch herzuſagen, den ihn ſein Großvater gegen Spuk und Zauberei gelehrt hatte:

„Kommt ihr herab aus der Luft,
ſteigt ihr aus tiefem Meer,
ſchlieft ihr in dunkler Gruft,
ſtammt ihr vom Feuer her:
Allah iſt euer Herr und Meiſter,
ihm ſind gehorſam alle Geiſter.“

Ich muß geſtehen, ich glaubte gar nicht recht an dieſen Spruch, und mir ſtieg das Haar zu Berge, als die Thüre aufflog. Hereintrat jener große ſtattliche Mann, den ich am Maſtbaum angenagelt geſehen hatte. Der Nagel ging ihm auch jetzt mitten durch's Hirn, das Schwert aber hatte er in die Scheide geſteckt, hinter ihm trat noch ein anderer herein, weniger koſtbar gekleidet; auch ihn hatte ich oben liegen ſehen. Der Kapitän, denn dies war er unverkennbar, hatte ein bleiches Geſicht, einen großen ſchwarzen Bart, wildrollende Augen, mit denen er ſich im ganzen Gemach umſah. Ich konnte ihn ganz deutlich ſehen, als er an unſerer Thüre vorüberging; er aber ſchien gar nicht auf die Thüre zu achten, die uns verbarg. Beide ſetzten ſich an den Tiſch, der in der Mitte der Kajüte ſtand, und ſprachen laut und faſt ſchreiend mit einander in einer unbekannten Sprache. Sie wurden immer lauter und eifriger, bis endlich der Kapitän mit geballter Fauſt auf den Tiſch hineinſchlug, daß das Zimmer dröhnte. Mit

wildem Gelächter ſprang der Andere auf und winkte dem Kapitän, ihm zu folgen. Dieſer ſtand auf, riß ſeinen Säbel aus der Scheide und beide verließen das Gemach. Wir athmeten freier, als ſie weg waren; aber unſere Angſt hatte noch lange kein Ende. Immer lauter und lauter ward es auf dem Verdeck. Man hörte eilends hin- und herlaufen und ſchreien, lachen und heulen. Endlich ging ein wahrhaft hölliſcher Lärm los, ſo daß wir glaubten, das Verdeck mit allen Segeln komme zu uns herab, Waffengeklirr und Geſchrei — auf einmal aber tiefe Stille. Als wir es nach vielen Stunden wagten hinaufzugehen, trafen wir alles wie ſonſt; nicht Einer lag anders als früher, alle waren ſteif wie Holz.

So waren wir mehrere Tage auf dem Schiffe; es ging immer nach Oſten, wo, nach meiner Berechnung, ſich bald Land zeigen mußte, aber wenn es auch bei Tag viele Meilen weit zurückgelegt hatte, bei Nacht ſchien es immer wieder zurückzukehren; denn wir befanden uns immer wieder am nämlichen Fleck, wenn die Sonne aufging. Wir konnten uns dies nicht anders erklären, als daß die Todten jede Nacht mit vollem Winde zurückſegelten. Um nun dies zu verhüten, zogen wir, ehe es Nacht wurde, alle Segel ein, und wandten daſſelbe Mittel an wie bei der Thüre in der Kajüte; wir ſchrieben den Namen des Propheten auf Pergament und auch das Sprüchlein des Großvaters dazu, und banden es um die eingezogenen Segel. Aengſtlich warteten wir in unſerem Kämmerchen den Erfolg ab. Der Spuk ſchien diesmal noch ärger zu toben, aber ſiehe, am andern Morgen waren die Segel noch aufgerollt, wie wir ſie verlaſſen hatten. Wir ſpannten den Tag über nur ſo viele Segel auf, als nöthig waren, das Schiff ſanft fortzutreiben, und ſo legten wir in fünf Tagen eine gute Strecke zurück.

Endlich am Morgen des sechsten Tages entdeckten wir in geringer Ferne Land, und dankten Allah und seinem Propheten für unsere wunderbare Rettung. Diesen Tag und die folgende Nacht trieben wir an einer Küste hin, und am siebenten Morgen glaubten wir in geringer Entfernung eine Stadt zu entdecken; wir ließen mit vieler Mühe einen Anker in die See, der alsobald Grund faßte, setzten ein kleines Boot, das auf dem Verdeck stand, aus, und ruderten mit aller Macht der Stadt zu. Nach einer halben Stunde liefen wir in einen Fluß ein, der sich in die See ergoß, und stiegen ans Ufer. Im Stadtthor erkundigten wir uns, wie die Stadt heiße, und erfuhren, daß es eine indische Stadt sey, nicht weit von der Gegend, wohin ich zuerst zu schiffen willens war. Wir begaben uns in eine Karavanserei und erholten uns von unserer abenteuerlichen Reise. Ich forschte daselbst auch nach einem weisen und verständigen Mann, indem ich dem Wirth zu verstehen gab, daß ich einen solchen haben möchte, der sich ein wenig auf Zauberei verstehe. Er führte mich in eine abgelegene Straße, an ein unscheinbares Haus, pochte an, und man ließ mich eintreten, mit der Weisung, ich sollte nur nach Muley fragen.

In dem Hause kam mir ein altes Männlein mit grauem Bart und langer Nase entgegen und fragte nach meinem Begehr. Ich sagte ihm, ich suche den weisen Muley, und er antwortete mir, er sey es selbst. Ich fragte ihn nun um Rath, was ich mit den Todten machen solle, und wie ich es angreifen müsse, um sie aus dem Schiff zu bringen. Er antwortete mir, die Leute des Schiffes seyen wahrscheinlich wegen irgend eines Frevels auf das Meer verzaubert; er glaube, der Zauber werde sich lösen, wenn man sie an's Land bringe; dies könne aber nicht anders geschehen, als wenn man die Bretter, auf denen sie liegen, los-

mache. Mir gehöre, von Gott und Rechts wegen, das Schiff sammt allen Gütern, weil ich es gleichsam gefunden habe; doch solle ich alles sehr geheim halten und ihm ein kleines Geschenk von meinem Ueberfluß machen, er wolle dafür mit seinen Sklaven mir behülflich seyn, die Todten wegzuschaffen. Ich versprach ihn reichlich zu belohnen, und wir machten uns mit fünf Sklaven, die mit Sägen und Beilen versehen waren, auf den Weg. Unterwegs konnte der Zauberer Muley unseren glücklichen Einfall, die Segel mit den Sprüchen des Korans zu umwinden, nicht genug loben. Er sagte, es sey dies das einzige Mittel gewesen, uns zu retten.

Es war noch ziemlich früh am Tage, als wir bei dem Schiff ankamen. Wir machten uns alle sogleich ans Werk, und in einer Stunde lagen schon vier in dem Nachen. Einige der Sklaven mußten sie ans Land rudern, um sie dort zu verscharren. Sie erzählten, als sie zurückkamen, die Todten hätten ihnen die Mühe des Begrabens erspart, indem sie, so wie man sie auf die Erde gelegt habe, in Staub zerfallen seyen. Wir fuhren fort, die Todten abzusägen, und vor Abend waren alle ans Land gebracht. Es war endlich keiner mehr am Bord als der, welcher am Mast angenagelt war. Umsonst suchten wir den Nagel aus dem Holze zu ziehen, keine Gewalt vermochte ihn auch nur ein Haar breit zu verrücken. Ich wußte nicht, was anzufangen war; man konnte doch nicht den Mastbaum abhauen, um ihn an's Land zu führen?! Doch aus dieser Verlegenheit half Muley. Er ließ schnell einen Sklaven ans Land rudern, um einen Topf mit Erde zu bringen. Als dieser herbeigeholt war, sprach der Zauberer geheimnißvolle Worte darüber aus, und schüttete die Erde auf das Haupt des Todten. Sogleich schlug dieser die Augen auf, holte tief Athem und die Wunde des Nagels in seiner Stirne fing an zu bluten.

Wir zogen den Nagel jetzt leicht heraus, und der Verwundete fiel einem der Sklaven in die Arme.

„Wer hat mich hieher geführt?“ sprach er, nachdem er sich ein wenig erholt zu haben schien. Muley zeigte auf mich und ich trat zu ihm. „Dank dir, unbekannter Fremdling, du hast mich von langen Qualen errettet. Seit fünfzig Jahren schifft mein Leib durch diese Wogen, und mein Geist war verdammt, jede Nacht in ihn zurückzukehren. Aber jetzt hat mein Haupt die Erde berührt, und ich kann versöhnt zu meinen Vätern gehen.“ Ich bat ihn, uns doch zu sagen, wie er zu diesem schrecklichen Zustand gekommen sey, und er sprach: „Vor fünfzig Jahren war ich ein mächtiger, angesehener Mann und wohnte in Algier; die Sucht nach Gewinn trieb mich, ein Schiff auszurüsten und Seeraub zu treiben. Ich hatte dieses Geschäft schon einige Zeit fortgeführt, da nahm ich einmal auf Zante einen Derwisch an Bord, der umsonst reisen wollte. Ich und meine Gesellen waren rohe Leute und achteten nicht auf die Heiligkeit des Mannes, vielmehr trieb ich mein Gespött mit ihm. Als er aber einst in heiligem Eifer mir meinen sündigen Lebenswandel verwiesen hatte, übermannte mich Nachts in meiner Kajüte, als ich mit meinem Steuermann viel getrunken hatte, der Zorn. Wüthend über das, was mir ein Derwisch gesagt hatte, und was ich mir von keinem Sultan hätte sagen lassen, stürzte ich aufs Verdeck und stieß ihm meinen Dolch in die Brust. Vor seinem Ende verwünschte er mich und meine Mannschaft, nicht sterben und nicht leben zu können, bis unser Haupt die Erde berühren würde. Der Derwisch starb und wir warfen ihn in die See und verlachten seine Drohungen; aber noch in derselben Nacht erfüllten sich seine Worte. Ein Theil meiner Mannschaft empörte sich gegen mich. Mit fürchterlicher Wuth wurde gestritten, bis meine Anhänger unterlagen und ich

an den Maſt genagelt wurde. Aber auch die Empörer ſtarben an ihren Wunden, und bald war mein Schiff nur ein großes Grab. Auch mir brachen die Augen, mein Athem hielt an und ich meinte zu ſterben. Aber es war nur eine Erſtarrung, die mich gefeſſelt hielt; in der nächſten Nacht, zur nämlichen Stunde, da wir den Derwiſch in die See geworfen, erwachte ich und alle meine Genoſſen, das Leben war zurückgekehrt, aber wir konnten nichts thun und ſprechen, als was wir in jener Nacht geſprochen und gethan hatten. So ſegeln wir ſeit fünfzig Jahren, können nicht leben, nicht ſterben; denn wie konnten wir das Land erreichen? Mit toller Freude ſegelten wir allemal mit vollen Segeln in den Sturm, weil wir hofften, endlich an einer Klippe zu zerſchellen, und das müde Haupt auf dem Grund des Meeres zur Ruhe zu legen. Es iſt uns nicht gelungen. Jetzt aber werde ich ſterben. Noch einmal, meinen Dank, unbekannter Retter; wenn Schätze dich lohnen können, ſo nimm mein Schiff als Zeichen meiner Dankbarkeit."

Der Kapitän ließ ſein Haupt ſinken, als er ſo geſprochen hatte, und verſchied. Sogleich zerfiel er auch, wie ſeine Gefährten, in Staub. Wir ſammelten dieſen in ein Käſtchen und begruben ihn am Lande; aus der Stadt nahm ich aber Arbeiter, die mir mein Schiff in guten Zuſtand ſetzten. Nachdem ich die Waaren, die ich am Bord fand, gegen andere mit großem Gewinn eingetauſcht hatte, miethete ich Matroſen, beſchenkte meinen Freund Muley reichlich und ſchiffte mich nach meinem Vaterlande ein. Ich machte aber einen Umweg, indem ich an vielen Inſeln und Ländern landete und meine Waaren zu Markt brachte. Der Prophet ſegnete mein Unternehmen. Nach dreiviertel Jahren lief ich noch einmal ſo reich, als mich der ſterbende Kapitän gemacht hatte, in Balſora ein. Meine Mitbürger waren erſtaunt über meine

Reichthümer und mein Glück, und glaubten nicht anders, als ich habe das Diamantenthal des berühmten Reisenden Sindbad gefunden. Ich ließ sie bei ihrem Glauben, von nun an aber mußten die jungen Leute von Balsora, wenn sie kaum achtzehn Jahre alt waren, in die Welt hinaus, um, gleich mir, ihr Glück zu machen. Ich aber lebte ruhig und im Frieden, und alle fünf Jahre mache ich eine Reise nach Mecca, um dem Herrn an heiliger Stätte für seinen Segen zu danken, und für den Kapitän und seine Leute zu bitten, daß er sie in sein Paradies aufnehme.

Die Reise der Karavane war den andern Tag ohne Hinderniß fürder gegangen, und als man im Lagerplatz sich erholt hatte, begann Selim, der Fremde, zu Muley, dem jüngsten der Kaufleute, also zu sprechen:

„Ihr seyd zwar der jüngste von uns, doch seyd ihr immer fröhlich und wißt für uns gewiß irgend einen guten Schwank. Tischet ihn auf, daß er uns erquicke nach der Hitze des Tages.“ „Wohl möchte ich euch etwas erzählen,“ antwortete Muley, „das euch Spaß machen könnte, doch der Jugend ziemt Bescheidenheit in allen Dingen; darum müssen meine älteren Reisegefährten den Vorrang haben. Zaleukos ist immer so ernst und verschlossen, sollte er uns nicht erzählen, was sein Leben so ernst machte? vielleicht, daß wir seinen Kummer, wenn er solchen hat, lindern können; denn gerne dienen wir dem Bruder, wenn er auch andern Glaubens ist.“

Der Aufgerufene war ein griechischer Kaufmann, ein Mann in mittleren Jahren, schön und kräftig, aber sehr ernst. Ob er gleich ein Ungläubiger (Nichtmuselmann) war, so liebten ihn doch seine Reisegefährten; denn er hatte ihnen durch sein ganzes Wesen

Achtung und Zutrauen eingeflößt. Er hatte übrigens nur eine Hand, und einige seiner Gefährten vermutheten, daß vielleicht dieser Verlust ihn so ernst stimme.

Zaleukos antwortete auf die zutrauliche Frage Muley's: „Ich bin sehr geehrt durch euer Zutrauen; Kummer habe ich keinen, wenigstens keinen, von welchem ihr, auch mit dem besten Willen, mir helfen könntet. Doch, weil Muley meinen Ernst mir vorzuwerfen scheint, so will ich euch Einiges erzählen, was mich rechtfertigen soll, wenn ich ernster bin, als andere Leute. Ihr sehet, daß ich meine linke Hand verloren habe. Sie fehlt mir nicht von Geburt an, sondern ich habe sie in den schrecklichsten Tagen meines Lebens eingebüßt. Ob ich die Schuld davon trage, ob ich Unrecht habe, seit jenen Tagen ernster, als es meine Lage mit sich bringt, zu seyn, möget ihr beurtheilen, wenn ihr vernommen habt die Geschichte von der abgehauenen Hand."

Die Geschichte von der abgehauenen Hand.

Ich bin in Konstantinopel geboren; mein Vater war ein Dragoman bei der Pforte, und trieb nebenbei einen ziemlich einträglichen Handel mit wohlriechenden Essenzen und seidenen Stoffen. Er gab mir eine gute Erziehung, indem er mich theils selbst unterrichtete, theils von einem unserer Priester mir Unterricht geben ließ. Anfangs wollte er, daß ich seinen Laden späterhin übernehmen sollte; da ich aber größere Fähigkeiten zeigte, als er erwartet hatte, bestimmte er mich, auf das Anrathen seiner Freunde, zum Arzt, weil ein Arzt, wenn er etwas mehr gelernt hat, als die gewöhnlichen Marktschreier, in Konstantinopel sein Glück machen kann. Es kamen viele Franken in unser Haus, und einer davon

überredete meinen Vater, mich in sein Vaterland, nach der Stadt Paris, reisen zu lassen, wo man solche Sachen unentgeltlich und am besten lernen könne. Er selbst aber wolle mich, wenn er zurückreise, umsonst mitnehmen. Mein Vater, der in seiner Jugend auch gereist war, schlug ein, und der Franke sagte mir, ich könne mich in drei Monaten bereit halten. Ich war außer mir vor Freude, fremde Länder zu sehen, und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo wir uns einschiffen würden. Der Franke hatte endlich seine Geschäfte abgemacht und sich zur Reise bereitet; am Vorabend der Reise führte mich mein Vater in sein Schlafkämmerlein. Dort sah ich schöne Kleider und Waffen auf dem Tische liegen. Was meine Blicke aber noch mehr anzog, war ein großer Haufe Goldes, denn ich hatte noch nie so viel bei einander gesehen. Mein Vater umarmte mich und sagte: „siehe, mein Sohn, ich habe dir Kleider zu der Reise besorgt. Jene Waffen sind dein, es sind die nämlichen, die mir dein Großvater umhing, als ich in die Fremde auszog. Ich weiß, du kannst sie führen; gebrauche sie aber nie, als wenn du angegriffen wirst; dann aber schlage auch tüchtig drauf. Mein Vermögen ist nicht groß; ich habe es in drei Theile getheilt, einer davon ist dein, einer davon sey mein Unterhalt und Nothpfennig, der dritte aber sey mir ein heiliges unantastbares Gut, er diene dir in der Stunde der Noth. So sprach mein alter Vater, und Thränen hingen ihm im Auge, vielleicht aus Ahnung, denn ich habe ihn nie wieder gesehen.

Die Reise ging gut von statten; wir waren bald im Lande der Franken angelangt, und sechs Tagereisen nachher kamen wir in die große Stadt Paris. Hier miethete mir mein fränkischer Freund ein Zimmer, und rieth mir, mein Geld, das in allem zweitausend fränkische Thaler betrug, vorsichtig anzuwenden. Ich lebte drei Jahre in dieser Stadt, und lernte, was ein tüchtiger

Arzt wiſſen muß; ich müßte aber lügen, wenn ich ſagte, daß ich gerne dort geweſen ſey, denn die Sitten dieſes Volkes gefielen mir nicht; auch hatte ich nur wenige gute Freunde dort, dieſe aber waren edle junge Männer.

Die Sehnſucht nach der Heimath wurde endlich mächtig in mir rege, in der ganzen Zeit hatte ich nichts von meinem Vater gehört, und ich ergriff daher eine günſtige Gelegenheit, nach Hauſe zu kommen.

Es ging nämlich eine Geſandtſchaft aus Frankenland nach der hohen Pforte. Ich verdingte mich als Wundarzt in das Gefolge des Geſandten, und kam glücklich wieder nach Stambul. Das Haus meines Vaters aber fand ich verſchloſſen, und die Nachbarn ſtaunten, als ſie mich ſahen, und ſagten mir, mein Vater ſey vor zwei Monaten geſtorben. Jener Prieſter, der mich in meiner Jugend unterrichtet hatte, brachte mir den Schlüſſel; allein und traurig zog ich in das verödete Haus ein. Ich fand noch alles, wie es mein Vater verlaſſen hatte, nur das Gold, das er mir zu hinterlaſſen verſprach, fehlte. Ich fragte den Prieſter darüber und dieſer verneigte ſich und ſprach: „Euer Vater iſt als ein heiliger Mann geſtorben, denn er hat ſein Gold der Kirche vermacht.“ Dies war und blieb mir unbegreiflich; doch was wollte ich machen? ich hatte keine Zeugen gegen den Prieſter und mußte froh ſeyn, daß er nicht auch das Haus und die Waaren meines Vaters als Vermächtniß angeſehen hatte. Dies war das erſte Unglück, das mich traf. Von jetzt an aber kam es Schlag auf Schlag. Mein Ruf als Arzt wollte ſich gar nicht ausbreiten, weil ich mich ſchämte, den Marktſchreier zu machen, und überall fehlte mir die Empfehlung meines Vaters, der mich bei den Reichſten und Vornehmſten eingeführt hätte, die jetzt nicht mehr an den armen Zaleukos dachten. Auch die Waaren meines Vaters fanden keinen Ausgang, denn die Kunden hatten ſich nach

seinem Tode verlaufen, und neue bekommt man nur langsam. Als ich einst trostlos über meine Lage nachdachte, fiel mir ein, daß ich oft in Franken Männer meines Volkes gesehen hatte, die das Land durchzogen und ihre Waaren auf den Märkten der Städte auslegten; ich erinnerte mich, daß man ihnen gerne abkaufte, weil sie aus der Fremde kamen, und daß man bei solchem Handel das Hundertfache erwerben könne. Sogleich war auch mein Entschluß gefaßt. Ich verkaufte mein väterliches Haus, gab einen Theil des gelösten Geldes einem bewährten Freunde zum Aufbewahren, von dem übrigen aber kaufte ich, was man in Franken selten hat, als: Shawls, seidene Zeuge, Salben und Oele, miethete einen Platz auf einem Schiff und trat so meine zweite Reise nach Frankenland an. Es schien, als ob das Glück, sobald ich die Schlösser der Dardanellen im Rücken hatte, mir wieder günstig geworden wäre. Unsere Fahrt war kurz und glücklich. Ich durchzog die großen und kleinen Städte der Franken, und fand überall willige Käufer meiner Waaren. Mein Freund in Stambul sandte mir immer wieder frische Vorräthe, und ich wurde von Tag zu Tag wohlhabender. Als ich endlich so viel erspart hatte, daß ich glaubte, ein größeres Unternehmen wagen zu können, zog ich mit meinen Waaren nach Italien. Etwas muß ich aber noch gestehen, was mir auch nicht wenig Geld einbrachte, ich nahm auch meine Arzneikunst zu Hülfe. Wenn ich in eine Stadt kam, ließ ich durch Zettel verkünden, daß ein griechischer Arzt da sey, der schon viele geheilt habe; und wahrlich, mein Balsam und meine Arzneien haben mir manche Zechine eingebracht. So war ich endlich nach der Stadt Florenz nach Italien gekommen. Ich nahm mir vor, längere Zeit in dieser Stadt zu bleiben, theils weil sie mir so wohl gefiel, theils auch, weil ich mich von den Strapazen meines Umherziehens

erholen wollte. Ich miethete mir ein Gewölbe in dem Stadtviertel St. Croce und nicht weit davon in einem Wirthshaus ein paar ſchöne Zimmer, die auf einen Altan führten. Sogleich ließ ich auch meine Zettel umhertragen, die mich als Arzt und Kaufmann ankündigten. Ich hatte kaum mein Gewölbe eröffnet, ſo ſtrömten auch die Käufer herzu, und ob ich gleich ein wenig hohe Preiſe hielt, ſo verkaufte ich doch mehr als andere, weil ich gefällig und freundlich gegen meine Kunden war. Ich hatte ſchon vier Tage vergnügt in Florenz verlebt, als ich eines Abends, da ich ſchon mein Gewölbe ſchließen und nur die Vorräthe in meinen Salbenbüchſen nach meiner Gewohnheit noch einmal muſtern wollte, in einer kleinen Büchſe einen Zettel fand, den ich mich nicht erinnerte, hineingethan zu haben. Ich öffnete den Zettel und fand darin eine Einladung, dieſe Nacht, Punkt zwölf Uhr, auf der Brücke, die man Ponteverchio heißt, mich einzufinden. Ich ſann lange darüber nach, wer es wohl ſeyn könnte, der mich dorthin einlud; da ich aber keine Seele in Florenz kannte, dachte ich, man werde mich vielleicht heimlich zu irgend einem Kranken führen wollen, was ſchon öfter geſchehen war. Ich beſchloß alſo, hinzugehen, doch hing ich zur Vorſicht den Säbel um, den mir einſt mein Vater geſchenkt hatte.

Als es ſtark gegen Mitternacht ging, machte ich mich auf den Weg und kam bald auf die Ponteverchio. Ich fand die Brücke verlaſſen und öde, und beſchloß zu warten, bis, der mich rief, erſcheinen würde. Es war eine kalte Nacht; der Mond ſchien hell und ich ſchaute hinab in die Wellen des Arno, die weithin im Mondlicht ſchimmerten. Auf den Kirchen der Stadt ſchlug es jetzt zwölf Uhr, ich richtete mich auf, und vor mir ſtand ein großer Mann, ganz in einen rothen Mantel gehüllt, deſſen einen Zipfel er vor dem Geſichte hielt.

Ich war anfangs etwas erſchrocken, weil er ſo plötzlich neben mir ſtand, faßte mich aber ſogleich wieder und ſprach: „Wenn Ihr mich hierher beſtellt habt, ſo ſagt an, was ſteht zu Eurem Befehl?“ Der Rothmantel wandte ſich um und ſagte langſam: „Folge!“ Da ward mir's doch etwas unheimlich zu Muth, mit dieſem Unbekannten allein zu gehen; ich blieb ſtehen und ſprach: „Nicht alſo, lieber Herr, wollet mir vorerſt ſagen, wohin; auch könnet Ihr mir Euer Geſicht ein wenig zeigen, daß ich ſehe, ob Ihr Gutes mit mir vorhabt.“ Der Rothe aber ſchien ſich nicht darum zu kümmern; „wenn du nicht willſt, Zaleukos, ſo bleibe!“ antwortete er und ging weiter. Da entbrannte mein Zorn; „meinet Ihr,“ rief ich aus, „ein Mann wie ich laſſe ſich von jedem Narren foppen, und ich werde in dieſer kalten Nacht umſonſt gewartet haben?“ In drei Sprüngen hatte ich ihn erreicht, packte ihn an ſeinem Mantel und ſchrie noch lauter, indem ich die andere Hand an den Säbel legte; aber der Mantel blieb mir in der Hand, und der Unbekannte war um die nächſte Ecke verſchwunden. Mein Zorn legte ſich nach und nach, ich hatte doch den Mantel, und dieſer ſollte mir ſchon den Schlüſſel zu dieſem wunderlichen Abenteuer geben. Ich hing ihn um und ging wieder nach Hauſe. Als ich kaum noch hundert Schritte davon entfernt war, ſtreifte Jemand dicht an mir vorüber und flüſterte in fränkiſcher Sprache: „Nehmt euch in Acht, Graf, heute Nacht iſt nichts zu machen.“ Ehe ich mich aber umſehen konnte, war dieſer Jemand ſchon vorbei, und ich ſah nur noch einen Schatten an den Häuſern hinſchweben. Daß dieſer Zuruf den Mantel und nicht mich anging, ſah ich ein, doch gab er mir kein Licht über die Sache. Am andern Morgen überlegte ich, was zu thun ſey. Ich war von Anfang geſonnen, den Mantel ausrufen zu laſſen, als hätte ich ihn gefunden, doch da konnte

der Unbekannte ihn durch einen Dritten holen laſſen, und ich hätte dann keinen Aufſchluß über die Sache gehabt. Ich beſah, indem ich ſo nachdachte, den Mantel näher. Er war von ſchwerem, genueſiſchem Sammt, purpurroth, mit aſtrachaniſchem Pelz verbrämt und reich mit Gold geſtickt. Der prachtvolle Anblick des Mantels brachte mich auf einen Gedanken, den ich auszuführen beſchloß. — Ich trug ihn in mein Gewölb und legte ihn zum Verkauf aus, ſetzte aber auf ihn einen ſo hohen Preis, daß ich gewiß war, keinen Käufer zu finden. Mein Zweck dabei war, jeden, der nach dem Pelz fragen würde, ſcharf ins Auge zu faſſen; denn die Geſtalt des Unbekannten, die ſich mir, nach Verluſt des Mantels, wenn auch nur flüchtig, doch beſtimmt gezeigt, wollte ich aus tauſenden erkennen. Es fanden ſich viele Kaufluſtige zu dem Mantel, deſſen außerordentliche Schönheit alle Augen auf ſich zog, aber keiner glich entfernt dem Unbekannten, keiner wollte den hohen Preis von zweihundert Zechinen dafür bezahlen. Auffallend war mir dabei, daß, wenn ich einen oder den andern fragte, ob denn ſonſt kein ſolcher Mantel in Florenz ſey, alle mit nein antworteten und verſicherten, eine ſo koſtbare und geſchmackvolle Arbeit nie geſehen zu haben.

Es wollte ſchon Abend werden, da kam endlich ein junger Mann, der ſchon oft bei mir geweſen war und auch heute viel auf den Mantel geboten hatte, warf einen Beutel mit Zechinen auf den Tiſch, und rief: „Bei Gott! Zaleukos, ich muß deinen Mantel haben, und ſollte ich zum Bettler darüber werden.“ Zugleich begann er ſeine Goldſtücke aufzuzählen. Ich kam in große Noth; ich hatte den Mantel nur ausgehängt, um vielleicht die Blicke meines Unbekannten darauf zu ziehen, und jetzt kam ein junger Thor, um den ungeheuern Preis zu zahlen. Doch was blieb mir übrig? ich gab nach, denn es that mir auf der andern

Seite der Gedanke wohl, für mein nächtliches Abenteuer so schön entschädigt zu werden. Der Jüngling hing sich den Mantel um und ging; er kehrte aber auf der Schwelle wieder um, indem er ein Papier, das am Mantel befestigt war, losmachte, mir zuwarf und sagte: „hier Zaleukos, hängt etwas, das wohl nicht zu dem Mantel gehört.“ Gleichgültig nahm ich den Zettel, aber siehe da, dort stand geschrieben: „bringe heute Nacht, um die bewußte Stunde, den Mantel auf die Pontevecchio, vierhundert Zechinen warten deiner.“ Ich stand, wie niedergedonnert. So hatte ich also mein Glück selbst verscherzt und meinen Zweck gänzlich verfehlt; doch ich besann mich nicht lange, raffte die zweihundert Zechinen zusammen, sprang dem, der den Mantel gekauft hatte, nach und sprach: „Nehmt Eure Zechinen wieder, guter Freund, und laßt mir den Mantel, ich kann ihn unmöglich hergeben.“ Dieser hielt die Sache anfangs für Spaß, als er aber merkte, daß es Ernst war, gerieth er in Zorn über meine Forderung, schalt mich einen Narren, und so kam es endlich zu Schlägen. Doch ich war so glücklich, im Handgemenge ihm den Mantel zu entreißen, und wollte schon mit davon eilen, als der junge Mann die Polizei zu Hülfe rief und mich mit sich vor Gericht zog. Der Richter war sehr erstaunt über die Anklage und sprach meinem Gegner den Mantel zu. Ich aber bot dem Jüngling zwanzig, fünfzig, achtzig, ja hundert Zechinen über seine zweihundert, wenn er mir den Mantel ließe. Was meine Bitten nicht vermochten, bewirkte mein Gold. Er nahm meine guten Zechinen, ich aber zog mit dem Mantel triumphirend ab und mußte mir gefallen lassen, daß man mich in ganz Florenz für einen Wahnsinnigen hielt. Doch die Meinung der Leute war mir gleichgültig, ich wußte es ja besser, als sie, daß ich an dem Handel noch gewann.

Mit Ungeduld erwartete ich die Nacht. Um dieselbe Zeit, wie

geſtern, ging ich, den Mantel unter dem Arm, auf die Pontevecchio. Mit dem letzten Glockenſchlag kam eine Geſtalt aus der Nacht heraus auf mich zu. Es war unverkennbar der Mann von geſtern. „Haſt du den Mantel?“ wurde ich gefragt. „Ja, Herr,“ antwortete ich, „aber er koſtete mich baare hundert Zechinen.“ „Ich weiß es,“ entgegnete Jener. „Schau auf, hier ſind vierhundert.“ Er trat mit mir an das breite Geländer der Brücke und zählte die Goldſtücke hin. Vierhundert waren es; prächtig blitzten ſie im Mondſchein, ihr Glanz erfreute mein Herz, ach! es ahnete nicht, daß es ſeine letzte Freude ſeyn werde. Ich ſteckte mein Geld in die Taſche, und wollte mir nun auch den gütigen Unbekannten recht betrachten; aber er hatte eine Larve vor dem Geſicht, aus der mich dunkle Augen furchtbar anblitzten. „Ich danke Euch, Herr, für Eure Güte,“ ſprach ich zu ihm, „was verlangt Ihr jetzt von mir? das ſage ich Euch aber vorher, daß es nichts Unrechtes ſeyn darf.“ „Unnöthige Sorge,“ antwortete er, indem er den Mantel um die Schultern legte; „ich bedarf Eurer Hülfe als Arzt, doch nicht für einen Lebenden, ſondern für einen Todten.“

„Wie kann das ſeyn?“ rief ich voll Verwunderung.

„Ich kam mit meiner Schweſter aus fernen Landen,“ erzählte er, und winkte mir zugleich, ihm zu folgen; „ich wohnte hier mit ihr bei einem Freunde meines Hauſes. Meine Schweſter ſtarb geſtern ſchnell an einer Krankheit, und die Verwandten wollen ſie morgen begraben. Nach einer alten Sitte unſerer Familie aber ſollen alle in der Gruft der Väter ruhen; viele, die im fremden Lande ſtarben, ruhen dennoch dort einbalſamirt. Meinen Verwandten gönne ich nun ihren Körper, meinem Vater aber muß ich wenigſtens den Kopf ſeiner Tochter bringen, damit er ſie noch einmal ſehe.“ Dieſe Sitte, die Köpfe geliebter Anverwandten abzuſchneiden, kam mir zwar etwas ſchrecklich vor, doch wagte ich

nichts dagegen einzuwenden, aus Furcht, den Unbekannten zu beleidigen. Ich ſagte ihm daher, daß ich mit dem Einbalſamiren der Todten wohl umgehen könne, und bat ihn, mich zu der Verſtorbenen zu führen. Doch konnte ich mich nicht enthalten, zu fragen: „warum denn dies alles ſo geheimnißvoll und in der Nacht geſchehen müſſe?“ Er antwortete mir, daß ſeine Verwandten, die ſeine Abſicht für grauſam halten, bei Tage ihn abhalten würden; ſey aber nur erſt einmal der Kopf abgenommen, ſo können ſie wenig mehr darüber ſagen; er hätte mir zwar den Kopf bringen können, aber ein natürliches Gefühl halte ihn ab, ihn ſelbſt abzunehmen.

Wir waren indeß bis an ein großes, prachtvolles Haus gekommen. Mein Begleiter zeigte es mir als das Ziel unſers nächtlichen Spaziergangs. Wir gingen an dem Hauptthor des Hauſes vorbei, traten in eine kleine Pforte, die der Unbekannte ſorgfältig hinter ſich zumachte, und ſtiegen dann im Finſtern eine enge Wendeltreppe hinan. Sie führte in einen ſpärlich erleuchteten Gang, aus welchem wir in ein Zimmer gelangten, das eine Lampe, die an der Decke befeſtigt war, erleuchtete.

In dieſem Gemach ſtand ein Bett, in welchem der Leichnam lag. Der Unbekannte wandte ſein Geſicht ab und ſchien Thränen verbergen zu wollen. Er deutete nach dem Bett, befahl mir, mein Geſchäft gut und ſchnell zu verrichten, und ging wieder zur Thüre hinaus.

Ich packte meine Meſſer, die ich als Arzt immer bei mir führte, aus und näherte mich dem Bette. Nur der Kopf war von der Leiche ſichtbar, aber dieſer war ſo ſchön, daß mich unwillkürlich das innigſte Mitleiden ergriff. In langen Flechten hing das dunkle Haar herab, das Geſicht war bleich, die Augen geſchloſſen. Ich machte zuerſt einen Einſchnitt in die Haut, nach

der Weiſe der Aerzte, wenn ſie ein Glied abſchneiden; ſodann nahm ich mein ſchärfſtes Meſſer, und ſchnitt mit einem Zug die Kehle durch. Aber welcher Schrecken! die Todte ſchlug die Augen auf, ſchloß ſie aber gleich wieder, und in einem tiefen Seufzer ſchien ſie jetzt erſt ihr Leben auszuhauchen. Zugleich ſchoß mir ein Strahl heißen Blutes aus der Wunde entgegen. Ich überzeugte mich, daß ich erſt die Arme getödtet hatte; denn daß ſie todt ſey, war kein Zweifel, da es von dieſer Wunde keine Rettung gab. Ich ſtand einige Minuten in banger Beklommenheit über das, was geſchehen war. Hatte der Nothmantel mich betrogen? oder war die Schweſter vielleicht nur ſcheintodt geweſen? das letztere ſchien mir wahrſcheinlicher. Aber ich durfte dem Bruder der Verſtorbenen nicht ſagen, daß vielleicht ein weniger raſcher Schnitt ſie erweckt hätte, ohne ſie zu tödten, darum wollte ich den Kopf vollends ablöſen; aber noch einmal ſtöhnte die Sterbende, ſtreckte ſich in ſchmerzhafter Bewegung aus und verſchied; da übermannte mich der Schrecken; ich ſtürzte ſchaudernd aus dem Gemach. Aber draußen im Gang war es finſter: denn die Lampe war verlöſcht, keine Spur von meinem Begleiter war zu entdecken, und ich mußte aufs Ungefähr mich im Finſtern an der Wand fortbewegen, um an die Wendeltreppe zu gelangen. Ich fand ſie endlich und kam halb fallend, halb gleitend hinab. Auch unten war kein Menſch. Die Thüre fand ich nur angelehnt, und ich athmete freier, als ich auf der Straße war; denn in dem Hauſe war mir ganz unheimlich geworden. Von Schrecken geſpornt, rannte ich in meine Wohnung und begrub mich in die Polſter meines Lagers, um das Schreckliche zu vergeſſen, das ich gethan hatte. Aber der Schlaf floh mich und erſt der Morgen ermahnte mich wieder, mich zu faſſen. Es war mir wahrſcheinlich, daß der Mann, der mich zu dieſer verruchten That, wie ſie mir jetzt ſchien, verführt

hatte, mich nicht angeben würde. Ich entſchloß mich gleich, in mein Gewölbe an mein Geſchäft zu gehen, und wo möglich eine ſorgloſe Miene anzunehmen. Aber ach! ein neuer Umſtand, den ich jetzt erſt bemerkte, vermehrte noch meinen Kummer. Meine Mütze und mein Gürtel, wie auch meine Meſſer fehlten mir, und ich war ungewiß, ob ich ſie in dem Zimmer der Getödteten gelaſſen oder erſt auf meiner Flucht verloren hatte. Leider ſchien das erſte wahrſcheinlicher, und man konnte mich alſo als Mörder entdecken.

Ich öffnete zur gewöhnlichen Zeit mein Gewölbe. Mein Nachbar trat zu mir her, wie er alle Morgen zu thun pflegte, denn er war ein geſprächiger Mann: „Ei, was ſagt Ihr zu der ſchrecklichen Geſchichte," hub er an, „die heute Nacht vorgefallen iſt?" Ich that, als ob ich nichts wüßte. „Wie, ſolltet Ihr nicht wiſſen, von was die ganze Stadt erfüllt iſt? Nicht wiſſen, daß die ſchönſte Blume von Florenz, Bianca, die Tochter des Gouverneurs, in dieſer Nacht ermordet wurde? Ach! ich ſah ſie geſtern noch ſo heiter durch die Straßen fahren mit ihrem Bräutigam, denn heute hätten ſie Hochzeit gehabt." Jedes Wort des Nachbars war mir ein Stich ins Herz; und wie oft kehrte meine Marter wieder, denn jeder meiner Kunden erzählte mir die Geſchichte, immer einer ſchrecklicher als der andere, und doch konnte keiner ſo Schreckliches ſagen, als ich ſelbſt geſehen hatte. Um Mittag ungefähr trat ein Mann vom Gericht in mein Gewölbe, und bat mich, die Leute zu entfernen. „Signore Zaleukos," ſprach er, indem er die Sachen, die ich vermißt, hervorzog, „gehören dieſe Sachen Euch zu?" Ich beſann mich, ob ich ſie nicht gänzlich abläugnen ſollte, aber als ich durch die halbgeöffnete Thüre meinen Wirth und mehrere Bekannte, die wohl gegen mich zeugen konnten, erblickte, beſchloß ich, die Sache nicht noch durch eine Lüge zu verſchlimmern, und bekannte mich zu den vorgezeigten Dingen. Der

Gerichtsmann bat mich, ihm zu folgen, und führte mich in ein großes Gebäude, das ich bald für das Gefängniß erkannte. Dort wies er mir, bis auf weiteres, ein Gemach an.

Meine Lage war schrecklich, als ich so in der Einsamkeit darüber nachdachte. Der Gedanke, gemordet zu haben, wenn auch ohne Willen, kehrte immer wieder; auch konnte ich mir nicht verhehlen, daß der Glanz des Goldes meine Sinne befangen gehalten hatte, sonst hätte ich nicht so blindlings in die Falle gehen können. Zwei Stunden nach meiner Verhaftung wurde ich aus meinem Gemach geführt. Mehrere Treppen ging es hinab, dann kam man in einen großen Saal. Um einen langen schwarzbehängten Tisch saßen dort zwölf Männer, meistens Greise. An den Seiten des Saales zogen sich Bänke herab, angefüllt mit den Vornehmsten von Florenz; auf den Gallerien, die in der Höhe angebracht waren, standen, dicht gedrängt, die Zuschauer. Als ich vor den schwarzen Tisch getreten war, erhob sich ein Mann mit finsterer, trauriger Miene, es war der Gouverneur. Er sprach zu den Versammelten, daß er als Vater in dieser Sache nicht richten könne, und daß er seine Stelle für diesmal an den Aeltesten der Senatoren abtrete. Der Aelteste der Senatoren war ein Greis von wenigstens neunzig Jahren; er stand gebückt und seine Schläfen waren mit dünnem, weißem Haar umhängt, aber feurig brannten noch seine Augen, und seine Stimme war stark und sicher. Er hub an, mich zu fragen, ob ich den Mord gestehe? Ich bat ihn um Gehör und erzählte unerschrocken und mit vernehmlicher Stimme, was ich gethan hatte und was ich wußte. Ich bemerkte, daß der Gouverneur, während meiner Erzählung, bald blaß, bald roth wurde, und als ich geschlossen, fuhr er wüthend auf: „Wie, Elender!“ rief er mir zu, „so willst du ein Verbrechen, das du aus Habgier begangen, noch einem andern aufbürden?“ Der

Senator verwies ihm ſeine Unterbrechung, da er ſich freiwillig ſeines Rechtes begeben habe, auch ſey es gar nicht ſo erwieſen, daß ich aus Habgier gefrevelt, denn nach ſeiner eigenen Ausſage ſey ja der Getödteten nichts geſtohlen worden. Ja, er ging noch weiter; er erklärte dem Gouverneur, daß er über das frühere Leben ſeiner Tochter Rechenſchaft geben müſſe. Denn nur ſo könne man ſchließen, ob ich die Wahrheit geſagt habe oder nicht. Zugleich hob er für heute das Gericht auf, um ſich, wie er ſagte, aus den Papieren der Verſtorbenen, die ihm der Gouverneur übergeben werde, Rath zu holen. Ich wurde wieder in mein Gefängniß zurückgeführt, wo ich einen traurigen Tag verlebte, immer mit dem heißen Wunſch beſchäftigt, daß man doch irgend eine Verbindung zwiſchen der Todten und dem Rothmantel entdecken möchte. Voll Hoffnung trat ich den andern Tag in den Gerichtsſaal. Es lagen mehrere Briefe auf dem Tiſch; der alte Senator fragte mich, ob ſie meine Handſchrift ſeyen. Ich ſah ſie an und fand, daß ſie von derſelben Hand ſeyn müßten, wie jene beiden Zettel, die ich erhalten. Ich äußerte dies den Senatoren, aber ſie ſchienen nicht darauf zu achten, und antworteten, daß ich beides geſchrieben haben könne und müſſe, denn der Namenszug unter den Briefen ſey unverkennbar ein Z, der Anfangsbuchſtabe meines Namens. Die Briefe aber enthielten Drohungen an die Verſtorbene und Warnungen vor der Hochzeit, die ſie zu vollziehen im Begriff war.

Der Gouverneur ſchien ſonderbare Aufſchlüſſe in Hinſicht auf meine Perſon gegeben zu haben; denn man behandelte mich an dieſem Tage mißtrauiſcher und ſtrenger. Ich berief mich, zu meiner Rechtfertigung, auf meine Papiere, die ſich in meinem Zimmer finden müſſen, aber man ſagte mir, man habe nachgeſucht und nichts gefunden. So ſchwand mir, am Schluſſe dieſes Gerichts, alle Hoffnung, und als ich am dritten Tage wieder in den Saal

geführt wurde, las man mir das Urtheil vor, daß ich, eines vorsätzlichen Mordes überwiesen, zum Tode verurtheilt sey. Dahin war es also mit mir gekommen, verlassen von allem, was mir auf Erden noch theuer war, fern von meiner Heimath, sollte ich unschuldig in der Blüte meiner Jahre durch das Beil hingerichtet werden!

Ich saß am Abend dieses schrecklichen Tages, der über mein Schicksal entschieden hatte, in meinem einsamen Kerker; meine Hoffnungen waren dahin, meine Gedanken ernsthaft auf den Tod gerichtet, da that sich die Thüre meines Gefängnisses auf, und ein Mann trat herein, der mich lange schweigend betrachtete. „So finde ich dich wieder, Zaleukos?“ sagte er; ich hatte ihn bei dem matten Schein meiner Lampe nicht erkannt, aber der Klang seiner Stimme erweckte alte Erinnerungen in mir; es war Valetti, einer jener wenigen Freunde, die ich in der Stadt Paris während meiner Studien kannte. Er sagte, daß er zufällig nach Florenz gekommen sey, wo sein Vater als angesehener Mann wohne, er habe von meiner Geschichte gehört und sey gekommen, um mich noch einmal zu sehen und von mir selbst zu erfahren, wie ich mich so schwer habe verschulden können. Ich erzählte ihm die ganze Geschichte. Er schien darüber sehr verwundert und beschwor mich, ihm, meinem einzigen Freunde, alles zu sagen, um nicht mit einer Lüge von hinnen zu gehen. Ich schwor ihm mit dem theuersten Eid, daß ich wahr gesprochen, und daß keine andere Schuld mich drücke, als daß ich, von dem Glanze des Goldes geblendet, das Unwahrscheinliche der Erzählung des Unbekannten nicht erkannt habe. „So hast du Bianca nicht gekannt?“ fragte jener. Ich betheuerte ihm, sie nie gesehen zu haben. Valetti erzählte mir nun, daß ein tiefes Geheimniß auf der That liege, daß der Gouverneur meine Verurtheilung sehr hastig betrieben habe, und es sey ein Gerücht unter die Leute gekommen,

daß ich Bianca ſchon längſt gekannt und, aus Rache über ihre Heirath mit einem andern, ſie ermordet habe. Ich bemerkte ihm, daß dies alles auf den Rothmantel paſſe, daß ich aber ſeine Theilnahme an der That mit nichts beweiſen könne. Valetti umarmte mich weinend und verſprach mir, alles zu thun, um wenigſtens mein Leben zu retten. Ich hatte wenig Hoffnung, doch wußte ich, daß Valetti ein weiſer und der Geſetze kundiger Mann ſey, und daß er alles thun werde, um mich zu retten. Zwei lange Tage war ich in der Ungewißheit; endlich erſchien Valetti. „Ich bringe Troſt, wenn auch einen ſchmerzlichen. Du wirſt leben und frei ſeyn, aber mit Verluſt einer Hand.“ Gerührt dankte ich meinem Freund für mein Leben. Er ſagte mir, daß der Gouverneur unerbittlich geweſen ſey, die Sache noch einmal unterſuchen zu laſſen, daß er aber endlich, um nicht ungerecht zu erſcheinen, eingewilligt habe, wenn man in den Büchern der florentiniſchen Geſchichte einen ähnlichen Fall finde, ſo ſoll meine Strafe ſich nach der Strafe, die dort ausgeſprochen ſey, richten. Er und ſein Vater haben nun Tag und Nacht in den alten Büchern geleſen, und endlich einen ganz dem meinigen ähnlichen Fall gefunden. Dort laute die Strafe: es ſoll ihm die linke Hand abgehauen, ſeine Güter eingezogen, er ſelbſt auf ewig verbannt werden. So laute jetzt auch meine Strafe, und ich ſolle mich bereiten zu der ſchmerzhaften Stunde, die meiner warte. Ich will euch nicht dieſe ſchreckliche Stunde vor das Auge führen, als ich auf offenem Markte meine Hand auf den Block legte und mein eigenes Blut in weitem Bogen mich überſtrömte!

Valetti nahm mich in ſein Haus auf, bis ich geneſen war, dann verſah er mich edelmüthig mit Reiſegeld; denn alles, was ich mir ſo mühſam erworben, war eine Beute des Gerichts geworden. Ich reiste von Florenz nach Sicilien und von da mit

dem erſten Schiff, das ich fand, nach Konſtantinopel. Meine Hoffnung war auf die Summe gerichtet, die ich meinem Freund übergeben hatte, auch bat ich ihn, bei ihm wohnen zu dürfen; aber wie erſtaunte ich, als dieſer mich fragte, warum ich denn nicht mein Haus beziehe. Er ſagte mir, daß ein fremder Mann, unter meinem Namen, ein Haus in dem Quartier der Griechen gekauft habe, derſelbe habe auch den Nachbarn geſagt, daß ich bald ſelbſt kommen werde. Ich ging ſogleich mit meinen Freunden dahin, und wurde von allen meinen alten Bekannten freudig empfangen. Ein alter Kaufmann gab mir einen Brief, den der Mann, der für mich gekauft hatte, hier gelaſſen habe.

Ich las: „Zaleukos, zwei Hände ſtehen bereit, raſtlos zu ſchaffen, daß du nicht fühleſt den Verluſt der einen. Das Haus, das du ſieheſt und alles, was darin iſt, iſt dein, und alle Jahre wird man dir ſo viel reichen, daß du zu den Reichen deines Volkes gehören wirſt. Mögeſt du dem vergeben, der unglücklicher iſt als du!“ Ich konnte ahnen, wer es geſchrieben, und der Kaufmann ſagte mir auf meine Frage, es ſey ein Mann geweſen, den er für einen Franken gehalten, er habe einen rothen Mantel angehabt. Ich wußte genug, um mir zu geſtehen, daß der Unbekannte doch nicht ganz von aller edlen Geſinnung entblößt ſeyn müſſe. In meinem neuen Hauſe fand ich alles aufs Beſte eingerichtet, auch ein Gewölbe mit Waaren, ſchöner als ich ſie je gehabt. Zehn Jahre ſind ſeitdem verſtrichen; mehr aus alter Gewohnheit, als weil ich es nöthig habe, ſetze ich meine Handelsreiſen fort, doch habe ich jenes Land, wo ich ſo unglücklich wurde, nie mehr geſehen. Jedes Jahr erhielt ich ſeitdem tauſend Goldſtücke; aber wenn es mir auch Freude macht, jenen Unglücklichen edel zu wiſſen, ſo kann er mir doch den Kummer meiner Seele nicht abkaufen, denn ewig lebt in mir das grauenvolle Bild der ermordeten Bianca.

Zaleukos, der griechiſche Kaufmann, hatte ſeine Geſchichte geendigt. Mit großer Theilnahme hatten ihm die übrigen zugehört, beſonders der Fremde ſchien ſehr davon ergriffen zu ſeyn; er hatte einigemal tief geſeufzt, und Muley ſchien es ſogar, als habe er einmal Thränen in den Augen gehabt. Sie beſprachen ſich noch lange Zeit über dieſe Geſchichte.

„Und haßt Ihr denn den Unbekannten nicht, der Euch ſo ſchnöde um ein ſo edles Glied Eures Körpers, der ſelbſt Euer Leben in Gefahr brachte?“ fragte der Fremde.

„Wohl gab es in früherer Zeit Stunden,“ antwortete der Grieche, „in denen mein Herz ihn vor Gott angeklagt, daß er dieſen Kummer über mich gebracht und mein Leben vergiftet habe, aber ich fand den Troſt in dem Glauben meiner Väter, und dieſer befiehlt mir, meine Feinde zu lieben; auch iſt er wohl noch unglücklicher als ich.“

„Ihr ſeyd ein edler Mann!“ rief der Fremde und drückte gerührt dem Griechen die Hand.

Der Anführer der Wache unterbrach ſie aber in ihrem Geſpräch. Er trat mit beſorgter Miene in das Zelt und berichtete, daß man ſich nicht der Ruhe überlaſſen dürfe, denn hier ſey die Stelle, wo gewöhnlich die Karavanen angegriffen würden, auch glaubten ſeine Wachen, in der Entfernung mehrere Reiter zu ſehen.

Die Kaufleute waren ſehr betroffen über dieſe Nachricht; Selim, der Fremde, aber wunderte ſich über ihre Beſtürzung und meinte, daß ſie ſo gut geſchützt wären, daß ſie einen Trupp räuberiſcher Araber nicht zu fürchten hätten.

„Ja, Herr!“ entgegnete ihm der Anführer der Wache, „wenn es nur ſolches Geſindel wäre, könnte man ſich ohne Sorge zur Ruhe legen; aber ſeit einiger Zeit zeigt ſich der furchtbare Orbaſan wieder, und da gilt es, auf ſeiner Hut zu ſeyn.“

Der Fremde fragte, wer denn dieſer Orbaſan ſey, und

Achmet, der alte Kaufmann, antwortete ihm: „Es gehen allerlei Sagen unter dem Volk über dieſen wunderbaren Mann. Die Einen halten ihn für ein übermenſchliches Weſen, weil er oft mit fünf bis ſechs Männern zumal einen Kampf beſteht, Andere halten ihn für einen tapfern Franken, den das Unglück in dieſe Gegend verſchlagen habe; von Allem aber iſt nur ſo viel gewiß, daß er ein verruchter Räuber und Dieb iſt.“

„Das könnt Ihr aber doch nicht behaupten,“ entgegnete ihm Lezah, einer der Kaufleute. „Wenn er auch ein Räuber iſt, ſo iſt er doch ein edler Mann, und als ſolcher hat er ſich an meinem Bruder bewieſen, wie ich Euch erzählen könnte. Er hat ſeinen ganzen Stamm zu geordneten Menſchen gemacht, und ſo lange er die Wüſte durchſtreift, darf kein anderer Stamm es wagen, ſich ſehen zu laſſen. Auch raubt er nicht wie andere, ſondern er erhebt nur ein Schutzgeld von den Karavanen, und wer ihm dieſes willig bezahlt, der ziehet ungefährdet weiter, denn Orbaſan iſt der Herr der Wüſte.“

Alſo ſprachen unter ſich die Reiſenden im Zelte; die Wachen aber, die um den Lagerplatz ausgeſtellt waren, begannen unruhig zu werden. Ein ziemlich bedeutender Hauſe bewaffneter Reiter zeigte ſich in der Entfernung einer halben Stunde; ſie ſchienen gerade auf das Lager zuzureiten. Einer der Männer von der Wache ging daher in das Zelt, um zu verkünden, daß ſie wahrſcheinlich angegriffen würden. Die Kaufleute beriethen ſich unter einander, was zu thun ſey, ob man ihnen entgegengehen oder den Angriff abwarten ſolle. Achmet und die zwei ältern Kaufleute wollten das letztere, der feurige Muley aber und Zaleukos verlangten das erſtere und riefen den Fremden zu ihrem Beiſtand auf. Dieſer aber zog ruhig ein kleines blaues Tuch mit rothen Sternen aus ſeinem Gürtel hervor, band es an eine Lanze und befahl einem der Sklaven, es auf das Zelt zu ſtecken; er ſetze

ſein Leben zum Pfand, ſagte er, die Reiter werden, wenn ſie dieſes Zeichen ſehen, ruhig vorüber ziehen. Muley glaubte nicht an den Erfolg, der Sklave aber ſteckte die Lanze auf das Zelt. Inzwiſchen hatten alle, die im Lager waren, zu den Waffen gegriffen und ſahen in geſpannter Erwartung den Reitern entgegen. Doch dieſe ſchienen das Zeichen auf dem Zelte erblickt zu haben, ſie beugten plötzlich von ihrer Richtung auf das Lager ab und zogen in einem großen Bogen auf der Seite hin.

Verwundert ſtanden einige Augenblicke die Reiſenden und ſahen bald auf die Reiter, bald auf den Fremden. Dieſer ſtand ganz gleichgültig, wie wenn nichts vorgefallen wäre, vor dem Zelte und blickte über die Ebene hin. Endlich brach Muley das Stillſchweigen: „Wer biſt du, mächtiger Fremdling,“ rief er aus, „der du die wilden Horden der Wüſte durch einen Wink bezähmeſt?“ „Ihr ſchlagt meine Kunſt höher an, als ſie iſt,“ antwortete Selim Baruch. „Ich habe mich mit dieſem Zeichen verſehen, als ich der Gefangenſchaft entfloh; was es zu bedeuten hat, weiß ich ſelbſt nicht, nur ſo viel weiß ich, daß, wer mit dieſem Zeichen reiſet, unter mächtigem Schutze ſteht.“

Die Kaufleute dankten dem Fremden und nannten ihn ihren Erretter. Wirklich war auch die Anzahl der Reiter ſo groß geweſen, daß wohl die Karavane nicht lange hätte Widerſtand leiſten können.

Mit leichterem Herzen begab man ſich jetzt zur Ruhe, und als die Sonne zu ſinken begann und der Abendwind über die Sandebene hinſtrich, brachen ſie auf und zogen weiter.

Am nächſten Tage lagerten ſie ungefähr nur noch eine Tagreiſe von dem Ausgange der Wüſte entfernt. Als ſich die Reiſenden wieder in dem großen Zelt verſammelt hatten, nahm Lezah, der Kaufmann, das Wort:

„Ich habe euch geſtern geſagt, daß der gefürchtete Orbaſan

ein edler Mann ſey; erlaubt mir, daß ich es euch heute durch die Erzählung der Schickſale meines Bruders und meiner Schweſter beweiſe."

Die Errettung Fatme's.

Mein Vater war Kadi in Acara. Er hatte drei Kinder. Ich war das älteſte, ein Bruder und eine Schweſter waren bei weitem jünger als ich. Als ich zwanzig Jahre alt war, rief mich ein Bruder meines Vaters zu ſich. Er ſetzte mich zum Erben ſeiner Güter ein, mit der Bedingung, daß ich bis zu ſeinem Tode bei ihm bleibe. Aber er erreichte ein hohes Alter, ſo daß ich erſt vor zwei Jahren in meine Heimath zurückkehrte und nichts davon wußte, welch ſchreckliches Schickſal indeß mein Haus betroffen und wie gütig Allah es gewendet hatte.

Mein Bruder Muſtapha und meine Schweſter Fatme waren beinahe in gleichem Alter; jener hatte höchſtens zwei Jahre voraus. Sie liebten einander innig und trugen vereint alles bei, was unſerem kränklichen Vater die Laſt ſeines Alters erleichtern konnte. An Fatme's ſechszehntem Geburtstage veranſtaltete der Bruder ein Feſt. Er ließ alle ihre Geſpielinnen einladen, ſetzte ihnen in dem Garten des Vaters ausgeſuchte Speiſen vor, und als es Abend wurde, lud er ſie ein, auf einer Barke, die er gemiethet und feſtlich geſchmückt hatte, ein wenig hinaus in die See zu fahren. Fatme und ihre Geſpielinnen willigten mit Freuden ein, denn der Abend war ſchön und die Stadt gewährte beſonders Abends, von dem Meere aus betrachtet, einen herrlichen Anblick. Den Mädchen aber gefiel es ſo gut auf der Barke, daß ſie meinen Bruder bewogen, immer weiter in die See hinaus zu fahren; Muſtapha gab aber ungern nach, weil ſich vor einigen Tagen ein Korſar hatte ſehen laſſen. Nicht weit von der Stadt zieht ſich

ein Vorgebirge in die See; dorthin wollten noch die Mädchen, um von da die Sonne in das Meer sinken zu sehen. Als sie um das Vorgebirge herum ruderten, sahen sie in geringer Entfernung eine Barke, die mit Bewaffneten besetzt war. Nichts Gutes ahnend, befahl mein Bruder den Ruderern, sein Schiff zu drehen und dem Lande zuzusteuern. Wirklich schien sich auch seine Besorgniß zu bestätigen, denn jene Barke kam jener meines Bruders schnell nach, überholte sie, da sie mehr Ruder hatte, und hielt sich immer zwischen dem Land und unserer Barke. Die Mädchen aber, als sie die Gefahr erkannten, in der sie schwebten, sprangen auf und schrieen und klagten; umsonst suchte sie Mustapha zu beruhigen, umsonst stellte er ihnen vor, ruhig zu bleiben, weil sie durch ihr Hin- und Herrennen die Barke in Gefahr brächten, umzuschlagen; es half nichts, und da sie sich endlich bei Annäherung des andern Bootes alle auf die hintere Seite der Barke stürzten, schlug diese um. Indessen aber hatte man vom Lande aus die Bewegungen des fremden Bootes beobachtet, und da man schon seit einiger Zeit Besorgnisse wegen Korsaren hegte, hatte dieses Boot Verdacht erregt, und mehrere Barken stießen vom Lande, um der unsrigen beizustehen. Aber sie kamen nur noch zu rechter Zeit, um die Untersinkenden aufzunehmen. In der Verwirrung war das feindliche Boot entwischt, auf den beiden Barken aber, welche die Geretteten aufgenommen hatten, war man ungewiß, ob alle gerettet seyen; man näherte sich gegenseitig, und ach, es fand sich, daß meine Schwester und eine ihrer Gespielinnen fehlte, zugleich entdeckte man aber einen Fremden in einer der Barken, den niemand kannte. Auf die Drohungen Mustapha's gestand er, daß er zu dem feindlichen Schiff, das zwei Meilen ostwärts vor Anker liege, gehöre, und daß ihn seine Gefährten auf ihrer eiligen Flucht im Stich gelassen hätten, indem er im Begriff gewesen sey, die Mädchen

auffiſchen zu helfen; auch ſagte er aus, daß er geſehen habe, wie man zwei derſelben in das Schiff gezogen.

Der Schmerz meines alten Vaters war grenzenlos, aber auch Muſtapha war bis zum Tode betrübt; denn nicht nur daß ſeine geliebte Schweſter verloren war, und daß er ſich anklagte, an ihrem Unglück ſchuld zu ſeyn, — jene Freundin Fatme's, die ihr Unglück theilte, war von ihren Aeltern ihm zur Gattin zugeſagt geweſen, und nur unſerem Vater hatte er es noch nicht zu geſtehen gewagt, weil ihre Aeltern arm und von geringer Abkunft waren. Mein Vater aber war ein ſtrenger Mann; als ſein Schmerz ſich ein wenig gelegt, ließ er Muſtapha vor ſich kommen und ſprach zu ihm: „Deine Thorheit hat mir den Troſt meines Alters und die Freude meiner Augen geraubt. Gehe hin, ich verbanne dich auf ewig von meinem Angeſicht, ich fluche dir und deinen Nachkommen, und nur, wenn du mir Fatme wieder bringſt, ſoll dein Haupt rein ſeyn von dem Fluche des Vaters."

Dies hatte mein armer Bruder nicht erwartet; ſchon vorher hatte er ſich entſchloſſen gehabt, ſeine Schweſter und ihre Freundin aufzuſuchen, und wollte ſich nur noch den Segen des Vaters dazu erbitten, und jetzt ſchickte er ihn mit dem Fluch beladen in die Welt. Aber hatte ihn jener Jammer vorher gebeugt, ſo ſtählte jetzt die Fülle des Unglücks, das er nicht verdient hatte, ſeinen Muth.

Er ging zu dem gefangenen Seeräuber und befragte ihn, wohin die Fahrt ſeines Schiffes ginge, und erfuhr, daß ſie Sklavenhandel trieben und gewöhnlich in Balſora großen Markt hielten.

Als er wieder nach Hauſe kam, um ſich zur Reiſe anzuſchicken, ſchien ſich der Zorn des Vaters ein wenig gelegt zu haben, denn er ſandte ihm einen Beutel mit Gold zur Unterſtützung auf der Reiſe. Muſtapha aber nahm weinend von den Aeltern Zoraide's, ſo hieß ſeine geraubte Braut, Abſchied, und machte ſich auf den Weg nach Balſora.

Muſtapha machte die Reiſe zu Land, weil von unſerer kleinen Stadt aus nicht gerade ein Schiff nach Balſora ging. Er mußte daher ſehr ſtarke Tagreiſen machen, um nicht zu lange nach den Seeräubern nach Balſora zu kommen; doch da er ein gutes Roß und kein Gepäck hatte, konnte er hoffen, dieſe Stadt am Ende des ſechsten Tages zu erreichen. Aber am Abend des vierten Tages, als er ganz allein ſeines Weges ritt, fielen ihn plötzlich drei Männer an. Da er merkte, daß ſie gut bewaffnet und ſtark ſeyen, und daß es mehr auf Geld und ſein Roß, als auf ſein Leben abgeſehen war, ſo rief er ihnen zu, daß er ſich ihnen ergeben wolle. Sie ſtiegen von ihren Pferden ab, und banden ihm die Füße unter dem Bauche ſeines Thieres zuſammen, ihn ſelbſt aber nahmen ſie in die Mitte und trabten, indem einer den Zügel ſeines Pferdes ergriff, ſchnell mit ihm davon, ohne jedoch ein Wort zu ſprechen.

Muſtapha gab ſich einer dumpfen Verzweiflung hin, der Fluch ſeines Vaters ſchien ſchon jetzt an dem Unglücklichen in Erfüllung zu gehen, und wie konnte er hoffen, ſeine Schweſter und Zoraide zu retten, wenn er, aller Mittel beraubt, nur ſein ärmliches Leben zu ihrer Befreiung aufwenden konnte. Muſtapha und ſeine ſtummen Begleiter mochten wohl eine Stunde geritten ſeyn, als ſie in ein kleines Seitenthal einbogen. Das Thälchen war von hohen Bäumen eingefaßt, ein weicher dunkelgrüner Raſen, ein Bach, der ſchnell durch die Mitte hinrollte, luden zur Ruhe ein. Wirklich ſah er auch fünfzehn bis zwanzig Zelte dort aufgeſchlagen; an den Pflöcken der Zelte waren Kameele und ſchöne Pferde angebunden, aus einem der Zelte hervor tönte die luſtige Weiſe einer Zither und zweier ſchönen Männerſtimmen. Meinem Bruder ſchien es, als ob Leute, die ein ſo fröhliches Lagerplätzchen ſich erwählt hatten, nichts Böſes gegen ihn im Sinn haben könnten, und er folgte alſo ohne Bangigkeit dem Ruf ſeiner Führer, die, als ſie ſeine Bande gelöst

hatten, ihm winkten abzusteigen. Man führte ihn in ein Zelt, das größer als die übrigen und im Innern hübsch, fast zierlich aufgeputzt war. Prächtige goldgestickte Polster, gewirkte Fußteppiche, übergoldete Rauchpfannen hätten anderswo Reichthum und Wohlleben verrathen, hier schienen sie nur kühner Raub. Auf einem der Polster saß ein alter, kleiner Mann; sein Gesicht war häßlich, seine Haut schwarzbraun und glänzend, und ein widriger Zug von tückischer Schlauheit um Augen und Mund machten seinen Anblick verhaßt. Obgleich sich dieser Mann einiges Ansehen zu geben suchte, so merkte doch Mustapha bald, daß nicht für ihn das Zelt so reich geschmückt sey, und die Unterredung seiner Führer schien seine Bemerkung zu bestätigen. „Wo ist der Starke?" fragten sie den Kleinen. „Er ist auf der kleinen Jagd," antwortete jener, „aber er hat mir aufgetragen, seine Stelle zu versehen." „Das hat er nicht gescheit gemacht," entgegnete einer der Räuber, „denn es muß sich bald entscheiden, ob dieser Hund sterben oder zahlen soll, und das weiß der Starke besser als du."

Der kleine Mann erhob sich im Gefühl seiner Würde, streckte sich lang aus, um mit der Spitze seiner Hand das Ohr seines Gegners zu erreichen, denn er schien Lust zu haben, sich durch einen Schlag zu rächen; als er aber sah, daß seine Bemühung fruchtlos sey, fing er an zu schimpfen (und wahrlich, die Andern blieben ihm nichts schuldig), daß das Zelt von ihrem Streit erbebte. Da that sich auf einmal der Vorhang des Zeltes auf, und herein trat ein hoher stattlicher Mann, jung und schön wie ein Perserprinz; seine Kleidung und seine Waffen waren, außer einem reichbesetzten Dolch und einem glänzenden Säbel, gering und einfach, aber sein ernstes Auge, sein ganzer Anstand gebot Achtung, ohne Furcht einzuflößen.

„[illegible] ists, der es wagt, in meinem Zelte Streit zu

beginnen?" rief er den Erschrockenen zu. Eine Zeit lang herrschte tiefe Stille, endlich erzählte einer von denen, die Mustapha hergebracht hatten, wie es gegangen sey. Da schien sich das Gesicht „des Starken," wie sie ihn nannten, vor Zorn zu röthen. „Wann hätte ich dich je an meine Stelle gesetzt, Hassan?" schrie er mit furchtbarer Stimme dem Kleinen zu. Dieser zog sich vor Furcht in sich selbst zusammen, daß er noch viel kleiner aussah als zuvor, und schlich sich der Zeltthüre zu. Ein hinlänglicher Tritt des Starken machte, daß er in einem großen, sonderbaren Sprung zur Zeltöffnung hinaus flog.

Als der Kleine verschwunden war, führten die drei Männer Mustapha vor den Herrn des Zeltes, der sich indeß auf die Polster gelegt hatte. „Hier bringen wir den, welchen du uns zu fangen befohlen hast." Jener blickte den Gefangenen lange an und sprach sodann: „Bassa von Sulieika, dein eigenes Gewissen wird dir sagen, warum du vor Orbasan stehst." Als mein Bruder dies hörte, warf er sich nieder vor jenem und antwortete: „O Herr! Du scheinst im Irrthume zu seyn, ich bin ein armer Unglücklicher, aber nicht der Bassa, den du suchst!" Alle im Zelt waren über diese Rede erstaunt. Der Herr des Zeltes aber sprach: „Es kann dir wenig helfen, dich zu verstellen, denn ich will dir Leute vorführen, die dich wohl kennen." Er befahl, Zuleima vorzuführen. Man brachte ein altes Weib in das Zelt, das auf die Frage, ob sie in meinem Bruder nicht den Bassa von Sulieika erkenne, antwortete: „ja wohl, und ich schwöre es beim Grabe des Propheten, es sey der Bassa und kein anderer." „Siehst du, Erbärmlicher! wie deine List zu Wasser geworden ist?" begann zürnend der Starke; „du bist mir zu elend, als daß ich meinen guten Dolch mit deinem Blut besudeln sollte, aber an den Schweif meines Rosses werde ich dich binden, morgen, wenn die Sonne

aufgeht, und durch die Wälder mit dir jagen, bis ſie ſcheidet hinter die Hügel von Sulieika!" Da ſank meinem armen Bruder der Muth; „das iſt der Fluch meines harten Vaters, der mich zum ſchmachvollen Tode treibt," rief er weinend, „und auch du biſt verloren, ſüße Schweſter, auch du, Zoraide!" „Deine Verſtellung hilft dir nichts," ſprach einer der Räuber, indem er ihm die Hände auf den Rücken band, „mach', daß du aus dem Zelte kommſt, denn der Starke beißt ſich in die Lippen und blickt nach ſeinem Dolche. Wenn du noch eine Nacht leben willſt, ſo komm."

Als die Räuber gerade meinen Bruder aus dem Zelte führen wollten, begegneten ſie drei andern, die einen Gefangenen vor ſich hintrieben. Sie traten mit ihm ein. „Hier bringen wir den Baſſa, wie du uns befohlen haſt," ſprachen ſie und führten den Gefangenen vor das Polſter des Starken. Als der Gefangene dorthin geführt wurde, hatte mein Bruder Gelegenheit, ihn zu betrachten, und ihm ſelbſt fiel die Aehnlichkeit auf, die dieſer Mann mit ihm hatte, nur war er dunkler im Geſicht und hatte einen ſchwärzeren Bart. Der Starke ſchien ſehr erſtaunt über die Erſcheinung des zweiten Gefangenen; „wer von euch iſt denn der rechte?" ſprach er, indem er bald meinen Bruder, bald den andern Mann anſah. „Wenn du den Baſſa von Sulieika meinſt," antwortete in ſtolzem Tone der Gefangene, „der bin ich!" Der Starke ſah ihn lange mit ſeinem ernſten furchtbaren Blick an, dann winkte er ſchweigend, den Baſſa wegzuführen. Als dies geſchehen war, ging er auf meinen Bruder zu, zerſchnitt ſeine Bande mit dem Dolch und winkte ihm, ſich zu ihm aufs Polſter zu ſetzen. „Es thut mir leid, Fremdling," ſagte er, „daß ich dich für jenes Ungeheuer hielt, ſchreibe es aber einer ſonderbaren Fügung des Himmels zu, die dich gerade in der Stunde, welche dem Untergange jenes Verruchten geweiht war, in die Hände meiner Brüder

führte.“ Mein Bruder bat ihn um die einzige Gunſt, ihn gleich wieder weiter reiſen zu laſſen, weil jeder Aufſchub ihm verderblich werden könne. Der Starke erkundigte ſich nach ſeinen eiligen Geſchäften, und als ihm Muſtapha alles erzählt hatte, überredete ihn jener, dieſe Nacht in ſeinem Zelt zu bleiben, er und ſein Roß würden der Ruhe bedürfen; den folgenden Tag aber wolle er ihm einen Weg zeigen, der ihn in anderthalb Tagen nach Balſora bringe. Mein Bruder ſchlug ein, wurde trefflich bewirthet und ſchlief ſanft bis zum Morgen in dem Zelte des Räubers.

Als er aufgewacht war, ſah er ſich ganz allein im Zelte; vor dem Vorhange des Zeltes aber hörte er mehrere Stimmen zuſammen ſprechen, die dem Herrn des Zeltes und dem kleinen, ſchwarzbraunen Mann anzugehören ſchienen. Er lauſchte ein wenig und hörte zu ſeinem Schrecken, daß der Kleine dringend den andern aufforderte, den Fremden zu tödten, weil er, wenn er frei gelaſſen würde, ſie alle verrathen könnte.

Muſtapha merkte gleich, daß der Kleine ihm gram ſey, weil er Urſache war, daß er geſtern ſo übel behandelt worden; der Starke ſchien ſich einige Augenblicke zu beſinnen. „Nein,“ ſprach er, er iſt mein Gaſtfreund, und das Gaſtrecht iſt mir heilig, auch ſieht er mir nicht aus, als ob er uns verrathen wollte.“

Als er ſo geſprochen, ſchlug er den Vorhang zurück und trat ein. „Friede ſey mit dir, Muſtapha,“ ſprach er, „laß uns den Morgentrunk koſten, und rüſte dich dann zum Aufbruch.“ Er reichte meinem Bruder einen Becher Sorbet, und als ſie getrunken hatten, zäumten ſie die Roſſe auf, und wahrlich, mit leichterem Herzen, als er gekommen war, ſchwang ſich Muſtapha aufs Pferd. Sie hatten bald die Zelte im Rücken und ſchlugen dann einen breiten Pfad ein, der in den Wald führte. Der Starke erzählte meinem Bruder, daß jener Baſſa, den ſie auf der Jagd gefangen

hätten, ihnen verſprochen habe, ſie ungefährdet in ſeinem Gebiete zu dulden; vor einigen Wochen aber habe er einen ihrer tapferſten Männer aufgefangen und nach den ſchrecklichſten Martern aufhängen laſſen. Er habe ihm nun lange aufgelauert, und heute noch müſſe er ſterben. Muſtapha wagte es nicht, etwas dagegen einzuwenden, denn er war froh, ſelbſt mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn.

Am Ausgang des Waldes hielt der Starke ſein Pferd an, beſchrieb meinem Bruder den Weg, bot ihm die Hand zum Abſchied und ſprach: „Muſtapha, du biſt auf ſonderbare Weiſe der Gaſtfreund des Räubers Orbaſan geworden, ich will dich nicht auffordern, nicht zu verrathen, was du geſehen und gehört. Du haſt ungerechter Weiſe Todesangſt ausgeſtanden, und ich bin dir Vergütung ſchuldig. Nimm dieſen Dolch als Andenken, und ſo du Hülfe brauchſt, ſo ſende ihn mir zu, und ich will eilen, dir beizuſtehen. Dieſen Beutel aber kannſt du vielleicht zu deiner Reiſe brauchen.“ Mein Bruder dankte ihm für ſeinen Edelmuth, er nahm den Dolch, den Beutel aber ſchlug er aus. Doch Orbaſan drückte ihm noch einmal die Hand, ließ den Beutel auf die Erde fallen und ſprengte mit Sturmeseile in den Wald. Als Muſtapha ſah, daß er ihn doch nicht mehr werde einholen können, ſtieg er ab, um den Beutel aufzuheben, und erſchrack über ſeines Gaſtfreundes Großmuth, denn der Beutel enthielt eine Menge Goldes. Er dankte Allah für ſeine Rettung, empfahl den edlen Räuber ſeiner Gnade und zog dann heiteren Muthes weiter auf ſeinem Wege nach Balſora.

Lezah ſchwieg und ſah Achmet, den alten Kaufmann, fragend an. „Nein, wenn es ſo iſt,“ ſprach dieſer, „ſo verbeſſere ich gern mein Urtheil von Orbaſan, denn wahrlich, an deinem Bruder hat er ſchön gehandelt.“

„Er hat gethan wie ein braver Muſelmann,“ rief Muley;

„aber ich hoffe, du haſt deine Geſchichte damit nicht geſchloſſen, denn, wie mich bedünkt, ſind wir alle begierig, weiter zu hören, wie es deinem Bruder erging, und ob er Fatme, deine Schweſter, und die ſchöne Zoraide befreit hat.“

Wenn ich euch nicht damit langweile, erzähle ich gerne weiter, entgegnete Lezah, denn die Geſchichte meines Bruders iſt allerdings abenteuerlich und wundervoll.

Am Mittag des ſiebenten Tages nach ſeiner Abreiſe zog Muſtapha in die Thore von Balſora ein. Sobald er in einer Karavanſerei abgeſtiegen war, fragte er, wann der Sklavenmarkt, der alljährlich hier gehalten werde, anfange. Aber er erhielt die Schreckensantwort, daß er zwei Tage zu ſpät komme. Man bedauerte ſeine Verſpätung und erzählte ihm, daß er viel verloren habe, denn noch an dem letzten Tage des Marktes ſeyen zwei Sklavinnen angekommen, von ſo hoher Schönheit, daß ſie die Augen aller Käufer auf ſich gezogen hätten. Man habe ſich ordentlich um ſie geriſſen und geſchlagen, und ſie ſeyen freilich auch zu einem ſo hohen Preis verkauft worden, daß ihn nur ihr jetziger Herr nicht habe ſcheuen können. Er erkundigte ſich näher nach dieſen beiden, und es blieb ihm kein Zweifel, daß es die Unglücklichen ſeyen, die er ſuche. Auch erfuhr er, daß der Mann, der ſie beide gekauft habe, vierzig Stunden von Balſora wohne und Thiuli-Kos heiße, ein vornehmer, reicher, aber ſchon ältlicher Mann, der früher Kapudan-Baſſa des Großherrn geweſen, jetzt aber ſich mit ſeinen geſammelten Reichthümern zur Ruhe geſetzt habe.

Muſtapha wollte von Anfang ſich gleich wieder zu Pferd ſetzen, um dem Thiuli-Kos, der kaum einen Tag Vorſprung haben konnte, nachzueilen. Als er aber bedachte, daß er, als einzelner Mann, dem mächtigen Reiſenden doch nichts anhaben, noch weniger ſeine Beute ihm abjagen konnte, ſann er auf einen andern

Plan und hatte ihn auch bald gefunden. Die Verwechslung mit dem Baſſa von Sulieika, die ihm beinahe ſo gefährlich geworden wäre, brachte ihn auf den Gedanken, unter dieſem Namen in das Haus des Thiuli-Kos zu gehen und ſo einen Verſuch zur Rettung der beiden unglücklichen Mädchen zu wagen.

Er miethete daher einige Diener und Pferde, wobei ihm Orbaſans Geld trefflich zu Statten kam, ſchaffte ſich und ſeinen Dienern prächtige Kleider an und machte ſich auf den Weg nach dem Schloſſe Thiuli's. Nach fünf Tagen war er in die Nähe dieſes Schloſſes gekommen. Es lag in einer ſchönen Ebene und war rings von hohen Mauern umſchloſſen, die nur ganz wenig von den Gebäuden überragt wurden. Als Muſtapha dort angekommen war, färbte er Haar und Bart ſchwarz, ſein Geſicht aber beſtrich er mit dem Saft einer Pflanze, der ihm eine bräunliche Farbe gab, ganz wie ſie jener Baſſa gehabt hatte. Er ſchickte hierauf einen ſeiner Diener in das Schloß und ließ, im Namen des Baſſa von Sulieika, um ein Nachtlager bitten. Der Diener kam bald wieder, und mit ihm vier ſchön gekleidete Sklaven, die Muſtapha's Pferd am Zügel nahmen und in den Schloßhof führten. Dort halfen ſie ihm ſelbſt vom Pferd, und vier andere geleiteten ihn eine breite Marmortreppe hinauf zu Thiuli-Kos.

Dieſer, ein alter luſtiger Geſelle, empfing meinen Bruder ehrerbietig und ließ ihm das beſte, was ſein Koch zubereiten konnte, aufſetzen. Nach Tiſch brachte Muſtapha das Geſpräch nach und nach auf die neuen Sklavinnen, und Thiuli rühmte ihre Schönheit und beklagte nur, daß ſie immer ſo traurig ſeyen, doch er glaubte, dieſes würde ſich bald geben. Mein Bruder war ſehr vergnügt über dieſen Empfang und legte ſich mit den ſchönſten Hoffnungen zur Ruhe nieder.

Er mochte ungefähr eine Stunde geſchlafen haben, da weckte ihn der Schein einer Lampe, der blendend auf ſein Auge fiel. Als

er ſich aufrichtete, glaubte er noch zu träumen, denn vor ihm ſtand jener kleine ſchwarzbraune Kerl aus Orbaſans Zelt, eine Lampe in der Hand, ſein breites Maul zu einem widrigen Lächeln verzogen. Muſtapha zwickte ſich in den Arm, zupfte ſich an der Naſe, um ſich zu überzeugen, ob er denn wache, aber die Erſcheinung blieb wie zuvor. „Was willſt du an meinem Bette?“ rief Muſtapha, als er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte. „Bemühet Euch doch nicht ſo, Herr,“ ſprach der Kleine, „ich habe wohl errathen, weßwegen Ihr hieher kommt. Auch war mir Euer werthes Geſicht noch wohl erinnerlich; doch wahrlich, wenn ich nicht den Baſſa mit eigener Hand hätte erhängen helfen, ſo hättet Ihr mich vielleicht getäuſcht. Jetzt aber bin ich da, um eine Frage zu machen.“

„Vor allem ſage, wie du hieher kommſt,“ entgegnete ihm Muſtapha voll Wuth, daß er verrathen war. „Das will ich Euch ſagen,“ antwortete jener; „ich konnte mich mit dem Starken nicht länger vertragen, deßwegen floh ich; aber du, Muſtapha, warſt eigentlich die Urſache unſeres Streites, und dafür mußt du mir deine Schweſter zur Frau geben, und ich will Euch zur Flucht behülflich ſeyn; gibſt du ſie nicht, ſo gehe ich zu meinem neuen Herrn und erzähle ihm etwas von dem neuen Baſſa.“

Muſtapha war vor Schrecken außer ſich; jetzt, wo er ſich am ſichern Ziele ſeiner Wünſche glaubte, ſollte dieſer Elende kommen und ſie vereiteln; es war nur ein Mittel, das ſeinen Plan retten konnte, er mußte das kleine Ungethüm tödten; mit einem Sprung fuhr er daher aus dem Bett auf den Kleinen zu, doch dieſer, der etwas Aehnliches geahnet haben mochte, ließ die Lampe fallen, daß ſie verlöſchte, und entſprang im Dunkeln, indem er mörderiſch um Hülfe ſchrie.

Jetzt war guter Rath theuer; die Mädchen mußte er für den Augenblick aufgeben und nur auf die eigene Rettung denken; daher ging er an das Fenſter, um zu ſehen, ob er nicht

entſpringen konnte. Es war eine ziemliche Tiefe bis zum Boden, und auf der andern Seite ſtand eine hohe Mauer, die zu überſteigen war. Sinnend ſtand er an dem Fenſter, da hörte er viele Stimmen ſich ſeinem Zimmer nähern; ſchon waren ſie an der Thüre, da faßte er verzweiflungsvoll ſeinen Dolch und ſeine Kleider und ſchwang ſich zum Fenſter hinaus. Der Fall war hart, aber er fühlte, daß er kein Glied gebrochen hatte; drum ſprang er auf und lief der Mauer zu, die den Hof umſchloß, ſtieg, zum Erſtaunen ſeiner Verfolger, hinauf und befand ſich bald im Freien. Er floh, bis er an einen kleinen Wald kam, wo er ſich erſchöpft niederwarf. Hier überlegte er, was zu thun ſey. Seine Pferde und ſeine Diener hatte er müſſen im Stiche laſſen, aber ſein Geld, das er in dem Gürtel trug, hatte er gerettet. Sein erfinderiſcher Kopf zeigte ihm bald einen andern Weg zur Rettung. Er ging in den Wald weiter, bis er an ein Dorf kam, wo er um geringen Preis ein Pferd kaufte, das ihn in kurzem in eine Stadt trug. Dort forſchte er nach einem Arzt, und man rieth ihm einen alten, erfahrenen Mann. Dieſen bewog er durch einige Goldſtücke, daß er ihm eine Arznei mittheilte, die einen todähnlichen Schlaf herbeiführte, der durch ein anderes Mittel augenblicklich wieder gehoben werden könnte. Als er im Beſitze dieſes Mittels war, kaufte er ſich einen langen, falſchen Bart, einen ſchwarzen Talar und allerlei Büchſen und Kolben, ſo daß er füglich einen reiſenden Arzt vorſtellen konnte, lud ſeine Sachen auf einen Eſel und reiste in das Schloß des Thiuli-Kos zurück. Er durfte gewiß ſeyn, diesmal nicht erkannt zu werden, denn der Bart entſtellte ihn ſo, daß er ſich ſelbſt kaum mehr kannte. Bei Thiuli angekommen, ließ er ſich als den Arzt Chakamankabudibaba anmelden, und, wie er es gedacht hatte, geſchah es; der prachtvolle Name empfahl ihn bei dem alten Narren

ungemein, so daß er ihn gleich zur Tafel einlud. Chakamankabudibaba erschien vor Thiuli, und als sie sich kaum eine Stunde besprochen hatten, beschloß der Alte, alle seine Sklavinnen der Kur des weisen Arztes zu unterwerfen. Dieser konnte seine Freude kaum verbergen, daß er jetzt seine geliebte Schwester wieder sehen solle, und folgte mit klopfendem Herzen Thiuli, der ihn ins Serail führte. Sie waren in ein Zimmer gekommen, das schön ausgeschmückt war, worin sich aber niemand befand. „Chambaba oder wie du heißt, lieber Arzt," sprach Thiuli-Kos, „betrachte einmal jenes Loch dort in der Mauer, dort wird jede meiner Sklavinnen einen Arm herausstrecken, und du kannst dann untersuchen, ob der Puls krank oder gesund ist." Mustapha mochte einwenden, was er wollte, zu sehen bekam er sie nicht; doch willigte Thiuli ein, daß er ihm allemal sagen wolle, wie sie sich sonst gewöhnlich befänden. Thiuli zog nun einen langen Zettel aus dem Gürtel, und begann mit lauter Stimme seine Sklavinnen einzeln beim Namen zu rufen, worauf allemal eine Hand aus der Mauer kam, und der Arzt den Puls untersuchte. Sechs waren schon abgelesen und sämmtlich für gesund erklärt, da las Thiuli als die siebente „Fatme" ab, und eine kleine weiße Hand schlüpfte aus der Mauer. Zitternd vor Freude ergreift Mustapha diese Hand und erklärte sie mit wichtiger Miene für bedeutend krank. Thiuli ward sehr besorgt, und befahl seinem weisen Chakamankabudibaba, schnell eine Arznei für sie zu bereiten. Der Arzt ging hinaus, schrieb auf einen kleinen Zettel: „Fatme! Ich will dich retten, wenn du dich entschließen kannst, eine Arznei zu nehmen, die dich auf zwei Tage todt macht; doch ich besitze das Mittel, dich wieder zum Leben zu bringen. Willst du, so sage nur, dieser Trank habe nicht geholfen, und es wird mir ein Zeichen seyn, daß du einwilligst."

Bald kam er in das Zimmer zurück, wo Thiuli seiner harrte. Er brachte ein unschädliches Tränklein mit, fühlte der Kranken Fatme noch einmal den Puls, und schob ihr sogleich den Zettel unter ihr Armband, das Tränklein aber reichte er ihr durch die Oeffnung in der Mauer. Thiuli schien in großen Sorgen wegen Fatme zu seyn, und schob die Untersuchung der übrigen bis auf eine gelegenere Zeit auf. Als er mit Mustapha das Zimmer verlassen hatte, sprach er in traurigem Tone: „Chadibaba, sage aufrichtig, was hältst du von Fatme's Krankheit?" Chakamanka-budibaba antwortete mit einem tiefen Seufzer: „Ach Herr! möge der Prophet dir Trost verleihen, sie hat ein schleichendes Fieber, das ihr wohl den Garaus machen kann." Da entbrannte der Zorn Thiuli's: „was sagst du, verfluchter Hund von einem Arzt? Sie, um die ich zwei tausend Goldstücke gab, soll mir sterben wie eine Kuh? Wisse, wenn du sie nicht rettest, so hau' ich dir den Kopf ab!" Da merkte mein Bruder, daß er einen dummen Streich gemacht habe, und gab Thiuli wieder Hoffnung. Als sie noch so sprachen, kam ein schwarzer Sklave aus dem Serail, dem Arzt zu sagen, daß das Tränklein nicht geholfen habe. „Biete deine ganze Kunst auf, Chakamdababelba, oder wie du dich schreibst, ich zahle dir, was du willst," schrie Thiuli-Kos, fast heulend vor Angst, so vieles Gold zu verlieren. „Ich will ihr ein Säftlein geben, das sie von aller Noth befreit," antwortete der Arzt. „Ja, ja, gib ihr ein Säftlein," schluchzte der alte Thiuli. Frohen Muthes ging Mustapha, seinen Schlaftrunk zu holen, und als er ihm den schwarzen Sklaven gegeben und gezeigt hatte, wie viel man auf einmal nehmen müsse, ging er zu Thiuli und sagte, er müsse noch einige heilsame Kräuter am See holen, und eilte zum Thor hinaus. An dem See, der nicht weit von dem Schloß entfernt war, zog er seine falschen Kleider

aus und warf sie ins Wasser, daß sie lustig umher schwammen, er selbst aber verbarg sich im Gesträuch, wartete die Nacht ab und schlich sich dann in den Begräbnißplatz an dem Schlosse Thiuli's.

Als Mustapha kaum eine Stunde lang aus dem Schloß abwesend seyn mochte, brachte man Thiuli die Nachricht, daß seine Sklavin Fatme im Sterben liege. Er schickte hinaus an den See, um schnell den Arzt zu holen, aber bald kehrten seine Boten allein zurück und erzählten ihm, daß der arme Arzt ins Wasser gefallen und ertrunken sey, seinen schwarzen Talar sehe man im See schwimmen, und hie und da gucke auch sein stattlicher Bart aus den Wellen hervor. Als Thiuli keine Rettung mehr sah, verwünschte er sich und die ganze Welt, raufte sich den Bart aus und rannte mit dem Kopf gegen die Mauer. Aber alles dies konnte nichts helfen, denn Fatme gab bald unter den Händen der übrigen Weiber den Geist auf. Als Thiuli die Nachricht ihres Todes hörte, befahl er schnell einen Sarg zu machen, denn er konnte keinen Todten im Hause leiden, und ließ den Leichnam in das Begräbnißhaus tragen. Die Träger brachten den Sarg dorthin, setzten ihn schnell nieder und entflohen, denn sie hatten unter den übrigen Särgen stöhnen und seufzen hören.

Mustapha, der sich hinter den Särgen verborgen und von dort aus die Träger des Sarges in die Flucht gejagt hatte, kam hervor und zündete sich eine Lampe an, die er zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Dann zog er ein Glas hervor, das die erweckende Arznei enthielt, und hob dann den Deckel von Fatme's Sarg. Aber welches Entsetzen befiel ihn, als sich ihm beim Scheine der Lampe ganz fremde Züge zeigten! Weder meine Schwester, noch Zoraide, sondern eine ganz andere lag in dem Sarge. Er brauchte lange, um sich von dem neuen Schlage des Schicksals zu fassen; endlich überwog Mitleid seinen Zorn. Er öffnete sein Glas und

flößte ihr die Arznei ein. Sie athmete, ſie ſchlug die Augen auf, und ſchien ſich lange zu beſinnen, wo ſie ſey. Endlich erinnerte ſie ſich des Vorgefallenen, ſie ſtand auf aus dem Sarg und ſtürzte zu Muſtapha's Füßen. „Wie kann ich dir danken, gütiges Weſen," rief ſie aus, „daß du mich aus meiner ſchrecklichen Gefangenſchaft befreiteſt!" Muſtapha unterbrach ihre Dankſagungen mit der Frage: „wie es denn geſchehen, daß ſie und nicht Fatme, ſeine Schweſter, gerettet worden ſey?" Jene ſah ihn ſtaunend an; „jetzt wird mir meine Rettung erſt klar, die mir vorher unbegreiflich war," antwortete ſie, „wiſſe, man hieß mich in jenem Schloſſe Fatme, und mir haſt du deinen Zettel und den Rettungstrank gegeben." Mein Bruder foderte die Gerettete auf, ihm von ſeiner Schweſter und Zoraide Nachricht zu geben, und erfuhr, daß ſie ſich beide im Schloß befänden, aber nach der Gewohnheit Thiuli's andere Namen bekommen hätten; ſie hießen jetzt Mirzah und Nurmahal.

Als Fatme, die gerettete Sklavin, ſah, daß mein Bruder durch dieſen Fehlgriff ſo niedergeſchlagen ſey, ſprach ſie ihm Muth ein und verſprach ihm ein Mittel zu ſagen, wie er jene beiden Mädchen dennoch retten könne. Aufgeweckt durch dieſen Gedanken, ſchöpfte Muſtapha von neuem Hoffnung; er bat ſie, dieſes Mittel ihm zu nennen, und ſie ſprach:

„Ich bin zwar erſt ſeit fünf Monaten die Sklavin Thiuli's, doch habe ich gleich vom Anfang auf Rettung geſonnen, aber für mich allein war ſie zu ſchwer. In dem innern Hof des Schloſſes wirſt du einen Brunnen bemerkt haben, der aus zehen Röhren Waſſer ſpeit; dieſer Brunnen fiel mir auf. Ich erinnerte mich, in dem Hauſe meines Vaters einen ähnlichen geſehen zu haben, deſſen Waſſer durch eine geräumige Waſſerleitung herbeiſtrömt; um nun zu erfahren, ob dieſer Brunnen auch ſo gebaut ſey, rühmte ich eines Tages vor Thiuli ſeine Pracht, und fragte nach ſeinem Baumeiſter.

„„Ich ſelbſt habe ihn gebaut,““ antwortete er, „„und das, was du hier ſiehſt, iſt noch das geringſte; aber das Waſſer dazu kommt wenigſtens tauſend Schritte weit von einem Bach her und geht durch eine gewölbte Waſſerleitung, die wenigſtens Manns hoch iſt, und alles dieſes habe ich ſelbſt angegeben.““ Als ich dies gehört hatte, wünſchte ich mir oft, nur auf einen Augenblick die Stärke eines Mannes zu haben, um einen Stein an der Seite des Brunnen ausheben zu können, dann könnte ich fliehen, wohin ich wollte. Die Waſſerleitung nun will ich dir zeigen; durch ſie kannſt du Nachts in das Schloß gelangen und jene befreien. Aber du mußt wenigſtens noch zwei Männer bei dir haben, um die Sklaven, die das Serail bei Nacht bewachen, zu überwältigen.“

So ſprach ſie; mein Bruder Muſtapha aber, obgleich ſchon zweimal in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, faßte noch einmal Muth, und hoffte mit Allah's Hülfe den Plan der Sklavin auszuführen. Er verſprach ihr, für ihr weiteres Fortkommen in ihre Heimath zu ſorgen, wenn ſie ihm behülflich ſeyn wollte, ins Schloß zu gelangen. Aber ein Gedanke machte ihm noch Sorge, nämlich der, woher er zwei oder drei treue Gehülfen bekommen könnte. Da fiel ihm Orbaſans Dolch ein, und das Verſprechen, das ihm jener gegeben hatte, ihm wo er ſeiner bedürfe, zu Hülfe zu eilen, und er machte ſich daher mit Fatme aus dem Begräbniß auf, um den Räuber aufzuſuchen.

In der nämlichen Stadt, wo er ſich zum Arzt umgewandelt hatte, kaufte er um ſein letztes Geld ein Pferd und miethete Fatme bei einer armen Frau in der Vorſtadt ein. Er ſelbſt aber eilte dem Gebirge zu, wo er Orbaſan zum erſtenmal getroffen hatte, und gelangte in drei Tagen dahin. Er fand bald wieder jene Zelte und trat unverhofft vor Orbaſan, der ihn freundlich bewillkommte. Er erzählte ihm ſeine mißlungenen Verſuche, wobei

ſich der ernſthafte Orbaſan nicht enthalten konnte, hie und da ein wenig zu lachen, beſonders wenn er ſich den Arzt Chakamankabu-dibaba dachte. Ueber die Verrätherei des Kleinen aber war er wüthend; er ſchwur ihn mit eigener Hand aufzuhängen, wo er ihn finde. Meinem Bruder aber verſprach er, ſogleich zur Hülfe bereit zu ſeyn, wenn er ſich vorher von der Reiſe geſtärkt haben würde. Muſtapha blieb daher dieſe Nacht wieder in Orbaſans Zelt; mit dem erſten Frühroth aber brachen ſie auf, und Orbaſan nahm drei ſeiner tapferſten Männer, wohl beritten und bewaffnet, mit ſich. Sie ritten ſtark zu und kamen nach zwei Tagen in die kleine Stadt, wo Muſtapha die gerettete Fatme zurückgelaſſen hatte. Von da aus reisten ſie mit dieſer weiter bis zu dem kleinen Wald, von wo aus man das Schloß Thiuli's in geringer Entfernung ſehen konnte; dort lagerten ſie ſich, um die Nacht abzuwarten. Sobald es dunkel wurde, ſchlichen ſie ſich von Fatme geführt, an den Bach, wo die Waſſerleitung anfing, und fanden dieſe bald. Dort ließen ſie Fatme und einen Diener mit den Roſſen zurück und ſchickten ſich an, hinabzuſteigen; ehe ſie aber hinabſtiegen, wiederholte ihnen Fatme noch einmal alles genau, nämlich: daß ſie durch den Brunnen in den innern Schloßhof kämen, dort ſeyen rechts und links in der Ecke zwei Thürme; in der ſechsten Thüre, vom Thurme rechts gerechnet, befänden ſich Fatme und Zoraide, bewacht von zwei ſchwarzen Sklaven. Mit Waffen und Brecheiſen wohl verſehen, ſtiegen Muſtapha, Orbaſan und zwei andere Männer hinab in die Waſſerleitung; ſie ſanken zwar bis an den Gürtel ins Waſſer, aber nichts deſto weniger gingen ſie rüſtig vorwärts. Nach einer halben Stunde kamen ſie an den Brunnen ſelbſt und ſetzten ſogleich ihre Brecheiſen an. Die Mauer war dick und feſt, aber den vereinten Kräften der vier Männer konnte ſie nicht lange widerſtehen; bald hatten ſie

eine Oeffnung eingebrochen, groß genug, um bequem durchschlüpfen zu können. Orbasan stieg zuerst durch und half den andern nach. Als sie alle im Hof waren, betrachteten sie die Seite des Schlosses, die vor ihnen lag, um die beschriebene Thüre zu erforschen. Aber sie waren nicht einig, welche es sey, denn als sie von dem rechten Thurm zum linken zählten, fanden sie eine Thüre, die zugemauert war, und wußten nun nicht, ob Fatme diese übersprungen oder mitgezählt habe. Aber Orbasan besann sich nicht lange; „mein gutes Schwert wird mir jede Thüre öffnen," rief er aus, ging auf die sechste Thüre zu, und die andern folgten ihm. Sie öffneten die Thüre und fanden sechs schwarze Sklaven auf dem Boden liegend und schlafend; sie wollten schon wieder leise sich zurückziehen, weil sie sahen, daß sie die rechte Thüre verfehlt hatten, als eine Gestalt in der Ecke sich aufrichtete und mit wohlbekannter Stimme um Hülfe rief. Es war der Kleine aus Orbasans Lager. Aber ehe noch die Schwarzen recht wußten, wie ihnen geschah, stürzte Orbasan auf den Kleinen zu, riß seinen Gürtel entzwei, verstopfte ihm den Mund und band ihm die Hände auf den Rücken; dann wandte er sich an die Sklaven, wovon schon einige von Mustapha und den zwei andern halb gebunden waren, und half sie vollends überwältigen. Man setzte den Sklaven den Dolch auf die Brust, und fragte sie, wo Nurmahal und Mirzah wären, und sie gestanden, daß sie im Gemach nebenan seyen. Mustapha stürzte in das Gemach und fand Fatme und Zoraide, die der Lärm erweckt hatte. Schnell rafften diese ihren Schmuck und ihre Kleider zusammen und folgten Mustapha; die beiden Räuber schlugen indeß Orbasan vor, zu plündern, was man fände, doch dieser verbot es ihnen und sprach: „man solle nicht von Orbasan sagen können, daß er Nachts in die Häuser steige, um Gold zu stehlen." Mustapha und die Geretteten

ſchlüpften ſchnell in die Waſſerleitung, wohin ihnen Orbaſan ſogleich zu folgen verſprach. Als jene in die Waſſerleitung hinabgeſtiegen waren, nahm Orbaſan und einer der Räuber den Kleinen und führten ihn hinaus in den Hof; dort banden ſie ihm eine ſeidene Schnur, die ſie deßhalb mitgenommen hatten, um den Hals und hingen ihn an der höchſten Spitze des Brunnens auf. Nachdem ſie ſo den Verrath des Elenden beſtraft hatten, ſtiegen ſie ſelbſt auch hinab in die Waſſerleitung und folgten Muſtapha. Mit Thränen dankten die beiden ihrem edelmüthigen Retter Orbaſan; doch dieſer trieb ſie eilends zur Flucht an, denn es war ſehr wahrſcheinlich, daß ſie Thiuli-Kos nach allen Seiten verfolgen ließ. Mit tiefer Rührung trennten ſich am andern Tag Muſtapha und ſeine Geretteten von Orbaſan; wahrlich, ſie werden ihn nie vergeſſen. Fatme aber, die befreite Sklavin, ging verkleidet nach Balſora, um ſich dort in ihre Heimath einzuſchiffen.

Nach einer kurzen und vergnügten Reiſe kamen die Meinigen in die Heimath. Meinen alten Vater tödtete beinahe die Freude des Wiederſehens; den andern Tag nach ihrer Ankunft veranſtaltete er ein großes Feſt, an welchem die ganze Stadt Theil nahm. Vor einer großen Verſammlung von Verwandten und Freunden mußte mein Bruder ſeine Geſchichte erzählen, und einſtimmig prieſen ſie ihn und den edlen Räuber.

Als aber mein Bruder geſchloſſen hatte, ſtand mein Vater auf und führte Zoraide ihm zu. „So löſe ich denn," ſprach er mit feierlicher Stimme, „den Fluch von deinem Haupte; nimm dieſe hin, als die Belohnung, die du dir durch deinen raſtloſen Eifer erkämpft haſt; nimm meinen väterlichen Segen, und möge es nie unſerer Stadt an Männern fehlen, die an brüderlicher Liebe, an Klugheit und Eifer dir gleichen."

Die Karavane hatte das Ende der Wüſte erreicht, und fröhlich begrüßten die Reiſenden die grünen Matten und die dichtbelaubten Bäume, deren lieblichen Anblick ſie viele Tage entbehrt hatten. In einem ſchönen Thale lag eine Karavanſerei, die ſie ſich zum Nachtlager wählten, und obgleich ſie wenig Bequemlichkeit und Erfriſchung darbot, ſo war doch die ganze Geſellſchaft heiterer und zutraulicher als je; denn der Gedanke, den Gefahren und Beſchwerlichkeiten, die eine Reiſe durch die Wüſte mit ſich bringt, entronnen zu ſeyn, hatte alle Herzen geöffnet und die Gemüther zu Scherz und Kurzweil geſtimmt. Muley, der junge, luſtige Kaufmann, tanzte einen komiſchen Tanz, und ſang Lieder dazu, die ſelbſt dem ernſten Griechen Zaleukos ein Lächeln entlockten. Aber nicht genug, daß er ſeine Gefährten durch Tanz und Spiel erheitert hatte, er gab ihnen auch noch die Geſchichte zum beſten, die er ihnen verſprochen hatte, und hub, als er von ſeinen Luftſprüngen ſich erholt hatte, alſo zu erzählen an:

Die Geſchichte von dem kleinen Muck.

In Nicea, meiner lieben Vaterſtadt, wohnte ein Mann, den man den kleinen Muck hieß. Ich kann mir ihn, ob ich gleich damals noch ſehr jung war, noch recht wohl denken, beſonders weil ich einmal von meinem Vater wegen ſeiner halb todt geprügelt wurde. Der kleine Muck nämlich war ſchon ein alter Geſelle, als ich ihn kannte, doch war er nur drei bis vier Schuh hoch; dabei hatte er eine ſonderbare Geſtalt, denn ſein Leib, ſo klein und zierlich er war, mußte einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute; er wohnte ganz allein in einem großen Haus und kochte ſich ſogar ſelbſt, auch hätte man in der Stadt nicht gewußt, ob er lebe oder geſtorben ſey, denn er ging nur alle vier Wochen einmal aus, wenn nicht um die Mittagsſtunde

ein mächtiger Dampf aus dem Hause aufgestiegen wäre; doch sah man ihn oft Abends auf seinem Dache auf- und abgehen, von der Straße glaubte man aber, nur sein großer Kopf allein laufe auf dem Dache umher. Ich und meine Kameraden waren böse Buben, die jedermann gerne neckten und belachten, daher war es uns allemal ein Festtag, wenn der kleine Muck ausging; wir versammelten uns an dem bestimmten Tage vor seinem Haus und warteten, bis er herauskam; wenn dann die Thüre aufging und zuerst der große Kopf mit dem noch größeren Turban herausguckte, wenn dann das übrige Körperlein nachfolgte, angethan mit einem abgeschabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hing, so lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch oder der Dolch an Muck hing; wenn er so heraustrat, da ertönte die Luft von unserem Freudengeschrei, wir warfen unsere Mützen in die Höhe und tanzten wie toll um ihn her. Der kleine Muck aber grüßte uns mit ernsthaftem Kopfnicken und ging mit langsamen Schritten die Straße hinab; dabei schlurfte er mit den Füßen, denn er hatte große, weite Pantoffeln an, wie ich sie sonst nie gesehen. Wir Knaben liefen hinter ihm her und schrieen immer: „kleiner Muck, kleiner Muck!“ Auch hatten wir ein lustiges Verslein, das wir, ihm zu Ehren, hie und da sangen; es hieß:

„Kleiner Muck, kleiner Muck,
wohnst in einem großen Haus,
gehst nur all' vier Wochen aus,
bist ein braver, kleiner Zwerg,
hast ein Köpflein wie ein Berg;
schau dich einmal um und guck,
lauf und fang uns, kleiner Muck!“

So hatten wir schon oft unser Kurzweil getrieben, und zu meiner Schande muß ich es gestehen, ich trieb's am ärgsten, denn ich zupfte ihn oft am Mäntelein, und einmal trat ich ihm auch

von hinten auf die großen Pantoffeln, daß er hinfiel. Dies kam mir nun höchſt lächerlich vor, aber das Lachen verging mir, als ich den kleinen Muck auf meines Vaters Haus zugehen ſah. Er ging richtig hinein und blieb einige Zeit dort. Ich verſteckte mich an der Hausthüre und ſah den Muck wieder herauskommen, von meinem Vater begleitet, der ihn ehrerbietig an der Hand hielt und an der Thüre unter vielen Bücklingen ſich von ihm verabſchiedete. Mir war gar nicht wohl zu Muth, ich blieb daher lange in meinem Verſteck; endlich aber trieb mich der Hunger, den ich ärger fürchtete als Schläge, heraus, und demüthig und mit geſenktem Kopfe trat ich vor meinen Vater. „Du haſt, wie ich höre, den guten Muck geſchimpft?“ ſprach er in ſehr ernſtem Tone. „Ich will dir die Geſchichte dieſes Muck erzählen, und du wirſt ihn gewiß nicht mehr auslachen; vor- und nachher aber bekommſt du das Gewöhnliche.“ Das Gewöhnliche aber waren fünfundzwanzig Hiebe, die er nur allzu richtig aufzuzählen pflegte. Er nahm daher ſein langes Pfeifenrohr, ſchraubte die Bernſteinmundſpitze ab und bearbeitete mich ärger als je zuvor.

Als die fünfundzwanzig voll waren, befahl er mir, aufzumerken, und erzählte mir von dem kleinen Muck: Der Vater des kleinen Muck, der eigentlich Mukrah hieß, war ein angeſehener, aber armer Mann, in Nicea. Er lebte beinahe ſo einſiedleriſch als jetzt ſein Sohn. Dieſen konnte er nicht wohl leiden, weil er ſich ſeiner Zwerggeſtalt ſchämte, und ließ ihn daher auch in Unwiſſenheit aufwachſen. Der kleine Muck war noch in ſeinem ſechszehnten Jahre ein luſtiges Kind, und der Vater, ein ernſter Mann, tadelte ihn immer, daß er, der ſchon längſt die Kinderſchuhe zertreten haben ſollte, noch ſo dumm und läppiſch ſey.

Der Alte that aber einmal einen böſen Fall, an welchem er auch ſtarb und den kleinen Muck arm und unwiſſend zurückließ.

Die harten Verwandten, denen der Verſtorbene mehr ſchuldig war, als er bezahlen konnte, jagten den armen Kleinen aus dem Hauſe und riethen ihm, in die Welt hinaus zu gehen und ſein Glück zu ſuchen. Der kleine Muck antwortete, er ſey ſchon reiſefertig, bat ſich aber nur noch den Anzug ſeines Vaters aus, und dieſer wurde ihm auch bewilligt. Sein Vater war ein großer ſtarker Mann geweſen, daher paßten die Kleider nicht. Muck aber wußte bald Rath; er ſchnitt ab, was zu lang war, und zog dann die Kleider an. Er ſchien aber vergeſſen zu haben, daß er auch in der Weite davon ſchneiden müſſe, daher ſein ſonderbarer Anzug, wie er noch heute zu ſehen iſt; der große Turban, der breite Gürtel, die weiten Hoſen, das blaue Mäntelein, alles dies ſind Erbſtücke ſeines Vaters, die er ſeitdem getragen; den langen Damascenerdolch ſeines Vaters aber ſteckte er in den Gürtel, ergriff ein Stöcklein und ging zum Thore hinaus.

Fröhlich wanderte er den ganzen Tag, denn er war ja ausgezogen, um ſein Glück zu ſuchen; wenn er einen Scherben auf der Erde im Sonnenſchein glänzen ſah, ſo ſteckte er ihn gewiß zu ſich, im Glauben, daß er ſich in den ſchönſten Diamant verwandeln werde; ſah er in der Ferne die Kuppel einer Moſchee wie Feuer ſtrahlen, ſah er einen See wie einen Spiegel blinken, ſo eilte er voll Freude darauf zu, denn er dachte in einem Zauberland angekommen zu ſeyn. Aber ach, jene Trugbilder verſchwanden in der Nähe, und nur allzubald erinnerte ihn ſeine Müdigkeit und ſein vor Hunger knurrender Magen, daß er noch im Lande der Sterblichen ſich befinde. So war er zwei Tage gereist unter Hunger und Kummer, und verzweifelte, ſein Glück zu finden; die Früchte des Feldes waren ſeine einzige Nahrung, die harte Erde ſein Nachtlager. Am Morgen des dritten Tages erblickte er von einer Anhöhe eine große Stadt. Hell leuchtete der Halbmond auf

ihren Zinnen, bunte Fahnen ſchimmerten auf den Dächern und ſchienen den kleinen Muck zu ſich herzuwinken. Ueberraſcht ſtand er ſtille und betrachtete Stadt und Gegend; „ja, dort wird Klein-Muck ſein Glück finden," ſprach er zu ſich, und machte trotz ſeiner Müdigkeit einen Luftſprung, „dort oder nirgends." Er raffte alle ſeine Kräfte zuſammen und ſchritt auf die Stadt zu. Aber obgleich ſie ganz nahe ſchien, konnte er ſie doch erſt gegen Mittag erreichen, denn ſeine kleinen Glieder verſagten ihm beinahe gänzlich ihren Dienſt, und er mußte ſich oft in den Schatten einer Palme ſetzen, um auszuruhen. Endlich war er an dem Thore der Stadt angelangt. Er legte ſein Mäntelein zurecht, band den Turban ſchöner um, zog den Gürtel noch breiter an und ſteckte den langen Dolch ſchiefer; dann wiſchte er den Staub von den Schuhen, ergriff ſein Stöcklein und ſchritt muthig zum Thore hinein.

Er war ſchon einige Straßen durchwandert, aber nirgends öffnete ſich eine Thüre, nirgends rief man, wie er ſich vorgeſtellt hatte: „kleiner Muck, komm herein und iß und trink und laß deine Füßlein ausruhen."

Er ſchaute gerade auch wieder recht ſehnſüchtig zu einem großen ſchönen Haus hinauf, da öffnete ſich ein Fenſter; eine alte Frau ſchaute heraus und rief mit ſingender Stimme:

„Herbei, herbei,
gekocht iſt der Brei,
den Tiſch ließ ich decken;
drum laßt es euch ſchmecken;
ihr Nachbarn herbei,
gekocht iſt der Brei."

Die Thüre des Hauſes öffnete ſich und Muck ſah viele Hunde und Katzen hineingehen. Er ſtand einige Augenblicke im Zweifel, ob er der Einladung folgen ſolle, endlich aber faßte er ſich ein

Herz und ging in das Haus. Vor ihm her gingen ein paar junge Kätzlein, und er beſchloß, ihnen zu folgen, weil ſie vielleicht die Küche beſſer wüßten als er.

Als Muck die Treppe hinaufgeſtiegen war, begegnete er jener alten Frau, die zum Fenſter herausgeſchaut hatte. Sie ſah ihn mürriſch an und fragte nach ſeinem Begehr. „Du haſt ja jedermann zu deinem Brei eingeladen," antwortete der kleine Muck, „und weil ich ſo gar hungrig bin, bin ich auch gekommen." Die Alte lachte laut und ſprach: „woher kommſt du denn, wunderlicher Geſell? Die ganze Stadt weiß, daß ich für niemand koche als für meine lieben Katzen, und hie und da lade ich ihnen Geſellſchaft aus der Nachbarſchaft ein, wie du ſieheſt." Der kleine Muck erzählte der alten Frau, wie es ihm nach ſeines Vaters Tode ſo hart ergangen ſey, und bat ſie, ihn heute mit ihren Katzen ſpeiſen zu laſſen. Die Frau, welcher die treuherzige Erzählung des Kleinen wohl gefiel, erlaubte ihm, ihr Gaſt zu ſeyn, und gab ihm reichlich zu eſſen und zu trinken. Als er geſättigt und geſtärkt war, betrachtete ihn die Frau lange und ſagte dann: „Kleiner Muck, bleibe bei mir in meinen Dienſten, du haſt geringe Mühe und ſollſt gut gehalten ſeyn." Der kleine Muck, dem der Katzenbrei geſchmeckt hatte, willigte ein und wurde alſo der Bediente der Frau Ahavzi. Er hatte einen leichten, aber ſonderbaren Dienſt. Frau Ahavzi hatte nämlich zwei Kater und vier Katzen, dieſen mußte der kleine Muck alle Morgen den Pelz kämmen und mit köſtlichen Salben einreiben; wenn die Frau ausging, mußte er auf die Katzen Achtung geben; wenn ſie aßen, mußte er ihnen die Schüſſeln vorſetzen, und Nachts mußte er ſie auf ſeidene Polſter legen und ſie mit ſammtenen Decken einhüllen. Auch waren noch einige kleine Hunde im Hauſe, die er bedienen mußte, doch wurden mit dieſen nicht ſo viele Umſtände gemacht, wie mit den Katzen, welche

Frau Ahavzi wie ihre eigenen Kinder hielt. Uebrigens führte Muck ein so einsames Leben, wie in seines Vaters Haus, denn außer der Frau sah er den ganzen Tag nur Hunde und Katzen. Eine Zeit lang ging es dem kleinen Muck ganz gut, er hatte immer zu essen und wenig zu arbeiten, und die alte Frau schien recht zufrieden mit ihm zu seyn; aber nach und nach wurden die Katzen unartig; wenn die Alte ausgegangen war, sprangen sie wie besessen in den Zimmern umher, warfen alles durcheinander und zerbrachen manches schöne Geschirr, das ihnen im Wege stand. Wenn sie aber die Frau die Treppe herauf kommen hörten, verkrochen sie sich auf ihre Polster und wedelten ihr mit den Schwänzen entgegen, wie wenn nichts geschehen wäre. Die Frau Ahavzi gerieth dann in Zorn, wenn sie ihre Zimmer so verwüstet sah, und schob alles auf Muck, er mochte seine Unschuld betheuern, wie er wollte, sie glaubte ihren Katzen, die so unschuldig aussahen, mehr als ihrem Diener.

Der kleine Muck war sehr traurig, daß er also auch hier sein Glück nicht gefunden habe, und beschloß bei sich, den Dienst der Frau Ahavzi zu verlassen. Da er aber auf seiner ersten Reise erfahren hatte, wie schlecht man ohne Geld lebt, so beschloß er, den Lohn, den ihm seine Gebieterin immer versprochen, aber nie gegeben hatte, sich auf irgend eine Art zu verschaffen. Es befand sich in dem Hause der Frau Ahavzi ein Zimmer, das immer verschlossen war, und dessen Inneres er nie gesehen hatte; doch hatte er die Frau oft darin rumoren gehört, und er hätte für sein Leben gern gewußt, was sie dort versteckt habe. Als er nun an sein Reisegeld dachte, fiel ihm ein, daß dort die Schätze der Frau versteckt seyn könnten; aber immer war die Thüre fest verschlossen, und er konnte daher den Schätzen nie beikommen.

Eines Morgens, als die Frau Ahavzi ausgegangen war, zupfte ihn eines der Hündlein, welches von der Frau immer sehr

ſtiefmütterlich behandelt wurde, deſſen Gunſt er ſich aber durch allerlei Liebesdienſte in hohem Grade erworben hatte, an ſeinen weiten Beinkleidern und geberdete ſich dabei, wie wenn Muck ihm folgen ſollte. Muck, welcher gerne mit den Hunden ſpielte, folgte ihm, und ſiehe da, das Hündlein führte ihn in die Schlafkammer der Frau Ahavzi und vor eine kleine Thüre, die er nie zuvor dort bemerkt hatte. Die Thüre war halb offen. Das Hündlein ging hinein und Muck folgte ihm, und freudig war er überraſcht, als er ſah, daß er ſich in dem Gemach befinde, das ſchon lange das Ziel ſeiner Wünſche war. Er ſpähte überall umher, ob er kein Geld finden könnte, fand aber nichts; nur alte Kleider und wunderlich geformte Geſchirre ſtanden umher. Eines dieſer Geſchirre zog ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich; es war von Kryſtall und ſchöne Figuren waren darauf ausgeſchnitten. Er hob es auf und drehte es nach allen Seiten; aber, o Schrecken! er hatte nicht bemerkt, daß es einen Deckel hatte, der nur leicht darauf hingeſetzt war; der Deckel fiel herab und zerbrach in tauſend Stücke.

Lange ſtand der kleine Muck vor Schrecken leblos; jetzt war ſein Schickſal entſchieden, jetzt mußte er entfliehen, ſonſt ſchlug ihn die Alte todt. Sogleich war auch ſeine Reiſe beſchloſſen, und nur noch einmal wollte er ſich umſchauen, ob er nichts von den Habſeligkeiten der Frau Ahavzi zu ſeinem Marſch brauchen könnte; da fielen ihm ein paar mächtige große Pantoffeln ins Auge, ſie waren zwar nicht ſchön, aber ſeine eigenen konnten keine Reiſe mehr mitmachen; auch zogen ihn jene wegen ihrer Größe an, denn hatte er dieſe am Fuße, ſo mußten ihm hoffentlich alle Leute anſehen, daß er die Kinderſchuhe vertreten habe. Er zog alſo ſchnell ſeine Töffelein aus und fuhr in die großen hinein; ein Spazierſtöcklein mit einem ſchön geſchnittenen Löwenkopfe ſchien ihm auch hier allzumüßig in der Ecke zu ſtehen, er nahm es alſo mit und eilte zum

Zimmer hinaus. Schnell ging er jetzt auf seine Kammer, zog sein Mäntelein an, setzte den väterlichen Turban auf, steckte den Dolch in den Gürtel und eilte, so schnell ihn seine Füße trugen, zum Haus und zur Stadt hinaus. Vor der Stadt lief er, aus Angst vor der Alten, immer weiter fort, bis er vor Müdigkeit beinahe nicht mehr konnte. So schnell war er in seinem Leben nicht gegangen, ja es schien ihm, als könne er gar nicht aufhören zu rennen, denn eine unsichtbare Gewalt schien ihn fortzureißen. Endlich bemerkte er, daß es mit den Pantoffeln eine eigene Bewandtniß haben müsse, denn diese schossen immer fort und führten ihn mit sich. Er versuchte auf allerlei Weise still zu stehen, aber es wollte nicht gelingen; da rief er in der höchsten Noth, wie man den Pferden zuruft, sich selbst zu: „Oh — oh, halt, oh!“ Da hielten die Pantoffeln und Muck warf sich erschöpft auf die Erde nieder.

Die Pantoffeln freuten ihn ungemein; so hatte er sich denn doch durch seine Dienste etwas erworben, das ihm in der Welt, auf seinem Wege, das Glück zu suchen, forthelfen konnte. Er schlief, trotz seiner Freude, vor Erschöpfung ein, denn das Körperlein des kleinen Muck, das einen so schweren Kopf zu tragen hatte, konnte nicht viel aushalten. Im Traum erschien ihm das Hündlein, welches ihm im Hause der Frau Ahavzi zu den Pantoffeln verholfen hatte, und sprach zu ihm: „Lieber Muck, du verstehst den Gebrauch der Pantoffeln noch nicht recht; wisse, daß wenn du dich dreimal in ihnen auf dem Absatze herumdrehst, so kannst du hinfliegen, wohin du nur willst, und mit dem Stöcklein kannst du Schätze finden, denn wo Gold vergraben ist, da wird es dreimal auf die Erde schlagen, bei Silber zweimal.“ So träumte der kleine Muck; als er aber aufwachte, dachte er über den wunderbaren Traum nach und beschloß alsbald, einen Versuch zu machen. Er zog die Pantoffeln an, hob einen Fuß auf und begann sich auf

dem Absatz umzudrehen. Wer es aber jemals versucht hat, in einem ungeheuer weiten Pantoffel dieses Kunststück dreimal hintereinander zu machen, der wird sich nicht wundern, wenn es dem kleinen Muck nicht gleich glückte, besonders wenn man bedenkt, daß ihn sein schwerer Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite hinüberzog.

Der arme Kleine fiel einigemal tüchtig auf die Nase, doch ließ er sich nicht abschrecken, den Versuch zu wiederholen, und endlich glückte es. Wie ein Rad fuhr er auf seinem Absatze herum, wünschte sich in die nächste große Stadt, und — die Pantoffeln ruderten hinauf in die Lüfte, liefen mit Windeseile durch die Wolken, und ehe sich der kleine Muck noch besinnen konnte, wie ihm geschah, befand er sich schon auf einem großen Marktplatze, wo viele Buden aufgeschlagen waren und unzählige Menschen geschäftig hin- und herliefen. Er ging unter den Leuten umher, hielt es aber für rathsamer, sich in eine einsamere Straße zu begeben, denn auf dem Markte trat ihm bald da einer auf die Pantoffeln, daß er beinahe umfiel, bald stieß er mit seinem weit hinausstehenden Dolch einen oder den andern an, daß er mit Mühe den Schlägen entging.

Der kleine Muck bedachte nun ernstlich, was er wohl anfangen könnte, um sich ein Stück Geld zu verdienen; er hatte zwar ein Stäblein, das ihm verborgene Schätze anzeigte, aber wo sollte er gleich einen Platz finden, wo Gold oder Silber vergraben wäre? Auch hätte er sich zur Noth für Geld sehen lassen können, aber dazu war er doch zu stolz. Endlich fiel ihm die Schnelligkeit seiner Füße ein; vielleicht, dachte er, können mir meine Pantoffeln Unterhalt gewähren, und er beschloß, sich als Schnellläufer zu verdingen. Da er aber hoffen durfte, daß der König dieser Stadt solche Dienste am besten bezahle, so erfragte er den Palast. Unter dem Thore des Palastes stand eine Wache, die ihn fragte, was er hier zu suchen habe. Auf seine Antwort, daß er einen Dienst

ſuche, wies man ihn zum Aufſeher der Sklaven. Dieſem trug er ſein Anliegen vor und bat ihn, ihm einen Dienſt unter den königlichen Boten zu beſorgen. Der Aufſeher maß ihn mit ſeinen Augen von Kopf bis zu den Füßen, und ſprach: „Wie, mit deinen Füßelein, die kaum ſo lang als eine Spanne ſind, willſt du königlicher Schnellläufer werden? Hebe dich weg, ich bin nicht dazu da, mit jedem Narren Kurzweil zu machen.“ Der kleine Muck verſicherte ihn aber, daß es ihm vollkommen Ernſt ſey mit ſeinem Antrage, und daß er es mit dem Schnellſten auf eine Wette ankommen laſſen wollte. Dem Aufſeher kam die Sache gar lächerlich vor; er befahl ihm, ſich bis auf den Abend zu einem Wettlaufe bereit zu halten, führte ihn in die Küche und ſorgte dafür, daß ihm gehörig Speiſe und Trank gereicht wurde; er ſelbſt aber begab ſich zum König und erzählte ihm vom kleinen Menſchen und ſeinem Anerbieten. Der König war ein luſtiger Herr, daher gefiel es ihm wohl, daß der Aufſeher der Sklaven den kleinen Muck zu einem Spaß behalten habe; er befahl ihm, auf einer großen Wieſe hinter dem Schloß Anſtalten zu treffen, daß das Wettlaufen mit Bequemlichkeit von ſeinem ganzen Hofſtaate könnte geſehen werden, und befahl ihm nochmals, große Sorgfalt für den Zwerg zu haben. Der König erzählte ſeinen Prinzen und Prinzeſſinnen, was ſie dieſen Abend für ein Schauſpiel haben würden; dieſe erzählten es wieder ihren Dienern, und als der Abend herankam, war man in geſpannter Erwartung, und alles, was Füße hatte, ſtrömte hinaus auf die Wieſe, wo Gerüſte aufgeſchlagen waren, um den großſprecheriſchen Zwerg laufen zu ſehen.

Als der König und ſeine Söhne und Töchter auf dem Gerüſte Platz genommen hatten, trat der kleine Muck heraus auf die Wieſe und machte vor den hohen Herrſchaften eine überaus zierliche Verbeugung. Ein allgemeines Freudengeſchrei ertönte, als man den

Kleinen ansichtig wurde; eine solche Figur hatte man dort noch nie gesehen. Das Körperlein mit dem mächtigen Kopfe, das Mäntelein und die weiten Beinkleider, der lange Dolch in dem breiten Gürtel, die kleinen Füßlein in den weiten Pantoffeln — nein, es war zu drollig anzusehen, als daß man nicht hätte laut lachen sollen. Der kleine Muck ließ sich aber durch das Gelächter nicht irre machen; er stellte sich stolz, auf sein Stöcklein gestützt, hin, und erwartete seinen Gegner. Der Aufseher der Sklaven hatte, nach Mucks eigenem Wunsche, den besten Läufer ausgesucht; dieser trat nun heraus, stellte sich neben den Kleinen und beide harrten auf das Zeichen. Da winkte Prinzessin Amarza, wie es ausgemacht war, mit ihrem Schleier, und wie zwei Pfeile, auf dasselbe Ziel abgeschossen, flogen die beiden Wettläufer über die Wiese hin.

Von Anfang hatte Mucks Gegner einen bedeutenden Vorsprung, aber dieser jagte ihm auf seinem Pantoffelfuhrwerk nach, holte ihn ein, überfing ihn, und stand längst am Ziele, als jener noch, nach Luft schnappend, daher lief. Verwunderung und Staunen fesselten einige Augenblicke die Zuschauer, als aber der König zuerst in die Hände klatschte, da jauchzte die Menge und alle riefen: „Hoch lebe der kleine Muck, der Sieger im Wettlaufe!“

Man hatte indeß den kleinen Muck herbeigebracht; er warf sich vor dem Könige nieder und sprach: „Großmächtigster König, ich habe dir hier nur eine kleine Probe meiner Kunst gegeben, wolle nun gestatten, daß man mir eine Stelle unter deinen Läufern gebe;“ der König aber antwortete ihm: „nein, du sollst mein Leibläufer und immer um meine Person seyn, lieber Muck; jährlich sollst du hundert Goldstücke erhalten als Lohn und an der Tafel meiner ersten Diener sollst du speisen.“

So glaubte denn Muck endlich das Glück gefunden zu haben, das er so lange suchte, und war fröhlich und wohlgemuth in

seinem Herzen. Auch erfreute er sich der besonderen Gnade des Königes, denn dieser gebrauchte ihn zu seinen eiligsten und geheimsten Sendungen, die er dann mit der größten Genauigkeit und mit unbegreiflicher Schnelle besorgte.

Aber die übrigen Diener des Königes waren ihm gar nicht zugethan, weil sie sich ungern durch einen Zwerg, der nichts verstand, als schnell zu laufen, in der Gunst ihres Herrn zurückgesetzt sahen. Sie veranstalteten daher manche Verschwörung gegen ihn, um ihn zu stürzen, aber alle schlugen fehl an dem großen Zutrauen, das der König in seinen geheimen Oberleibläufer (denn zu dieser Würde hatte er es in so kurzer Zeit gebracht) setzte.

Muck, dem diese Bewegungen gegen ihn nicht entgingen, sann nicht auf Rache, dazu hatte er ein zu gutes Herz, nein, auf Mittel dachte er, sich bei seinen Feinden nothwendig und beliebt zu machen. Da fiel ihm sein Stäblein, das er in seinem Glück außer Acht gelassen hatte, ein; wenn er Schätze finde, dachte er, werden ihm die Herren schon geneigter werden. Er hatte schon oft gehört, daß der Vater des jetzigen Königs viele seiner Schätze vergraben habe, als der Feind sein Land überfallen; man sagte auch, er sey darüber gestorben, ohne daß er sein Geheimniß habe seinem Sohne mittheilen können. Von nun an nahm Muck immer sein Stöcklein mit, in der Hoffnung, einmal an einem Ort vorüber zu gehen, wo das Geld des alten Königs vergraben sey. Eines Abends führte ihn der Zufall in einen entlegenen Theil des Schloßgartens, den er wenig besuchte, und plötzlich fühlt er das Stöcklein in seiner Hand zucken, und dreimal schlug es gegen den Boden. Nun wußte er schon, was dies zu bedeuten hatte. Er zog daher seinen Dolch heraus, machte Zeichen in die umstehenden Bäume und schlich sich wieder in das Schloß; dort verschaffte er sich einen Spaten und wartete die Nacht zu seinem Unternehmen ab.

Das Schatzgraben ſelbſt machte übrigens dem kleinen Muck mehr zu ſchaffen, als er geglaubt hatte. Seine Arme waren gar zu ſchwach, ſein Spaten aber groß und ſchwer; und er mochte wohl ſchon zwei Stunden gearbeitet haben, ehe er ein paar Fuß tief gegraben hatte. Endlich ſtieß er auf etwas hartes, das wie Eiſen klang. Er grub jetzt emſiger, und bald hatte er einen großen eiſernen Deckel zu Tage gefördert; er ſtieg ſelbſt in die Grube hinab, um nachzuſpähen, was wohl der Deckel könnte bedeckt haben, und fand richtig einen großen Topf mit Goldſtücken angefüllt. Aber ſeine ſchwachen Kräfte reichten nicht hin den Topf zu heben, daher ſteckte er in ſeine Beinkleider und ſeinen Gürtel, ſo viel er zu tragen vermochte; und auch ſein Mäntelein füllte er damit, bedeckte das Uebrige wieder ſorgfältig, und lud es auf den Rücken. Aber wahrlich, wenn er die Pantoffeln nicht an den Füßen gehabt hätte, er wäre nicht vom Fleck gekommen, ſo zog ihn die Laſt des Goldes nieder. Doch unbemerkt kam er auf ſein Zimmer und verwahrte dort ſein Gold unter den Polſtern ſeines Sophas.

Als der kleine Muck ſich im Beſitz ſo vielen Goldes ſah, glaubte er, das Blatt werde ſich jetzt wenden, und er werde ſich unter ſeinen Feinden am Hofe viele Gönner und warme Anhänger erwerben. Aber ſchon daran konnte man erkennen, daß der gute Muck keine gar zu ſorgfältige Erziehung genoſſen haben mußte, ſonſt hätte er ſich wohl nicht einbilden können, durch Gold wahre Freunde zu gewinnen. Ach, hätte er damals ſeine Pantoffeln geſchmiert und ſich mit ſeinem Mäntelein voll Gold aus dem Staube gemacht!

Das Gold, das der kleine Muck von jetzt an mit vollen Händen austheilte, erweckte den Neid der übrigen Hofbedienten. Der Küchenmeiſter Ahuli ſagte: „er iſt ein Falſchmünzer,“ der Sklavenaufſeher Achmet ſagte: „er hats dem König abgeſchwatzt;“ Archaz, der Schatzmeiſter, aber, ſein ärgſter Feind, der ſelbſt hie

und da einen Griff in des Königs Kasse thun mochte, sagte geradezu: „er hats gestohlen.“ Um nun ihrer Sache gewiß zu seyn, verabredeten sie sich, und der Obermundschenk Korchuz stellte sich eines Tages recht traurig und niedergeschlagen vor den Augen des Königs. Er machte seine traurigen Geberden so auffallend, daß ihn der König fragte, was ihm fehle. „Ach,“ antwortete er, „ich bin traurig, daß ich die Gnade meines Herrn verloren habe.“ „Was fabelst du, Freund Korchuz,“ entgegnete ihm der König, „seit wann hätte ich die Sonne meiner Gnade nicht über dich leuchten lassen?“ Der Obermundschenk antwortete ihm: „daß er ja den geheimen Oberläufer mit Gold belade, seinen armen treuen Dienern aber nichts gebe.“

Der König war sehr erstaunt über diese Nachricht, ließ sich die Goldaustheilungen des kleinen Muck erzählen, und die Verschworenen brachten ihm leicht den Verdacht bei, daß Muck auf irgend eine Art das Geld aus der Schatzkammer gestohlen habe. Sehr lieb war diese Wendung der Sache dem Schatzmeister, der ohnehin nicht gerne Rechnung ablegte. Der König gab daher den Befehl, heimlich auf alle Schritte des kleinen Muck Acht zu geben, um ihn wo möglich auf der That zu ertappen. Als nun in der Nacht, die auf seinen Unglückstag folgte, der kleine Muck, da er durch seine Freigebigkeit seine Kasse sehr erschöpft sah, den Spaten nahm und in den Schloßgarten schlich, um dort von seinem geheimen Schatze neuen Vorrath zu holen, folgten ihm von weitem die Wachen, von dem Küchenmeister Ahuli und Archaz, dem Schatzmeister, angeführt, und in dem Augenblicke, da er das Gold aus dem Topf in sein Mäntelein legen wollte, fielen sie über ihn her, banden ihn und führten ihn sogleich vor den König. Dieser, den ohnehin die Unterbrechung seines Schlafes mürrisch gemacht hatte, empfing seinen armen geheimen Oberleibläufer sehr ungnädig, und stellte sogleich das Verhör über ihn an. Man hatte den Topf vollends aus der Erde

gegraben, und mit dem Spaten und mit dem Mäntelein voll Gold vor die Füße des Königs geſetzt. Der Schatzmeiſter ſagte aus, daß er mit ſeinen Wachen den Muck überraſcht habe, wie er dieſen Topf mit Gold gerade in die Erde gegraben habe.

Der König fragte hierauf den Angeklagten, ob es wahr ſey, und woher er das Gold, das er vergraben, bekommen habe?

Der kleine Muck, im Gefühle ſeiner Unſchuld, ſagte aus, daß er dieſen Topf im Garten entdeckt habe, daß er ihn habe nicht ein-, ſondern ausgraben wollen.

Alle Anweſenden lachten laut über dieſe Entſchuldigung, der König aber aufs Höchſte erzürnt über die vermeintliche Frechheit des Kleinen, rief aus: „wie, Elender, du willſt deinen König ſo dumm und ſchändlich belügen, nachdem du ihn beſtohlen haſt? Schatzmeiſter Archaz, ich fordere dich auf, zu ſagen, ob du dieſe Summe Goldes für die nämliche erkennſt, die in meinem Schatze fehlt?"

Der Schatzmeiſter aber antwortete, er ſey ſeiner Sache ganz gewiß, ſo viel und noch mehr fehle ſeit einiger Zeit in dem königlichen Schatz, und er könnte einen Eid darauf ablegen, daß dies das Geſtohlene ſey.

Da befahl der König, den kleinen Muck in enge Ketten zu legen und in den Thurm zu führen, dem Schatzmeiſter aber übergab er das Gold, um es wieder in den Schatz zu tragen. Vergnügt über den glücklichen Ausgang der Sache zog dieſer ab und zählte zu Hauſe die blinkenden Goldſtücke; aber das hat dieſer ſchlechte Mann niemals angezeigt, daß unten in dem Topf ein Zettel lag, der ſagte: „Der Feind hat mein Land überſchwemmt, daher verberge ich hier einen Theil meiner Schätze; wer es auch finden mag, den treffe der Fluch ſeines Königs, wenn er es nicht ſogleich meinem Sohne ausliefert. —

König Sadi."

Der kleine Muck ſtellte in ſeinem Kerker traurige Betrachtungen an; er wußte, daß auf Diebſtahl an königlichen Sachen der Tod geſetzt war, und doch mochte er das Geheimniß mit dem Stäbchen dem Könige nicht verrathen, weil er mit Recht fürchtete, dieſes und ſeiner Pantoffeln beraubt zu werden. Seine Pantoffeln konnten ihm leider auch keine Hülfe bringen, denn da er in engen Ketten an die Mauer geſchloſſen war, konnte er, ſo ſehr er ſich quälte, ſich nicht auf dem Abſatz umdrehen. Als ihm aber am andern Tage ſein Tod angekündigt wurde, da gedachte er doch, es ſey beſſer, ohne das Zauberſtäbchen zu leben, als mit ihm zu ſterben, ließ den König um geheimes Gehör bitten und entdeckte ihm das Geheimniß. Der König maß von Anfang ſeinem Geſtändniß keinen Glauben bei, aber der kleine Muck verſprach eine Probe, wenn ihm der König zugeſtünde, daß er nicht getödtet werden ſolle. Der König gab ihm ſein Wort darauf und ließ, von Muck ungeſehen, einiges Gold in die Erde graben, und befahl dieſem, mit ſeinem Stäbchen zu ſuchen. In wenigen Augenblicken hatte er es gefunden, denn das Stäbchen ſchlug deutlich dreimal auf die Erde. Da merkte der König, daß ihn ſein Schatzmeiſter betrogen hatte, und ſandte ihm, wie es ja bei uns gebräuchlich iſt, eine ſeidene Schnur, damit er ſich ſelbſt erdroßle. Zum kleinen Muck aber ſprach er: „Ich habe dir zwar dein Leben verſprochen, aber es ſcheint mir, als ob du nicht nur allein dieſes Geheimniß mit dem Stäbchen beſitzeſt; darum bleibſt du in ewiger Gefangenſchaft, wenn du nicht geſtehſt, was für eine Bewandtniß es mit deinem Schnellaufen hat. Der kleine Muck, dem die einzige Nacht im Thurm alle Luſt zu längerer Gefangenſchaft benommen hatte, bekannte, daß ſeine ganze Kunſt in den Pantoffeln liege, doch lehrte er den König nicht das Geheimniß von dem dreimaligen Umdrehen auf dem Abſatze. Der König ſchlüpfte ſelbſt in die

Pantoffeln, um die Probe zu machen, und jagte wie unſinnig im Garten umher; oft wollte er anhalten, aber er wußte nicht, wie man die Pantoffeln zum Stehen brachte, und der kleine Muck, der dieſe kleine Rache ſich nicht verſagen konnte, ließ ihn laufen, bis er ohnmächtig niederfiel.

Als der König wieder zur Beſinnung zurückgekehrt war, war er ſchrecklich aufgebracht über den kleinen Muck, der ihn ſo ganz außer Athem hatte laufen laſſen. „Ich habe dir mein Wort gegeben, dir Freiheit und Leben zu ſchenken, aber innerhalb zwölf Stunden mußt du mein Land verlaſſen, ſonſt laſſe ich dich aufknüpfen.“ Die Pantoffeln und das Stäbchen aber ließ er in ſeine Schatzkammer legen.

So arm als je wanderte der kleine Muck zum Lande hinaus, ſeine Thorheit verwünſchend, die ihm vorgeſpiegelt hatte, er könne eine bedeutende Rolle am Hofe ſpielen. Das Land, aus dem er gejagt wurde, war zum Glück nicht groß, daher war er ſchon nach acht Stunden auf der Grenze, obgleich ihm das Gehen, da er an ſeine lieben Pantoffeln gewöhnt war, ſehr ſauer ankam.

Als er über die Grenze war, verließ er die gewöhnliche Straße, um die dichteſte Einöde der Wälder aufzuſuchen und dort nur ſich zu leben, denn er war allen Menſchen gram. In einem dichten Walde traf er auf einen Platz, der ihm zu dem Entſchluſſe, den er gefaßt hatte, ganz tauglich ſchien. Ein klarer Bach, von großen ſchattigen Feigenbäumen umgeben, ein weicher Raſen, luden ihn ein; hier warf er ſich nieder, mit dem Entſchluſſe, keine Speiſe mehr zu ſich zu nehmen, ſondern hier ſeinen Tod zu erwarten. Ueber traurige Todesbetrachtungen ſchlief er ein; als er aber wieder aufwachte und der Hunger ihn zu quälen anfing, bedachte er doch, daß der Hungertod eine gefährliche Sache ſey, und ſah ſich um, ob er nirgends etwas zu eſſen bekommen könnte.

Köſtliche reife Feigen hingen an dem Baume, unter welchem er geſchlafen hatte; er ſtieg hinauf, um ſich einige zu pflücken, ließ es ſich trefflich ſchmecken und ging dann hinunter an den Bach, um ſeinen Durſt zu löſchen. Aber wie groß war ſein Schrecken, als ihm das Waſſer ſeinen Kopf mit zwei gewaltigen Ohren und einer dicken langen Naſe geſchmückt zeigte. Beſtürzt griff er mit den Händen nach den Ohren, und wirklich, ſie waren über eine halbe Elle lang.

„Ich verdiene Eſelsohren," rief er aus, „denn ich habe mein Glück wie ein Eſel mit Füßen getreten." — Er wanderte unter den Bäumen umher, und als er wieder Hunger fühlte, mußte er noch einmal zu den Feigen ſeine Zuflucht nehmen, denn ſonſt fand er nichts Eßbares an den Bäumen. Als ihm über der zweiten Portion Feigen einfiel, ob wohl ſeine Ohren auch unter ſeinem großen Turban Platz hätten, damit er doch nicht gar zu lächerlich ausſehe, fühlte er, daß ſeine Ohren verſchwunden ſeyen. Er lief gleich an den Bach zurück, um ſich davon zu überzeugen, und wirklich, es war ſo, ſeine Ohren hatten ihre vorige Geſtalt, ſeine lange unförmige Naſe war nicht mehr. Jetzt merkte er aber, wie dies gekommen war; von dem erſten Feigenbaume hatte er die lange Naſe und Ohren bekommen, der zweite hatte ihn geheilt; freudig erkannte er, daß ſein gütiges Geſchick ihm noch einmal die Mittel in die Hand gebe, glücklich zu ſeyn. Er pflückte daher von jedem Baum, ſo viel er tragen konnte, und ging in das Land zurück, das er vor kurzem verlaſſen hatte. Dort machte er ſich in dem erſten Städtchen durch andere Kleider ganz unkenntlich und ging dann weiter auf die Stadt zu, die jener König bewohnte, und kam auch bald dort an.

Es war gerade zu einer Jahrszeit, wo reife Früchte noch ziemlich ſelten waren, der kleine Muck ſetzte ſich daher unter das Thor des Palaſtes, denn ihm war von früherer Zeit her wohl bekannt,

daß hier ſolche Seltenheiten von dem Küchenmeiſter für die königliche Tafel eingekauft wurden. Muck hatte noch nicht lange geſeſſen, als er den Küchenmeiſter über den Hof herüberſchreiten ſah. Er muſterte die Waaren der Verkäufer, die ſich am Thor des Palaſtes eingefunden hatten, endlich fiel ſein Blick auch auf Mucks Körbchen. „Ah, ein ſeltener Biſſen," ſagte er, „der Sr. Hoheit gewiß behagen wird; was willſt du für den ganzen Korb?" Der kleine Muck beſtimmte einen mäßigen Preis, und ſie waren bald des Handels einig. Der Küchenmeiſter übergab den Korb einem Sklaven und ging weiter; der kleine Muck aber machte ſich einſtweilen aus dem Staube, weil er befürchtete, wenn ſich das Unglück an den Köpfen des Hofes zeige, möchte man ihn als Verkäufer aufſuchen und beſtrafen.

Der König war über Tiſch ſehr heiter geſtimmt und ſagte ſeinem Küchenmeiſter einmal über das andere Lobſprüche wegen ſeiner guten Küche und der Sorgfalt, mit der er immer das ſeltenſte für ihn ausſuche; der Küchenmeiſter aber, welcher wohl wußte, welchen Leckerbiſſen er noch im Hintergrunde habe, ſchmunzelte gar freundlich und ließ nur einzelne Worte fallen, als: „es iſt erſt noch nicht aller Tage Abend," oder: „Ende gut, alles gut," ſo, daß die Prinzeſſinnen ſehr neugierig wurden, was er wohl noch bringen werde. Als er aber die ſchönen einladenden Feigen aufſetzen ließ, da entfloh ein allgemeines Ah! dem Munde der Anweſenden. „Wie reif, wie appetitlich!" rief der König; „Küchenmeiſter, du biſt ein ganzer Kerl und verdienſt unſere ganz beſondere Gnade." Alſo ſprechend, theilte der König, der mit ſolchen Leckerbiſſen ſehr ſparſam zu ſeyn pflegte, mit eigener Hand die Feigen an ſeiner Tafel aus. Jeder Prinz und jede Prinzeſſin bekam zwei, die Hofdamen und die Veziere und Aga's eine, die übrigen ſtellte er vor ſich hin und begann mit großem Behagen ſie zu verſchlingen.

„Aber lieber Gott, wie ſiehſt du ſo wunderlich aus, Vater,“ rief auf einmal die Prinzeſſin Amarza. Alle ſahen den König erſtaunt an, ungeheure Ohren hingen ihm am Kopf, eine lange Naſe zog ſich über ſein Kinn herunter; auch ſich ſelbſt betrachteten ſie unter einander mit Staunen und Schrecken, alle waren mehr oder minder mit dem ſonderbaren Kopfputze geſchmückt.

Man denke ſich den Schrecken des Hofes! Man ſchickte ſogleich nach allen Aerzten der Stadt, ſie kamen haufenweiſe, verordneten Pillen und Mixturen, aber die Ohren und die Naſen blieben. Man operirte einen der Prinzen, aber die Ohren wuchſen nach.

Muck hatte die ganze Geſchichte in ſeinem Verſteck, wohin er ſich zurückgezogen hatte, gehört und erkannte, daß es jetzt Zeit ſey, zu handeln. Er hatte ſich ſchon vorher von dem aus den Feigen gelösten Geld einen Anzug verſchafft, der ihn als Gelehrten darſtellen konnte; ein langer Bart aus Ziegenhaaren vollendete die Täuſchung. Mit einem Säckchen voll Feigen wanderte er in den Palaſt des Königs und bot als fremder Arzt ſeine Hülfe an. Man war von Anfang ſehr ungläubig, als aber der kleine Muck eine Feige einem der Prinzen zu eſſen gab und Ohren und Naſe dadurch in den alten Zuſtand zurückbrachte, da wollte alles von dem fremden Arzte geheilt ſeyn. Aber der König nahm ihn ſchweigend bei der Hand und führte ihn in ſein Gemach; dort ſchloß er eine Thüre auf, die in die Schatzkammer führte, und winkte Muck, ihm zu folgen. „Hier ſind meine Schätze,“ ſprach der König, „wähle dir, was es auch ſey, es ſoll dir gewährt werden, wenn du mich von dieſem ſchmachvollen Uebel befreiſt.“ Das war ſüße Muſik in des kleinen Mucks Ohren, er hatte gleich beim Eintritt ſeine Pantoffeln auf dem Boden ſtehen ſehen, gleich daneben lag auch ſein Stäbchen. Er ging nun umher in dem Saale, wie wenn er die Schätze des Königs bewundern wollte;

kaum aber war er an seine Pantoffeln gekommen, so schlüpfte er eilends hinein, ergriff sein Stäbchen, riß seinen falschen Bart herab und zeigte dem erstaunten König das wohlbekannte Gesicht seines verstoßenen Muck. „Treuloser König," sprach er, „der du treue Dienste mit Undank lohnst, nimm als wohlverdiente Strafe die Mißgestalt, die du trägst. Die Ohren laß ich dir zurück, damit sie dich täglich an den kleinen Muck erinnern." Als er so gesprochen hatte, drehte er sich schnell auf dem Absatze herum, wünschte sich weit hinweg, und ehe noch der König um Hülfe rufen konnte, war der kleine Muck entflohen. Seitdem lebt der kleine Muck hier in großem Wohlstande, aber einsam, denn er verachtet die Menschen. Er ist durch Erfahrung ein weiser Mann geworden, welcher, wenn auch sein Aeußeres etwas auffallendes haben mag, deine Verwunderung mehr als deinen Spott verdient. —

So erzählte mein Vater; ich bezeigte ihm meine Reue über mein rohes Betragen gegen den guten kleinen Mann, und mein Vater schenkte mir die andere Hälfte der Strafe, die er mir zugedacht hatte. Ich erzählte meinen Kameraden die wunderbaren Schicksale des Kleinen, und wir gewannen ihn so lieb, daß ihn keiner mehr schimpfte. Im Gegentheil, wir ehrten ihn, so lange er lebte, und haben uns vor ihm immer so tief als vor Kadi und Mufti gebückt.

Die Reisenden beschlossen einen Rasttag in dieser Karavanserei zu machen, um sich und die Thiere zur weiteren Reise zu stärken. Die gestrige Fröhlichkeit ging auch auf diesen Tag über, und sie ergötzten sich mit allerlei Spielen. Nach dem Essen aber riefen sie dem fünften Kaufmann, Ali Sizah, zu, auch seine Schuldigkeit gleich den übrigen zu thun, und eine Geschichte zu erzählen. Er antwortete, sein Leben sey zu arm an auffallenden Begebenheiten, als daß er ihnen etwas davon mittheilen möchte, daher wolle er

ihnen etwas anderes erzählen, nämlich: Das Märchen vom falſchen Prinzen.

Das Märchen vom falſchen Prinzen.

Es war einmal ein ehrſamer Schneidergeſelle, Namens Labakan, der bei einem geſchickten Meiſter in Aleſſandria ſein Handwerk lernte; man konnte nicht ſagen, daß Labakan ungeſchickt mit der Nadel war, im Gegentheil, er konnte recht ſeine Arbeit machen; auch that man ihm Unrecht, wenn man ihn geradezu faul ſchalt; aber ganz richtig war es doch nicht mit dem Geſellen, denn er konnte oft ſtundenlang in einem fort nähen, daß ihm die Nadel in der Hand glühend ward und der Faden rauchte, da ging es ihm dann von der Hand wie keinem andern; ein andermal aber, und dies geſchah leider öfterer, ſaß er in tiefen Gedanken, ſah mit ſtarren Augen vor ſich hin und hatte dabei in Geſicht und Weſen etwas ſo eigenes, daß ſein Meiſter und die übrigen Geſellen von dieſem Zuſtande nie anders ſprachen, als: „Labakan hat wieder ſein vornehmes Geſicht.“

Am Freitag aber, wenn andere Leute vom Gebet ruhig nach Haus an ihre Arbeit gingen, trat Labakan in einem ſchönen Kleide, das er ſich mit vieler Mühe zuſammengeſpart hatte, aus der Moſchee, ging langſam und ſtolzen Schrittes durch die Plätze und Straßen der Stadt, und wenn ihm einer ſeiner Kameraden ein „Friede ſey mit dir,“ oder „wie geht es, Freund Labakan?“ bot, ſo winkte er gnädig mit der Hand oder nickte, wenn es hoch kam, vornehm mit dem Kopfe. Wenn dann ſein Meiſter im Spaß zu ihm ſagte: „an dir iſt ein Prinz verloren gegangen, Labakan,“ ſo freute er ſich darüber und antwortete: „habt Ihr das auch bemerkt?“ oder: „ich habe es ſchon lange gedacht.“

So trieb es der ehrſame Schneidergeſelle Labakan ſchon eine

geraume Zeit, ſein Meiſter aber duldete ſeine Narrheit, weil er ſonſt ein guter Menſch und geſchickter Arbeiter war. Aber eines Tages ſchickte Selim, der Bruder des Sultans, der gerade durch Aleſſandria reiste, ein Feſtkleid zu dem Meiſter, um einiges daran verändern zu laſſen, und der Meiſter gab es Labakan, weil dieſer die feinſte Arbeit machte. Als Abends der Meiſter und die Geſellen ſich hinwegbegeben hatten, um nach des Tages Laſt ſich zu erholen, trieb eine unwiderſtehliche Sehnſucht Labakan wieder in die Werkſtätte zurück, wo das Kleid des kaiſerlichen Bruders hing. Er ſtand lange ſinnend davor, bald den Glanz der Stickerei, bald die ſchillernden Farben des Sammets und der Seide an dem Kleide bewundernd. Er konnte nicht anders, er mußte es anziehen, und ſiehe da, es paßte ihm ſo trefflich, wie wenn es für ihn wäre gemacht worden. „Bin ich nicht ſo gut ein Prinz als einer?“ fragte er ſich, indem er im Zimmer auf- und abſchritt. „Hat nicht der Meiſter ſelbſt ſchon geſagt, daß ich zum Prinzen geboren ſey?“ Mit den Kleidern ſchien der Geſelle eine ganz königliche Geſinnung angezogen zu haben; er konnte ſich nicht anders denken, als er ſey ein unbekannter Königsſohn, und als ſolcher beſchloß er, in die Welt zu reiſen und einen Ort zu verlaſſen, wo die Leute bisher ſo thöricht geweſen waren, unter der Hülle ſeines niedern Standes nicht ſeine angeborne Würde zu erkennen. Das prachtvolle Kleid ſchien ihm von einer gütigen Fee geſchickt, er hütete ſich daher wohl, ein ſo theures Geſchenk zu verſchmähen, ſteckte ſeine geringe Baarſchaft zu ſich und wanderte, begünſtigt von dem Dunkel der Nacht, aus Aleſſandria's Thoren.

Der neue Prinz erregte überall auf ſeiner Wanderſchaft Verwunderung, denn das prachtvolle Kleid und ſein ernſtes, majeſtätiſches Weſen wollte gar nicht paſſen für einen Fußgänger. Wenn man ihn darüber befragte, pflegte er mit geheimnißvoller Miene

zu antworten, daß das seine eigenen Ursachen habe. Als er aber merkte, daß er sich durch seine Fußwanderungen lächerlich mache, kaufte er um geringen Preis ein altes Roß, welches sehr für ihn paßte, da es ihn mit seiner gesetzten Ruhe und Sanftmuth nie in Verlegenheit brachte, sich als geschickten Reiter zeigen zu müssen, was gar nicht seine Sache war.

Eines Tages, als er Schritt vor Schritt auf seinem Murva, so hatte er sein Roß genannt, seine Straße zog, schloß sich ein Reiter an ihn an und bat ihn, in seiner Gesellschaft reiten zu dürfen, weil ihm der Weg viel kürzer werde im Gespräch mit einem andern. Der Reiter war ein fröhlicher, junger Mann, schön und angenehm im Umgange. Er hatte mit Labakan bald ein Gespräch angeknüpft über woher und wohin, und es traf sich, daß auch er, wie der Schneidergeselle, ohne Plan in die Welt hinauszog. Er sagte, er heiße Omar, sey der Neffe Elfi Beys, des unglücklichen Bassa's von Kairo, und reise nun umher, um einen Auftrag, den ihm sein Oheim auf dem Sterbebette ertheilt habe, auszurichten. Labakan ließ sich nicht so offenherzig über seine Verhältnisse aus, er gab ihm zu verstehen, daß er von hoher Abkunft sey und zu seinem Vergnügen reise.

Die beiden jungen Herren fanden Gefallen an einander und zogen fürder. Am zweiten Tage ihrer gemeinschaftlichen Reise fragte Labakan seinen Gefährten Omar nach den Aufträgen, die er zu besorgen habe, und erfuhr zu seinem Erstaunen folgendes: „Elfi Bey, der Bassa von Kairo, hatte den Omar seit seiner früheſten Kindheit erzogen, und dieſer hatte seine Aeltern nie gekannt. Als nun Elfi Bey von seinen Feinden überfallen worden war und nach drei unglücklichen Schlachten tödtlich verwundet, fliehen mußte, entdeckte er seinem Zöglinge, daß er nicht sein Neffe sey, sondern der Sohn eines mächtigen Herrſchers, welcher, aus Furcht vor den Prophezeihungen seiner Sterndeuter, den jungen Prinzen von seinem Hofe

entfernt habe, mit dem Schwur, ihn erſt an ſeinem zweiundzwanzigſten Geburtstage wieder ſehen zu wollen. Elfi Bey habe ihm den Namen ſeines Vaters nicht genannt, ſondern ihm aufs beſtimmteſte aufgetragen, am vierten Tage des kommenden Monats Ramadan, an welchem Tage er zweiundzwanzig Jahre alt werde, ſich an der berühmten Säule El Serujah, vier Tagreiſen öſtlich von Aleſſandria, einzufinden; dort ſolle er den Männern, die an der Säule ſtehen würden, einen Dolch, den er ihm gab, überreichen, mit den Worten: „hier bin ich, den ihr ſuchet;“ wenn ſie antworteten: „Gelobt ſey der Prophet, der dich erhielt,“ ſo ſolle er ihnen folgen, ſie würden ihn zu ſeinem Vater führen.

Der Schneidergeſelle Labakan war ſehr erſtaunt über dieſe Mittheilung, er betrachtete von jetzt an den Prinzen Omar mit neidiſchen Augen, erzürnt darüber, daß das Schickſal jenem, obgleich er ſchon für den Neffen eines mächtigen Baſſa galt, noch die Würde eines Fürſtenſohns verliehen, ihm aber, den es mit allem, was einem Prinzen noththut, ausgerüſtet, gleichſam zum Hohn eine dunkle Geburt und einen gewöhnlichen Lebensweg verliehen habe. Er ſtellte Vergleichungen zwiſchen ſich und dem Prinzen an. Er mußte ſich geſtehen, es ſey jener ein Mann von ſehr vortheilhafter Geſichtsbildung; ſchöne lebhafte Augen, eine kühngebogene Naſe, ein ſanftes, zuvorkommendes Benehmen, kurz alle Vorzüge des Aeußeren, die jemand empfehlen können, waren jenem eigen. Aber ſo viele Vorzüge er auch an ſeinem Begleiter fand, ſo geſtand er ſich doch, daß ein Labakan dem fürſtlichen Vater wohl noch willkommener ſeyn dürfte, als der wirkliche Prinz.

Dieſe Betrachtungen verfolgten Labakan den ganzen Tag, mit ihnen ſchlief er im nächſten Nachtlager ein; aber als er Morgens aufwachte und ſein Blick auf den neben ihm liegenden Omar fiel, der ſo ruhig ſchlafen und von ſeinem gewiſſen Glücke träumen

konnte, da erwachte in ihm der Gedanke, sich durch List oder Gewalt zu erstreben, was ihm das ungünstige Schicksal versagt habe; der Dolch, das Erkennungszeichen des heimkehrenden Prinzen, steckte in dem Gürtel des Schlafenden; leise zog er ihn hervor, um ihn in die Brust des Eigenthümers zu stoßen. Doch vor dem Gedanken des Mordes entsetzte sich die friedfertige Seele des Gesellen, er begnügte sich, den Dolch zu sich zu stecken, das schnellere Pferd des Prinzen für sich aufzäumen zu lassen, und ehe Omar aufwachte und sich aller seiner Hoffnungen beraubt sah, hatte sein treuloser Gefährte schon einen Vorsprung von mehreren Meilen.

Es war gerade der erste Tag des heiligen Monats Ramadan, an welchem Labakan den Raub an dem Prinzen beging; er hatte also noch vier Tage, um zu der Säule El Serujah, welche ihm wohl bekannt war, zu gelangen. Obgleich die Gegend, worin sich diese Säule befand, höchstens noch zwei Tagreisen entfernt seyn konnte, so beeilte er sich doch, hinzukommen, weil er immer fürchtete, von dem wahren Prinzen eingeholt zu werden.

Am Ende des zweiten Tages erblickte Labakan die Säule El Serujah. Sie stand auf einer kleinen Anhöhe in einer weiten Ebene und konnte auf zwei bis drei Stunden gesehen werden. Labakans Herz pochte lauter bei diesem Anblick; obgleich er die letzten zwei Tage hindurch Zeit genug gehabt, über die Rolle, die er zu spielen hatte, nachzudenken, so machte ihn doch das böse Gewissen etwas ängstlich, aber der Gedanke, daß er zum Prinzen geboren sey, stärkte ihn wieder, so daß er getrösteter seinem Ziele entgegen ging.

Die Gegend um die Säule El Serujah war unbewohnt und öde, und der neue Prinz wäre wegen seines Unterhalts etwas in Verlegenheit gekommen, wenn er sich nicht auf mehrere Tage versehen hätte. Er lagerte sich also neben seinem Pferd unter einige Palmen und erwartete dort sein ferneres Schicksal.

Gegen die Mitte des andern Tages sah er einen großen Zug von Pferden und Kameelen über die Ebene her auf die Säule El Serusah zukommen. Der Zug hielt am Fuße des Hügels, auf welchem die Säule stand, man schlug prachtvolle Zelte auf und das Ganze sah aus wie der Reisezug eines reichen Bassa oder Scheik. Labakan ahnete, daß die vielen Leute, welche er sah, sich seinetwegen hieher bemüht hatten, und hätte ihnen gerne schon heute ihren künftigen Gebieter gezeigt, aber er mäßigte seine Begierde, als Prinz aufzutreten, da ja doch der nächste Morgen seine kühnsten Wünsche vollkommen befriedigen mußte.

Die Morgensonne weckte den überglücklichen Schneider zu dem wichtigsten Augenblicke seines Lebens, welcher ihn aus einem niedrigen Loose an die Seite eines fürstlichen Vaters erheben sollte; zwar fiel ihm, als er sein Pferd aufzäumte, um zu der Säule hinzureiten, wohl auch das unrechtmäßige seines Schrittes ein, zwar führten ihm seine Gedanken den Schmerz des in seinen schönen Hoffnungen betrogenen Fürstensohnes vor, aber — der Würfel war geworfen, er konnte nicht mehr ungeschehen machen, was geschehen war, und seine Eigenliebe flüsterte ihm zu, daß er stattlich genug aussehe, um dem mächtigsten König sich als Sohn vorzustellen; ermuthigt durch diesen Gedanken, schwang er sich auf sein Roß, nahm alle seine Tapferkeit zusammen, um es in einen ordentlichen Galopp zu bringen, und in weniger als einer Viertelstunde war er am Fuße des Hügels angelangt. Er stieg ab von seinem Pferd und band es an eine Staude, deren mehrere an dem Hügel wuchsen; hierauf zog er den Dolch des Prinzen Omar hervor und stieg den Hügel hinan. Am Fuße der Säule standen sechs Männer um einen Greis von hohem, königlichem Ansehen; ein prachtvoller Kaftan von Goldstoff, mit einem weißen Cachemirshawl umgürtet,

der weiße, mit blitzenden Edelsteinen geschmückte Turban bezeichneten ihn als einen Mann von Reichthum und Würde.

Auf ihn ging Labakan zu, neigte sich tief vor ihm und sprach, indem er ihm den Dolch hinreichte: „hier bin ich, den ihr suchet.“

„Gelobt sey der Prophet, der dich erhielt,“ antwortete der Greis mit Freudenthränen; „umarme deinen alten Vater, mein geliebter Sohn Omar!“ Der gute Schneider war sehr gerührt durch diese feierlichen Worte und sank mit einem Gemisch von Freude und Scham in die Arme des alten Fürsten.

Aber nur einen Augenblick sollte er ungetrübt die Wonne seines neuen Standes genießen; als er sich aus den Armen des fürstlichen Greises aufrichtete, sah er einen Reiter über die Ebene her auf den Hügel zueilen. Der Reiter und sein Roß gewährten einen sonderbaren Anblick; das Roß schien aus Eigensinn oder Müdigkeit nicht vorwärts zu wollen; in einem stolpernden Gange, der weder Schritt noch Trab war, zog es daher, der Reiter aber trieb es mit Händen und Füßen zu schnellerem Laufe an. Nur zu bald erkannte Labakan sein Roß Murva und den ächten Prinzen Omar; aber der böse Geist der Lüge war einmal in ihn gefahren, und er beschloß, wie es auch kommen möge, mit eiserner Stirne seine angemaßten Rechte zu behaupten.

Schon aus der Ferne hatte man den Reiter winken gesehen, jetzt war er trotz dem schlechten Trab des Rosses Murva am Fuße des Hügels angekommen, warf sich vom Pferd und stürzte den Hügel hinan. „Haltet ein,“ rief er, „wer ihr auch seyn möget, haltet ein und lasset euch nicht von dem schändlichsten Betrüger täuschen; ich heiße Omar, und kein Sterblicher wage es, meinen Namen zu mißbrauchen.“

Auf den Gesichtern der Umstehenden malte sich tiefes Erstaunen

über dieſe Wendung der Dinge; beſonders ſchien der Greis ſehr betroffen, indem er bald den einen, bald den andern fragend anſah; Labakan aber ſprach mit mühſam errungener Ruhe: „Gnädigſter Herr und Vater, laßt Euch nicht irre machen durch dieſen Menſchen da; es iſt, ſo viel ich weiß, ein wahnſinniger Schneidergeſelle aus Aleſſandria, Labakan geheißen, der mehr unſer Mitleid als unſern Zorn verdient.“

Bis zur Raſerei aber brachten dieſe Worte den Prinzen; ſchäumend vor Wuth, wollte er auf Labakan eindringen, aber die Umſtehenden warfen ſich dazwiſchen und hielten ihn feſt, und der Fürſt ſprach: „wahrhaftig, mein lieber Sohn, der arme Menſch iſt verrückt; man binde ihn und ſetze ihn auf einen unſerer Dromedare; vielleicht, daß wir dem Unglücklichen Hülfe ſchaffen können.“

Die Wuth des Prinzen hatte ſich gelegt, weinend rief er dem Fürſten zu: „mein Herz ſagt mir, daß Ihr mein Vater ſeyd, bei dem Andenken meiner Mutter beſchwöre ich Euch, hört mich an!“

„Ei, Gott bewahre uns,“ antwortete dieſer, „er fängt ſchon wieder an irre zu reden; wie doch der Menſch auf ſo tolle Gedanken kommen kann!“ Damit ergriff er Labakans Arm und ließ ſich von ihm den Hügel hinuntergeleiten; ſie ſetzten ſich beide auf ſchöne mit reichen Decken behängte Pferde und ritten an der Spitze des Zuges über die Ebene hin. Dem unglücklichen Prinzen aber feſſelte man die Hände und band ihn auf einen Dromedar feſt, und zwei Reiter waren ihm immer zur Seite, die ein wachſames Auge auf jede ſeiner Bewegungen hatten.

Der fürſtliche Greis war Saaud, der Sultan der Wechabiten. Er hatte lange ohne Kinder gelebt, endlich wurde ihm ein Prinz geboren, nach dem er ſich ſo lange geſehnt hatte; aber die Sterndeuter, welche er um das Schickſal des Knaben befragte, thaten den Ausſpruch: „daß er bis ins zweiundzwanzigſte Jahr in Gefahr

ſtehe, von einem Feinde verdrängt zu werden;" deßwegen, um recht ſicher zu gehen, hatte der Sultan den Prinzen ſeinem alten erprobten Freunde Elfi Bei zum Erziehen gegeben und zweiundzwanzig ſchmerzliche Jahre auf ſeinen Anblick geharrt.

Dieſes hatte der Sultan ſeinem vermeintlichen Sohne erzählt, und ſich ihm außerordentlich zufrieden mit ſeiner Geſtalt und ſeinem würdevollen Benehmen gezeigt.

Als ſie in das Land des Sultans kamen, wurden ſie überall von den Einwohnern mit Freudengeſchrei empfangen, denn das Gerücht von der Ankunft des Prinzen hatte ſich wie ein Lauffeuer durch alle Städte und Dörfer verbreitet. Auf den Straßen, durch welche ſie zogen, waren Bogen von Blumen und Zweigen errichtet, glänzende Teppiche von allen Farben ſchmückten die Häuſer, und das Volk pries laut Gott und ſeinen Propheten, der ihnen einen ſo ſchönen Prinzen geſandt habe. Alles dies erfüllte das ſtolze Herz des Schneiders mit Wonne; deſto unglücklicher mußte ſich aber der ächte Omar fühlen, der noch immer gefeſſelt, in ſtiller Verzweiflung, dem Zuge folgte. Niemand kümmerte ſich um ihn bei dem allgemeinen Jubel, der doch ihm galt; den Namen Omar riefen tauſend und wieder tauſend Stimmen, aber ihn, der dieſen Namen mit Recht trug, ihn beachtete keiner; höchſtens fragte einer oder der andere, wen man denn ſo feſt gebunden mit fortführe, und ſchrecklich tönte in das Ohr des Prinzen die Antwort ſeiner Begleiter, es ſey ein wahnſinniger Schneider.

Der Zug war endlich in die Hauptſtadt des Sultans gekommen, wo alles noch glänzender zu ihrem Empfange bereitet war, als in den übrigen Städten. Die Sultanin, eine ältliche, ehrwürdige Frau, erwartete ſie mit ihrem ganzen Hofſtaat in dem prachtvollſten Saale des Schloſſes. Der Boden dieſes Saales war mit einem ungeheuern Teppich bedeckt, die Wände waren mit hellblauem

Tuch geschmückt, das in goldenen Quasten und Schnüren in großen silbernen Haken hing.

Es war schon dunkel, als der Zug anlangte, daher waren im Saale viele kugelrunde farbige Lampen angezündet, welche die Nacht zum Tag erhellten. Am klarsten und vielfarbigsten strahlten sie aber im Hintergrunde des Saales, wo die Sultanin auf einem Throne saß. Der Thron stand auf vier Stufen und war von lauterem Golde und mit großen Ametisten ausgelegt. Die vier vornehmsten Emire hielten einen Baldachin von rother Seide über dem Haupte der Sultanin, und der Scheik von Medina fächelte ihr mit einem Büschel von Pfaufedern Kühlung zu.

So erwartete die Sultanin ihren Gemahl und ihren Sohn; auch sie hatte ihn seit seiner Geburt nicht mehr gesehen, aber bedeutsame Träume hatten ihr den Ersehnten gezeigt, daß sie ihn aus tausenden erkennen wollte. Jetzt hörte man das Geräusch des nahenden Zuges, Trompeten und Trommeln mischten sich in das Zujauchzen der Menge, der Hufschlag der Rosse tönte im Hofe des Palastes, näher und näher rauschten die Tritte der Kommenden, die Thüren des Saales flogen auf, und durch die Reihen der niederfallenden Diener eilte der Sultan, an der Hand seines Sohnes, vor den Thron der Mutter.

„Hier," sprach er, „bringe ich dir den, nach welchem du dich so lange gesehnt."

Die Sultanin aber fiel ihm in die Rede; „das ist mein Sohn nicht!" rief sie aus, „das sind nicht die Züge, die mir der Prophet im Traume gezeigt hat!"

Gerade, als ihr der Sultan ihren Aberglauben verweisen wollte, sprang die Thüre des Saales auf, Prinz Omar stürzte herein, verfolgt von seinen Wächtern, denen er sich mit Anstrengung aller seiner Kraft entrissen hatte; er warf sich athemlos vor

dem Throne nieder: „hier will ich ſterben, laß mich tödten, grauſamer Vater; denn dieſe Schmach dulde ich nicht länger!“ Alles war beſtürzt über dieſe Reden, man drängte ſich um den Unglücklichen her, und ſchon wollten ihn die herbeieilenden Wachen ergreifen und ihm wieder ſeine Bande anlegen, als die Sultanin, die in ſprachloſem Erſtaunen dieſes alles mit angeſehen hatte, von dem Throne aufſprang; „haltet ein!“ rief ſie, „dieſer und kein anderer iſt der Rechte, dieſer iſts, den meine Augen nie geſehen und den mein Herz doch gekannt hat!“

Die Wächter hatten unwillkürlich von Omar abgelaſſen, aber der Sultan, entflammt von wüthendem Zorn, rief ihnen zu, den Wahnſinnigen zu binden. „Ich habe hier zu entſcheiden,“ ſprach er mit gebietender Stimme, „und hier richtet man nicht nach den Träumen der Weiber, ſondern nach gewiſſen untrüglichen Zeichen; dieſer hier (indem er auf Labakan zeigte) iſt mein Sohn, denn er hat mir das Wahrzeichen meines Freundes Elſi, den Dolch, gebracht.“

„Geſtohlen hat er ihn,“ ſchrie Omar, „mein argloſes Vertrauen hat er zum Verrath mißbraucht!“ Der Sultan aber hörte nicht auf die Stimme ſeines Sohnes, denn er war in allen Dingen gewohnt, eigenſinnig nur ſeinem Urtheile zu folgen; daher ließ er den unglücklichen Omar mit Gewalt aus dem Saale ſchleppen; er ſelbſt aber begab ſich mit Labakan in ſein Gemach, voll Wuth über die Sultanin, ſeine Gemahlin, mit der er doch ſeit fünfundzwanzig Jahren im Frieden gelebt hatte.

Die Sultanin aber war voll Kummer über dieſe Begebenheiten; ſie war vollkommen überzeugt, daß ein Betrüger ſich des Herzens des Sultans bemächtigt hatte, denn jenen Unglücklichen hatten ihr ſo viele bedeutſame Träume als ihren Sohn gezeigt.

Als ſich ihr Schmerz ein wenig gelegt hatte, ſann ſie auf Mittel, um ihren Gemahl von ſeinem Unrechte zu überzeugen. Es war dies

allerdings schwierig, denn jener, der sich für ihren Sohn ausgab, hatte das Erkennungszeichen, den Dolch, überreicht, und hatte auch, wie sie erfuhr, so viel von Omars früherem Leben von diesem selbst sich erzählen lassen, daß er seine Rolle, ohne sich zu verrathen, spielte.

Sie berief die Männer zu sich, die den Sultan zu der Säule El Serujah begleitet hatten, um sich alles genau erzählen zu lassen, und hielt dann mit ihren vertrautesten Sklavinnen Rath. Sie wählten und verwarfen dies und jenes Mittel; endlich sprach Melechsalah, eine alte, kluge Tscherkessin: „Wenn ich recht gehört habe, verehrte Gebieterin, so nannte der Ueberbringer des Dolches den, welchen du für deinen Sohn hältst, Labakan, einen verwirrten Schneider." „Ja, so ist es," antwortete die Sultanin, „aber was willst du damit?"

„Was meint Ihr," fuhr jene fort, „wenn dieser Betrüger Eurem Sohne seinen eigenen Namen aufgeheftet hätte? — und wenn dies ist, so gibt es ein herrliches Mittel, den Betrüger zu fangen, das ich Euch ganz insgeheim sagen will." Die Sultanin bot ihrer Sklavin das Ohr, und diese flüsterte ihr einen Rath zu, der ihr zu behagen schien, denn sie schickte sich an, sogleich zum Sultan zu gehen.

Die Sultanin war eine kluge Frau, welche wohl die schwachen Seiten des Sultans kannte und sie zu benützen verstand. Sie schien daher ihm nachgeben und den Sohn anerkennen zu wollen, und bat sich nur eine Bedingung aus; der Sultan, dem sein Aufbrausen gegen seine Frau leid that, gestand die Bedingung zu, und sie sprach: „Ich möchte gerne den beiden eine Probe ihrer Geschicklichkeit auferlegen; eine andere würde sie vielleicht reiten, fechten oder Speere werfen lassen, aber das sind Sachen, die ein jeder kann; nein, ich will ihnen etwas geben, wozu Scharfsinn gehört. Es soll nämlich jeder von ihnen einen Kaftan und ein paar Beinkleider verfertigen, und da wollen wir einmal sehen, wer die schönsten macht."

Der Sultan lachte und sprach: „Ei, da hast du ja etwas recht kluges ausgesonnen. Mein Sohn sollte mit deinem wahnsinnigen Schneider wetteifern, wer den besten Kaftan macht? Nein, das ist nichts.“

Die Sultanin aber berief sich darauf, daß er ihr die Bedingung zum voraus zugesagt habe, und der Sultan, welcher ein Mann von Wort war, gab endlich nach, obgleich er schwur, wenn der wahnsinnige Schneider seinen Kaftan auch noch so schön mache, könne er ihn doch nicht für seinen Sohn erkennen.

Der Sultan ging selbst zu seinem Sohn und bat ihn, sich in die Grillen seiner Mutter zu schicken, die nun einmal durchaus einen Kaftan von seiner Hand zu sehen wünsche. Dem guten Labakan lachte das Herz vor Freude; wenn es nur an dem fehlt, dachte er bei sich, da soll die Frau Sultanin bald Freude an mir erleben.

Man hatte zwei Zimmer eingerichtet, eines für den Prinzen, das andere für den Schneider, dort sollten sie ihre Kunst erproben, und man hatte jedem nur ein hinlängliches Stück Seidenzeug, Scheere, Nadel und Faden gegeben.

Der Sultan war sehr begierig, was für ein Ding von Kaftan wohl sein Sohn zu Tage fördern werde, aber auch der Sultanin pochte unruhig das Herz, ob ihre List wohl gelingen werde, oder nicht. Man hatte den beiden zwei Tage zu ihrem Geschäft ausgesetzt; am dritten Tage ließ der Sultan seine Gemahlin rufen, und als sie erschienen war, schickte er in jene zwei Zimmer, um die beiden Kaftane und ihre Verfertiger holen zu lassen. Triumphirend trat Labakan ein und breitete seinen Kaftan vor den erstaunten Blicken des Sultans aus. „Sieh her, Vater,“ sprach er, „sieh her, verehrte Mutter, ob dies nicht ein Meisterstück von einem Kaftan ist? da laß ich es mit dem geschicktesten Hofschneider auf eine Wette ankommen, ob er einen solchen herausbringt.“

Die Sultanin lächelte und wandte sich zu Omar: „Und was

haſt du herausgebracht, mein Sohn?" Unwillig warf dieſer den Seidenſtoff und die Scheere auf den Boden. „Man hat mich gelehrt, ein Roß zu bändigen und einen Säbel zu ſchwingen, und meine Lanze trifft auf ſechzig Gänge ihr Ziel — aber die Künſte der Nadel ſind mir fremd, ſie wären auch unwürdig für einen Zögling Elfi Bey's, des Beherrſchers von Kairo."

„O du ächter Sohn meines Herrn," rief die Sultanin, „ach, daß ich dich umarmen, dich Sohn nennen dürfte! Verzeihet, mein Gemahl und Gebieter," ſprach ſie dann, indem ſie ſich zum Sultan wandte, „daß ich dieſe Liſt gegen Euch gebraucht habe; ſehet Ihr jetzt noch nicht ein, wer Prinz und wer Schneider iſt? fürwahr, der Kaftan iſt köſtlich, den Euer Herr Sohn gemacht hat, und ich möchte ihn gerne fragen, bei welchem Meiſter er gelernt habe?"

Der Sultan ſaß in tiefen Gedanken, mißtrauiſch, bald ſeine Frau, bald Labakan anſchauend, der umſonſt ſein Erröthen und ſeine Beſtürzung, daß er ſich ſo dumm verrathen habe, zu bekämpfen ſuchte. „Auch dieſer Beweis genügt nicht," ſprach der Sultan, „aber ich weiß, Allah ſey es gedankt, ein Mittel, zu erfahren, ob ich betrogen bin, oder nicht."

Er befahl, ſein ſchnellſtes Pferd vorzuführen, ſchwang ſich auf und ritt in einen Wald, der nicht weit von der Stadt begann. Dort wohnte, nach einer alten Sage, eine gütige Fee, Adolzaide geheißen, welche oft ſchon den Königen ſeines Stammes in der Stunde der Noth mit ihrem Rathe beigeſtanden war; dorthin eilte der Sultan.

In der Mitte des Waldes war ein freier Platz, von hohen Zedern umgeben. Dort wohnte nach der Sage die Fee, und ſelten betrat ein Sterblicher dieſen Platz, denn eine gewiſſe Scheu davor hatte ſich aus alten Zeiten vom Vater auf den Sohn vererbt.

Als der Sultan dort angekommen war, ſtieg er ab, band ſein Pferd an einen Baum, ſtellte ſich in die Mitte des Platzes

und ſprach mit lauter Stimme: „Wenn es wahr iſt, daß du meinen Vätern gütigen Rath ertheilteſt in der Stunde der Noth, ſo verſchmähe nicht die Bitte ihres Enkels und rathe mir, wo menſchlicher Verſtand zu kurzſichtig iſt.“

Er hatte kaum die letzten Worte geſprochen, als ſich eine der Zedern öffnete und eine verſchleierte Frau in langen weißen Gewändern hervortrat. „Ich weiß, warum du zu mir kommſt, Sultan Saaud, dein Wille iſt redlich, darum ſoll dir auch meine Hülfe werden. Nimm dieſe zwei Käſtchen. Laß jene beiden, welche deine Söhne ſeyn wollen, wählen; ich weiß, daß der, welcher der ächte iſt, das rechte nicht verfehlen wird.“ So ſprach die Verſchleierte und reichte ihm zwei kleine Käſtchen von Elfenbein, reich mit Gold und Perlen verziert; auf dem Deckel, welchen der Sultan vergebens zu öffnen verſuchte, ſtanden Inſchriften von eingeſetzten Diamanten.

Der Sultan beſann ſich, als er nach Hauſe ritt, hin und her, was wohl in den Käſtchen ſeyn könnte, welche er mit aller Mühe nicht zu eröffnen vermochte; auch die Aufſchrift gab ihm kein Licht in der Sache, denn auf dem einen ſtand: „Ehre und Ruhm,“ auf dem andern: „Glück und Reichthum.“ Der Sultan dachte bei ſich, da würde auch ihm die Wahl ſchwer werden unter dieſen beiden Dingen, die gleich anziehend, gleich lockend ſeyen.

Als er in ſeinen Palaſt zurückgekommen war, ließ er die Sultanin rufen und ſagte ihr den Ausſpruch der Fee, und eine wunderbare Hoffnung erfüllte ſie, daß jener, zu dem ihr Herz ſie hinzog, das Käſtchen wählen würde, welches ſeine königliche Abkunft beweiſen ſollte.

Vor dem Throne des Sultans wurden zwei Tiſche aufgeſtellt; auf ſie ſetzte der Sultan mit eigener Hand die beiden Käſtchen, beſtieg dann den Thron und winkte einem ſeiner Sklaven, die Pforte des Saales zu öffnen. Eine glänzende Verſammlung von Baſſas und Emirs des Reiches, die der Sultan berufen hatte,

ſtrömte durch die geöffnete Pforte. Sie ſetzten ſich auf prachtvolle Polſter, welche die Wände entlang aufgeſtellt waren.

Als ſie ſich alle niedergelaſſen hatten, winkte der König zum zweitenmal, und Labakan wurde hereingeführt; mit ſtolzem Schritte ging er durch den Saal, warf ſich vor dem Throne nieder und ſprach: „was befiehlt mein Herr und Vater?“

Der Sultan erhob ſich auf ſeinem Thron und ſprach: „Mein Sohn, es ſind Zweifel an der Aechtheit deiner Anſprüche auf dieſen Namen erhoben worden; eines jener Käſtchen enthält die Beſtätigung deiner ächten Geburt; wähle, ich zweifle nicht, du wirſt das rechte wählen!“

Labakan erhob ſich und trat vor die Käſtchen; er erwog lange, was er wählen ſollte, endlich ſprach er: „Verehrter Vater! was kann es höheres geben als das Glück, dein Sohn zu ſeyn, was edleres als den Reichthum deiner Gnade? Ich wähle das Käſtchen, das die Aufſchrift: Glück und Reichthum, zeigt.“

„Wir werden nachher erfahren, ob du recht gewählt haſt; einſtweilen ſetze dich dort auf das Polſter zum Baſſa von Medina,“ ſagte der Sultan und winkte ſeinen Sklaven.

Omar wurde hereingeführt; ſein Blick war düſter, ſeine Miene traurig, und ſein Anblick erregte allgemeine Theilnahme unter den Anweſenden. Er warf ſich vor dem Throne nieder und fragte nach dem Willen des Sultans.

Der Sultan deutete ihm an, daß er eines der Käſtchen zu wählen habe; er ſtand auf und trat vor den Tiſch.

Er las aufmerkſam beide Inſchriften und ſprach: „Die letzten Tage haben mich gelehrt, wie unſicher das Glück, wie vergänglich der Reichthum iſt, ſie haben mich aber auch gelehrt, daß ein unzerſtörbares Gut in der Bruſt des Tapfern wohnt, die Ehre, und daß der leuchtende Stern des Ruhmes nicht mit dem Glück

zugleich vergeht. Und ſollte ich einer Krone entſagen, der Würfel liegt, Ehre und Ruhm, ich wähle euch!"

Er ſetzte ſeine Hand auf das Käſtchen, das er erwählt hatte, aber der Sultan befahl ihm einzuhalten; er winkte Labakan, gleichfalls vor ſeinen Tiſch zu treten, und auch dieſer legte ſeine Hand auf ſein Käſtchen.

Der Sultan aber ließ ſich ein Becken mit Waſſer von dem heiligen Brunnen Zemzen in Mecca bringen, wuſch ſeine Hände zum Gebet, wandte ſein Geſicht nach Oſten, warf ſich nieder und betete: „Gott meiner Väter! der du ſeit Jahrhunderten unſern Stamm rein und unverfälſcht bewahrteſt, gib nicht zu, daß ein Unwürdiger den Namen der Abaſſiden ſchände, ſey mit deinem Schutze meinem ächten Sohne nahe in dieſer Stunde der Prüfung."

Der Sultan erhob ſich und beſtieg ſeinen Thron wieder; allgemeine Erwartung feſſelte die Anweſenden, man wagte kaum zu athmen, man hätte ein Mäuschen über den Saal gehen hören, ſo ſtill und geſpannt waren alle, die Hinterſten machten lange Hälſe, um über die Vordern nach den Käſtchen ſehen zu können.

Jetzt ſprach der Sultan: „öffnet die Käſtchen," und dieſe, die vorher keine Gewalt zu öffnen vermochte, ſprangen von ſelbſt auf.

In dem Käſtchen, das Omar gewählt hatte, lag auf einem ſammtenen Kiſſen eine kleine goldne Krone und ein Scepter, in Labakans Käſtchen — eine große Nadel und ein wenig Zwirn. Der Sultan befahl den beiden ihre Käſtchen vor ihn zu bringen. Er nahm das Krönchen von dem Kiſſen in ſeine Hand, und wunderbar war es anzuſehen; wie er es nahm, wurde es größer und größer, bis es die Größe einer rechten Krone erreicht hatte. Er ſetzte die Krone ſeinem Sohn Omar, der vor ihm kniete, auf das Haupt, küßte ihn auf die Stirn und hieß ihn zu ſeiner Rechten ſich niederſetzen. Zu Labakan aber wandte er ſich und ſprach: „Es

iſt ein altes Sprüchwort, der Schuſter bleibe bei ſeinem Leiſten; es ſcheint, als ſollteſt du bei der Nadel bleiben. Zwar haſt du meine Gnade nicht verdient, aber es hat jemand für dich gebeten, dem ich heute nichts abſchlagen kann; drum ſchenke ich dir dein armſeliges Leben, aber wenn ich dir guten Rath geben ſoll, ſo beeile dich, daß du aus meinem Lande kommſt."

Beſchämt, vernichtet, wie er war, vermochte der arme Schneidergeſelle nichts zu erwidern; er warf ſich vor dem Prinzen nieder und Thränen drangen ihm aus den Augen; „könnt Ihr mir vergeben, Prinz?" ſagte er.

„Treue gegen den Freund, Großmuth gegen den Feind iſt des Abaſſiden Stolz," antwortete der Prinz, indem er ihn aufhob, „gehe hin im Frieden." „O du mein ächter Sohn!" rief gerührt der alte Sultan, und ſank an die Bruſt des Prinzen; die Emirs und Baſſas und alle Großen des Reiches ſtanden auf von ihren Sitzen und riefen Heil dem neuen Königsſohne, und unter dem allgemeinen Jubel ſchlich ſich Labakan, ſein Käſtchen unter dem Arm, aus dem Saale.

Er ging hinunter in die Ställe des Sultans, zäumte ſein Roß Murva auf und ritt zum Thore hinaus, nach Aleſſandria. Sein ganzes Prinzenleben kam ihm wie ein Traum vor, und nur das prachtvolle Käſtchen, reich mit Perlen und Diamanten geſchmückt, erinnerte ihn, daß er doch nicht geträumt habe.

Als er endlich wieder nach Aleſſandria kam, ritt er vor das Haus ſeines alten Meiſters, ſtieg ab, band ſein Rößlein an die Thüre und trat in die Werkſtatt. Der Meiſter, der ihn nicht gleich kannte, machte ein großes Weſen und fragte, was ihm zu Dienſt ſtehe; als er aber den Gaſt näher anſah und ſeinen alten Labakan erkannte, rief er ſeine Geſellen und Lehrlinge herbei, und alle ſtürzten ſich wie wüthend auf den armen Labakan, der keines

ſolchen Empfangs gewärtig war, ſtießen und ſchlugen ihn mit Bügeleiſen und Ellenmaß, ſtachen ihn mit Nadeln und zwickten ihn mit ſcharfen Scheeren, bis er erſchöpft auf einen Haufen alter Kleider niederſank.

Als er nun ſo dalag, hielt ihm der Meiſter eine Strafrede über das geſtohlene Kleid; vergebens verſicherte Labakan, daß er nur deßwegen wieder gekommen ſey, um ihm alles zu erſetzen, vergebens bot er ihm den dreifachen Schadenerſatz, der Meiſter und ſeine Geſellen fielen wieder über ihn her, ſchlugen ihn weidlich und warfen ihn zur Thüre hinaus; zerſchlagen und zerſetzt ſtieg er auf das Roß Murva und ritt in eine Karavanſerei. Dort legte er ſein müdes ſchmerzendes Haupt nieder und ſtellte Betrachtungen an über die Leiden der Erde, über das ſo oft verkannte Verdienſt und über die Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller Güter. Er ſchlief mit dem Entſchluß ein, aller Größe zu entſagen und ein ehrſamer Bürger zu werden.

Und den andern Tag gereute ihn ſein Entſchluß nicht, denn die ſchweren Hände des Meiſters und ſeiner Geſellen ſchienen alle Hoheit aus ihm herausgeprügelt zu haben.

Er verkaufte um einen hohen Preis ſein Käſtchen an einen Juwelenhändler, kaufte ſich ein Haus und richtete eine Werkſtatt zu ſeinem Gewerbe ein. Als er alles gut in Ordnung und auch einen Schild mit der Aufſchrift „Labakan, Kleidermacher“ vor ſein Fenſter gehängt hatte, ſetzte er ſich und begann mit jener Nadel und dem Zwirn, die er in dem Käſtchen gefunden, den Rock zu flicken, welchen ihm ſein Meiſter ſo grauſam zerſetzt hatte. Er wurde von ſeinem Geſchäft abgerufen, und als er wieder an die Arbeit wollte, welch ſonderbarer Anblick bot ſich ihm dar. Die Nadel nähte emſig fort, ohne von Jemand geführt zu werden, ſie machte feine, zierliche Stiche, wie ſie ſelbſt Labakan in ſeinen kunſtreichſten Augenblicken nicht gemacht hatte!

Wahrlich, auch das geringſte Geſchenk einer gütigen Fee iſt nützlich und von großem Werthe! Noch einen andern Werth hatte aber dies Geſchenk, nämlich: das Stückchen Zwirn ging nie aus, die Nadel mochte ſo fleißig ſeyn, als ſie wollte.

Labakan bekam viele Kunden und war bald der berühmteſte Schneider weit und breit; er ſchnitt die Gewänder zu und machte den erſten Stich mit der Nadel daran, und flugs arbeitete dieſe weiter, ohne Unterlaß, bis das Gewand fertig war. Meiſter Labakan hatte bald die ganze Stadt zu Kunden, denn er arbeitete ſchön und außerordentlich billig, und nur über eines ſchüttelten die Leute von Aleſſandria den Kopf, nämlich: daß er ganz ohne Geſellen und bei verſchloſſenen Thüren arbeite.

So war der Spruch des Käſtchens, Glück und Reichthum verheißend, in Erfüllung gegangen; Glück und Reichthum begleiteten, wenn auch in beſcheidenem Maße, die Schritte des Schneiders, und wenn er von dem Ruhme des jungen Sultans Omar, der in Aller Munde lebte, hörte, wenn er erfuhr, daß dieſer Tapfere der Stolz und die Liebe ſeines Volkes und der Schrecken ſeiner Feinde ſey, da dachte der ehemalige Prinz bei ſich: „es iſt doch beſſer, daß ich ein Schneider geblieben bin, denn um die Ehre und den Ruhm iſt es eine gar gefährliche Sache.“ So lebte Labakan, zufrieden mit ſich, geachtet von ſeinen Mitbürgern, und wenn die Nadel indeß nicht ihre Kraft verloren, ſo näht ſie noch jetzt mit dem ewigen Zwirn der gütigen Fee Adolzaide.

Mit Sonnenaufgang erhob ſich die Karavane und gelangte bald nach Birket el Had, oder dem Pilgrimsbrunnen, von wo es nur noch drei Stunden Weges nach Kairo war. Man hatte um dieſe Zeit die Karavane erwartet, und bald hatten die Kaufleute die Freude, ihre Freunde aus Kairo ihnen entgegenkommen zu ſehen. Sie zogen

in die Stadt durch das Thor Bebel Falch; denn es wird für eine glückliche Vorbedeutung gehalten, wenn man von Mecca kommt, durch dieſes Thor einzuziehen, weil der Prophet hindurchgezogen iſt.

Auf dem Markte verabſchiedeten ſich die vier türkiſchen Kaufleute von dem Fremden und dem griechiſchen Kaufmann Zaleukos und gingen mit ihren Freunden nach Haus. Zaleukos aber zeigte dem Fremden eine gute Karavanſerei und lud ihn ein, mit ihm das Mittagsmahl zu nehmen. Der Fremde ſagte zu und verſprach, wenn er nur vorher ſich umgekleidet habe, zu erſcheinen.

Der Grieche hatte alle Anſtalten getroffen, den Fremden, welchen er auf der Reiſe liebgewonnen hatte, gut zu bewirthen, und als die Speiſen und Getränke in gehöriger Ordnung aufgeſtellt waren, ſetzte er ſich, ſeinen Gaſt zu erwarten.

Langſamen und ſchweren Schrittes hörte er ihn den Gang, der zu ſeinem Gemache führte, heraufkommen. Er erhob ſich, um ihm freundlich entgegenzugehen und ihn an der Schwelle zu bewillkommen, aber voll Entſetzen fuhr er zurück, als er die Thüre öffnete, denn jener ſchreckliche Rothmantel trat ihm entgegen; er warf noch einen Blick auf ihn, es war keine Täuſchung; dieſelbe hohe gebietende Geſtalt, die Larve, aus welcher ihn die dunkeln Augen anblitzten, der rothe Mantel mit der goldenen Stickerei war ihm nur allzu wohl bekannt aus den ſchrecklichſten Stunden ſeines Lebens.

Widerſtreitende Gefühle wogten in Zaleukos Bruſt; er hatte ſich mit dieſem Bilde ſeiner Erinnerung längſt ausgeſöhnt und ihm vergeben, und doch riß ſein Anblick alle ſeine Wunden wieder auf; alle jene qualvollen Stunden der Todesangſt, jener Gram, der die Blüthe ſeines Lebens vergiftete, zogen im Flug eines Augenblicks an ſeiner Seele vorüber.

„Was willſt du, Schrecklicher?“ rief der Grieche aus, als

die Erſcheinung noch immer regungslos auf der Schwelle ſtand, „weiche ſchnell von hinnen, daß ich dir nicht fluche!“

„Zaleukos,“ ſprach eine bekannte Stimme unter der Larve hervor, „Zaleukos, ſo empfängſt du deinen Gaſtfreund?“ Der Sprechende nahm die Larve ab, ſchlug den Mantel zurück; es war Selim Baruch, der Fremde.

Aber Zaleukos ſchien noch nicht beruhigt; ihm graute vor dem Fremden, denn nur zu deutlich hatte er in ihm den Unbekannten von Pontevecchio erkannt; aber die alte Gewohnheit der Gaſtfreundſchaft ſiegte, er winkte ſchweigend dem Fremden, ſich zu ihm zum Mahle niederzulaſſen.

„Ich errathe deine Gedanken,“ nahm dieſer das Wort, als ſie ſich geſetzt hatten, „deine Augen ſehen fragend auf mich; — ich hätte ſchweigen und mich deinen Blicken nie mehr zeigen können, aber ich bin dir Rechenſchaft ſchuldig, und darum wagte ich es auch auf die Gefahr hin, daß du mir fluchteſt, vor dir in meiner alten Geſtalt zu erſcheinen. Du ſagteſt einſt zu mir: Der Glaube meiner Väter befiehlt mir, ihn zu lieben, auch iſt er wohl unglücklicher als ich; glaube dieſes, mein Freund, und höre meine Rechtfertigung.“

„Ich muß weit ausholen, um mich dir ganz verſtändlich zu machen. Ich bin in Alexandrien von chriſtlichen Aeltern geboren. Mein Vater, der jüngere Sohn eines alten berühmten franzöſiſchen Hauſes, war Konſul ſeines Landes in Alexandrien. Ich wurde von meinem zehnten Jahr an in Frankreich bei einem Bruder meiner Mutter erzogen und verließ erſt einige Jahre nach dem Ausbruche der Revolution mein Vaterland, um mit meinem Oheime, der in dem Lande ſeiner Ahnen nicht mehr ſicher war, über dem Meere bei meinen Aeltern eine Zuflucht zu ſuchen. Voll Hoffnung, die Ruhe und den Frieden, den uns das empörte Volk der Franzoſen

entriſſen, im älterlichen Hauſe wieder zu finden, landeten wir. Aber, ach! ich fand nicht alles in meines Vaters Hauſe, wie es ſeyn ſollte; die äußeren Stürme der bewegten Zeit waren zwar noch nicht bis hieher gelangt, deſto unerwarteter hatte das Unglück mein Haus im innerſten Herzen heimgeſucht. Mein Bruder, ein junger hoffnungsvoller Mann, erſter Sekretär meines Vaters, hatte ſich erſt ſeit kurzem mit einem jungen Mädchen, der Tochter eines florentiniſchen Edelmannes, der in unſerer Nachbarſchaft wohnte, verheirathet; zwei Tage vor unſerer Ankunft war dieſe auf einmal verſchwunden, ohne daß weder unſere Familie, noch ihr Vater die geringſte Spur von ihr auffinden konnten. Man glaubte endlich, ſie habe ſich auf einem Spaziergang zu weit gewagt und ſey in Räuberhände gefallen. Beinahe tröſtlicher war dieſer Gedanke für meinen armen Bruder geweſen, als die Wahrheit, die uns nur zu bald kund wurde. Die Treuloſe hatte ſich mit einem jungen Neapolitaner, den ſie im Hauſe ihres Vaters kennen gelernt hatte, eingeſchifft. Mein Bruder, aufs äußerſte empört über dieſen Schritt, bot alles auf, die Schuldige zur Strafe zu ziehen; doch vergebens; ſeine Verſuche, die in Neapel und Florenz Aufſehen erregt hatten, dienten nur dazu, ſein und unſer Aller Unglück zu vollenden. Der florentiniſche Edelmann reiste in ſein Vaterland zurück, zwar mit dem Vorgeben, meinem Bruder Recht zu verſchaffen, der That nach aber, um uns zu verderben. Er ſchlug in Florenz alle jene Unterſuchungen, welche mein Bruder angeknüpft hatte, nieder, und wußte ſeinen Einfluß, den er auf alle Art ſich verſchafft hatte, ſo gut zu benützen, daß mein Vater und mein Bruder ihrer Regierung verdächtig gemacht, durch die ſchändlichſten Mittel gefangen, nach Frankreich geführt und dort vom Beile des Henkers getödtet wurden. Meine arme Mutter verfiel in Wahnſinn, und erſt nach zehn langen Monaten erlöste ſie der Tod von ihrem ſchrecklichen

Zuſtande, der aber in den letzten Tagen zu vollem klarem Bewußtſeyn geworden war. So ſtand ich jetzt ganz allein in der Welt, aber nur ein Gedanke beſchäftigte meine Seele, nur ein Gedanke ließ mich meine Trauer vergeſſen, es war jene mächtige Flamme, die meine Mutter in ihrer letzten Stunde in mir angefacht hatte."

„In den letzten Stunden war, wie ich dir ſagte, ihr Bewußtſeyn zurückgekehrt; ſie ließ mich rufen und ſprach mit Ruhe von unſerem Schickſal und ihrem Ende. Dann aber ließ ſie alle aus dem Zimmer gehen, richtete ſich mit feierlicher Miene von ihrem ärmlichen Lager auf und ſagte, ich könne mir ihren Segen erwerben, wenn ich ihr ſchwöre, etwas auszuführen, das ſie mir auftragen würde. Ergriffen von den Worten der ſterbenden Mutter, gelobte ich mit einem Eide, zu thun, was ſie mir ſagen werde. Sie brach nun in Verwünſchungen gegen den Florentiner und ſeine Tochter aus und legte mir mit den fürchterlichſten Drohungen ihres Fluches auf, mein unglückliches Haus an ihm zu rächen. Sie ſtarb in meinen Armen. Jener Gedanke der Rache hatte ſchon lange in meiner Seele geſchlummert; jetzt erwachte er mit aller Macht. Ich ſammelte den Reſt meines väterlichen Vermögens und ſchwur mir, alles an meine Rache zu ſetzen oder ſelbſt mit unterzugehen."

„Bald war ich in Florenz, wo ich mich ſo geheim als möglich aufhielt; mein Plan war um vieles erſchwert worden durch die Lage, in welcher ſich meine Feinde befanden. Der alte Florentiner war Gouverneur geworden und hatte ſo alle Mittel in der Hand, ſobald er das geringſte ahnete, mich zu verderben. Ein Zufall kam mir zu Hülfe. Eines Abends ſah ich einen Menſchen in bekannter Dienertracht durch die Straßen gehen; ſein unſicherer Gang, ſein finſterer Blick und das halblaut herausgeſtoßene ſanto ſacramento und maledetto diavolo ließ mich den alten Pietro, einen Diener des Florentiners, den ich ſchon in Alexandrien gekannt hatte, erkennen.

Ich war nicht in Zweifel, daß er über seinen Herrn in Zorn gerathen sey, und beschloß, seine Stimmung zu benützen. Er schien sehr überrascht, mich hier zu sehen, klagte mir sein Leiden, daß er seinem Herrn, seit er Gouverneur geworden, nichts mehr recht machen könne, und mein Gold, unterstützt von seinem Zorn, brachte ihn bald auf meine Seite. Das schwierigste war jetzt gethan; ich hatte einen Mann in meinem Solde, der mir zu jeder Stunde die Thüre meines Feindes öffnete, und nun reifte mein Racheplan immer schneller heran. Das Leben des alten Florentiners schien mir ein zu geringes Gewicht, dem Untergange meines Hauses gegenüber, zu haben. Sein liebstes mußte er gemordet sehen, und dies war Bianka, seine Tochter. Hatte ja sie so schändlich an meinem Bruder gefrevelt, war ja sie doch die Hauptursache unseres Unglücks. Sehr erwünscht kam sogar meinem rachedürstenden Herzen die Nachricht, daß gerade in dieser Zeit Bianka zum zweitenmal sich vermählen wollte; es war beschlossen, sie mußte sterben. Aber mir selbst graute vor der That, und auch Pietro traute ich zu wenig Kraft zu; darum spähten wir umher nach einem Manne, der das Geschäft vollbringen könnte. Unter den Florentinern wagte ich keinen zu dingen, denn gegen den Gouverneur würde keiner so etwas unternommen haben. Da fiel Pietro der Plan ein, den ich nachher ausgeführt habe, zugleich schlug er dich als Fremden und Arzt als den Tauglichsten vor. Den Verlauf der Sache weißt du. Nur an deiner übergroßen Vorsicht und Ehrlichkeit schien mein Unternehmen zu scheitern. Daher der Zufall mit dem Mantel."

„Pietro öffnete uns das Pförtchen an dem Palaste des Gouverneurs, er hätte uns auch eben so heimlich wieder hinausgeleitet, wenn wir nicht durch den schrecklichen Anblick, der sich uns durch die Thürspalte darbot, erschreckt, entflohen wären. Von Furcht und Reue gejagt, war ich über zweihundert Schritte fortgerannt,

bis ich auf den Stufen einer Kirche niederſank. Dort erſt ſammelte ich mich wieder, und mein erſter Gedanke warſt du und dein ſchreckliches Schickſal, wenn man dich in dem Hauſe fände."

„Ich ſchlich an den Palaſt, aber weder von Pietro noch von dir konnte ich eine Spur entdecken; das Pförtchen aber war offen, ſo konnte ich wenigſtens hoffen, daß du die Gelegenheit zur Flucht benützt haben würdeſt."

„Als aber der Tag anbrach, ließ mich die Angſt vor der Entdeckung und ein unabweisbares Gefühl von Neue nicht mehr in den Mauern von Florenz. Ich eilte nach Rom. Aber denke dir meine Beſtürzung, als man dort nach einigen Tagen überall dieſe Geſchichte erzählte, mit dem Beiſatze, man habe den Mörder, einen griechiſchen Arzt, gefangen. Ich kehrte in banger Beſorgniß nach Florenz zurück; denn ſchien mir meine Rache ſchon vorher zu ſtark, ſo verfluchte ich ſie jetzt, denn ſie war mir durch dein Leben allzu theuer erkauft. Ich kam an demſelben Tage an, der dich der Hand beraubte. Ich ſchweige von dem, was ich fühlte, als ich dich das Schaffot beſteigen und ſo heldenmüthig leiden ſah. Aber damals, als dein Blut in Strömen aufſpritzte, war der Entſchluß feſt in mir, dir deine übrigen Lebenstage zu verſüßen. Was weiter geſchehen iſt, weißt du, nur das bleibt mir noch zu ſagen übrig, warum ich dieſe Reiſe mit dir machte."

„Als eine ſchwere Laſt drückte mich der Gedanke, daß du mir noch immer nicht vergeben habeſt; darum entſchloß ich mich, viele Tage mit dir zu leben, und dir endlich Rechenſchaft abzulegen von dem, was ich mit dir gethan."

Schweigend hatte der Grieche ſeinen Gaſt angehört, mit ſanftem Blicke bot er ihm, als er geendet hatte, ſeine Rechte. „Ich wußte wohl, daß du unglücklicher ſeyn müßteſt als ich, denn jene grauſame That wird, wie eine dunkle Wolke, ewig deine

Tage verfinstern; ich vergebe dir von Herzen. Aber erlaube mir noch eine Frage: wie kommst du unter dieser Gestalt in die Wüste, was fingst du an, nachdem du in Konstantinopel mir das Haus gekauft hattest?"

„Ich ging nach Alexandria zurück," antwortete der Gefragte; „Haß gegen alle Menschen tobte in meiner Brust; brennender Haß, besonders gegen jene Völker, die man die gebildeten nennt. Glaube mir, unter meinen Moslemiten war mir wohler. Kaum war ich einige Monate in Alexandria, als jene Landung meiner Landsleute erfolgte."

„Ich sah in ihnen nur die Henker meines Vaters und meines Bruders; darum sammelte ich einige gleichgesinnte junge Leute meiner Bekanntschaft und schloß mich jenen tapfern Mamelucken an, die so oft der Schrecken des französischen Heeres wurden. Als der Feldzug beendigt war, konnte ich mich nicht entschließen, zu den Künsten des Friedens zurückzukehren. Ich lebte mit meiner kleinen Anzahl gleichdenkender Freunde ein unstetes, flüchtiges, dem Kampf und der Jagd geweihtes Leben; ich lebe zufrieden unter diesen Leuten, die mich wie ihren Fürsten ehren, denn wenn meine Asiaten auch nicht so gebildet sind wie eure Europäer, so sind sie doch weit entfernt von Neid und Verleumdung, von Selbstsucht und Ehrgeiz."

Zaleukos dankte dem Fremden für seine Mittheilung, aber er barg ihm nicht, daß er es für seinen Stand, für seine Bildung angemessener fände, wenn er in christlichen, in europäischen Ländern leben und wirken würde. Er faßte seine Hand und bat ihn, mit ihm zu ziehen, bei ihm zu leben und zu sterben.

Gerührt sah ihn der Gastfreund an; „daraus erkenne ich," sagte er, „daß du mir ganz vergeben kannst, daß du mich liebst. Nimm meinen innigsten Dank dafür." Er sprang auf und stand

in ſeiner ganzen Größe vor dem Griechen, dem vor dem kriegeriſchen Anſtande, den dunkel blitzenden Augen, der tiefen geheimnißvollen Stimme ſeines Gaſtes beinahe graute. „Dein Vorſchlag iſt ſchön," ſprach jener weiter, „er möchte für jeden andern lockend ſeyn, — ich kann ihn nicht benützen. Schon ſteht mein Roß geſattelt, ſchon erwarten mich meine Diener; lebe wohl, Zaleukos!"

Die Freunde, die das Schickſal ſo wunderbar zuſammen geführt, umarmten ſich zum Abſchied. „Und wie nenne ich dich? wie heißt mein Gaſtfreund, der auf ewig in meinem Gedächtniß leben wird?" fragte der Grieche.

Der Fremde ſah ihn lange an, drückte ihm noch einmal die Hand und ſprach: „Man nennt mich den Herrn der Wüſte; ich bin der Räuber Orbaſan."

Der Scheik von Aleſſandria und ſeine Sklaven.

Der Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, war ein ſonderbarer Mann; wenn er morgens durch die Straßen der Stadt ging, angethan mit einem Turban aus den köſtlichſten Cachemirs gewunden, mit dem Feſtkleide und dem reichen Gürtel, der fünfzig Kameele werth war, wenn er einherging langſamen gravitätiſchen Schrittes, ſeine Stirne in finſtere Falten gelegt, ſeine Augenbraunen zuſammengezogen, die Augen niedergeſchlagen und alle fünf Schritte gedankenvoll ſeinen langen, ſchwarzen Bart ſtreichelnd; wenn er ſo hinging nach der Moſchee, um, wie es ſeine Würde forderte, den Gläubigen Vorleſungen über den Koran zu halten, da blieben die Leute auf der Straße ſtehen, ſchauten ihm nach und ſprachen zu einander: Es iſt doch ein ſchöner, ſtattlicher Mann, — und reich, ein reicher Herr, ſetzte wohl ein anderer hinzu; ſehr reich; hat er nicht ein Schloß am Hafen von Stambul? hat er nicht Güter und Felder und viele tauſend Stück Vieh und viele Sklaven? Ja, ſprach ein dritter, und der Tartar, der letzthin von Stambul her, vom Großherrn ſelbſt, den der Prophet ſegnen möge, an ihn geſchickt kam, der ſagte mir, daß unſer Scheik ſehr in Anſehen

ſtehe beim Reis-Effendi, beim Kapidſchi-Baſcha, bei allen, ja beim Sultan ſelbſt. Ja, rief ein vierter, ſeine Schritte ſind geſegnet; er iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber — aber — ihr wißt, was ich meine. — Ja, ja, murmelten dann die andern dazwiſchen, es iſt wahr, er hat auch ſein Theil zu tragen, möchten nicht mit ihm tauſchen, iſt ein reicher, vornehmer Herr, aber, aber! —

Ali Bann hatte ein herrliches Haus auf dem ſchönſten Platze von Aleſſandria; vor dem Hauſe war eine weite Terraſſe mit Marmor ummauert, beſchattet von Palmbäumen; dort ſaß er oft Abends und rauchte ſeine Waſſerpfeife. In ehrerbietiger Entfernung harrten dann zwölf reichgekleidete Sklaven ſeines Winkes, der eine trug ſeinen Betel, der andere hielt ſeinen Sonnenſchirm, ein dritter hatte Gefäße von gediegenem Golde mit köſtlichem Sorbet angefüllt, ein vierter trug einen Wedel von Pfauenfedern, um die Fliegen aus der Nähe des Herrn zu verſcheuchen, andere waren Sänger und trugen Lauten und Blasinſtrumente, um ihn zu ergötzen mit Muſik, wenn er es verlangte, und der gelehrteſte von allen trug mehrere Rollen, um ihm vorzuleſen.

Aber ſie harreten vergeblich auf ſeinen Wink, er verlangte nicht Muſik noch Geſang, er wollte keine Sprüche oder Gedichte weiſer Männer der Vorzeit hören, er wollte keinen Sorbet zu ſich nehmen, noch Betel kauen, ja ſelbſt der mit dem Fächer aus Pfauenfedern hatte vergebliche Arbeit; denn der Herr bemerkte es nicht, wenn ihn eine Fliege ſummend umſchwärmte.

Da blieben oft die Vorübergehenden ſtehen, ſtaunten über die Pracht des Hauſes, über die reich gekleideten Sklaven und über die Bequemlichkeiten, womit alles verſehen war; aber wenn ſie dann den Scheik anſahen, wie er ſo ernſt und düſter unter den Palmen ſaß, ſein Auge nirgends hinwandte, als auf die bläulichen Wölkchen ſeiner Waſſerpfeife, da ſchüttelten ſie die Köpfe

und sprachen: „Wahrlich, der reiche Mann ist ein armer Mann; er, der viel hat, ist ärmer, als der nichts hat; denn der Prophet hat ihm den Verstand nicht gegeben, es zu genießen.“ So sprachen die Leute, lachten über ihn und gingen weiter.

Eines Abends, als der Scheik wiederum vor der Thüre seines Hauses unter den Palmen saß, umgeben von allem Glanz der Erde und traurig und einsam seine Wasserpfeife rauchte, standen nicht ferne davon einige junge Leute, betrachteten ihn und lachten.

„Wahrlich,“ sprach der eine, „das ist ein thörichter Mann, der Scheik Ali Banu; hätte ich seine Schätze, ich wollte sie anders anwenden. Alle Tage wollte ich leben herrlich und in Freuden; meine Freunde müßten bei mir speisen in den großen Gemächern des Hauses, und Jubel und Lachen müßte diese traurigen Hallen füllen.“

„Ja,“ erwiderte ein anderer, „das wäre nicht so übel, aber viele Freunde zehren ein Gut auf, und wäre es so groß als das des Sultans, den der Prophet segne; aber säße ich Abends so unter den Palmen auf dem schönen Platze hier, da müßten mir die Sklaven dort singen und musiciren, meine Tänzer müßten kommen und tanzen und springen und allerlei wunderliche Stücke aufführen; dazu rauchte ich recht vornehm die Wasserpfeife, ließe mir den köstlichen Sorbet reichen und ergötzte mich an all diesem wie ein König von Bagdad.“

„Der Scheik,“ sprach ein dritter dieser jungen Leute, der ein Schreiber war, „der Scheik soll ein gelehrter und weiser Mann seyn, und wirklich seine Vorlesungen über den Koran zeugen von Belesenheit in allen Dichtern und Schriften der Weisheit; aber ist auch sein Leben so eingerichtet, wie es einem vernünftigen Manne geziemt? Dort steht ein Sklave mit einem ganzen Arm voll Rollen; ich gäbe mein Festkleid dafür, nur eine davon

leſen zu dürfen, denn es ſind gewiß ſeltene Sachen; aber er! er ſitzt und raucht, und läßt Bücher — Bücher ſeyn. Wäre ich der Scheik Ali Banu, der Kerl müßte mir vorleſen, bis er keinen Athem mehr hätte oder bis die Nacht heraufkäme; und auch dann noch müßt' er mir leſen, bis ich entſchlummert wäre."

„Ha, ihr wißt mir recht, wie man ſich ein köſtliches Leben einrichtet," lachte der vierte, „eſſen und trinken, ſingen und tanzen, Sprüche leſen und Gedichte hören von armſeligen Dichtern. Nein, ich würde es ganz anders machen. Er hat die herrlichſten Pferde und Kameele und Geld die Menge. Da würde ich an ſeiner Stelle reiſen, reiſen bis an der Welt Ende, und ſelbſt zu den Moskowitern, ſelbſt zu den Franken. Kein Weg wäre mir zu weit, um die Herrlichkeiten der Welt zu ſehen; ſo würde ich thun, wäre ich jener Mann dort."

„Die Jugend iſt eine ſchöne Zeit und das Alter, wo man fröhlich iſt," ſprach ein alter Mann von unſcheinbarem Ausſehen, der neben ihnen ſtand und ihre Reden gehört hatte; „aber erlaubet mir, daß ich es ſage, die Jugend iſt auch thöricht und ſchwatzt hie und da in den Tag hinein, ohne zu wiſſen, was ſie thut."

„Was wollt Ihr damit ſagen, Alter?" fragten verwundert die jungen Leute; „meinet Ihr uns damit; was geht es Euch an, daß wir die Lebensart des Scheik tadeln?"

„Wenn einer etwas beſſer weiß als der andere, ſo berichte er ſeinen Irrthum, ſo will es der Prophet," erwiderte der alte Mann; „der Scheik, es iſt wahr, iſt geſegnet mit Schätzen und hat alles, wonach das Herz verlangt, aber er hat Urſache, ernſt und traurig zu ſeyn. Meinet ihr, er ſey immer ſo geweſen? Nein, ich habe ihn noch vor fünfzehn Jahren geſehen, da war er munter und rüſtig, wie die Gazelle, und lebte fröhlich und genoß ſein Leben. Damals hatte er einen Sohn, die Freude ſeiner

Tage, ſchön und gebildet, und wer ihn ſah und ſprechen hörte, mußte den Scheik beneiden um dieſen Schatz, denn er war erſt zehn Jahre alt, und doch war er ſchon ſo gelehrt wie ein anderer kaum im achtzehnten."

„Und der iſt ihm geſtorben? der arme Scheik!" rief der junge Schreiber.

„Es wäre tröſtlich für ihn, zu wiſſen, daß er heimgegangen in die Wohnungen des Propheten, wo er beſſer lebte als hier in Aleſſandria; aber das, was er erfahren mußte, iſt viel ſchlimmer. Es war damals die Zeit, wo die Franken wie hungrige Wölfe herüber kamen in unſer Land und Krieg mit uns führten. Sie hatten Aleſſandria überwältigt und zogen von da aus weiter und immer weiter und bekriegten die Mamelucken. Der Scheik war ein kluger Mann und wußte ſich gut mit ihnen zu vertragen; aber, ſey es, weil ſie lüſtern waren nach ſeinen Schätzen, ſey es, weil er ſich ſeiner gläubigen Brüder annahm, ich weiß es nicht genau; kurz, ſie kamen eines Tages in ſein Haus und beſchuldigten ihn, die Mamelucken heimlich mit Waffen, Pferden und Lebensmitteln unterſtützt zu haben. Er mochte ſeine Unſchuld beweiſen, wie er wollte, es half nichts, denn die Franken ſind ein rohes, hartherziges Volk, wenn es darauf ankommt, Geld zu erpreſſen. Sie nahmen alſo ſeinen jungen Sohn, Kairam geheißen, als Geiſel in ihr Lager. Er bot ihnen viel Geld für ihn, aber ſie gaben ihn nicht los und wollten ihn zu noch höherem Gebot ſteigern. Da kam ihnen auf einmal von ihrem Baſſa, oder was er war, der Befehl, ſich einzuſchiffen; niemand in Aleſſandria wußte ein Wort davon, und — plötzlich waren ſie auf der hohen See, und den kleinen Kairam, Ali Banu's Sohn, ſchleppten ſie wohl mit ſich, denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört."

„O der arme Mann, wie hat ihn doch Allah geſchlagen!"

riefen einmüthig die jungen Leute und schauten mitleidig hin nach dem Scheik, der, umgeben von Herrlichkeit, trauernd und einsam unter den Palmen saß.

„Sein Weib, das er sehr geliebt hat, starb ihm aus Kummer um ihren Sohn; er selbst aber kaufte sich ein Schiff, rüstete es aus und bewog den fränkischen Arzt, der dort unten am Brunnen wohnt, mit ihm nach Frankistan zu reisen, um den verlorenen Sohn aufzusuchen. Sie schifften sich ein und waren lange Zeit auf dem Meere und kamen endlich in das Land jener Giaurs, jener Ungläubigen, die in Alessandria gewesen waren. Aber dort soll es gerade schrecklich zugegangen seyn. Sie hatten ihren Sultan umgebracht und die Bassas und die Reichen und Armen schlugen einander die Köpfe ab, und es war keine Ordnung im Lande. Vergeblich suchten sie in jeder Stadt nach dem kleinen Kairam, niemand wollte von ihm wissen, und der fränkische Doctor rieth endlich dem Scheik, sich einzuschiffen, weil sie sonst wohl selbst um ihre Köpfe kommen könnten."

So kamen sie wieder zurück, und seit seiner Ankunft hat der Scheik gelebt wie an diesem Tage, denn er trauert um seinen Sohn, und er hat Recht. Muß er nicht, wenn er ißt und trinkt, denken: jetzt muß vielleicht mein armer Kairam hungern und dürsten? Und wenn er sich bekleidet mit reichen Shawls und Festkleidern, wie es sein Amt und seine Würde will, muß er nicht denken: jetzt hat er wohl nicht, womit er seine Blöße deckt? Und wenn er umgeben ist von Sängern und Tänzern und Vorlesern, seinen Sklaven, denkt er da nicht, jetzt muß wohl mein armer Sohn seinem fränkischen Gebieter Sprünge vormachen und vorspielen, wie er es haben will? Und was ihm den größten Kummer macht, er glaubt, der kleine Kairam werde, so weit vom Lande seiner Väter und mitten unter Ungläubigen, die seiner spotten, abtrünnig werden

vom Glauben seiner Väter, und er werde ihn einst nicht umarmen können in den Gärten des Paradieses."

„Darum ist er auch so mild gegen seine Sklaven und gibt große Summen an die Armen; denn er denkt, Allah werde es vergelten und das Herz seiner fränkischen Herren rühren, daß sie seinen Sohn mild behandeln. Auch gibt er jedesmal, wenn der Tag kommt, an welchem ihm sein Sohn entrissen wurde, zwölf Sklaven frei."

„Davon habe ich auch schon gehört," entgegnete der Schreiber, „aber man trägt sich mit wunderlichen Reden; von seinem Sohne wurde dabei nichts erwähnt, wohl aber sagt man, er sey ein sonderbarer Mann und ganz besonders erpicht auf Erzählungen; da soll er jedes Jahr unter seinen Sklaven einen Wettstreit anstellen, und wer am besten erzählt, den gibt er frei."

„Verlasset euch nicht auf das Gerede der Leute," sagte der alte Mann, „es ist so, wie ich es sage, und ich weiß es genau; möglich ist, daß er sich an diesem schweren Tage aufheitern will und sich Geschichten erzählen läßt; doch gibt er sie frei um seines Sohnes willen. Doch, der Abend wird kühl und ich muß weiter gehen. Selam aleikum,* ihr jungen Herren, und denket in Zukunft besser von dem guten Scheik."

Die jungen Leute dankten dem Alten für seine Nachrichten, schauten noch einmal nach dem trauernden Vater und gingen die Straße hinab, indem sie zu einander sprachen: „Ich möchte doch nicht der Scheik Ali Banu seyn!"

Nicht lange Zeit, nachdem diese jungen Leute mit dem alten Mann über den Scheik Ali Banu gesprochen hatten, traf es sich, daß sie um die Zeit des Morgengebets wieder diese Straße gingen; da fiel ihnen der alte Mann und seine Erzählung ein, und sie

* Friede sey mit euch.

beklagten zuſammen den Scheik und blickten nach ſeinem Hauſe. Aber wie ſtaunten ſie, als ſie dort alles aufs herrlichſte ausgeſchmückt fanden. Von dem Dache, wo geputzte Sklavinnen ſpazieren gingen, wehten Wimpeln und Fahnen, die Halle des Hauſes war mit köſtlichen Teppichen belegt, Seidenſtoff ſchloß ſich an dieſe an, der über die breiten Stufen der Treppe gelegt war, und ſelbſt auf der Straße war noch ſchönes feines Tuch ausgebreitet, wovon ſich mancher wünſchen mochte zu einem Feſtkleid oder zu einer Decke für die Füße.

„Ei, wie hat ſich doch der Scheik geändert in den wenigen Tagen!“ ſprach der junge Schreiber; „will er ein Feſt geben, will er ſeine Sänger und Tänzer anſtrengen? Seht mir dieſe Teppiche, hat ſie einer ſo ſchön in ganz Aleſſandria! und dieſes Tuch auf dem gemeinen Boden, wahrlich, es iſt ſchade dafür!“

„Weißt du, was ich denke?“ ſprach ein anderer; „er empfängt ſicherlich einen hohen Gaſt; denn das ſind Zubereitungen, wie man ſie macht, wenn ein Herrſcher von großen Ländern oder ein Effendi des Großherrn ein Haus mit ſeinem Beſuche ſegnet. Wer mag wohl heute hieher kommen?“

„Siehe da, geht dort unten nicht unſer Alter von lezthin? Ei, der weiß ja alles und muß auch darüber Aufſchluß geben können. Heda, alter Herr, wollet Ihr nicht ein wenig zu uns treten?“ So riefen ſie, der alte Mann aber bemerkte ihre Winke und kam zu ihnen; denn er erkannte ſie als die jungen Leute, mit welchen er vor einigen Tagen geſprochen. Sie machten ihn aufmerkſam auf die Zurüſtungen im Hauſe des Scheik und fragten ihn, ob er nicht wiſſe, welch hoher Gaſt wohl erwartet werde?

„Ihr glaubt wohl,“ erwiderte er, „Ali Banu feire ein großes Freudenfeſt, oder der Beſuch eines großen Mannes beehre ſein Haus? Dem iſt nicht alſo; aber heute iſt der zwölfte Tag des

Monats Ramadan, wie ihr wisset, und an diesem Tage wurde sein Sohn ins Lager geführt."

„Aber beim Bart des Propheten!" rief einer der jungen Leute, „das sieht ja alles aus wie Hochzeit und Festlichkeiten, und doch ist es sein berühmter Trauertag, wie reimt Ihr das zusammen? Gesteht, der Scheik ist denn doch etwas zerrüttet im Verstand."

„Urtheilet Ihr noch immer so schnell, mein junger Freund?" fragte der Alte lächelnd. „Auch diesmal war Euer Pfeil wohl spitzig und scharf, die Sehne Eures Bogens straff angezogen, und doch habt Ihr weit ab vom Ziele geschossen. Wisset, daß heute der Scheik seinen Sohn erwartet."

„So ist er gefunden?" riefen die Jünglinge und freuten sich.

„Nein, und er wird sich wohl lange nicht finden; aber wisset: Vor acht oder zehn Jahren, als der Scheik auch einmal mit Trauern und Klagen diesen Tag beging, auch Sklaven frei gab, und viele Arme speisete und tränkte, da traf es sich, daß er auch einem Derwische, der müde und matt im Schatten jenes Hauses lag, Speise und Trank reichen ließ. Der Derwisch aber war ein heiliger Mann und erfahren in Prophezeihungen und im Sterndeuten. Der trat, als er gestärkt war durch die milde Hand des Scheiks, zu ihm und sprach: „Ich kenne die Ursache deines Kummers, ist nicht heute der zwölfte Ramadan, und hast du nicht an diesem Tage deinen Sohn verloren? Aber sei getrost, dieser Tag der Trauer wird dir zum Festtage werden, denn wisse, an diesem Tage wird einst dein Sohn zurückkehren." So sprach der Derwisch. Es wäre Sünde für jeden Muselmann, an der Rede eines solchen Mannes zu zweifeln; der Gram Ali's wurde zwar dadurch nicht gemildert, aber doch harrt er an diesem Tage immer auf die Rückkehr seines Sohnes und schmückt sein Haus und seine Halle und die Treppen, als könne jener zu jeder Stunde anlangen."

„Wunderbar!“ erwiderte der Schreiber; „aber zuſehen möchte ich doch, wie alles ſo herrlich bereitet iſt, wie er ſelbſt in dieſer Herrlichkeit trauert, und hauptſächlich möchte ich zuhören, wie er ſich von ſeinen Sklaven erzählen läßt.“

„Nichts leichter als dies,“ antwortete der Alte. „Der Aufſeher der Sklaven jenes Hauſes iſt mein Freund ſeit langen Jahren und gönnt mir an dieſem Tage immer ein Plätzchen in dem Saal, wo man unter der Menge der Diener und Freunde des Scheiks den einzelnen nicht bemerkt. Ich will mit ihm reden, daß er euch einläßt; ihr ſeyd ja nur zu vier, und da kann es ſchon gehen; kommet um die neunte Stunde auf dieſen Platz, und ich will euch Antwort geben.“

So ſprach der Alte; die jungen Leute aber dankten ihm und entfernten ſich, voll Begierde, zu ſehen, wie ſich dies alles begeben würde.

Sie kamen zur beſtimmten Stunde auf den Platz vor dem Hauſe des Scheiks und trafen da den Alten, der ihnen ſagte, daß der Aufſeher der Sklaven erlaubt habe, ſie einzuführen. Er ging voran, doch nicht durch die reichgeſchmückten Treppen und Thore, ſondern durch ein Seitenpförtchen, das er ſorgfältig wieder verſchloß. Dann führte er ſie durch mehrere Gänge, bis ſie in den großen Saal kamen. Hier war ein großes Gedränge von allen Seiten; da waren reich gekleidete Männer, angeſehene Herren der Stadt und Freunde des Scheiks, die gekommen waren, ihn in ſeinem Schmerz zu tröſten. Da waren Sklaven aller Art und aller Nationen. Aber alle ſahen kummervoll aus, denn ſie liebten ihren Herrn und trauerten mit ihm. Am Ende des Saales, auf einem reichen Divan, ſaßen die vornehmſten Freunde Ali's und wurden von den Sklaven bedient. Neben ihnen auf dem Boden ſaß der Scheik; denn die Trauer um ſeinen Sohn erlaubte ihm nicht, auf

dem Teppiche der Freude zu ſitzen. Er hatte ſein Haupt in die Hand geſtützt und ſchien wenig auf die Tröſtungen zu hören, die ihm ſeine Freunde zuflüſterten. Ihm gegenüber ſaßen einige alte und junge Männer in Sklaventracht. Der Alte belehrte ſeine jungen Freunde, daß dies die Sklaven ſeyen, die Ali Banu an dieſem Tage frei gebe. Es waren unter ihnen auch einige Franken, und der Alte machte beſonders auf einen von ihnen aufmerkſam, der von ausgezeichneter Schönheit und noch ſehr jung war. Der Scheik hatte ihn erſt einige Tage zuvor einem Sklavenhändler von Tunis um eine große Summe abgekauft und gab ihn dennoch jetzt ſchon frei, weil er glaubte, je mehr Franken er in ihr Vaterland zurückſchicke, deſto früher werde der Prophet ſeinen Sohn erlöſen.

Nachdem man überall Erfriſchungen umhergereicht hatte, gab der Scheik dem Aufſeher der Sklaven ein Zeichen. Dieſer ſtand auf und es ward tiefe Stille im Saal. Er trat vor die Sklaven, welche frei gelaſſen werden ſollten und ſprach mit vernehmlicher Stimme: „Ihr Männer, die ihr heute frei ſeyn werdet durch die Gnade meines Herrn Ali Banu, des Scheik von Aleſſandria, thuet nun, wie es Sitte iſt an dieſem Tag in ſeinem Hauſe und hebet an zu erzählen.“

Sie flüſterten unter einander. Dann aber nahm ein alter Sklave das Wort und fing an zu erzählen:

Der Zwerg Nase.

Herr! diejenigen thun ſehr unrecht, welche glauben, es habe nur zu Zeiten Haruns Al-Raſchid, des Beherrſchers von Bagdad, Feen und Zauberer gegeben, oder die gar behaupten, jene Berichte von dem Treiben der Genien und ihrer Fürſten, welche man von den Erzählern auf den Märkten der Stadt hört, ſeyen unwahr. Noch heute gibt es Feen, und es iſt nicht ſo lange her, daß ich

ſelbſt Zeuge einer Begebenheit war, wo offenbar die Genien im Spiele waren, wie ich Euch berichten werde.

In einer bedeutenden Stadt meines lieben Vaterlandes, Deutſchland, lebte vor vielen Jahren ein Schuſter mit ſeiner Frau ſchlicht und recht. Er ſaß bei Tag an der Ecke der Straße und flickte Schuhe und Pantoffeln, und machte wohl auch neue, wenn ihm einer welche anvertrauen mochte; doch mußte er dann das Leder erſt einkaufen, denn er war arm und hatte keine Vorräthe. Seine Frau verkaufte Gemüſe und Früchte, die ſie in einem kleinen Gärtchen vor dem Thore pflanzte, und viele Leute kauften gerne bei ihr, weil ſie reinlich und ſauber gekleidet war und ihr Gemüſe auf gefällige Art auszubreiten und zu legen wußte.

Die beiden Leutchen hatten einen ſchönen Knaben, angenehm von Geſicht, wohlgeſtaltet, und für das Alter von acht Jahren ſchon ziemlich groß. Er pflegte gewöhnlich bei der Mutter auf dem Gemüſemarkt zu ſitzen und den Weibern oder Köchen, die viel bei der Schuſtersfrau eingekauft hatten, trug er wohl auch einen Theil der Früchte nach Hauſe, und ſelten kam er von einem ſolchen Gang zurück ohne eine ſchöne Blume oder ein Stückchen Geld oder Kuchen; denn die Herrſchaften dieſer Köche ſahen es gerne, wenn man den ſchönen Knaben mit nach Hauſe brachte, und beſchenkten ihn immer reichlich.

Eines Tages ſaß die Frau des Schuſters wieder wie gewöhnlich auf dem Markte, ſie hatte vor ſich einige Körbe mit Kohl und anderem Gemüſe, allerlei Kräuter und Sämereien, auch in einem kleineren Körbchen frühe Birnen, Aepfel und Aprikoſen. Der kleine Jakob, ſo hieß der Knabe, ſaß neben ihr und rief mit heller Stimme die Waaren aus: „Hieher, ihr Herren, ſeht, welch ſchöner Kohl, wie wohlriechend dieſe Kräuter; frühe Birnen, ihr Frauen, frühe Aepfel und Aprikoſen, wer kauft? meine Mutter gibt es wohlfeil!“ So rief der Knabe. Da kam ein altes Weib über den Markt her;

ſie ſah etwas zerriſſen und zerlumpt aus, hatte ein kleines, ſpitziges Geſicht, vom Alter ganz eingefurcht, rothe Augen und eine ſpitzige gebogene Naſe, die gegen das Kinn hinabſtrebte; ſie ging an einem langen Stock, und doch konnte man nicht ſagen, wie ſie ging; denn ſie hinkte und rutſchte und wankte, es war als habe ſie Räder in den Beinen und könne alle Augenblicke umſtülpen und mit der ſpitzigen Naſe aufs Pflaſter fallen.

Die Frau des Schuſters betrachtete dieſes Weib aufmerkſam. Es waren jetzt doch ſchon ſechzehn Jahre, daß ſie täglich auf dem Markte ſaß, und nie hatte ſie dieſe ſonderbare Geſtalt bemerkt. Aber ſie erſchrack unwillkürlich, als die Alte auf ſie zuhinkte und an ihren Körben ſtille ſtand.

„Seyd Ihr Hanne die Gemüſehändlerin?“ fragte das alte Weib mit unangenehmer, krächzender Stimme, indem ſie beſtändig den Kopf hin- und herſchüttelte.

„Ja, die bin ich,“ antwortete die Schuſtersfrau; „iſt Euch etwas gefällig?“

„Wollen ſehen, wollen ſehen. Kräutlein ſchauen, Kräutlein ſchauen; ob du haſt, was ich brauche,“ antwortete die Alte, beugte ſich nieder vor den Körben und fuhr mit ein paar dunkelbraunen, häßlichen Händen in den Kräuterkorb hinein, packte die Kräutlein, die ſo ſchön und zierlich ausgebreitet waren, mit ihren langen Spinnenfingern, brachte ſie dann eines um das andere hinauf an die lange Naſe und beroch ſie hin und her. Der Frau des Schuſters wollte es faſt das Herz abdrücken, wie ſie das alte Weib alſo mit ihren ſeltenen Kräutern umgehen ſah; aber ſie wagte nichts zu ſagen; denn es iſt das Recht des Käufers, die Waaren zu prüfen, und überdies empfand ſie ein ſonderbares Grauen vor dem Weibe. Als jene den ganzen Korb durchgemuſtert hatte, murmelte ſie: „Schlechtes Zeug, ſchlechtes Kraut, nichts von allem was ich will,

war viel beſſer vor fünfzig Jahren; ſchlechtes Zeug! ſchlechtes Zeug!"

Solche Reden verdroſſen nun den kleinen Jakob. „Höre, du biſt ein unverſchämtes altes Weib," rief er unmuthig; „erſt fährſt du mit deinen garſtigen braunen Fingern in die ſchönen Kräuter hinein und drückſt ſie zuſammen, dann hältſt du ſie an deine lange Naſe, daß ſie niemand mehr kaufen mag, wer zugeſehen, und jetzt ſchimpfſt du noch unſre Waare ſchlechtes Zeug, und doch kauft ſelbſt der Koch des Herzogs alles bei uns."

Das alte Weib ſchielte den muthigen Knaben an, lachte widerlich, und ſprach mit heiſerer Stimme: „Söhnchen, Söhnchen! alſo gefällt dir meine Naſe, meine ſchöne lange Naſe, ſollſt auch eine haben, mitten im Geſicht bis übers Kinn herab." Während ſie ſo ſprach, rutſchte ſie an den andern Korb, in welchem Kohl ausgelegt war. Sie nahm die herrlichſten weißen Kohlhäupter in die Hand, drückte ſie zuſammen, daß ſie ächzten, warf ſie dann wieder unordentlich in den Korb und ſprach auch hier: „Schlechte Waare, ſchlechter Kohl!"

„Wackle nur nicht ſo garſtig mit dem Kopfe hin und her," rief der Kleine ängſtlich; „dein Hals iſt ja ſo dünne wie ein Kohlſtengel, der könnte leicht abbrechen, und dann fiele dein Kopf hinein in den Korb; wer wollte dann noch kaufen?"

„Gefallen ſie dir nicht die dünnen Hälſe?" murmelte die Alte lachend. „Sollſt gar keinen haben, Kopf muß in den Schultern ſtecken, daß er nicht herabfällt vom kleinen Körperlein?"

Schwatzt doch nicht ſo unnützes Zeug mit dem Kleinen da," ſagte endlich die Frau des Schuſters in Unmuth über das lange Prüfen, Muſtern und Beriechen, wenn Ihr etwas kaufen wollt, ſo ſputet Euch, Ihr verſcheucht mir ja die andern Kunden."

„Gut, es ſey, wie du ſagſt," rief die Alte mit grimmigem Blick, ich will dir dieſe ſechs Kohlhäupter abkaufen; aber ſiehe, ich

muß mich auf den Stab ſtützen und kann nichts tragen; erlaube deinem Söhnlein, daß es mir die Waare nach Hauſe bringt, ich will es dafür belohnen."

Der Kleine wollte nicht mitgehen und weinte, denn ihm graute vor der häßlichen Frau, aber die Mutter befahl es ihm ernſtlich, weil ſie es doch für eine Sünde hielt, der alten ſchwächlichen Frau dieſe Laſt allein aufzubürden; halb weinend that er, wie ſie befohlen, raffte die Kohlhäupter in ein Tuch zuſammen und folgte dem alten Weib über den Markt hin.

Es ging nicht ſehr ſchnell bei ihr, und ſie brauchte beinahe drei Viertelſtunden, bis ſie in einen ganz entlegenen Theil der Stadt kam und endlich vor einem kleinen baufälligen Hauſe ſtillhielt. Dort zog ſie einen alten, roſtigen Haken aus der Taſche, fuhr damit geſchickt in ein kleines Loch in der Thüre, und plötzlich ſprang dieſe krachend auf. Aber wie war der kleine Jakob überraſcht, als er eintrat! Das Innere des Hauſes war prachtvoll ausgeſchmückt, von Marmor war die Decke und die Wände, die Geräthſchaften vom ſchönſten Ebenholz, mit Gold und geſchliffenen Steinen eingelegt, der Boden aber war von Glas und ſo glatt, daß der Kleine einigemal ausgleitete und umfiel. Die Alte aber zog ein ſilbernes Pfeifchen aus der Taſche und pfiff eine Weiſe darauf, die gellend durch das Haus tönte. Da kamen ſogleich einige Meerſchweinchen die Treppe herab; dem Jakob wollte es aber ganz ſonderbar dünken, daß ſie aufrecht auf zwei Beinen gingen, Nußſchalen ſtatt Schuhen an den Pfoten trugen, menſchliche Kleider angelegt, und ſogar Hüte nach der neueſten Mode auf die Köpfe geſetzt hatten. „Wo habt ihr meine Pantoffeln, ſchlechtes Geſindel?" rief die Alte und ſchlug mit dem Stock nach ihnen, daß ſie jammernd in die Höhe ſprangen; „wie lange ſoll ich noch ſo daſtehen?"

Sie ſprangen ſchnell die Treppe hinauf und kamen wieder

mit ein paar Schalen von Cocosnuß mit Leder gefüttert, welche ſie der Alten geſchickt an die Füße ſteckten.

Jetzt war alles Hinken und Rutſchen vorbei. Sie warf den Stab von ſich und gleitete mit großer Schnelligkeit über den Glasboden hin, indem ſie den kleinen Jakob an der Hand mit fortzog. Endlich hielt ſie in einem Zimmer ſtille, das mit allerlei Geräthſchaften ausgeputzt, beinahe einer Küche glich, obgleich die Tiſche von Mahagoniholz und die Sophas, mit reichen Teppichen behängt, mehr zu einem Prunkgemach paßten. „Setze dich," ſagte die Alte recht freundlich, indem ſie ihn in die Ecke eines Sopha drückte und einen Tiſch alſo vor ihn hinſtellte, daß er nicht mehr hervorkommen konnte. „Setze dich, du haſt gar ſchwer zu tragen gehabt, die Menſchenköpfe ſind nicht ſo leicht, nicht ſo leicht."

„Aber, Frau, was ſprechet Ihr ſo wunderlich?" rief der Kleine, „müde bin ich zwar, aber es waren ja Kohlköpfe, die ich getragen, Ihr habt ſie meiner Mutter abgekauft."

„Ei, das weißt du falſch," lachte das Weib, deckte den Deckel des Korbes auf und brachte einen Menſchenkopf hervor, den ſie am Schopfe gefaßt hatte. Der Kleine war vor Schrecken außer ſich; er konnte nicht faſſen, wie dies alles zuging, aber er dachte an ſeine Mutter; wenn jemand von dieſen Menſchenköpfen etwas erfahren würde, dachte er bei ſich, da würde man gewiß meine Mutter dafür anklagen.

„Muß dir nun auch etwas geben zum Lohn, daß du ſo artig biſt," murmelte die Alte, „gedulde dich nur ein Weilchen, will dir ein Süppchen einbrocken, an das du dein Leben lang denken wirſt." So ſprach ſie und pfiff wieder. Da kamen zuerſt viele Meerſchweinchen in menſchlichen Kleidern; ſie hatten Küchenſchürzen umgebunden und im Gürtel Rührlöffel und Tranchirmeſſer; nach dieſen kam eine Menge Eichhörnchen hereingehüpft; ſie hatten

weite türkiſche Beinkleider an, gingen aufrecht und auf dem Kopfe trugen ſie grüne Mützchen von Sammt. Dieſe ſchienen die Küchenjungen zu ſeyn; denn ſie kletterten mit großer Geſchwindigkeit an den Wänden hinauf und brachten Pfannen und Schüſſeln, Eier und Butter, Kräuter und Mehl herab und trugen es auf den Herd; dort aber fuhr die alte Frau auf ihren Pantoffeln von Cocosſchalen beſtändig hin und her, und der Kleine ſah, daß ſie es ſich recht angelegen ſeyn laſſe, ihm etwas gutes zu kochen. Jetzt kniſterte das Feuer höher empor, jetzt dampfte und ſchmorte es in der Pfanne, ein angenehmer Geruch verbreitete ſich im Zimmer, die Alte aber rannte auf und ab, die Eichhörnchen und Meerſchweine ihr nach, und ſo oft ſie am Herde vorbeikam, guckte ſie mit ihrer langen Naſe in den Topf. Endlich fing es an zu ſprudeln und zu ziſchen, Dampf ſtieg aus dem Topfe hervor und der Schaum floß herab ins Feuer. Da nahm ſie ihn weg, goß davon in eine ſilberne Schale und ſetzte ſie dem kleinen Jakob vor.

„So, Söhnchen, ſo," ſprach ſie, „iß nur dieſes Süppchen, dann haſt du alles, was dir an mir ſo gefallen. Sollſt auch ein geſchickter Koch werden, daß du doch etwas biſt, aber Kräutlein, nein, das Kräutlein ſollſt du nimmer finden, warum hat es deine Mutter nicht in ihrem Korbe gehabt?" Der Kleine verſtand nicht recht, was ſie ſprach, deſto aufmerkſamer behandelte er die Suppe, die ihm ganz trefflich ſchmeckte. Seine Mutter hatte ihm manche ſchmackhafte Speiſe bereitet, aber ſo gut war ihm noch nichts geworden. Der Duft von feinen Kräutern und Gewürzen ſtieg aus der Suppe auf, dabei war ſie ſüß und ſäuerlich zugleich und doch ſehr ſtark. Während er noch die letzten Tröpfchen der köſtlichen Speiſe austrank, zündeten die Meerſchweinchen arabiſchen Weihrauch an, der in bläulichen Wolken durch das Zimmer ſchwebte; dichter und immer dichter wurden dieſe Wolken und ſanken herab;

der Geruch des Weihrauchs wirkte betäubend auf den Kleinen, er mochte ſich zurufen, ſo oft er wollte, daß er zu ſeiner Mutter zurückkehren müſſe; wenn er ſich ermannte, ſank er immer wieder von neuem in den Schlummer zurück und ſchlief endlich wirklich auf dem Sopha des alten Weibes ein.

Sonderbare Träume kamen über ihn. Es war ihm, als ziehe ihm die Alte ſeine Kleider aus und umhülle ihn dafür mit einem Eichhörnchensbalg. Jetzt konnte er Sprünge machen und klettern wie ein Eichhörnchen; er ging mit den übrigen Eichhörnchen und Meerſchweinchen, die ſehr artige, geſittete Leute waren, um, und hatte mit ihnen den Dienſt bei der alten Frau. Zuerſt wurde er nur zu den Arbeiten eines Schuhputzers gebraucht, das heißt, er mußte die Cocosnüſſe, welche die Frau ſtatt der Pantoffeln trug, mit Oel ſalben und durch Reiben glänzend machen; da er nun in ſeines Vaters Hauſe zu ähnlichen Geſchäften oft angehalten worden war, ſo ging es ihm flink von der Hand. Etwa nach einem Jahre, träumte er weiter, wurde er zu feineren Geſchäften gebraucht; er mußte nämlich mit noch einigen Eichhörnchen Sonnenſtäubchen fangen und, wenn ſie genug hatten, ſolche durch das feinſte Haarſieb ſieben. Die Frau hielt nämlich die Sonnenſtäubchen für das allerfeinſte, und weil ſie nicht gut beißen konnte, denn ſie hatte keinen Zahn mehr, ſo ließ ſie ihr Brod aus Sonnenſtäubchen zubereiten.

Wiederum nach einem Jahre wurde er zu den Dienern verſetzt, die das Trinkwaſſer für die Alte ſammelten. Man denke nicht, daß ſie ſich hiezu eine Ziſterne hätte graben laſſen oder ein Faß in den Hof ſtellte, um das Regenwaſſer darin aufzufangen; da ging es viel feiner zu; die Eichhörnchen und Jakob mit ihnen, mußten mit Haſelnußſchalen den Thau aus den Roſen ſchöpfen, und das war das Trinkwaſſer der Alten. Da ſie nun bedeutend

viel trank, ſo hatten die Waſſerträger ſchwere Arbeit. Nach einem Jahr wurde er zum innern Dienſt des Hauſes beſtellt; er hatte nämlich das Amt, die Böden rein zu machen; da nun dieſe von Glas waren, worin man jeden Hauch ſah, war es keine geringe Arbeit. Sie mußten ſie bürſten und altes Tuch an die Füße ſchnallen und auf dieſem künſtlich im Zimmer umherfahren. Im vierten Jahre ward er endlich zur Küche verſetzt. Es war dies ein Ehrenamt, zu welchem man nur nach langer Prüfung gelangen konnte. Jakob diente dort vom Küchenjungen aufwärts bis zum erſten Paſtetenmacher und erreichte eine ſo ungemeine Geſchicklichkeit und Erfahrung in allem, was die Küche betrifft, daß er ſich oft über ſich ſelbſt wundern mußte; die ſchwierigſten Sachen, Paſteten von zweihunderterlei Eſſenzen, Kräuterſuppen von allen Kräutlein der Erde zuſammengeſetzt, alles lernte er, alles verſtand er ſchnell und kräftig zu machen.

So waren etwa ſieben Jahre im Dienſte des alten Weibes vergangen, da befahl ſie ihm eines Tages, indem ſie die Cocosſchuhe auszog, Korb und Krückenſtock zur Hand nahm, um auszugehen, er ſolle ein Hühnlein rupfen, mit Kräutern füllen und ſolches ſchön bräunlich und gelb röſten, bis ſie wiederkäme. Er that dies nach den Regeln der Kunſt. Er tödtete es, brühte es in heißem Waſſer, zog ihm geſchickt die Federn aus, ſchabte ihm nachher die Haut, daß ſie glatt und fein wurde, und nahm ihm die Eingeweide heraus. Sodann fing er an, die Kräuter zu ſammeln, womit er das Hühnlein füllen ſollte. In der Kräuterkammer gewahrte er diesmal ein Wandſchränkchen, deſſen Thüre halb geöffnet war, und das er ſonſt nie bemerkt hatte. Er ging neugierig näher, um zu ſehen, was es enthalte, und ſiehe da, es ſtanden viele Körbchen darinnen, von welchen ein ſtarker, angenehmer Geruch ausging. Er öffnete eines dieſer Körbchen und fand darin Kräutlein von ganz beſonderer Geſtalt und Farbe. Die Stängel

und Blätter waren blaugrün und trugen oben eine kleine Blume von brennendem Roth mit Gelb verbrämt; er betrachtete sinnend diese Blume, berooh sie und sie strömte denselben starken Geruch aus, von dem einst jene Suppe, die ihm die Alte gekocht, geduftet hatte. Aber so stark war der Geruch, daß er zu niesen anfing, immer heftiger niesen mußte und — am Ende niesend erwachte.

Da lag er auf dem Sopha des alten Weibes und blickte verwundert umher. „Nein, wie man aber so lebhaft träumen kann!" sprach er zu sich; „hätte ich jetzt doch schwören wollen, daß ich ein schnödes Eichhörnchen, ein Kamerade von Meerschweinen und anderem Ungeziefer, dabei aber ein großer Koch geworden sey. Wie wird die Mutter lachen, wenn ich ihr alles erzähle! Aber wird sie nicht auch schmälen, daß ich in einem fremden Hause einschlafe, statt ihr zu helfen auf dem Markte?" Mit diesen Gedanken raffte er sich auf, um hinwegzugehen; noch waren seine Glieder vom Schlafe ganz steif, besonders sein Nacken, denn er konnte den Kopf nicht recht hin und her bewegen; er mußte auch selbst über sich lächeln, daß er so schlaftrunken war, denn alle Augenblicke, ehe er es sich versah, stieß er mit der Nase an einen Schrank oder an die Wand oder schlug sie, wenn er sich schnell umwandte, an einen Thürpfosten. Die Eichhörnchen und Meerschweinchen liefen winselnd um ihn her, als wollten sie ihn begleiten, er lud sie auch wirklich ein, als er auf der Schwelle war, denn es waren niedliche Thierchen, aber sie fuhren auf ihren Nußschalen schnell ins Haus zurück, und er hörte sie nur noch in der Ferne heulen.

Es war ein ziemlich entlegener Theil der Stadt, wohin ihn die Alte geführt hatte, und er konnte sich kaum aus den engen Gassen herausfinden, auch war dort ein großes Gedränge; denn es mußte sich, wie ihm dünkte, gerade in der Nähe ein Zwerg

ſehen laſſen; überall hörte er rufen: „Ei, ſehet den häßlichen Zwerg! wo kommt der Zwerg her? Ei, was hat er doch für eine lange Naſe, und wie ihm der Kopf in den Schultern ſteckt, und die braunen, häßlichen Hände!“ Zu einer andern Zeit wäre er wohl auch nachgelaufen, denn er ſah für ſein Leben gern Rieſen oder Zwerge oder ſeltſame, fremde Trachten, aber ſo mußte er ſich ſputen, um zur Mutter zu kommen.

Es war ihm ganz ängſtlich zu Muth, als er auf den Markt kam. Die Mutter ſaß noch da und hatte noch ziemlich viele Früchte im Korbe, lange konnte er alſo nicht geſchlafen haben, aber doch kam es ihm von weitem ſchon vor, als ſey ſie ſehr traurig; denn ſie rief die Vorübergehenden nicht an, einzukaufen, ſondern hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und als er näher kam, glaubte er auch, ſie ſey bleicher als ſonſt. Er zauderte, was er thun ſollte; endlich faßte er ſich ein Herz, ſchlich ſich hinter ſie hin, legte traulich ſeine Hand auf ihren Arm und ſprach: „Mütterchen, was fehlt dir? biſt du böſe auf mich?“

Die Frau wandte ſich um nach ihm, fuhr aber mit einem Schrei des Entſetzens zurück: „Was willſt du von mir, häßlicher Zwerg?“ rief ſie, „fort, fort, ich kann dergleichen Poſſenſpiel nicht leiden!“

„Aber Mutter, was haſt du denn?“ fragte Jakob ganz erſchrocken; „dir iſt gewiß nicht wohl; warum willſt du denn deinen Sohn von dir jagen?“

„Ich habe dir ſchon geſagt, gehe deines Weges!“ entgegnete Frau Hanne zürnend. „Bei mir verdienſt du kein Geld durch deine Gaukeleien, häßliche Mißgeburt.“

„Wahrhaftig, Gott hat ihr das Licht des Verſtandes geraubt,“ ſprach der Kleine bekümmert zu ſich; „was fange ich nur an, um ſie nach Hauſe zu bringen? Lieb' Mütterchen, ſo ſey doch nur

vernünftig; ſieh mich doch nur recht an; ich bin ja dein Sohn, dein Jakob."

„Nein, jetzt wird mir der Spaß zu unverſchämt," rief Hanne ihrer Nachbarin zu, „ſeht nur den häßlichen Zwerg da, da ſteht er und vertreibt mir gewiß alle Käufer, und mit meinem Unglück wagt er zu ſpotten. Spricht zu mir: ich bin ja dein Sohn, dein Jakob, der Unverſchämte!"

Da erhoben ſich die Nachbarinnen und fingen an zu ſchimpfen, ſo arg ſie konnten, und Marktweiber, wißt ihr wohl, verſtehen es, und ſchalten ihn, daß er des Unglücks der armen Hanne ſpotte, der vor ſieben Jahren ihr bildſchöner Knabe geſtohlen worden ſey, und drohten insgeſammt über ihn herzufallen und ihn zu zerkratzen, wenn er nicht alſobald ginge.

Der arme Jakob wußte nicht, was er von dieſem allem denken ſollte. War er doch, wie er glaubte, heute frühe, wie gewöhnlich, mit der Mutter auf den Markt gegangen, hatte ihr die Früchte aufſtellen helfen, war nachher mit dem alten Weib in ihr Haus gekommen, hatte ein Süppchen verzehrt, ein kleines Schläfchen gemacht und war jetzt wieder da; und doch ſprachen die Mutter und die Nachbarinnen von ſieben Jahren, und ſie nannten ihn einen garſtigen Zwerg; was war denn nun mit ihm vorgegangen? — Als er ſah, daß die Mutter gar nichts mehr von ihm hören wollte, traten ihm die Thränen in die Augen und er ging trauernd die Straße hinab nach der Bude, wo ſein Vater den Tag über Schuhe flickte. „Ich will doch ſehen," dachte er bei ſich, „ob er mich auch nicht kennen will; unter die Thüre will ich mich ſtellen und mit ihm ſprechen." Als er an der Bude des Schuſters angekommen war, ſtellte er ſich unter die Thüre und ſchaute hinein. Der Meiſter war ſo emſig mit ſeiner Arbeit beſchäftigt, daß er ihn gar nicht ſah; als er aber einmal zufällig einen Blick nach

der Thüre warf, ließ er Schuhe, Draht und Pfriem auf die Erde fallen und rief mit Entsetzen: „Um Gottes willen, was ist das, was ist das!“

„Guten Abend, Meister!“ sprach der Kleine, indem er vollends in den Laden trat, „wie geht es Euch?“

„Schlecht, schlecht, kleiner Herr!“ antwortete der Vater, zu Jakobs großer Verwunderung; denn er schien ihn auch nicht zu kennen. „Das Geschäft will mir nicht recht von der Hand. Bin so allein und werde jetzt alt, und doch ist mir ein Geselle zu theuer.“

„Aber habt Ihr denn kein Söhnlein, das Euch nach und nach an die Hand gehen könnte bei der Arbeit?“ forschte der Kleine weiter.

„Ich hatte einen, er hieß Jakob, und müßte jetzt ein schlanker, gewandter Bursche von zwanzig Jahren seyn, der mir tüchtig unter die Arme greifen könnte. Ha, da müßte ein Leben seyn; schon als er zwölf Jahre alt war, zeigte er sich so anstellig und geschickt und verstand schon manches vom Handwerk, und hübsch und angenehm war er auch, der hätte mir eine Kundschaft hergelockt, daß ich bald nicht mehr geflickt, sondern nichts als neues geliefert hätte. Aber so geht's in der Welt!“

„Wo ist denn aber Euer Sohn?“ fragte Jakob mit zitternder Stimme seinen Vater.

„Das weiß Gott,“ antwortete er; „vor sieben Jahren, ja so lange ist's jetzt her, wurde er uns vom Markte weggestohlen.“

„Vor sieben Jahren!“ rief Jakob mit Entsetzen.

„Ja, kleiner Herr, vor sieben Jahren; ich weiß noch, wie heute, wie mein Weib nach Hause kam, heulend und schreiend, das Kind sey den ganzen Tag nicht zurückgekommen, sie habe überall geforscht und gesucht und es nicht gefunden. Ich habe es immer gedacht und gesagt, daß es so kommen würde; der Jakob war ein schönes Kind, das muß man sagen, da war nun meine

Frau ſtolz auf ihn und ſah es gerne, wenn ihn die Leute lobten, und ſchickte ihn oft mit Gemüſe und dergleichen in vornehme Häuſer. Das war ſchon recht; er wurde allemal reichlich beſchenkt; aber, ſagte ich, gib Acht, die Stadt iſt groß, viele ſchlechte Leute wohnen da, gib mir auf den Jakob Acht! Und ſo war es, wie ich ſagte. Kommt einmal ein altes häßliches Weib auf den Markt, feilſcht um Früchte und Gemüſe, und kauft am Ende ſo viel, daß ſie es nicht ſelbſt tragen kann. Mein Weib, die mitleidige Seele, gibt ihr den Jungen mit und — hat ihn von Stunde an nicht mehr geſehen."

„Und das iſt jetzt ſieben Jahre, ſagt Ihr?"

„Sieben Jahre wird es im Frühling. Wir ließen ihn ausrufen, wir gingen von Haus zu Haus und fragten; manche hatten den hübſchen Jungen gekannt und liebgewonnen und ſuchten jetzt mit uns, alles vergeblich. Auch die Frau, welche das Gemüſe gekauft hatte, wollte niemand kennen; aber ein ſteinaltes Weib, die ſchon neunzig Jahr gelebt hatte, ſagte, es könne wohl die böſe Fee Kräuterweis geweſen ſeyn, die alle fünfzig Jahre einmal in die Stadt komme, um ſich allerlei einzukaufen."

So ſprach Jakobs Vater und klopfte dabei ſeine Schuhe weidlich und zog den Draht mit beiden Fäuſten weit hinaus. Dem Kleinen aber wurde es nach und nach klar, was mit ihm vorgegangen, daß er nämlich nicht geträumt, ſondern daß er ſieben Jahre bei der böſen Fee als Eichhörnchen gedient habe. Zorn und Gram erfüllte ſein Herz ſo ſehr, daß es beinahe zerſpringen wollte. Sieben Jahre ſeiner Jugend hatte ihm die Alte geſtohlen, und was hatte er für Erſatz dafür? Daß er Pantoffeln von Cocosnüſſen blank putzen, daß er ein Zimmer mit gläſernem Fußboden rein machen konnte, daß er von den Meerſchweinchen alle Geheimniſſe der Küche gelernt hatte? Er ſtand eine gute Weile ſo da

und dachte über ſein Schickſal nach, da fragte ihn endlich ſein Vater: „Iſt Euch vielleicht etwas von meiner Arbeit gefällig, junger Herr? etwa ein paar neue Pantoffeln oder," ſetzte er lächelnd hinzu, „vielleicht ein Futteral für Eure Naſe?"

„Was wollt Ihr nur mit meiner Naſe?" ſagte Jakob, „warum ſollte ich denn ein Futteral dazu brauchen?"

„Nun," entgegnete der Schuſter, „jeder nach ſeinem Geſchmack; aber das muß ich Euch ſagen, hätte ich dieſe ſchreckliche Naſe, ein Futteral ließ ich mir darüber machen von roſenfarbigem Glanzleder. Schaut, da habe ich ein ſchönes Stückchen zur Hand; freilich würde man eine Elle wenigſtens dazu brauchen. Aber wie gut wäret Ihr verwahrt, kleiner Herr; ſo, weiß ich gewiß, ſtoßt Ihr Euch an jeden Thürpfoſten, an jeden Wagen, dem Ihr ausweichen wollet."

Der Kleine ſtand ſtumm vor Schrecken; er betaſtete ſeine Naſe, ſie war dick und wohl zwei Hände lang. So hatte alſo die Alte auch ſeine Geſtalt verwandelt; darum kannte ihn alſo die Mutter nicht, darum ſchalt man ihn einen häßlichen Zwerg! „Meiſter," ſprach er halb weinend zu dem Schuſter, „habt Ihr keinen Spiegel bei der Hand, worin ich mich beſchauen könnte?"

„Junger Herr," erwiderte der Vater mit Ernſt, „Ihr habt nicht gerade eine Geſtalt empfangen, die Euch eitel machen könnte, auch nicht Urſache, alle Stunde in den Spiegel zu gucken. Gewöhnt es Euch ab, er iſt beſonders bei Euch eine lächerliche Gewohnheit."

„Ach, ſo laßt mich doch in den Spiegel ſchauen," rief der Kleine, „gewiß, es iſt nicht aus Eitelkeit!"

„Laſſet mich in Ruhe, ich hab' keinen im Vermögen; meine Frau hat ein Spiegelchen, ich weiß aber nicht, wo ſie es verborgen. Müßt Ihr aber durchaus in den Spiegel gucken, nun über der Straße hin wohnt Urban, der Barbier, der hat einen Spiegel, zweimal ſo groß als Euer Kopf; gucket dort hinein, und indeſſen guten Morgen."

Mit dieſen Worten ſchob ihn der Vater ganz gelinde zur Bude hinaus, ſchloß die Thüre hinter ihm zu und ſetzte ſich wieder zur Arbeit. Der Kleine aber ging ſehr niedergeſchlagen über die Straße zu Urban, dem Barbier, den er noch aus früheren Zeiten wohl kannte. „Guten Morgen, Urban," ſprach er zu ihm, „ich komme, Euch um eine Gefälligkeit zu bitten, ſeyd ſo gut und laſſet mich ein wenig in Euren Spiegel ſchauen."

„Mit Vergnügen, dort ſteht er," rief der Barbier lachend, und ſeine Kunden, denen er den Bart ſcheeren ſollte, lachten weidlich mit. „Ihr ſeyd ein hübſches Bürſchchen, ſchlank und fein, ein Hälschen wie ein Schwan, Händchen wie eine Königin, und ein Stumpfnäschen, man kann es nicht ſchöner ſehen. Ein wenig eitel ſeyd Ihr darauf, das iſt wahr; aber beſchauet Euch immer, man ſoll nicht von mir ſagen, ich habe Euch aus Neid nicht in meinen Spiegel ſehen laſſen."

So ſprach der Barbier, und wieherndes Gelächter füllte die Baderſtube. Der Kleine aber war indeß vor den Spiegel getreten und hatte ſich beſchaut. Thränen traten ihm in die Augen. „Ja, ſo konnteſt du freilich deinen Jakob nicht wieder erkennen, liebe Mutter," ſprach er zu ſich; „ſo war er nicht anzuſchauen in den Tagen der Freude, wo du gerne mit ihm prangteſt vor den Leuten!" Seine Augen waren klein geworden, wie die der Schweine, ſeine Naſe war ungeheuer und hing über Mund und Kinn herunter, der Hals ſchien gänzlich weggenommen worden zu ſeyn, denn ſein Kopf ſteckte tief in den Schultern, und nur mit den größten Schmerzen konnte er ihn rechts und links bewegen; ſein Körper war noch ſo groß, als vor ſieben Jahren, da er zwölf Jahre alt war, aber wenn andere vom zwölften bis ins zwanzigſte in die Höhe wachſen, ſo wuchs er in die Breite, der Rücken und die Bruſt waren weit ausgebogen und waren anzuſehen wie ein kleiner,

aber sehr dick gefüllter Sack; dieser dicke Oberleib saß auf kleinen, schwachen Beinchen, die dieser Last nicht gewachsen schienen, aber um so größer waren die Arme, die ihm am Leibe herabhingen, sie hatten die Größe, wie die eines wohlgewachsenen Mannes, seine Hände waren grob und braungelb, seine Finger lang und spinnenartig, und wenn er sie recht ausstreckte, konnte er damit auf den Boden reichen, ohne daß er sich bückte. So sah er aus, der kleine Jakob; zum mißgestalteten Zwerg war er geworden.

Jetzt gedachte er auch jenes Morgens, an welchem das alte Weib an die Körbe seiner Mutter getreten war. Alles, was er damals an ihr getadelt hatte, die lange Nase, die häßlichen Finger, alles hatte sie ihm angethan, und nur den langen, zitternden Hals hatte sie gänzlich weggelassen.

„Nun, habt Ihr Euch jetzt genug beschaut, mein Prinz?“ sagte der Barbier, indem er zu ihm trat und ihn lachend betrachtete. „Wahrlich, wenn man sich dergleichen träumen lassen wollte, so komisch könnte es einem im Traume nicht vorkommen. Doch ich will Euch einen Vorschlag machen, kleiner Mann. Mein Barbierzimmer ist zwar sehr besucht, aber doch seit neuerer Zeit nicht so, wie ich wünsche. Das kommt daher, weil mein Nachbar, der Barbier Schaum, irgendwo einen Riesen aufgefunden hat, der ihm die Kunden ins Haus lockt. Nun, ein Riese zu werden, ist gerade keine Kunst, aber so ein Männchen wie Ihr, ja, das ist schon ein ander Ding. Tretet bei mir in Dienste, kleiner Mann, Ihr sollt Wohnung, Essen, Trinken, Kleider, alles sollt Ihr haben, dafür stellt Ihr Euch Morgens unter meine Thüre und ladet die Leute ein, hereinzukommen; Ihr schlaget den Seifenschaum, reichet den Kunden das Handtuch und seyd versichert, wir stehen uns beide gut dabei; ich bekomme mehr Kunden, als jener mit dem Riesen, und jeder gibt Euch gerne noch ein Trinkgeld.“

Der Kleine war in seinem Innern empört über den Vorschlag, als Lockvogel für einen Barbier zu dienen. Aber mußte er sich nicht diesen Schimpf geduldig gefallen lassen? Er sagte dem Barbier daher ganz ruhig, daß er nicht Zeit habe zu dergleichen Diensten, und ging weiter.

Hatte das böse alte Weib seine Gestalt unterdrückt, so hatte sie doch seinem Geiste nichts anhaben können, das fühlte er wohl; denn er dachte und fühlte nicht mehr, wie er vor sieben Jahren gethan, nein, er glaubte in diesem Zeitraume weiser, verständiger geworden zu seyn; er trauerte nicht um seine verlorene Schönheit, nicht über diese häßliche Gestalt, sondern nur darüber, daß er wie ein Hund von der Thüre seines Vaters gejagt werde. Darum beschloß er, noch einen Versuch bei seiner Mutter zu machen.

Er trat zu ihr auf den Markt und bat sie, ihm ruhig zuzuhören. Er erinnerte sie an jenen Tag, an welchem er mit dem alten Weibe gegangen, er erinnerte sie an alle einzelne Vorfälle seiner Kindheit, erzählte ihr dann, wie er sieben Jahre als Eichhörnchen gedient habe bei der Fee, und wie sie ihn verwandelte, weil er sie damals getadelt. Die Frau des Schusters wußte nicht, was sie denken sollte. Alles traf zu, was er ihr von seiner Kindheit erzählte, aber wenn er davon sprach, daß er sieben Jahre lang ein Eichhörnchen gewesen sey, da sprach sie: es ist unmöglich und es gibt keine Feen, und wenn sie ihn ansah, so verabscheute sie den häßlichen Zwerg und glaubte nicht, daß dies ihr Sohn seyn könne. Endlich hielt sie es fürs beste, mit ihrem Manne darüber zu sprechen. Sie raffte also ihre Körbe zusammen und hieß ihn mitgehen. So kamen sie zu der Bude des Schusters.

„Sieh einmal," sprach sie zu diesem, „der Mensch da will unser verlorener Jakob seyn. Er hat mir alles erzählt, wie er

uns vor sieben Jahren gestohlen wurde, und wie er von einer Fee bezaubert worden sey."

So? unterbrach sie der Schuster mit Zorn; „hat er dir dies erzählt? Warte du Range! ich habe ihm alles so gesagt noch vor einer Stunde, und jetzt geht er hin, dich zu foppen! Bezaubert bist du worden, mein Söhnchen? warte doch, ich will dich wieder entzaubern." Dabei nahm er ein Bündel Riemen, die er eben zugeschnitten hatte, sprang auf den Kleinen zu und schlug ihn auf den hohen Rücken und auf die langen Arme, daß der Kleine vor Schmerz aufschrie und weinend davon lief.

In jener Stadt gibt es wie überall, wenig mitleidige Seelen, die einen Unglücklichen, der zugleich etwas lächerliches an sich trägt, unterstützten. Daher kam es, daß der unglückliche Zwerg den ganzen Tag ohne Speise und Trank blieb und Abends die Treppe einer Kirche, so hart und kalt sie war, zum Nachtlager wählen mußte.

Als ihn aber am nächsten Morgen die ersten Strahlen der Sonne erweckten, da dachte er ernstlich darüber nach, wie er sein Leben fristen könnte, da ihn Vater und Mutter verstoßen. Er fühlte sich zu stolz, um als Aushängeschild eines Barbiers zu dienen, er wollte nicht zu einem Possenreißer sich verdingen und sich um Geld sehen lassen; was sollte er anfangen? Da fiel ihm bei, daß er als Eichhörnchen große Fortschritte in der Kochkunst gemacht habe; er glaubte nicht mit Unrecht hoffen zu dürfen, daß er es mit manchem Koch aufnehmen könne; er beschloß, seine Kunst zu benützen.

Sobald es daher lebhafter wurde auf den Straßen und der Morgen ganz heraufgekommen war, ging er zuerst in die Kirche und verrichtete sein Gebet. Dann trat er seinen Weg an. Der Herzog, der Herr des Landes, war ein bekannter Schlemmer und Lecker, der eine gute Tafel liebte und seine Köche in allen Welttheilen aufsuchte. Zu seinem Palast begab sich der Kleine. Als er an die äußerste

Pforte kam, fragten die Thürhüter nach seinem Begehr und hatten ihren Spott mit ihm; er aber verlangte nach dem Oberküchenmeister. Sie lachten und führten ihn durch die Vorhöfe, und wo er hinkam, blieben die Diener stehen, schauten nach ihm, lachten weidlich und schlossen sich an, so daß nach und nach ein ungeheurer Zug von Dienern aller Art sich die Treppe des Palastes hinauf bewegte; die Stallknechte warfen ihre Striegel weg, die Läufer liefen, was sie konnten, die Teppichbreiter vergaßen die Teppiche auszuklopfen, alles drängte und trieb sich, es war ein Gewühl, als sey der Feind vor den Thoren, und das Geschrei: „Ein Zwerg! ein Zwerg! habt ihr den Zwerg gesehen?" füllte die Lüfte.

Da erschien der Aufseher des Hauses mit grimmigem Gesicht, eine ungeheure Peitsche in der Hand, in der Thüre. Um des Himmels willen, ihr Hunde, was macht ihr solchen Lärm! wisset ihr nicht, daß der Herr noch schläft?" und dabei schwang er die Geißel und ließ sie unsanft auf den Rücken einiger Stallknechte und Thürhüter niederfallen. „Ach Herr!" riefen sie, „seht Ihr denn nicht? Da bringen wir einen Zwerg, einen Zwerg, wie Ihr noch keinen gesehen." Der Aufseher des Palastes zwang sich mit Mühe, nicht laut aufzulachen, als er des Kleinen ansichtig wurde; denn er fürchtete, durch Lachen seiner Würde zu schaden.

Er trieb daher mit der Peitsche die übrigen hinweg, führte den Kleinen ins Haus und fragte nach seinem Begehr. Als er hörte, jener wolle zum Küchenmeister, erwiderte er: „Du irrst dich, mein Söhnchen, zu mir, dem Aufseher des Hauses, willst du; du willst Leibzwerg werden beim Herzog; ist es nicht also?"

„Nein Herr," antwortete der Zwerg; „ich bin ein geschickter Koch und erfahren in allerlei seltenen Speisen; wollet mich zum Oberküchenmeister bringen; vielleicht kann er meine Kunst brauchen."

„Jeder nach seinem Willen, kleiner Mann; übrigens bist du

noch ein unbesonnener Junge. In die Küche! Als Leibzwerg hätteſt du keine Arbeit gehabt und Eſſen und Trinken nach Herzensluſt und ſchöne Kleider. Doch, wir wollen ſehen, deine Kunſt wird ſchwerlich ſo weit reichen, als ein Mundkoch des Herrn nöthig hat, und zum Küchenjungen biſt du zu gut.“ Bei dieſen Worten nahm ihn der Aufſeher des Palaſtes bei der Hand und führte ihn in die Gemächer des Oberküchenmeiſters.

„Gnädiger Herr!“ ſprach dort der Zwerg und verbeugte ſich ſo tief, daß er mit der Naſe den Fußteppich berührte; „brauchet Ihr keinen geſchickten Koch?“

Der Oberküchenmeiſter betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, brach dann in lautes Lachen aus und ſprach: „Was, du ein Koch, meinſt du, unſere Herde ſeyen ſo niedrig, daß du nur auf einen hinaufſchauen kannſt, wenn du dich auf die Zehen ſtellſt und den Kopf recht aus den Schultern herausarbeiteſt? O, lieber Kleiner, wer dich zu mir geſchickt hat, um dich als Koch zu verdingen, der hat dich zum Narren gehabt.“ So ſprach der Oberküchenmeiſter und lachte weidlich, und mit ihm lachte der Aufſeher des Palaſtes und alle Diener, die im Zimmer waren.

Der Zwerg aber ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen. „Was liegt an einem Ei oder zweien, an ein wenig Syrup und Wein, an Mehl und Gewürze, in einem Hauſe, wo man deſſen genug hat?“ ſprach er. „Gebet mir irgend eine leckerhafte Speiſe zu bereiten auf, ſchaffet mir, was ich dazu brauche, und ſie ſoll vor Euren Augen ſchnell bereitet ſeyn, und Ihr ſollet ſagen müſſen: er iſt ein Koch nach Regel und Recht.“ Solche und ähnliche Reden führte der Kleine, und es war wunderlich anzuſchauen, wie es dabei aus ſeinen kleinen Aeuglein hervorblitzte, wie ſeine lange Naſe ſich hin und her ſchlängelte und ſeine dünnen Spinnenfinger ſeine Rede begleiteten. „Wohlan,“ rief der Küchenmeiſter und

nahm den Aufseher des Palastes unter die Arme, „wohlan, es sey um des Spasses willen; lasset uns zur Küche gehen.“ Sie gingen durch mehrere Säle und Gänge und kamen endlich in die Küche. Es war dieß ein großes, weitläufiges Gebäude, herrlich eingerichtet; auf zwanzig Herden brannten beständig Feuer; ein klares Wasser, das zugleich zum Fischbehälter diente, floß mitten durch sie; in Schränken von Marmor und köstlichem Holz waren die Vorräthe aufgestellt, die man immer zur Hand haben mußte, und zur rechten und linken waren zehn Säle, in welchen alles aufgespeichert war, was man in allen Ländern von Frankistan und selbst im Morgenlande köstliches und leckeres für den Gaumen erfunden. Küchendiener aller Art liefen umher und rasselten und hantirten mit Kesseln und Pfannen, mit Gabeln und Schaumlöffeln; als aber der Oberküchenmeister in die Küche eintrat, blieben sie alle regungslos stehen, und nur das Feuer hörte man noch knistern und das Bächlein rieseln.

„Was hat der Herr heute zum Frühstück befohlen?“ fragte der Meister den ersten Frühstückmacher, einen alten Koch.

„Herr! die dänische Suppe hat er geruht zu befehlen und rothe hamburger Klöschen.“

„Gut,“ sprach der Küchenmeister weiter, „hast du gehört, was der Herr speisen will? Getraust du dich, diese schwierigen Speisen zu bereiten? Die Klöschen bringst du auf keinen Fall heraus, das ist ein Geheimniß.“

„Nichts leichter als dies,“ erwiderte zu allgemeinem Erstaunen der Zwerg; denn er hatte diese Speisen als Eichhörnchen oft gemacht, „nichts leichter, man gebe mir zu der Suppe die und die Kräuter, dies und jenes Gewürz (was er näher beschrieb), Fett von einem wilden Schweine, Wurzeln und Eier; zu den Klöschen aber,“ sprach er leiser, daß es nur der Küchenmeister

und der Frühstückmacher hören konnten, „zu den Klöschen brauche ich viererlei Fleisch, etwas Wein, Entenschmalz, Ingwer und ein gewisses Kraut, das man Magentrost heißt.“

„Ha, bei St. Benedikt! bei welchem Zauberer hast du gelernt?“ rief der Koch mit Staunen; „alles bis auf ein Haar hat er gesagt, und das Kräutlein Magentrost haben wir selbst nicht gewußt; ja das muß es noch angenehmer machen. O du Wunder von einem Koch!“

„Das hätte ich nicht gedacht,“ sagte der Oberküchenmeister, „doch lassen wir ihn die Probe machen; gebt ihm die Sachen, die er verlangt, Geschirr und alles, und lasset ihn das Frühstück bereiten.“

Man that, wie er befohlen, und rüstete alles auf dem Herde zu; aber da fand es sich, daß der Zwerg kaum mit der Nase bis an den Herd reichen konnte. Man setzte daher ein paar Stühle zusammen, legte eine Marmorplatte darüber und lud den kleinen Wundermann ein, sein Kunststück zu beginnen. In einem großen Kreise standen die Köche, Küchenjungen, Diener und allerlei Volk umher und sahen zu und staunten, wie ihm alles so flink und fertig von der Hand ging, wie er alles so reinlich und niedlich bereitete. Als er mit der Zubereitung fertig war, befahl er, beide Schüsseln ans Feuer zu setzen, und genau so lange kochen zu lassen, bis er rufen werde; dann fing er an zu zählen eins, zwei, drei und so fort, und gerade, als er fünfhundert gezählt hatte, rief er: „Halt!“ die Töpfe wurden weggesetzt und der Kleine lud den Küchenmeister ein, zu kosten.

Der Mundkoch ließ sich von einem Küchenjungen einen goldenen Löffel reichen, spülte ihn im Bach und überreichte ihn dem Oberküchenmeister; dieser trat mit feierlicher Miene an den Herd, nahm von den Speisen, kostete, drückte die Augen zu, schnalzte vor Vergnügen mit der Zunge und sprach dann: „Köstlich, bei

des Herzogs Leben, köſtlich! Wollet Ihr nicht auch ein Löffelein zu Euch nehmen, Aufſeher des Palaſtes?" Dieſer verbeugte ſich, nahm den Löffel, koſtete und war vor Vergnügen und Luſt außer ſich. „Eure Kunſt in Ehren, lieber Frühſtückmacher, Ihr ſeyd ein erfahrener Koch, aber ſo herrlich habt Ihr weder die Suppe noch die hamburger Klöſe machen können." Auch der Koch koſtete jetzt, ſchüttelte dann dem Zwerg ehrfurchtsvoll die Hand und ſagte: „Kleiner, du biſt Meiſter in der Kunſt, ja, das Kräutlein Magentroſt, das gibt allem einen ganz eigenen Reiz."

In dieſem Augenblicke kam der Kammerdiener des Herzogs in die Küche und berichtete, daß der Herr das Frühſtück verlange. Die Speiſen wurden nun auf ſilberne Platten gelegt und dem Herzoge zugeſchickt; der Oberküchenmeiſter aber nahm den Kleinen in ſein Zimmer und unterhielt ſich mit ihm. Kaum waren ſie aber halb ſo lange da, als man ein Paternoſter ſpricht (es iſt dies das Gebet der Franken, o Herr, und dauert nicht halb ſo lange als das Gebet der Gläubigen), ſo kam ſchon ein Bote und rief den Oberküchenmeiſter zum Herrn. Er kleidete ſich ſchnell in ſein Feſtkleid und folgte dem Boten.

Der Herzog ſah ſehr vergnügt aus. Er hatte alles aufgezehrt, was auf den ſilbernen Schüſſeln geweſen war, und wiſchte ſich eben den Bart ab, als der Oberküchenmeiſter zu ihm eintrat. „Höre, Küchenmeiſter," ſprach er, „ich bin mit deinen Köchen bisher immer ſehr zufrieden geweſen; aber ſage mir, wer hat heute mein Frühſtück bereitet? So köſtlich war es nie, ſeit ich auf dem Throne meiner Väter ſitze; ſage an, wie er heißt, der Koch, daß wir ihm einige Dukaten zum Geſchenk ſchicken."

„Herr, das iſt eine wunderbare Geſchichte," antwortete der Oberküchenmeiſter und erzählte, wie man ihm heute früh einen Zwerg gebracht, der durchaus Koch werden wollte, und wie ſich

dies alles begeben. Der Herzog verwunderte sich höchlich, ließ den Zwerg vor sich rufen, und fragte ihn aus, wer er sey und woher er komme. Da konnte nun der arme Jakob freilich nicht sagen, daß er verzaubert worden sey und früher als Eichhörnchen gedient habe; doch blieb er bei der Wahrheit, indem er erzählte, er sey jetzt ohne Vater und Mutter und habe bei einer alten Frau kochen gelernt. Der Herzog fragte nicht weiter, sondern ergötzte sich an der sonderbaren Gestalt seines neuen Koches.

„Willst du bei mir bleiben," sprach er, „so will ich dir jährlich fünfzig Dukaten, ein Festkleid und noch überdies zwei paar Beinkleider reichen lassen. Dafür mußt du aber täglich mein Frühstück selbst bereiten, mußt angeben, wie das Mittagessen gemacht werden soll und überhaupt dich meiner Küche annehmen. Da jeder in meinem Palast seinen eigenen Namen von mir empfängt, so sollst du Nase heißen und die Würde eines Unterküchenmeisters bekleiden."

Der Zwerg Nase fiel nieder vor dem mächtigen Herzog in Frankenland, küßte ihm die Füße und versprach ihm treu zu dienen.

So war nun der Kleine fürs erste versorgt, und er machte seinem Amt Ehre; denn man kann sagen, daß der Herzog ein ganz anderer Mann war, während der Zwerg Nase sich in seinem Hause aufhielt. Sonst hatte es ihm oft beliebt, die Schüsseln, die man ihm auftrug, den Köchen an den Kopf zu werfen; ja dem Oberküchenmeister selbst warf er im Zorn einmal einen gebackenen Kalbsfuß, der nicht weich genug geworden war, so heftig an die Stirne, daß er umfiel und drei Tage zu Bette liegen mußte. Der Herzog machte zwar, was er im Zorne gethan, durch einige Hände voll Dukaten wieder gut, aber dennoch war nie ein Koch ohne Zittern und Zagen mit den Speisen zu ihm gekommen. Seit der Zwerg im Hause war, schien alles wie durch Zauber umgewandelt; der Herr aß jetzt statt dreimal des Tages fünfmal, um sich an der

Kunſt ſeines kleinſten Dieners recht zu laben, und dennoch verzog er nie eine Miene zum Unmuth; nein, er fand alles neu, trefflich, war leutſelig und angenehm und wurde von Tag zu Tag fetter.

Oft ließ er mitten unter der Tafel den Küchenmeiſter und den Zwerg Naſe rufen, ſetzte den einen rechts, den andern links, zu ſich und ſchob ihnen mit ſeinen eigenen Fingern einige Biſſen der köſtlichſten Speiſen in den Mund, eine Gnade, welche ſie beide wohl zu ſchätzen wußten.

Der Zwerg war das Wunder der Stadt. Man erbat ſich flehentlich Erlaubniß vom Oberküchenmeiſter, den Zwerg kochen zu ſehen, und einige der vornehmſten Männer hatten es ſo weit gebracht beim Herzog, daß ihre Diener in der Küche bei dem Zwerg Unterrichtsſtunden genießen durften, was nicht wenig Geld eintrug; denn jeder zahlte täglich einen halben Dukaten. Und um die übrigen Köche bei guter Laune zu erhalten und ſie nicht neidiſch auf ihn zu machen, überließ ihnen Naſe dieſes Geld, das die Herren für den Unterricht ihrer Köche zahlen mußten.

So lebte Naſe beinahe zwei Jahre in äußerlichem Wohlleben und Ehre; und nur der Gedanke an ſeine Aeltern betrübte ihn; ſo lebte er, ohne etwas merkwürdiges zu erfahren, bis ſich folgender Vorfall ereignete. Der Zwerg Naſe war beſonders geſchickt und glücklich in ſeinen Einkäufen. Daher ging er, ſo oft es ihm die Zeit erlaubte, immer ſelbſt auf den Markt, um Geflügel und Früchte einzukaufen. Eines Morgens ging er auch auf den Gänſemarkt und forſchte nach ſchweren fetten Gänſen, wie ſie der Herr liebte. Er war muſternd ſchon einigemal auf- und abgegangen; ſeine Geſtalt, weit entfernt, hier Lachen und Spott zu erregen, gebot Ehrfurcht; denn man erkannte ihn als den berühmten Mundkoch des Herzogs, und jede Gänſefrau fühlte ſich glücklich, wenn er ihr die Naſe zuwandte.

Da ſah er ganz am Ende einer Reihe in einer Ecke eine Frau ſitzen, die auch Gänſe feil hatte, aber nicht wie die übrigen ihre Waare anpries und nach Käufern ſchrie. Zu dieſer trat er und maß und wog ihre Gänſe. Sie waren, wie er ſie wünſchte, und er kaufte drei ſammt dem Käſicht, lud ſie auf ſeine breiten Schultern und trat den Rückweg an. Da kam es ihm ſonderbar vor, daß nur zwei von dieſen Gänſen ſchnatterten und ſchrien, wie rechte Gänſe zu thun pflegen, die dritte aber ganz ſtill und in ſich gekehrt da ſaß und Seufzer ausſtieß und ächzte wie ein Menſch. „Die iſt halb krank," ſprach er vor ſich hin, „ich muß eilen, daß ich ſie umbringe und zurichte." Aber die Gans antwortete ganz deutlich und laut:

„Stichſt du mich,
ſo beiß ich dich,
drückſt du mir die Kehle ab,
bring ich dich ins frühe Grab."

Ganz erſchrocken ſetzte der Zwerg Naſe ſeinen Käſicht nieder, und die Gans ſah ihn mit ſchönen klugen Augen an und ſeufzte. „Ei der tauſend!" rief Naſe. „Sie kann ſprechen, Jungfer Gans? Das hätte ich nicht gedacht. Na, ſey ſie nur nicht ängſtlich. Man weiß zu leben und wird einem ſo ſeltenen Vogel nicht zu Leibe gehen. Aber ich wollte wetten, ſie iſt nicht von jeher in dieſen Federn geweſen; war ich ja ſelbſt einmal ein ſchnödes Eichhörnchen."

„Du haſt recht," erwiderte die Gans, „wenn du ſagſt, ich ſey nicht in dieſer ſchmachvollen Hülle geboren worden. Ach, an meiner Wiege wurde es mir nicht geſungen, daß Mimi, des großen Wetterbocks Tochter, in der Küche eines Herzogs getödtet werden ſolle!"

„Sey ſie doch ruhig, liebe Jungfer Mimi," tröſtete der Zwerg; „ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl und Unterküchenmeiſter

ſeiner Durchlaucht bin, es ſoll ihr keiner an die Kehle. Ich will ihr in meinen eigenen Gemächern einen Stall anweiſen, Futter ſoll ſie genug haben, und meine freie Zeit werde ich ihrer Unterhaltung widmen; den übrigen Küchenmenſchen werde ich ſagen, daß ich eine Gans mit allerlei beſondern Kräutern für den Herzog mäſte, und ſo bald ſich Gelegenheit findet, ſetze ich ſie in Freiheit."

Die Gans dankte ihm mit Thränen, der Zwerg aber that, wie er verſprochen, ſchlachtete die zwei anderen Gänſe, für Mimi aber baute er einen eigenen Stall unter dem Vorwande, ſie für den Herzog ganz beſonders zuzurichten. Er gab ihr auch kein gewöhnliches Gänſefutter, ſondern verſah ſie mit Backwerk und ſüßen Speiſen. So oft er freie Zeit hatte, ging er hin, ſich mit ihr zu unterhalten und ſie zu tröſten. Sie erzählten ſich auch gegenſeitig ihre Geſchichten, und Naſe erfuhr auf dieſem Wege, daß die Gans eine Tochter des Zauberers Wetterbock ſey, der auf der Inſel Gothland lebe. Er ſey in Streit gerathen mit einer alten Fee, die ihn durch Ränke und Liſt überwunden und ſie zur Rache in eine Gans verwandelt und weit hinweg bis hieher gebracht habe. Als der Zwerg Naſe ihr ſeine Geſchichte ebenfalls erzählt hatte, ſprach ſie: „Ich bin nicht unerfahren in dieſen Sachen; mein Vater hat mir und meinen Schweſtern einige Anleitung gegeben, ſo viel er nämlich davon mittheilen durfte. Die Geſchichte mit dem Streit am Kräuterkorbe, deine plötzliche Verwandlung, als du an jenem Kräutlein rochſt, auch einige Worte der Alten, die du mir ſagteſt, beweiſen mir, daß du auf Kräuter bezaubert biſt, das heißt: wenn du das Kraut auffindeſt, das ſich die Fee bei deiner Verzauberung gedacht hat, ſo kannſt du erlöst werden." Es war dies ein geringer Troſt für den Kleinen; denn wo ſollte er das Kraut auffinden? Doch dankte er ihr und ſchöpfte einige Hoffnung.

Um dieſe Zeit bekam der Herzog einen Beſuch von einem

benachbarten Fürſten, ſeinem Freunde. Er ließ daher ſeinen Zwerg Naſe vor ſich kommen und ſprach zu ihm: „Jetzt iſt die Zeit gekommen, wo du zeigen mußt, ob du mir treu dieneſt und Meiſter deiner Kunſt biſt. Dieſer Fürſt, der bei mir zu Beſuch iſt, ſpeist bekanntlich, außer mir, am beſten und iſt ein großer Kenner einer feinen Küche und ein weiſer Mann. Sorge nun dafür, daß meine Tafel täglich alſo beſorgt werde, daß er immer mehr in Erſtaunen geräth. Dabei darfſt du, bei meiner Ungnade, ſo lange er da iſt, keine Speiſe zweimal bringen. Dafür kannſt du dir von meinem Schatzmeiſter alles reichen laſſen, was du nur brauchſt; und wenn du Gold und Diamanten in Schmalz backen mußt, ſo thu' es; ich will lieber ein armer Mann werden, als erröthen vor ihm."

So ſprach der Herzog; der Zwerg aber ſagte, indem er ſich anſtändig verbeugte: „Es ſey, wie du ſagſt, o Herr, ſo es Gott gefällt, werde ich alles ſo machen, daß es dieſem Fürſten der Gutſchmecker wohlgefällt."

Der kleine Koch ſuchte nun ſeine ganze Kunſt hervor. Er ſchonte die Schätze ſeines Herrn nicht, noch weniger aber ſich ſelbſt; denn man ſah ihn den ganzen Tag in einer Wolke von Rauch und Feuer eingehüllt, und ſeine Stimme hallte beſtändig durch das Gewölbe der Küche; denn er befahl als Herrſcher den Küchenjungen und niederen Köchen. Herr! ich könnte es machen, wie die Kameeltreiber von Aleppo, wenn ſie in ihren Geſchichten, die ſie den Reiſenden erzählen, die Menſchen herrlich ſpeiſen laſſen. Sie führen eine ganze Stunde lang all die Gerichte an, die aufgetragen worden ſind, und erwecken dadurch große Sehnſucht und noch größeren Hunger in ihren Zuhörern, ſo daß dieſe unwillkürlich die Vorräthe öffnen und eine Mahlzeit halten und den Kameeltreibern reichlich mittheilen, doch ich nicht alſo.

Der fremde Fürſt war ſchon vierzehn Tage beim Herzog und

lebte herrlich und in Freuden. Sie speisten des Tages nicht weniger als fünfmal, und der Herzog war zufrieden mit der Kunst des Zwerges, denn er sah Zufriedenheit auf der Stirne seines Gastes. Am fünfzehnten Tage aber begab es sich, daß der Herzog den Zwerg zur Tafel rufen ließ, ihn seinem Gaste, dem Fürsten, vorstellte, und diesen fragte, wie er mit dem Zwerg zufrieden sey?

„Du bist ein wunderbarer Koch," antwortete der fremde Fürst, „und weißt, was anständig essen heißt. Du hast in der ganzen Zeit, daß ich hier bin, nicht eine einzige Speise wiederholt und alles trefflich bereitet; aber sage mir doch, warum bringst du so lange nicht die Königin der Speisen, die Pastete Souzeraine?"

Der Zwerg war sehr erschrocken, denn er hatte von dieser Pastetenkönigin nie gehört, doch faßte er sich und antwortete: „O Herr! noch lange, hoffte ich, sollte dein Angesicht leuchten an diesem Hoflager, darum wartete ich mit dieser Speise; denn womit sollte dich denn der Koch begrüßen am Tage des Scheidens, als mit der Königin der Pasteten!"

„So," entgegnete der Herzog lachend, „und bei mir wolltest du wohl warten, bis an meinen Tod, um mich dann noch zu begrüßen; denn auch mir hast du die Pastete noch nie vorgesetzt. Doch, denke auf einen andern Scheidegruß; denn morgen mußt du die Pastete auf die Tafel setzen."

„Es sey, wie du sagst, Herr!" antwortete der Zwerg und ging. Aber er ging nicht vergnügt; denn der Tag seiner Schande und seines Unglücks war gekommen. Er wußte nicht, wie er die Pastete machen sollte. Er ging daher in seine Kammer und weinte über sein Schicksal. Da trat die Gans Mimi, die in seinem Gemach umhergehen durfte, zu ihm, und fragte ihn nach der Ursache seines Jammers. „Stille deine Thränen," antwortete sie, als sie von der Pastete Souzeraine gehört, „dieses Gericht kam

oft auf meines Vaters Tisch, und ich weiß ungefähr, was man dazu braucht; du nimmst dies und jenes, so und so viel, und wenn es auch nicht durchaus alles ist, was eigentlich dazu nöthig, die Herren werden keinen so feinen Geschmack haben." So sprach Mimi; der Zwerg aber sprang auf vor Freuden, segnete den Tag, an welchem er die Gans gekauft hatte und schickte sich an, die Königin der Pasteten zuzurichten. Er machte zuerst einen kleinen Versuch, und siehe, es schmeckte trefflich, und der Oberküchenmeister, dem er davon zu kosten gab, pries aufs neue seine ausgebreitete Kunst.

Den andern Tag setzte er die Pastete in größerer Form auf und schickte sie, warm, wie sie aus dem Ofen kam, nachdem er sie mit Blumenkränzen geschmückt hatte, auf die Tafel; er selbst aber zog sein bestes Festkleid an und ging in den Speisesaal. Als er eintrat, war der Obervorschneider gerade damit beschäftigt, die Pastete zu zerschneiden und auf einem silbernen Schäufelein dem Herzog und seinem Gaste hinzureichen. Der Herzog that einen tüchtigen Biß hinein, schlug die Augen auf zur Decke und sprach, nachdem er geschluckt hatte: „Ah! ah! ah! mit Recht nennt man dies die Königin der Pasteten, aber mein Zwerg ist auch der König aller Köche, nicht also, lieber Freund?"

Der Gast nahm einige kleine Bissen zu sich, kostete und prüfte aufmerksam und lächelte dabei höhnisch und geheimnißvoll. „Das Ding ist recht artig gemacht," antwortete er, indem er den Teller hinwegrückte, „aber die Souzeraine ist es denn doch nicht ganz; das habe ich mir wohl gedacht."

Da runzelte der Herzog vor Unmuth die Stirne und erröthete vor Beschämung: „Hund von einem Zwerg!" rief er, „wie wagst du es, deinem Herrn dies anzuthun? Soll ich dir deinen großen Kopf abhacken lassen zur Strafe für deine schlechte Kocherei?"

„Ach Herr, um des Himmels willen, ich habe das Gericht

doch zubereitet nach den Regeln der Kunst, es kann gewiß nichts fehlen!" so sprach der Zwerg und zitterte.

„Es ist eine Lüge, du Bube!" erwiderte der Herzog und stieß ihn mit dem Fuße von sich; „mein Gast würde sonst nicht sagen, es fehlt etwas. Dich selbst will ich zerhacken und backen lassen in eine Pastete!"

„Habt Mitleiden!" rief der Kleine und rutschte auf den Knieen zu dem Gaste, dessen Füße er umfaßte; „saget, was fehlt an dieser Speise, daß sie Eurem Gaumen nicht zusagt? Lasset mich nicht sterben wegen einer Handvoll Fleisch und Mehl."

„Das wird dir wenig helfen, mein lieber Nase," antwortete der Fremde mit Lachen; „das habe ich mir schon gestern gedacht, daß du diese Speise nicht machen kannst wie mein Koch. Wisse, es fehlt ein Kräutlein, das man hier zu Lande gar nicht kennt, das Kraut Niesmitlust, ohne dieses bleibt die Pastete ohne Würze, und dein Herr wird sie nie essen wie ich."

Da gerieth der Herrscher in Frankistan in Wuth. „Und doch werde ich sie essen," rief er mit funkelnden Augen; „denn ich schwöre auf meine fürstliche Ehre, entweder zeige ich Euch morgen die Pastete, wie ihr sie verlanget — oder den Kopf dieses Burschen aufgespießt auf dem Thore meines Palastes. Gehe, du Hund, noch einmal gebe ich dir vierundzwanzig Stunden Zeit."

So rief der Herzog; der Zwerg aber ging wieder weinend in sein Kämmerlein und klagte der Gans sein Schicksal, daß er sterben müsse, denn von dem Kraut habe er nie gehört. „Ist es nur dies," sprach sie, „da kann ich dir schon helfen; denn mein Vater lehrte mich alle Kräuter kennen. Wohl wärest du vielleicht zu einer andern Zeit des Todes gewesen, aber glücklicherweise ist es gerade Neumond, und um diese Zeit blüht das Kräutlein. Doch sage an, sind alte Kastanienbäume in der Nähe des Palastes?"

„O ja!“ erwiderte Naſe mit leichterem Herzen; „am See, zweihundert Schritte vom Haus, ſteht eine ganze Gruppe; doch warum dieſe?“

„Nur am Fuße alter Kaſtanien blüht das Kräutlein,“ ſagte Mimi, „darum laß uns keine Zeit verſäumen und ſuchen, was du brauchſt; nimm mich auf deinen Arm und ſetze mich im Freien nieder; ich will dir ſuchen.“

Er that, wie ſie geſagt, und ging mit ihr zur Pforte des Palaſtes. Dort aber ſtreckte der Thürhüter ſein Gewehr vor und ſprach: „Mein guter Naſe, mit dir iſt's vorbei; aus dem Hauſe darfſt du nicht, ich habe den ſtrengſten Befehl darüber.“

„Aber in den Garten kann ich doch wohl gehen?“ erwiderte der Zwerg. „Sey ſo gut und ſchicke einen deiner Geſellen zum Aufſeher des Palaſtes und frage, ob ich nicht in den Garten gehen und Kräuter ſuchen dürfe?“ Der Thürhüter that alſo, und es wurde erlaubt, denn der Garten hatte hohe Mauern und es war an kein Entkommen daraus zu denken. Als aber Naſe mit der Gans Mimi ins Freie gekommen war, ſetzte er ſie behutſam nieder, und ſie ging ſchnell vor ihm her dem See zu, wo die Kaſtanien ſtanden. Er folgte ihr nur mit beklommenem Herzen, denn es war ja ſeine letzte, einzige Hoffnung; fand ſie das Kräutlein nicht, ſo ſtand ſein Entſchluß feſt, er ſtürzte ſich dann lieber in den See, als daß er ſich köpfen ließ. Die Gans ſuchte aber vergebens, ſie wandelte unter allen Kaſtanien, ſie wandte mit dem Schnabel jedes Gräschen um, es wollte ſich nichts zeigen, und ſie fing aus Mitleid und Angſt an zu weinen; denn ſchon wurde der Abend dunkler und die Gegenſtände umher ſchwerer zu erkennen.

Da fielen die Blicke des Zwergs über den See hin und plötzlich rief er: „Siehe, ſiehe, dort über dem See ſteht noch ein großer, alter Baum; laß uns dort hingehen und ſuchen, vielleicht

blüht dort mein Glück.“ Die Gans hüpfte und flog voran, und er lief nach, so schnell seine kleinen Beine konnten; der Kastanienbaum warf einen großen Schatten und es war dunkel umher, fast war nichts mehr zu erkennen; aber da blieb plötzlich die Gans stille stehen, schlug vor Freuden mit den Flügeln, fuhr dann schnell mit dem Kopf ins hohe Gras und pflückte etwas ab, das sie dem erstaunten Nase zierlich mit dem Schnabel überreichte und sprach: „Das ist das Kräutlein, und hier wächst eine Menge davon, so daß es dir nie daran fehlen kann.“

Der Zwerg betrachtete das Kraut sinnend; ein süßer Duft strömte ihm daraus entgegen, der ihn unwillkürlich an die Scene seiner Verwandlung erinnerte; die Stengel, die Blätter waren bläulich grün, sie trugen eine brennend rothe Blume mit gelbem Rande.

„Gelobt sey Gott!“ rief er endlich aus; „welches Wunder! Wisse, ich glaube, es ist dies dasselbe Kraut, das mich aus einem Eichhörnchen in diese schändliche Gestalt umwandelte; soll ich den Versuch machen?

„Noch nicht,“ bat die Gans. „Nimm von diesem Kraut eine handvoll mit dir, laß uns auf dein Zimmer gehen, und dein Geld, und was du sonst hast, zusammenraffen, und dann wollen wir die Kraft des Krautes versuchen.“

Sie thaten also und gingen auf seine Kammer zurück, und das Herz des Zwerges pochte hörbar vor Erwartung. Nachdem er fünfzig oder sechzig Dukaten, die er erspart hatte, einige Kleider und Schuhe zusammen in einen Bündel geknüpft hatte, sprach er: „So es Gott gefällig ist, werde ich dieser Bürde los werden,“ steckte seine Nase tief in die Kräuter und zog ihren Duft ein.

Da zog und knackte es in allen seinen Gliedern, er fühlte, wie sich sein Kopf aus den Schultern hob, er schielte herab auf

seine Nase und sah sie kleiner und kleiner werden, sein Rücken und seine Brust fingen an, sich zu ebnen, und seine Beine wurden länger.

Die Gans sah mit Erstaunen diesem allem zu. „Ha, was du so groß, was du so schön bist!" rief sie, „Gott sey gedankt, es ist nichts mehr an dir von allem, was du vorher warst!" Da freute sich Jakob sehr, und er faltete die Hände und betete. Aber seine Freude ließ ihn nicht vergessen, welchen Dank er der Gans Mimi schuldig sey; zwar drängte ihn sein Herz, zu seinen Aeltern zu gehen, doch besiegte er aus Dankbarkeit diesen Wunsch und sprach: „Wem anders, als dir, habe ich es zu danken, daß ich mir selbst wieder geschenkt bin? Ohne dich hätte ich dieses Kraut nimmer gefunden, hätte also ewig in jener Gestalt bleiben oder vielleicht gar unter dem Beile des Henkers sterben müssen. Wohlan, ich will es dir vergelten. Ich will dich zu deinem Vater bringen; er, der so erfahren ist in jedem Zauber, wird dich leicht entzaubern können." Die Gans vergoß Freudenthränen und nahm sein Anerbieten an. Jakob kam glücklich und unerkannt mit der Gans aus dem Palaste und machte sich auf den Weg nach dem Meeresstrand, Mimi's Heimath zu.

Was soll ich noch weiter erzählen, daß sie ihre Reise glücklich vollendeten, daß Wetterbock seine Tochter entzauberte und den Jakob mit Geschenken beladen entließ; daß er in seine Vaterstadt zurückkam, und daß seine Aeltern in dem schönen jungen Manne mit Vergnügen ihren verlorenen Sohn erkannten, daß er von den Geschenken, die er von Wetterbock mitbrachte, sich einen Laden kaufte und reich und glücklich wurde.

Nur so viel will ich noch sagen, daß nach seiner Entfernung aus dem Palaste des Herzogs große Unruhe entstand; denn als am andern Tage der Herzog seinen Schwur erfüllen, und dem Zwerg, wenn er die Kräuter nicht gefunden hätte, den Kopf

abschlagen lassen wollte, war er nirgends zu finden; der Fürst aber behauptete, der Herzog habe ihn heimlich entkommen lassen, um sich nicht seines besten Kochs zu berauben, und klagte ihn an, daß er wortbrüchig sey. Dadurch entstand denn ein großer Krieg zwischen beiden Fürsten, der in der Geschichte unter dem Namen „Kräuterkrieg" wohl bekannt ist; es wurde manche Schlacht geschlagen, aber am Ende doch Friede gemacht, und diesen Frieden nennt man bei uns den „Pastetenfrieden," weil beim Versöhnungsfeste durch den Koch des Fürsten die Souzeraine, die Königin der Pasteten, zubereitet wurde, welche sich der Herr Herzog trefflich schmecken ließ."

So führen oft die kleinsten Ursachen zu großen Folgen; und dies, o Herr, ist die Geschichte des Zwerges Nase.

So erzählte der Sklave aus Frankistan. Nachdem er geendet hatte, ließ der Scheik Ali Banu ihm und den andern Sklaven Früchte reichen, sich zu erfrischen, und unterhielt sich, während sie aßen, mit seinen Freunden. Die jungen Männer aber, die der Alte eingeführt hatte, waren voll Lobes über den Scheik, sein Haus und alle seine Einrichtungen. „Wahrlich," sprach der junge Schreiber, „es gibt keinen angenehmeren Zeitvertreib, als Geschichten anzuhören. Ich könnte Tage lang so hinsitzen, die Beine untergeschlagen, einen Arm aufs Kissen gestützt, die Stirne in die Hand gelegt, und, wenn es ginge, des Scheiks große Wasserpfeife in der Hand und Geschichten anhören, — so ungefähr stelle ich mir das Leben vor in den Gärten Mahomeds."

„So lange Ihr jung seyd und arbeiten könnt," sprach der Alte, „kann ein solcher träger Wunsch nicht Euer Ernst seyn. Aber das gebe ich Euch zu, daß ein eigener Reiz darin liegt, etwas erzählen zu hören. So alt ich bin, und ich gehe nun ins sieben-

undſiebenzigſte Jahr, ſo viel ich in meinem Leben ſchon gehört habe, ſo verſchmähe ich es doch nicht, wenn an der Ecke ein Geſchichtserzähler ſitzt und um ihn in großem Kreis die Zuhörer, mich ebenfalls hinzuſetzen und zuzuhören. Man träumt ſich ja in die Begebenheiten hinein, die erzählt werden, man lebt mit dieſen Menſchen, mit dieſen wundervollen Geiſtern, mit Feen und dergleichen Leuten, die uns nicht alle Tage begegnen, und hat nachher, wenn man einſam iſt, Stoff, ſich alles zu wiederholen, wie der Wanderer, der ſich gut verſehen hat, wenn er durch die Wüſte reist."

„Ich habe nie ſo darüber nachgedacht," erwiderte ein anderer der jungen Leute, „worin der Reiz ſolcher Geſchichten eigentlich liegt; aber mir geht es wie euch. Schon als Kind konnte man mich, wenn ich ungeduldig war, durch eine Geſchichte zum Schweigen bringen; es war mir anfangs gleichgültig, von was es handelte, wenn es nur erzählt war, wenn nur etwas geſchah; wie oft habe ich, ohne zu ermüden, jene Fabeln angehört, die weiſe Männer erfunden, und in welche ſie einen Kern ihrer Weisheit gelegt haben, vom Fuchs und vom thörichten Raben, vom Fuchs und vom Wolf, viele Dutzend Geſchichten vom Löwen und den übrigen Thieren. Als ich älter wurde und mehr unter die Menſchen kam, genügten mir jene kurzen Geſchichten nicht mehr; ſie mußten ſchon länger ſeyn, mußten von Menſchen und ihren wunderbaren Schickſalen handeln."

„Ja ich entſinne mich noch wohl dieſer Zeit," unterbrach ihn einer ſeiner Freunde. „Du warſt es, der uns dieſen Drang nach Erzählungen aller Art beibrachte. Einer eurer Sklaven wußte ſo viel zu erzählen, als ein Kameeltreiber von Mecca nach Medina ſpricht; wenn er fertig war mit ſeiner Arbeit, mußte er ſich zu uns ſetzen auf den Grasboden vor dem Hauſe, und da baten wir

ſo lange, bis er zu erzählen anfing, und das ging fort und fort, bis die Nacht herauf kam."

„Und erſchloß ſich uns," entgegnete der Schreiber, „da nicht ein neues, niegekanntes Reich, das Land der Genien und Feen, bebaut mit allen Wundern der Pflanzenwelt, mit reichen Paläſten von Smaragden und Rubinen, mit rieſenhaften Sklaven bevölkert, die erſchienen, wenn man einen Ring hin und wieder dreht, oder die Wunderlampe reibt, oder das Wort Salomo's ausſpricht, und in goldenen Schalen herrliche Speiſen bringen. Wir fühlten uns unwillkürlich in jenes Land verſetzt, wir machten mit Sinnbad ſeine wunderbaren Fahrten, wir gingen mit Harun-Al-Raſchid, dem weiſen Beherrſcher der Gläubigen, Abends ſpazieren, wir kannten Giaffar, ſeinen Weſſir, ſo gut als uns ſelbſt, kurz, wir lebten in jenen Geſchichten, wie man Nachts in Träumen lebt, und es gab keine ſchönere Tageszeit für uns, als den Abend, wo wir uns einfanden auf dem Raſenplatz und der alte Sklave uns erzählte. Aber ſage uns, Alter, worin liegt es denn eigentlich, daß wir damals ſo gerne erzählen hörten, daß es noch jetzt für uns keine angenehmere Unterhaltung gibt?"

Die Bewegung, die im Zimmer entſtand, und die Aufforderung zur Aufmerkſamkeit, die der Sklavenaufſeher gab, verhinderte den Alten zu antworten. Die jungen Leute wußten nicht, ob ſie ſich freuen ſollten, daß ſie eine neue Geſchichte anhören durften, oder ungehalten ſeyn darüber, daß ihr anziehendes Geſpräch mit dem Alten unterbrochen worden war; aber ein zweiter Sklave erhob ſich bereits und begann:

Abner, der Jude.

Herr, ich bin aus Mogador, am Strande des großen Meers, und als der großmächtigſte Kaiſer Muley Ismael über Fez und

Marokko herrſchte, hat ſich die Geſchichte zugetragen, die du vielleicht nicht ungerne hören wirſt. Es iſt die Geſchichte von Abner, dem Juden, der nichts geſehen hat.

Juden, wie du weißt, gibt es überall, und ſie ſind überall Juden: pfiffig, mit Falkenaugen für den kleinſten Vortheil begabt, verſchlagen, deſto verſchlagener, je mehr ſie mißhandelt werden, ihrer Verſchlagenheit ſich bewußt, und ſich etwas darauf einbildend. Daß aber doch zuweilen ein Jude durch ſeine Pfiffe zu Schaden kommt, bewies Abner, als er eines Abends zum Thore von Marokko hinaus ſpazieren ging.

Er ſchreitet einher, mit der ſpitzigen Mütze auf dem Kopf, in den beſcheidenen, nicht übermäßig reinlichen Mantel gehüllt, nimmt von Zeit zu Zeit eine verſtohlene Priſe aus der goldenen Doſe, die er nicht gerne ſehen läßt, ſtreichelt ſich den Knebelbart, und, trotz der umherrollenden Augen, welche ewige Furcht und Beſorgniß und die Begierde, zu erſpähen, wo etwas zu machen wäre, keinen Augenblick ruhen läßt, leuchtet Zufriedenheit aus ſeiner beweglichen Miene; er muß dieſen Tag gute Geſchäfte gemacht haben; und ſo iſt es auch. Er iſt Arzt, iſt Kaufmann, iſt alles, was Geld einträgt; er hat heute einen Sklaven mit einem heimlichen Fehler verkauft, wohlfeil eine Kameelladung Gummi gekauft, und einem reichen, kranken Manne den letzten Trank nicht vor ſeiner Geneſung, ſondern vor ſeinem Hintritt bereitet.

Eben war er auf ſeinem Spaziergang aus einem kleinen Gehölze von Palmen und Datteln getreten, da hörte er lautes Geſchrei herbeilaufender Menſchen hinter ſich; es war ein Haufe kaiſerlicher Stallknechte, den Oberſtallmeiſter an der Spitze, die nach allen Seiten unruhige Blicke umherwarfen, wie Menſchen, die etwas verlorenes eifrig ſuchen.

„Philiſter," rief ihm keuchend der Oberſtallmeiſter zu, „haſt

du nicht ein kaiſerlich Pferd mit Sattel und Zeug herüberrennen ſehen?"

Abner antwortete: „Der beſte Galoppläufer, den es gibt; zierlich klein iſt ſein Huf, ſeine Hufeiſen ſind von vierzehnlöthigem Silber, ſein Haar leuchtet golden, gleich dem großen Sabbathleuchter in der Schule, fünfzehn Fäuſte iſt er hoch, ſein Schweif iſt drei und einen halben Fuß lang und die Stangen ſeines Gebiſſes ſind von dreiundzwanzigkarätigem Golde."

„Er iſts!" rief der Oberſtallmeiſter; „er iſts!" rief der Chor der Stallknechte! „Es iſt der Emir," rief ein alter Bereiter, „ich habe es dem Prinzen Abdallah zehnmal geſagt, er ſolle den Emir in der Trenſe reiten; ich kenne den Emir, ich habe es vorausgeſagt, daß er ihn abwerfen würde, und ſollte ich ſeine Rückenſchmerzen mit dem Kopfe bezahlen müſſen, ich habe es vorausgeſagt. — Aber ſchnell, wohin iſt er gelaufen?"

„Habe ich doch gar kein Pferd geſehen," erwiderte Abner lächelnd; „wie kann ich ſagen, wohin es gelaufen iſt, des Kaiſers Pferd?"

Erſtaunt über dieſen Widerſpruch, wollten die Herren vom Stalle eben weiter in Abner dringen, da kam ein anderes Ereigniß dazwiſchen.

Durch einen ſonderbaren Zufall, wie es deren ſo viele gibt, war gerade zu dieſer Zeit auch der Leibſchooßhund der Kaiſerin entlaufen. Ein Haufe ſchwarzer Sklaven kam herbeigerannt, und ſie ſchrien ſchon von weitem: „Habt ihr den Schooßhund der Kaiſerin nicht geſehen?"

„Es iſt kein Hund, den ihr ſuchet, meine Herren," ſagte Abner, „es iſt eine Hündin."

„Allerdings," rief der erſte Eunuch hocherfreut, „Aline, wo biſt du?"

„Ein kleiner Wachtelhund," fuhr Abner fort, „der vor kurzem Junge geworfen, langes Behänge, Federschwanz, hinkt auf dem rechten vordern Beine."

„Sie iſts, wie ſie leibt und lebt!" rief der Chor der Schwarzen, „es iſt Aline; die Kaiſerin iſt in Krämpfe verfallen, ſobald ſie vermißt wurde; Aline, wo biſt du? was ſoll aus uns werden, wenn wir ohne dich ins Harem zurückkehren? Sprich geſchwind, wohin haſt du ſie laufen ſehen?"

„Ich habe gar keinen Hund geſehen, weiß ich doch nicht einmal, daß meine Kaiſerin, welche Gott erhalte, einen Wachtelhund beſizt."

Da ergrimmten die Leute vom Stalle und vom Harem über Abner's Unverſchämtheit, wie ſie es nannten, über kaiſerliches Eigenthum ſeinen Scherz zu treiben, und zweifelten keinen Augenblick, ſo unwahrſcheinlich dies auch war, daß er Hund und Pferd geſtohlen habe. Während die andern ihre Nachforſchungen fortſetzten, packten der Stallmeiſter und der erſte Eunuch den Juden und führten den halb pfiffig, halb ängſtlich Lächelnden vor das Angeſicht des Kaiſers.

Aufgebracht, berief Muley Ismael, als er den Hergang vernommen, den gewöhnlichen Rath des Palaſtes und führte, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenſtandes, ſelbſt den Vorſitz. Zur Eröffnung der Sache wurde dem Angeſchuldigten ein halbes hundert Streiche auf die Fußſohlen zuerkannt. Abner mochte ſchreien oder winſeln, ſeine Unſchuld betheuern oder verſprechen, alles zu erzählen, wie es ſich zugetragen, Sprüche aus der Schrift oder dem Talmud anführen, mochte rufen: „Die Ungnade des Königs iſt wie das Brüllen eines jungen Löwen, aber ſeine Gnade iſt Thau auf dem Graſe;" oder: „Laß nicht zuſchlagen deine Hand, wenn dir Augen und Ohren verſchloſſen ſind." — Muley Ismael winkte und ſchwur

bei des Propheten Bart und seinem eigenen, der Philister solle die Schmerzen des Prinzen Abdallah und die Krämpfe der Kaiserin mit dem Kopfe bezahlen, wenn die Flüchtigen nicht wieder beigebracht würden.

Noch erschallte der Palast des Kaisers von Marokko von dem Schmerzgeschrei des Patienten, als die Nachricht einlief, Hund und Pferd seyen wieder gefunden. Aline überraschte man in der Gesellschaft einiger Möpse sehr anständiger Leute, die sich aber für sie, als Hofdame, durchaus nicht schickten, und Emir hatte, nachdem er sich müde gelaufen, das duftende Gras auf den grünen Wiesen am Bache Tara wohlschmeckender gefunden als den kaiserlichen Hafer.

Muley Jémael verlangte von Abner eine Erklärung seines Betragens, und dieser sah sich nun, wiewohl etwas spät, im Stande, sich zu verantworten, was er, nachdem er vor Sr. Hoheit Thron dreimal die Erde mit der Stirne berührte, in folgenden Worten that:

„Großmächtigster Kaiser, König der Könige, Herr des Westen, Stern der Gerechtigkeit, Spiegel der Wahrheit, Abgrund der Weisheit, der du glänzend bist wie Gold, so strahlend wie der Diamant, so hart wie das Eisen, höre mich, weil es deinem Sklaven vergönnt ist, vor deinem strahlenden Angesichte seine Stimme zu erheben. Ich schwöre bei dem Gott meiner Väter, bei Moses und den Propheten, daß ich dein heiliges Pferd und meiner gnädigen Kaiserin liebenswürdigen Hund mit meines Leibes Augen nicht gesehen habe. Höre aber, wie sich die Sache begeben."

„Ich wandelte, um mich von des Tages Last und Arbeit zu erholen, nichts denkend, in dem kleinen Gehölze, wo ich die Ehre gehabt habe, Sr. Herrlichkeit, dem Oberstallmeister, und Sr. Wachsamkeit, dem schwarzen Aufseher deines gesegneten Harems, zu begegnen; da gewahrte ich im feinen Sande zwischen den Palmen die Spuren eines Thieres; ich, dem die Spuren der Thiere überaus gut bekannt sind, erkannte sie alsbald für die Fußstapfen eines

kleinen Hundes; andere Spuren neben den Vordertatzen, wo der Sand leicht weggefegt zu seyn schien, sagten mir, daß das Thier mit schönen, weit herabhängenden Ohren begabt sey, und da ich bemerkt, wie in längeren Zwischenräumen der Sand bedeutender aufgewühlt war, dachte ich: einen schönen, langbehaarten Schwanz hat die Kleine, und er muß anzusehen seyn als ein Federbusch, und es hat ihr beliebt, zuweilen den Sand damit zu peitschen; auch entging mir nicht, daß eine Pfote sich beständig weniger tief in den Sand eindrückte; leider konnte mir da nicht verborgen bleiben, daß die Hündin meiner gnädigsten Frau, wenn es erlaubt ist, es auszusprechen, ein wenig hinke."

„Was das Roß deiner Hoheit betrifft, so wisse, daß ich, als ich in einem Gange des Gebüsches hinwandelte, auf die Spuren eines Pferdes aufmerksam wurde. Kaum hatte ich den edeln, kleinen Huf bemerkt, so sagte ich in meinem Herzen: da ist gewesen ein Roß von der Race Tschenner, die da ist die vornehmste von allen. Ist es ja noch nicht vier Monate, hat mein gnädigster Kaiser einem Fürsten in Frankenland eine ganze Kuppel von dieser Race verkauft, und mein Bruder Ruben ist dabei gewesen, wie sie sind Handels einig geworden, und mein gnädigster Kaiser hat dabei gewonnen so und so viel. Als ich sah, wie die Spuren so weit und so gleichmäßig von einander entfernt waren, mußte ich denken: das galoppirt schön, vornehm, und ist bloß mein Kaiser werth, solch ein Thier zu besitzen, und ich gedachte des Streitrosses, von dem geschrieben steht bei Hiob: „Es stampfet auf den Boden und ist freudig mit Kraft und zeucht aus, den Geharnischten entgegen; es spottet der Furcht und erschricket nicht und fleucht vor dem Schwerte nicht, wenn gleich wieder es klinget der Köcher, und glänzen beide, Spieß und Lanzen." Und ich bückte mich, da ich etwas glänzen sah auf dem Boden, wie ich immer thue, und siehe, es war ein

Marmelſtein, darauf hatte das Huſeiſen des eilenden Roſſes einen Strich gezogen, und ich erkannte, daß es Huſeiſen haben mußte von vierzehnlöthigem Silber; muß ich doch den Strich kennen von jeglichem Metall, ſey es echt oder unecht. Der Baumgang, in dem ich mich befand, war ſieben Fuß weit, und hie und da ſah ich den Staub von den Palmen geſtreift; der Gaul hat mit dem Schweiſe gefochten, ſprach ich, und er iſt lang drei und einen halben Fuß; unter Bäumen, deren Krone etwa fünf Fuß vom Boden anfing, ſah ich friſch abgeſtreifte Blätter; ſeiner Schnelligkeit Rücken mußte ſie abgeſtreift haben; da haben wir ein Pferd von fünfzehn Fäuſten; ſiehe da, unter denſelben Bäumen kleine Büſchel goldglänzender Haare, und ſiehe da, es iſt ein Goldfuchs. Eben trat ich aus dem Gebüſche, da fiel an einer Felswand ein Goldſtrich in mein Auge; dieſen Strich ſollteſt du kennen, ſprach ich, und was wars? Ein Probierſtein war eingeſprengt in dem Geſtein und ein haarfeiner Goldſtrich darauf, wie ihn das Männchen mit dem Pfeilbündel auf den Füchſen der ſieben vereinigten Provinzen von Holland nicht feiner, nicht reiner ziehen kann. Der Strich mußte von den Gebißſtangen des flüchtigen Roſſes rühren, die es im Vorbeiſpringen gegen dieſes Geſtein gerieben. Kennt man ja doch deine erhabene Prachtliebe, König der Könige, weiß man ja doch, daß ſich das geringſte deiner Roſſe ſchämen würde, auf einen andern als einen goldenen Zaum zu beißen. Alſo hat es ſich begeben, und wenn —" „Nun, bei Mecca und Medina!" rief Muley Ismael, „das heiße ich Augen; ſolche Augen könnten dir nicht ſchaden, Oberjägermeiſter, ſie würden dir eine Kuppel Schweißhunde erſparen; du Polizeiminiſter könnteſt damit weiter ſehen als alle deine Schergen und Aufpaſſer. Nun, Philiſter, wir wollen dich in Betracht deines ungemeinen Scharfſinns, der uns wohl gefallen hat, gnädig behandeln; die fünfzig Prügel, die du richtig

erhalten haſt, ſind fünfzig Zechinen werth, ſie erſparen dir fünfzig; denn du zahlſt jetzt bloß noch fünfzig baar; zieh deinen Beutel und enthalte dich für die Zukunft, unſeres kaiſerlichen Eigenthums zu ſpotten; wir bleiben dir übrigens in Gnaden gewogen."

Der ganze Hof bewunderte Abners Scharfſinn, denn Se. Majeſtät hatte geſchworen, er ſey ein geſchickter Burſche; aber dies bezahlte ihm ſeine Schmerzen nicht, tröſtete ihn nicht für ſeine theure Zechinen. Während er ſtöhnend und ſeufzend eine nach der andern aus dem Beutel nahm, jede zum Abſchiede auf der Fingerſpitze wog, höhnte ihn noch Schnuri, der kaiſerliche Spaßmacher, fragte ihn, ob ſeine Zechinen alle auf dem Steine ſich bewährten, auf dem der Goldfuchs des Prinzen Abdallah ſein Gebiß probirt habe. „Deine Weisheit hat heute Ruhm geerntet," ſprach er, „ich wollte aber noch fünfzig Zechinen wetten, es wäre dir lieber, du hätteſt geſchwiegen. Aber wie ſpricht der Prophet? „„Ein entſchlüpftes Wort holt kein Wagen ein, und wenn er mit vier flüchtigen Roſſen beſpannt wäre."" Auch kein Windſpiel holt es ein, Herr Abner, auch wenn es nicht hinkt."

Nicht lange nach dieſem für Abner ſchmerzlichen Ereigniß ging er wieder einmal in einem der grünen Thäler zwiſchen den Vorbergen des Atlas ſpazieren. Da wurde er, gerade wie damals, von einem einherſtürmenden Haufen Gewaffneter eingeholt, und der Anführer ſchrie ihn an:

„He! guter Freund, haſt du nicht Goro, den ſchwarzen Leibſchützen des Kaiſers, vorbeilaufen ſehen? Er iſt entflohen, er muß dieſen Weg genommen haben ins Gebirg."

„Kann nicht dienen, Herr General," antwortete Abner.

„Ach, biſt du nicht der pfiffige Jude, der den Fuchs und den Hund nicht geſehen hat? Mach' nur keine Umſtände; hier muß der Sklave vorbeigekommen ſeyn; riechſt du vielleicht noch

den Duft ſeines Schweißes in der Luft? ſiehſt du noch die Spuren ſeines flüchtigen Fußes im hohen Graſe? Sprich, der Sklave muß herbei; er iſt einzig im Sperlingſchießen mit dem Blaſerohr, und dies iſt Sr. Hoheit Lieblingszeitvertreib. Sprich! oder ich laſſe dich ſogleich krumm feſſeln."

„Kann ich doch nicht ſagen, ich habe geſehen, was ich doch nicht hab' geſehen."

„Jude, zum letztenmale; wohin iſt der Sklave gelaufen? denk an deine Fußſohlen, denk an deine Zechinen!"

„O waih geſchrien! Nun wenn ihr abſolut haben wollt, daß ich ſoll geſehen haben den Sperlingſchützen, ſo lauft dorthin; iſt er dort nicht, ſo iſt er anderswo."

„Du haſt ihn alſo geſehen?" brüllte ihn der Soldat an.

„Ja denn, Herr Offizier, weil ihr es ſo haben wollt."

Die Soldaten verfolgten eilig die angewieſene Richtung. Abner aber ging, innerlich über ſeine Liſt zufrieden nach Hauſe. Kaum aber war er vierundzwanzig Stunden älter geworden, ſo drang ein Haufe von der Wache des Palaſtes in ſein Haus und verunreinigte es, denn es war Sabbath, und ſchleppte ihn vor das Angeſicht des Kaiſers von Marokko.

„Hund von einem Juden," ſchnaubte ihn der Kaiſer an, „du wagſt es, kaiſerliche Diener, die einen flüchtigen Sklaven verfolgen, auf falſche Spur ins Gebirge zu ſchicken, während der Flüchtling der Meeresküſte zueilt und beinahe auf einem ſpaniſchen Schiffe entkommen wäre? Greift ihn, Soldaten! Hundert auf die Sohlen, hundert Zechinen aus dem Beutel! Um wie viel die Sohlen ſchwellen unter den Hieben, um ſo viel ſoll der Beutel dünner werden."

Du weißt es, o Herr, im Reiche Fez und Marokko liebt man ſchnelle Gerechtigkeit, und ſo wurde der arme Abner geprügelt und beſteuert, ohne daß man ihn zuvor um ſeine Einwilligung befragt

hätte. Er aber verfluchte sein Geschick, das ihn dazu verdammte, daß seine Sohlen und sein Beutel es hart empfinden sollten, so oft Se. Majestät geruhten, etwas zu verlieren. Als er aber brummend und seufzend unter dem Gelächter des rohen Hofvolks aus dem Saale hinkte, sprach zu ihm Schnuri, der Spaßmacher: „Gib dich zufrieden, Abner, undankbarer Abner; ist es nicht Ehre genug für dich, daß jeder Verlust, den unser gnädiger Kaiser, den Gott erhalte, erleidet, auch dir empfindlichen Kummer verursachen muß? Versprichst du mir aber ein gut Trinkgeld, so komme ich jedesmal eine Stunde, bevor der Herr des Westen etwas verliert, an deine Bude in der Judengasse und spreche: gehe nicht aus deiner Hütte, Abner, du weißt schon warum, und schließe dich ein in dein Kämmerlein bis zu Sonnenuntergang."

Dies, o Herr, ist die Geschichte von Abner, der nichts gesehen hat.

Als der Sklave geendet hatte, und es im Saale wieder stille geworden war, erinnerte der junge Schreiber den Alten, daß sie den Faden ihrer Unterhaltung abgebrochen hätten und bat, ihnen zu erklären, worin denn eigentlich der mächtige Reiz des Märchens liege.

„Das will ich Euch jetzt sagen," erwiderte der Alte, „der menschliche Geist ist noch leichter und beweglicher als das Wasser, das doch in alle Formen sich schmiegt und nach und nach auch die dichtesten Gegenstände durchdringt. Er ist leicht und frei wie die Luft und wird, wie diese, je höher er sich von der Erde hebt, desto leichter und reiner. Daher ist ein Drang in jedem Menschen, sich hinauf über das Gewöhnliche zu erheben und sich in höheren Räumen leichter und freier zu bewegen, sey es auch nur in Träumen. Ihr selbst, mein junger Freund, sagtet: „„Wir lebten in jenen Geschichten, wir dachten und fühlten mit jenen

Menſchen,"" und daher kommt der Reiz, den ſie für Euch hatten. Indem Ihr den Erzählungen des Sklaven zuhörtet, die nur Dichtungen waren, die einſt ein anderer erfand, habt Ihr ſelbſt auch mitgedichtet. Ihr bliebet nicht ſtehen bei den Gegenſtänden um Euch, bei Euern gewöhnlichen Gedanken, nein, Ihr erlebtet alles mit, Ihr waret es ſelbſt, dem dies und jenes Wunderbare begegnete, ſo ſehr nahmet Ihr Theil an dem Manne, von dem man Euch erzählte. So erhob ſich Euer Geiſt am Faden einer ſolchen Geſchichte über die Gegenwart, die Euch nicht ſo ſchön, nicht ſo anziehend dünkte; ſo bewegte ſich dieſer Geiſt in fremden, höheren Räumen freier und ungebundener, das Märchen wurde Euch zur Wirklichkeit, oder, wenn Ihr lieber wollet, die Wirklichkeit wurde zum Märchen, weil Euer Dichten und Seyn im Märchen lebte."

„Ganz verſtehe ich Euch nicht," erwiderte der junge Kaufmann, „aber Ihr habt Recht mit dem, was Ihr ſaztet, wir lebten im Märchen, oder das Märchen in uns. Sie iſt mir noch wohl erinnerlich, jene ſchöne Zeit; wenn wir Muße dazu hatten, träumten wir wachend; wir ſtellten uns vor, an wüſte, unwirthbare Inſeln verſchlagen zu ſeyn, wir beriethen uns, was wir beginnen ſollten, um unſer Leben zu friſten, und oft haben wir im dichten Weidengebüſch uns Hütten gebaut, haben von elenden Früchten ein kärgliches Mahl gehalten, obgleich wir hundert Schritte weit zu Haus das Beſte hätten haben können; ja es gab Zeiten, wo wir auf die Erſcheinung einer gütigen Fee oder eines wunderbaren Zwerges warteten, die zu uns treten und ſagen würden: „„Die Erde wird ſich alſobald aufthun, wollt dann nur gefälligſt herabſteigen in meinen Palaſt von Bergkriſtall, und euch belieben laſſen, was meine Diener, die Meerkatzen, euch auftiſchen.""

Die jungen Leute lachten, gaben aber ihrem Freunde zu, daß er wahr geſprochen habe. „Noch jezt," fuhr ein anderer fort,

„noch jetzt beschleicht mich hie und da dieser Zauber; ich würde mich zum Beispiel nicht wenig ärgern über die dumme Fabel, wenn mein Bruder zur Thüre hereingestürzt käme und sagte: Weißt du schon das Unglück von unserem Nachbar, dem dicken Bäcker? er hat Händel gehabt mit einem Zauberer, und dieser hat ihn aus Rache in einen Bären verwandelt, und jetzt liegt er in seiner Kammer und heult entsetzlich; ich würde mich ärgern und ihn einen Lügner schelten. Aber wie anders, wenn mir erzählt würde, der dicke Nachbar hab' eine weite Reise in ein fernes, unbekanntes Land unternommen, sey dort einem Zauberer in die Hände gefallen, der ihn in einen Bären verwandelte. Ich würde mich nach und nach in die Geschichte versetzt fühlen, würde mit dem dicken Nachbar reisen, wunderbares erleben, und es würde mich nicht sehr überraschen, wenn er in ein Fell gesteckt würde und auf allen Vieren gehen müßte."

„Und doch," sprach der Alte, „gibt es eine sehr ergötzliche Art von Erzählung, wo weder Fee noch Zauberer erscheint, kein Schloß von Kristall, keine Genien, die wunderbare Speisen bringen. Kein Vogel Rok, kein Zauberpferd, eine andere Art als die, welche man gewöhnlich Märchen nennt."

„Wie versteht Ihr dies, erklärt uns deutlicher, was Ihr meinet, eine andere Art, als das Märchen?" sprachen die Jünglinge.

„Ich denke, man muß einen gewissen Unterschied machen zwischen Märchen und Erzählungen, die man im gemeinen Leben Geschichten nennt. Wenn ich Euch sage, ich will Euch ein Märchen erzählen, so werdet Ihr zum voraus darauf rechnen, daß es eine Begebenheit ist, die von dem gewöhnlichen Gang des Lebens abschweift und sich in einem Gebiet bewegt, das nicht mehr durchaus irdischer Natur ist. Oder, um deutlicher zu seyn, ihr werdet bei dem Märchen auf die Erscheinung anderer Wesen, als allein

sterblicher Menschen, rechnen können; es greifen in das Schicksal der Person, von welcher das Märchen handelt, fremde Mächte, wie Feen und Zauberer, Genien und Geisterfürsten ein; die ganze Erzählung nimmt eine außergewöhnliche, wunderbare Gestalt an und ist ungefähr anzuschauen, wie die Gewebe unserer Teppiche oder viele Gemälde unserer besten Meister, welche die Franken Arabesken nennen. Es ist dem echten Muselmann verboten, den Menschen, das Geschöpf Allah's, sündiger Weise wieder zu schaffen in Farben und Gemälden, daher sieht man auf jenen Geweben wunderbar verschlungene Bäume und Zweige mit Menschenköpfen, Menschen, die in einen Fisch oder Strauch ausgehen, kurz Figuren, die an das gewöhnliche Leben erinnern und dennoch ungewöhnlich sind; ihr versteht mich doch?"

„Ich glaube Eure Meinung zu errathen," sagte der Schreiber, „doch fahret weiter fort."

„Von dieser Art ist nun das Märchen; fabelhaft, ungewöhnlich, überraschend; weil es dem gewöhnlichen Leben fremd ist, wird es oft in fremde Länder oder in ferne, längst vergangene Zeiten verschoben. Jedes Land, jedes Volk hat solche Märchen, die Türken so gut als die Perser, die Chinesen wie die Mongolen; selbst in Frankenland soll es viele geben, wenigstens erzählte mir einst ein gelehrter Giaur davon, doch sind sie nicht so schön als die unsrigen; denn statt schöner Feen, die in prachtvollen Palästen wohnen, haben sie zauberhafte Weiber, die sie Hexen nennen, heimtückisches, häßliches Volk, das in elenden Hütten wohnt, und statt in einem Muschelwagen, von Greifen gezogen, durch die blauen Lüfte zu fahren, reiten sie auf einem Besen durch den Nebel. Sie haben auch Gnomen und Erdgeister, das sind kleine, verwachsene Kerlchen, die allerlei Spuk machen. Das sind nun die Märchen; ganz anders aber ist es mit den Erzählungen, die

man gemeinhin Geschichten nennt. Diese bleiben ganz ordentlich auf der Erde, tragen sich im gewöhnlichen Leben zu, und wunderbar ist an ihnen meistens nur die Verkettung der Schicksale eines Menschen, der nicht durch Zauber, Verwünschung oder Feenspuk, wie im Märchen, sondern durch sich selbst oder die sonderbare Fügung der Umstände, reich oder arm, glücklich oder unglücklich wird."

„Richtig," erwiderte einer der jungen Leute, „solche Geschichten finden sich auch in den herrlichen Erzählungen der Scheherfade, die man Tausendundeinenacht nennt. Die meisten Begebenheiten des Königs Harun Al-Raschid und seines Beziers sind dieser Art. Sie gehen verkleidet aus und sehen diesen oder jenen höchst sonderbaren Vorfall, der sich nachher ganz natürlich auflöst."

„Und dennoch werdet Ihr gestehen müssen," fuhr der Alte fort, „daß jene Geschichten nicht der schlechteste Theil der Tausendundeinenacht sind. Und doch, wie verschieden sind sie in ihren Ursachen, in ihrem Gange, in ihrem ganzen Wesen von den Märchen eines Prinzen Biribinker, oder der dr.i Derwische mit einem Auge, oder des Fischers, der den Kasten, verschlossen mit dem Siegel Salomo's aus dem Meere zieht. Aber am Ende ist es dennoch eine Grundursache, die beiden ihren eigenthümlichen Reiz gibt, nämlich das, daß wir etwas auffallendes, außergewöhnliches mit erleben. Bei dem Märchen liegt dieses außergewöhnliche in jener Einmischung eines fabelhaften Zaubers in das gewöhnliche Menschenleben, bei den Geschichten geschieht etwas zwar nach natürlichen Gesetzen, aber auf überraschende, ungewöhnliche Weise."

„Sonderbar!" rief der Schreiber, „sonderbar, daß uns dann dieser natürliche Gang der Dinge eben so anzieht wie der übernatürliche im Märchen; worin mag dies wohl liegen?"

„Das liegt in der Schilderung des einzelnen Menschen,"

antwortete der Alte; „im Märchen häuft ſich das Wunderbare ſo ſehr, der Menſch handelt ſo wenig mehr aus eigenem Triebe, daß die einzelnen Figuren und ihr Charakter nur flüchtig gezeichnet werden können. Anders bei der gewöhnlichen Erzählung, wo die Art, wie jeder ſeinem Charakter gemäß ſpricht und handelt, die Hauptſache und das Anziehende iſt."

„Wahrlich, Ihr habt recht," erwiderte der junge Kaufmann, „ich habe mir nie Zeit genommen, ſo recht darüber nachzudenken, habe alles nur ſo geſehen und an mir vorübergehen laſſen, habe mich an dem einen ergötzt, das andere langweilig gefunden, ohne gerade zu wiſſen, warum; aber Ihr gebt uns da einen Schlüſſel, der uns das Geheimniß öffnet, einen Probierſtein, worauf wir die Probe machen und richtig urtheilen können."

„Thuet das immer," antwortete der Alte, „und Euer Genuß wird ſich vergrößern, wenn Ihr nachdenken lernet über das, was Ihr gehört; doch ſiehe, dort erhebt ſich wieder ein neuer, um zu erzählen."

So war es; und dieſer begann:

Der junge Engländer.

Herr, ich bin ein Deutſcher von Geburt und habe mich in euern Landen zu kurz aufgehalten, als daß ich ein perſiſches Märchen oder eine ergötzliche Geſchichte von Sultanen und Vezieren erzählen könnte. Ihr müßt mir daher ſchon erlauben, daß ich etwas aus meinem Vaterland erzähle, was euch vielleicht auch einigen Spaß macht. Leider ſind unſere Geſchichten nicht immer ſo vornehm wie die euern, das heißt, ſie handeln nicht von Sultanen oder unſeren Königen, nicht von Vezieren und Paſcha's, was man bei uns Juſtiz- und Finanzminiſter, auch Geheimeräthe und dergleichen nennt, ſondern ge- leben, wenn ge- nicht von

Soldaten handeln, gewöhnlich ganz bescheiden und unter den Bürgern.

Im südlichen Theile von Deutschland liegt das Städtchen Grünwiesel, wo ich geboren und erzogen bin. Es ist ein Städtchen, wie sie alle sind. In der Mitte ein kleiner Marktplatz mit einem Brunnen, an der Seite ein kleines, altes Rathhaus, umher auf dem Markte die Häuser des Friedensrichters und der angesehensten Kaufleute, und in ein paar engen Straßen wohnen die übrigen Menschen. Alles kennt sich, jedermann weiß, wie es da und dort zugeht, und wenn der Oberpfarrer, oder der Bürgermeister, oder der Arzt ein Gericht mehr auf der Tafel hat, so weiß es schon am Mittagessen die ganze Stadt. Nachmittags kommen dann die Frauen zu einander auf Besuch, wie man es nennt, besprechen sich bei starkem Kaffee und süßem Kuchen über diese große Begebenheit, und der Schluß ist, daß der Oberpfarrer wahrscheinlich in die Lotterie gesetzt und unchristlich viel gewonnen habe, daß der Bürgermeister sich schmieren lasse, oder daß der Doctor vom Apotheker einige Goldstücke bekommen habe, um recht theure Recepte zu verschreiben. Ihr könnet Euch denken, Herr, wie unangenehm es für eine so wohleingerichtete Stadt, wie Grünwiesel, seyn mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem niemand wußte, woher er kam, was er wollte, von was er lebte. Der Bürgermeister hatte zwar seinen Paß gesehen, ein Papier, das bei uns jedermann haben muß —"

„Ist es denn so unsicher auf den Straßen," unterbrach den Sklaven der Scheik, „daß ihr einen Ferman eures Sultans haben müsset, um die Räuber in Achtung zu halten?"

„Nein, Herr," entgegnete jener, „diese Papiere halten keinen Dieb von uns ab, sondern es ist nur der Ordnung wegen, daß

meiſter hatte den Paß unterſucht und in einer Kaffeegeſellſchaft bei dem Doctor geäußert, der Paß ſey zwar ganz richtig viſirt von Berlin bis Grünwieſel, aber es ſtecke doch was dahinter; denn der Mann ſehe etwas verdächtig aus. Der Bürgermeiſter hatte das größte Anſehen in der Stadt, kein Wunder, daß von da an der Fremde als eine verdächtige Perſon angeſehen wurde. Und ſein Lebenswandel konnte meine Landsleute nicht von dieſer Meinung abbringen. Der fremde Mann miethete ſich für einige Goldſtücke ein ganzes Haus, das bisher öde geſtanden, ließ einen ganzen Wagen voll ſonderbarer Geräthſchaften, als Oefen, Kunſtherde, große Tiegel und dergleichen hineinſchaffen und lebte von da an ganz für ſich allein. Ja, er kochte ſich ſogar ſelbſt, und es kam keine menſchliche Seele in ſein Haus als ein alter Mann aus Grünwieſel, der ihm ſeine Einkäufe in Brod, Fleiſch und Gemüſe beſorgen mußte; doch, auch dieſer durfte nur in die Flur des Hauſes kommen, und dort nahm der fremde Mann das Gekaufte in Empfang."

„Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als der Mann in meiner Vaterſtadt einzog, und ich kann mir noch heute, als wäre es geſtern geſchehen, die Unruhe denken, die dieſer Mann im Städtchen verurſachte. Er kam Nachmittags nicht, wie andere Männer, auf die Kegelbahn, er kam Abends nicht ins Wirthshaus, um, wie die übrigen, bei einer Pfeife Tabak über die Zeitung zu ſprechen. Umſonſt lud ihn nach der Reihe der Bürgermeiſter, der Friedensrichter, der Doctor und der Oberpfarrer zum Eſſen oder Kaffee ein, er ließ ſich immer entſchuldigen. Daher hielten ihn einige für verrückt, andere für einen Juden, ein dritter behauptete ſteif und feſt, er ſey ein Zauberer oder Herenmeiſter. Ich wurde achtzehn, zwanzig Jahre alt, und noch immer hieß der Mann in der Stadt der fremde Herr.

Es begab ſich aber eines Tages, daß Leute mit fremden Thieren in die Stadt kamen. Es war dies hergelaufenes Geſindel, das ein Kameel hatte, welches ſich verbeugen konnte, einen Bären, der tanzte, einige Hunde und Affen, die in menſchlichen Kleidern komiſch genug ausſahen und allerlei Künſte machten. Dieſe Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, halten an den Kreuzſtraßen und Plätzen, machen mit einer kleinen Trommel und einer Pfeife eine übeltönende Muſik, laſſen ihre Truppe tanzen und ſpringen und ſammeln dann in den Häuſern Geld ein. Die Truppe aber, die ſich diesmal in Grünwieſel ſehen ließ, zeichnete ſich durch einen ungeheuern Orangutang aus, der beinahe Menſchengröße hatte, auf zwei Beinen ging und allerlei artige Künſte zu machen verſtand. Dieſe Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn; er erſchien, als die Trommel und Pfeife ertönte, von Anfang ganz unwillig hinter den dunkeln, vom Alter angelaufenen Fenſtern; bald aber wurde er freundlicher, ſchaute zu jedermanns Verwundern zum Fenſter heraus und lachte herzlich über die Künſte des Orangutangs; ja, er gab für den Spaß ein ſo großes Silberſtück, daß die ganze Stadt davon ſprach.

Am andern Morgen zog die Thierbande weiter; das Kameel mußte viele Körbe tragen, in welchen die Hunde und Affen ganz bequem ſaßen, die Thiertreiber aber und der große Affe gingen hinter dem Kameele. Kaum aber waren ſie einige Stunden zum Thore hinaus, ſo ſchickte der fremde Herr auf die Poſt, verlangte zu großer Verwunderung des Poſtmeiſters einen Wagen und Extrapoſt und fuhr zu demſelben Thore hinaus, den Weg hin, den die Thiere genommen hatten. Das ganze Städtchen ärgerte ſich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereist ſey. Es war ſchon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Thor ankam; es ſaß aber noch eine Perſon im Wagen, die den Hut

tief ins Geſicht gedrückt und um Mund und Ohren ein ſeidenes Tuch gebunden hatte. Der Thorſchreiber hielt es für ſeine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um ſeinen Paß zu bitten; er antwortete aber ſehr grob, indem er in einer ganz unverſtändlichen Sprache brummte.

„Es iſt mein Neffe," ſagte der fremde Mann freundlich zum Thorſchreiber, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drückte, „es iſt mein Neffe und verſteht bis dato wenig deutſch; er hat ſo eben in ſeiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden.

„Ei, wenn es Dero Neffe iſt," antwortete der Thorſchreiber, „ſo kann er wohl ohne Paß hereinkommen; er wird wohl ohne Zweifel bei Ihnen wohnen?"

„Allerdings," ſagte der Fremde, „und hält ſich wahrſcheinlich längere Zeit hier auf."

Der Thorſchreiber hatte keine weitere Einwendung mehr, und der fremde Herr und ſein Neffe fuhren ins Städtchen. Der Bürgermeiſter und die ganze Stadt war übrigens nicht ſehr zufrieden mit dem Thorſchreiber. Er hätte doch wenigſtens einige Worte von der Sprache des Neffen ſich merken ſollen; daraus hätte man dann leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Oheim wäre. Der Thorſchreiber verſicherte aber, daß es weder franzöſiſch noch italieniſch ſey, wohl aber habe es ſo breit geklungen wie engliſch, und wenn er nicht irre, ſo habe der junge Herr geſagt: „God dam!" So half der Thorſchreiber ſich ſelbſt aus der Noth und dem jungen Manne zu einem Namen; denn man ſprach jetzt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht ſichtbar, weder auf der Kegelbahn noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weiſe viel zu ſchaffen. — Es begab ſich nämlich

oft, daß in dem ſonſt ſo ſtillen Hauſe des Fremden ein ſchreckliches Geſchrei und ein Lärm ausging, daß die Leute haufenweiſe vor dem Hauſe ſtehen blieben und hinaufſahen. Man ſah den jungen Engländer, angethan mit einem rothen Frack und grünen Beinkleidern, mit ſtruppigtem Haar und ſchrecklicher Miene, unglaublich ſchnell an den Fenſtern hin und her, durch alle Zimmer laufen; der alte Fremde lief ihm in einem rothen Schlafrock, eine Hetzpeitſche in der Hand, nach, verfehlte ihn oft, aber einigemal kam es doch der Menge auf der Straße vor, als müſſe er den jungen erreicht haben; denn man hörte klägliche Angſttöne und klatſchende Peitſchenhiebe die Menge. An dieſer grauſamen Behandlung des fremden jungen Mannes nahmen die Frauen des Städtchens ſo lebhaften Antheil, daß ſie endlich den Bürgermeiſter bewogen, einen Schritt in der Sache zu thun. Er ſchrieb dem fremden Herrn ein Billet, worin er ihm die unglimpfliche Behandlung ſeines Neffen in ziemlich derben Ausdrücken vorwarf und ihm drohte, wenn noch ferner ſolche Scenen vorfielen, den jungen Mann unter ſeinen beſonderen Schutz zu nehmen.

Wer war aber mehr erſtaunt als der Bürgermeiſter, wie er den Fremden ſelbſt, zum erſtenmal nach zehn Jahren, bei ſich eintreten ſah. Der alte Herr entſchuldigte ſein Verfahren mit dem beſondern Auftrage der Aeltern des Jünglings, die ihm ſolchen zu erziehen gegeben; er ſey ſonſt ein kluger, anſtelliger Junge, äußerte er, aber die Sprachen erlerne er ſehr ſchwer; er wünſche ſo ſehnlich, ſeinem Neffen das deutſche recht geläufig beizubringen, um ſich nachher die Freiheit zu nehmen, ihn in die Geſellſchaften von Grünwieſel einzuführen, und dennoch gehe demſelben dieſe Sprache ſo ſchwer ein, daß man oft nichts beſſeres thun könne, als ihn gehörig durchzupeitſchen. Der Bürgermeiſter fand ſich durch dieſe Mittheilung völlig befriedigt, rieth dem Alten zur

Mäßigung und erzählte Abends im Bierkeller, daß er selten einen so unterrichteten, artigen Mann gefunden als den Fremden. „Es ist nur Schade," setzte er hinzu, „daß er so wenig in Gesellschaft kommt; doch, ich denke, wenn der Neffe nur erst ein wenig deutsch spricht, besucht er meine Gesellschaften öfter."

Durch diesen einzigen Vorfall war die Meinung des Städtchens völlig umgeändert. Man hielt den Fremden für einen artigen Mann, sehnte sich nach seiner nähern Bekanntschaft und fand es ganz in der Ordnung, wenn hie und da in dem öden Hause ein gräßliches Geschrei aufging; „er gibt dem Neffen Unterricht in der deutschen Sprache," sagten die Grünwieseler und blieben nicht mehr stehen. Nach einem Vierteljahr ungefähr schien der Unterricht im deutschen beendigt; denn der Alte ging jetzt um eine Stufe weiter vor. Es lebte ein alter gebrechlicher Franzose in der Stadt, der den jungen Leuten Unterricht im Tanzen gab; diesen ließ der Fremde zu sich rufen und sagte ihm, daß er seinen Neffen im Tanzen unterrichten lassen wolle. Er gab ihm zu verstehen, daß derselbe sehr gelehrig, aber, was das Tanzen betreffe, etwas eigensinnig sey; er habe nämlich früher bei einem andern Meister tanzen gelernt, und zwar nach so sonderbaren Wendungen, daß er sich nicht füglich in der Gesellschaft vorstellen könne; der Neffe halte sich aber eben deswegen für einen großen Tänzer, obgleich sein Tanz nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Walzer oder Galopp (Tänze, die man in meinem Vaterlande tanzt, o Herr!), nicht einmal Aehnlichkeit mit Ecossaise oder Française habe. Er versprach übrigens einen Thaler für die Stunde, und der Tanzmeister war mit Vergnügen bereit, den Unterricht des eigensinnigen Zöglings zu übernehmen.

Es gab, wie der Franzose unter der Hand versicherte, auf der Welt nichts so sonderbares als diese Tanzstunden. Der Neffe, ein ziemlich großer, schlanker, junger Mann, der nur etwas sehr

kurze Beine hatte, erſchien in einem rothen Frack, ſchön friſirt, in grünen weiten Beinkleidern und glacirten Handſchuhen. Er ſprach wenig und mit fremdem Accent, war von Anfang ziemlich artig und anſtellig; dann verfiel er aber oft plötzlich in fratzenhafte Grimaſſen, tanzte die kühnſten Touren, wobei er Sprünge machte, daß dem Tanzmeiſter hören und ſehen verging; wollte er ihn zurechtweiſen, ſo zog er die zierlichen Tanzſchuhe von den Füßen, warf ſie dem Franzoſen an den Kopf und ſetzte nun auf allen Vieren im Zimmer umher. Bei dieſem Lärm fuhr dann der alte Herr plötzlich in einem weiten, rothen Schlafrock, eine Mütze von Goldpapier auf dem Kopfe, aus ſeinem Zimmer heraus und ließ die Hetzpeitſche ziemlich unſanft auf den Rücken des Neffen niederfallen. Der Neffe fing dann an ſchrecklich zu heulen, ſprang auf Tiſche und hohe Gegenſtände im Zimmer, ja ſelbſt an die Kreuzſtöcke der Fenſter hinauf und ſprach eine fremde ſeltſame Sprache. Der Alte im rothen Schlafrock aber ließ ſich nicht irre machen, faßte ihn am Beine, riß ihn herab, bläute ihn durch und zog ihm mittelſt einer Schnalle die Halsbinde feſter an, worauf er immer wieder artig und manierlich wurde und die Tanzſtunde ohne Störung weiter ging.

Als aber der Tanzmeiſter ſeinen Zögling ſo weit gebracht hatte, daß man Muſik zu der Stunde nehmen konnte, da war der Neffe wie umgewandelt. Ein Stadtmuſiker wurde gemiethet, der im Saale des öden Hauſes auf einen Tiſch ſich ſetzen mußte. Der Tanzmeiſter ſtellte dann die Dame vor, indem ihm der alte Herr einen Frauenrock von Seide und einen oſtindiſchen Shawl anziehen ließ; der Neffe forderte ihn auf und fing nun an mit ihm zu tanzen und zu walzen; er aber war ein unermüdlicher raſender Tänzer, er ließ den Meiſter nicht aus ſeinen langen Armen, ob er ächzte und ſchrie, er mußte tanzen, bis er ermattet umſank, oder bis dem Stadtmuſiker der Arm lahm wurde an der Geige. Den

Tanzmeiſter brachten dieſe Unterrichtsſtunden beinahe unter den Boden, aber der Thaler, den er jedesmal richtig ausbezahlt bekam, der gute Wein, mit dem der Alte aufwartete, machten, daß er immer wieder kam, wenn er auch den Tag zuvor ſich feſt vorgenommen hatte, nicht mehr in das öde Haus zu gehen.

Die Leute in Grünwieſel ſahen aber die Sache ganz anders an als der Franzoſe. Sie fanden, daß der junge Mann viele Anlage zum Geſellſchaftlichen habe, und die Frauenzimmer im Städtchen freuten ſich, bei dem großen Mangel an Herren, einen ſo flinken Tänzer für den nächſten Winter zu bekommen.

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Herrſchaften ein wunderbares Ereigniß. Vor dem öden Hauſe ſey ein prächtiger Glaswagen geſtanden, mit ſchönen Pferden beſpannt, und ein Diener in reicher Tracht habe den Schlag gehalten. Da ſey die Thüre des öden Hauſes aufgegangen und zwei ſchön gekleidete Herren herausgetreten, wovon der eine der alte Fremde und der andere wahrſcheinlich der junge Herr geweſen, der ſo ſchwer deutſch gelernt und ſo raſend tanze. Die beiden ſeyen in den Wagen geſtiegen, der Diener hinten aufs Brett geſtanden, und der Wagen, man ſtelle ſich vor, ſey geradezu auf des Bürgermeiſters Haus zugefahren.

Als die Frauen ſolches von ihren Mägden erzählen hörten, riſſen ſie eilends die Küchenſchürzen und die etwas unſauberen Hauben ab und verſetzten ſich in Staat; „es iſt nichts gewiſſer," ſagten ſie zu ihrer Familie, indem alles umherrannte, um das Beſuchzimmer, das zugleich zu ſonſtigem Gebrauche diente, aufzuräumen, „es iſt nichts gewiſſer, als daß der Fremde jetzt ſeinen Neffen in die Welt einführt. Der alte Narr war ſeit zehn Jahren nicht ſo artig, einen Fuß in unſer Haus zu ſetzen, aber es ſey ihm wegen des Neffen verziehen, der ein charmanter Menſch ſeyn ſoll." So

ſprachen ſie und ermahnten ihre Söhne und Töchter recht manierlich auszuſehen, wenn die Fremden kämen, ſich gerade zu halten und ſich auch einer beſſern Ausſprache zu bedienen als gewöhnlich. Und die klugen Frauen im Städtchen hatten nicht unrecht gerathen; denn nach der Reihe fuhr der alte Herr mit ſeinem Neffen umher, ſich und ihn in die Gewogenheit der Familien zu empfehlen.

Man war überall ganz erfüllt von den beiden Fremden und bedauerte, nicht ſchon früher dieſe angenehme Bekanntſchaft gemacht zu haben. Der alte Herr zeigte ſich als einen würdigen, ſehr vernünftigen Mann, der zwar bei allem, was er ſagte, ein wenig lächelte, ſo daß man nicht gewiß war, ob es ihm Ernſt ſey oder nicht, aber er ſprach über das Wetter, über die Gegend, über das Sommervergnügen auf dem Keller am Berge ſo klug und durchdacht, daß jedermann davon bezaubert war. Aber der Neffe; er entzückte alles, er gewann alle Herzen für ſich. Man konnte zwar, was ſein äußeres betraf, ſein Geſicht nicht ſchön nennen; der untere Theil, beſonders die Kinnlade, ſtand allzuſehr hervor, und die Geſichtsfarbe war ſehr bräunlich; auch machte er zuweilen allerlei ſonderbare Grimaſſen, drückte die Augen zu und fletſchte mit den Zähnen, aber dennoch fand man den Schnitt ſeiner Züge ungemein intereſſant. Es konnte nichts beweglicheres, gewandteres geben als ſeine Geſtalt. Die Kleider hingen ihm zwar etwas ſonderbar am Leibe, aber es ſtand ihm alles trefflich; er fuhr mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf ſich hier in einen Sopha, dort in einen Lehnſtuhl und ſtreckte die Beine von ſich; aber was man bei einem andern jungen Manne höchſt gemein und unſchicklich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. „Er iſt ein Engländer," ſagte man, „ſo ſind ſie alle; ein Engländer kann ſich aufs Sopha legen und einſchlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und umherſtehen müſſen, einem Engländer kann man ſo etwas nicht

übel nehmen." Gegen den alten Herrn, seinen Oheim war er sehr fügsam; denn wenn er anfing, im Zimmer umher zu hüpfen oder, wie er gern that, die Füße auf den Sessel hinauf zu ziehen, so reichte ein ernsthafter Blick hin, ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm so etwas übel nehmen, als vollends der Onkel in jedem Hause zu der Dame sagte: „Mein Neffe ist noch ein wenig roh und ungebildet, aber ich verspreche mir viel von der Gesellschaft, die wird ihn gehörig formen und bilden, und ich empfehle ihn namentlich Ihnen aufs angelegenste."

So war der Neffe also in die Welt eingeführt, und ganz Grünwiesel sprach an diesem und den folgenden Tagen von nichts anderem als von diesem Ereigniß. Der alte Herr aber blieb dabei nicht stehen; er schien seine Denk- und Lebensart gänzlich geändert zu haben. Nachmittags ging er mit dem Neffen hinaus in den Felsenkeller am Berge, wo die vornehmeren Herren von Grünwiesel Bier tranken und sich am Kegelschieben ergötzten. Der Neffe zeigte sich dort als einen flinken Meister im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder sechs; hie und da schien zwar ein sonderbarer Geist über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilschnell mit der Kugel hinaus und unter die Kegel hineinfuhr und dort allerhand tollen Rumor anrichtete, oder wenn er den Kranz oder den König geworfen, stand er plötzlich auf seinem schön frisirten Haupte und streckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, saß er, ehe man sich dessen versah, oben auf dem Kutschenhimmel und machte Grimassen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Gesellschaft gesprungen.

Der alte Herr pflegte dann bei solchen Scenen den Bürgermeister und die anderen Männer sehr um Entschuldigung zu bitten wegen der Ungezogenheit seines Neffen; sie aber lachten, schrieben es seiner Jugend zu, behaupteten, in diesem Alter selbst so

leichtfüßig gewesen zu seyn, und liebten den jungen Springinsfeld, wie sie ihn nannten, ungemein.

Es gab aber auch Zeiten, wo sie sich nicht wenig über ihn ärgerten, und dennoch nichts zu sagen wagten, weil der junge Engländer allgemein als ein Muster von Bildung und Verstand galt. Der alte Herr pflegte nämlich mit seinem Neffen auch Abends in den goldnen Hirsch, das Wirthshaus des Städtchens, zu kommen. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Mensch war, that er doch schon ganz wie ein alter, setzte sich hinter sein Glas, that eine ungeheure Brille auf, zog eine gewaltige Pfeife heraus, zündete sie an und dampfte unter allen am ärgsten. Wurde nun über Zeitungen, über Krieg und Frieden gesprochen, gab der Doctor die Meinung, der Bürgermeister jene, waren die anderen Herren ganz erstaunt über so tiefe politische Kenntnisse, so konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu seyn; er schlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handschuhe ablegte, auf den Tisch, und gab dem Bürgermeister und dem Doctor nicht undeutlich zu verstehen, daß sie von diesem allem nichts genau wüßten, daß er diese Sachen ganz anders gehört habe und tiefere Einsicht besitze. Er gab dann in einem sonderbar gebrochenen deutsch seine Meinung preis, die alle, zum großen Aergerniß des Bürgermeisters, ganz trefflich fanden; denn er mußte als Engländer natürlich alles besser wissen.

Setzten sich dann der Bürgermeister und der Doctor in ihrem Zorn, den sie nicht laut werden lassen durften, zu einer Partie Schach, so rückte der Neffe hinzu, schaute dem Bürgermeister mit seiner großen Brille über die Schulter herein und tadelte diesen oder jenen Zug, sagte dem Doctor, so und so müsse er ziehen, so daß beide Männer heimlich ganz grimmig wurden. Bot ihm dann der Bürgermeister ärgerlich eine Partie an, um ihn gehörig matt zu

machen, denn er hielt ſich für einen zweiten Philidor, ſo ſchnallte der alte Herr dem Neffen die Halsbinde feſter zu, worauf dieſer ganz artig und manierlich wurde, und den Bürgermeiſter matt machte.

Man hatte bisher in Grünwieſel beinahe jeden Abend Karte geſpielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand nun der Neffe erbärmlich, ſetzte Kronenthaler und Dukaten, behauptete, kein einziger ſpiele ſo fein wie er, ſöhnte aber die beleidigten Herren gewöhnlich dadurch wieder aus, daß er ungeheure Summen an ſie verlor. Sie machten ſich auch gar kein Gewiſſen daraus, ihm recht viel Geld abzunehmen; „er iſt ja ein Engländer, alſo von Hauſe aus reich," ſagten ſie und ſchoben die Dukaten in die Taſche.

So kam der Neffe des fremden Herrn in kurzer Zeit bei Stadt und Umgegend in ungemeines Anſehen. Man konnte ſich ſeit Menſchengedenken nicht erinnern, einen jungen Mann dieſer Art in Grünwieſel geſehen zu haben, und es war die ſonderbarſte Erſcheinung, die man je bemerkt. Man konnte nicht ſagen, daß der Neffe irgend etwas gelernt hätte, als etwas tanzen. Latein und griechiſch waren ihm, wie man zu ſagen pflegt, böhmiſche Dörfer. Bei einem Geſellſchaftsſpiel in Bürgermeiſters Hauſe ſollte er etwas ſchreiben, und es fand ſich, daß er nicht einmal ſeinen Namen ſchreiben konnte; in der Geographie machte er die auffallendſten Schnitzer; denn es kam nicht darauf an, eine deutſche Stadt nach Frankreich, oder eine däniſche nach Polen zu verſetzen, er hatte nichts geleſen, nichts ſtudirt, und der Oberpfarrer ſchüttelte oft bedenklich den Kopf über die rohe Unwiſſenheit des jungen Mannes; aber dennoch fand man alles trefflich, was er that oder ſagte; denn er war ſo unverſchämt, immer recht haben zu wollen, und das Ende jeder ſeiner Reden war: „ich verſtehe das beſſer!"

So kam der Winter heran, und jetzt erſt trat der Neffe mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Geſellſchaft langweilig,

wo nicht er zugegen war, man gähnte, wenn ein vernünftiger Mann etwas ſagte; wenn aber der Neffe ſelbſt das thörichſte Zeug in ſchlechtem Deutſch vorbrachte, war alles Ohr. Es fand ſich jetzt, daß der treffliche junge Mann auch ein Dichter war; denn nicht leicht verging ein Abend, an welchem er nicht einiges Papier aus der Taſche zog und der Geſellſchaft einige Sonnetten vorlas. Es gab zwar einige Leute, die von dem einen Theil dieſer Dichtungen behaupteten, ſie ſeyen ſchlecht und ohne Sinn, einen andern Theil wollten ſie ſchon irgendwo gedruckt geleſen haben; aber der Neffe ließ ſich nicht irre machen; er las und las, machte dann auf die Schönheiten ſeiner Verſe aufmerkſamer, und jedesmal erfolgte rauſchender Beifall.

Sein Triumph aber waren die grünwiesler Bälle. Es konnte niemand anhaltender, ſchneller tanzen, keiner machte ſo kühne und ungemein zierliche Sprünge wie er. Dabei kleidete ihn ſein Onkel immer aufs prächtigſte nach dem neueſten Geſchmack, und, obgleich ihm die Kleider nicht recht am Leib ſitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles allerliebſt kleide. Die Männer fanden ſich zwar bei dieſen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Sonſt hatte immer der Bürgermeiſter in eigener Perſon den Ball eröffnet, die vornehmſten jungen Leute hatten das Recht, die übrigen Tänze anzuordnen, aber ſeit der fremde junge Herr erſchien, war dies alles ganz anders.

Ohne viel zu fragen, nahm er die nächſte beſte Dame bei der Hand, ſtellte ſich mit ihr oben an, machte alles, wie es ihm gefiel, und war Herr und Meiſter und Ballkönig. Weil aber die Frauen dieſe Manieren ganz trefflich und angenehm fanden, ſo durften die Männer nichts dagegen einwenden, und der Neffe blieb bei ſeiner ſelbſtgewählten Würde.

Das größte Vergnügen ſchien ein ſolcher Ball dem alten

Herrn zu gewähren; er verwandte kein Auge von seinem Neffen, lächelte immer in sich hinein, und wenn alle Welt herbeiströmte, um ihm über den anständigen wohlgezogenen Jüngling Lobsprüche zu ertheilen, so konnte er sich vor Freude gar nicht fassen, er brach dann in ein lustiges Gelächter aus und bezeugte sich wie närrisch; die Grünwieseler schrieben diese sonderbaren Ausbrüche der Freude seiner großen Liebe zu dem Neffen zu und fanden es ganz in der Ordnung. Doch hie und da mußte er auch sein väterliches Ansehen gegen den Neffen anwenden; denn mitten in den zierlichsten Tänzen konnte es dem jungen Mann einfallen, mit einem kühnen Sprung auf die Tribüne, wo die Stadtmusiker saßen, zu setzen, dem Organisten den Conterbaß aus der Hand zu reißen und schrecklich darauf umherzukratzen; oder er wechselte auf einmal und tanzte auf den Händen, indem er die Beine in die Höhe streckte. Dann pflegte ihn der Onkel auf die Seite zu nehmen, machte ihm dort ernstliche Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde fester an, daß er wieder ganz gesittet wurde.

So betrug sich nun der Neffe in Gesellschaft und auf Bällen. Wie es aber mit den Sitten zu geschehen pflegt, die schlechten verbreiten sich immer leichter, als die guten, und eine neue auffallende Mode, wenn sie auch höchst lächerlich seyn sollte, hat etwas ansteckendes an sich für junge Leute, die noch nicht über sich selbst und die Welt nachgedacht haben. So war es auch in Grünwiesel mit dem Neffen und seinen sonderbaren Sitten. Als nämlich die junge Welt sah, wie derselbe mit seinem linkischen Wesen, mit seinem rohen Lachen und Schwatzen, mit seinen groben Antworten gegen ältere, eher geschätzt als getadelt werde, daß man dies alles sehr geistreich finde, so dachten sie bei sich: „es ist mir ein leichtes, auch solch ein geistreicher Schlingel zu werden.“ Sie waren sonst fleißige, geschickte junge Leute gewesen; jetzt dachten sie, zu was

hilft Gelehrsamkeit, wenn man mit Unwissenheit besser fortkommt?" Sie ließen die Bücher liegen und trieben sich überall umher auf Plätzen und Straßen. Sonst waren sie artig gewesen und höflich gegen jedermann, hatten gewartet, bis man sie fragte, und anständig und bescheiden geantwortet; jetzt standen sie in Reihe der Männer, schwatzten mit, gaben ihre Meinung preis und lachten selbst dem Bürgermeister unter die Nase, wenn er etwas sagte, und behaupteten alles viel besser zu wissen.

Sonst hatten die jungen Grünwieseler Abscheu gehegt gegen rohes und gemeines Wesen. Jetzt sangen sie allerlei schlechte Lieder, rauchten aus ungeheuern Pfeifen Tabak und trieben sich in gemeinen Kneipen umher; auch kauften sie sich, obgleich sie ganz gut sahen, große Brillen, setzten solche auf die Nase und glaubten nun gemachte Leute zu seyn, denn sie sahen ja aus wie der berühmte Neffe. Zu Hause, oder wenn sie auf Besuch waren, lagen sie mit Stiefel und Sporen auf dem Sopha, schaukelten sich auf dem Stuhl in guter Gesellschaft, oder stützten die Wangen in beide Hände, die Ellbogen aber auf den Tisch, was nun überaus reizend anzusehen war. Umsonst sagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie thöricht, wie unschicklich dies alles sey; sie beriefen sich auf das glänzende Beispiel des Neffen. Vergebens stellte man ihnen vor, daß man dem Neffen, als einem jungen Engländer, eine gewisse Nationalrohheit verzeihen müsse, die jungen Grünwieseler behaupteten, eben so gut als der beste Engländer das Recht zu haben, auf geistreiche Weise ungezogen zu seyn; kurz, es war ein Jammer, wie durch das böse Beispiel des Neffen die Sitten und guten Gewohnheiten in Grünwiesel völlig untergingen.

Aber die Freude der jungen Leute an ihrem rohen ungebundenen Leben dauerte nicht lange; denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Scene. Die Wintervergnügungen sollte ein

großes Concert beſchließen, das theils von den Stadtmuſikern, theils von geſchickten Muſikfreunden in Grünwieſel aufgeführt werden ſollte. Der Bürgermeiſter ſpielte das Violoncell, der Doctor das Fagott ganz vortrefflich, der Apotheker, obgleich er keinen rechten Anſatz hatte, blies die Flöte, einige Jungfrauen aus Grünwieſel hatten Arien einſtudirt, und alles war trefflich vorbereitet. Da äußerte der alte Fremde, daß zwar das Concert auf dieſe Art vorzüglich werden würde, es fehle aber offenbar an einem Duett, und ein Duett müſſe in einem jeden ordentlichen Concert nothwendiger Weiſe vorkommen. Man war etwas betreten über dieſe Aeußerung: die Tochter des Bürgersmeiſters ſang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett ſingen könnte? Man wollte endlich auf den alten Organiſten verfallen, der einſt einen trefflichen Baß geſungen hatte; der Fremde aber behauptete, dies alles ſey nicht nöthig, indem ſein Neffe ganz ausgezeichnet ſinge. Man war nicht wenig erſtaunt über dieſe neue treffliche Eigenſchaft des jungen Mannes, er mußte zur Probe etwas ſingen, und einige ſonderbare Manieren abgerechnet, die man für engliſch hielt, ſang er wie ein Engel. Man ſtudirte alſo in der Eile das Duett ein, und der Abend erſchien endlich, an welchem die Ohren der Grünwieſeler durch das Concert erquickt werden ſollten.

Der alte Fremde konnte leider den Triumph ſeines Neffen nicht beiwohnen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeiſter, der ihn eine Stunde zuvor noch beſuchte, einige Maßregeln über ſeinen Neffen auf. „Es iſt eine gute Seele, mein Neffe," ſagte er, „aber hie und da verfällt er in allerlei ſonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; es iſt mir ebendeßwegen leid, daß ich dem Concert nicht beiwohnen kann; denn vor mir nimmt er ſich gewaltig in Acht, er weiß wohl warum; ich muß übrigens

zu ſeiner Ehre ſagen, daß dies nicht geiſtiger Muthwillen iſt, ſondern es iſt körperlich, es liegt in ſeiner ganzen Natur; wollten Sie nun, Herr Bürgermeiſter, wenn er etwa in ſolche Gedanken verfiele, daß er ſich auf ein Notenpult ſetzte, oder daß er durchaus den Conterbaß ſtreichen wollte oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur ſeine hohe Halsbinde etwas locker machen, oder, wenn es auch dann nicht beſſer wird, ihm ſolche ganz abnehmen, Sie werden ſehen, wie artig und manierlich er dann wird."

Der Bürgermeiſter dankte dem Kranken für ſein Zutrauen und verſprach, im Fall der Noth alſo zu thun, wie ihm gerathen.

Der Concertſaal war gedrängt voll, denn ganz Grünwieſel und die Umgegend hatte ſich eingefunden. Alle Jäger, Pfarrer, Amtleute, Landwirthe und dergleichen aus dem Umkreiſe von drei Stunden waren mit zahlreicher Familie herbeigeſtrömt, um den ſeltenen Genuß mit den Grünwieſelern zu theilen. Die Stadtmuſiker hielten ſich vortrefflich; nach ihnen trat der Bürgermeiſter auf, der das Violoncell ſpielte, begleitet vom Apotheker, der die Flöte blies; nach dieſen ſang der Organiſt eine Baßarie mit allgemeinem Beifall, und auch der Doctor wurde nicht wenig beklatſcht, als er auf dem Fagott ſich hören ließ.

Die erſte Abtheilung des Concerts war vorbei und jedermann war nun auf die zweite geſpannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeiſters Tochter ein Duett vortragen ſollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzug erſchienen und hatte ſchon längſt die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ſich gezogen. Er hatte ſich nämlich, ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnſtuhl gelegt, der für eine Gräfin aus der Nachbarſchaft hergeſetzt worden war; er ſtreckte die Beine weit von ſich, ſchaute jedermann durch ein ungeheures Perſpektiv an, das er noch außer ſeiner großen Brille gebrauchte, und ſpielte mit einem großen Fleiſcher-

hunde, den er, trotz des Verbotes, Hunde mitzunehmen, in die Gesellschaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehnstuhl bereitet war, erschien, aber wer keine Miene machte, aufzustehen und ihr den Platz einzuräumen, war der Neffe; er setzte sich im Gegentheil noch bequemer hinein, und niemand wagte es, dem jungen Mann etwas darüber zu sagen; die vornehme Dame aber mußte auf dem ganz gemeinen Strohsessel mitten unter die übrigen Frauen des Städtchens sitzen und soll sich nicht wenig geärgert haben.

Während des herrlichen Spieles des Bürgermeisters, während des Organisten trefflicher Baßarie, ja sogar während der Doctor auf dem Fagott phantasirte und alles den Athem anhielt und lauschte, ließ der Neffe den Hund das Schnupftuch apportiren oder schwatzte ganz laut mit seinen Nachbarn, so daß jedermann, der ihn nicht kannte, über die absonderlichen Sitten des jungen Herrn bas erstaunte.

Kein Wunder daher, daß alles sehr begierig war, wie er sein Duett vortragen würde. Die zweite Abtheilung begann; die Stadtmusiker hatten etwas weniges aufgespielt, und nun trat der Bürgermeister mit seiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und sprach: „Mosjöh, wäre es Ihnen jetzt gefällig, das Duetto zu singen?" Der junge Mann lachte, fletschte mit den Zähnen, sprang auf, die beiden andern folgten ihm an das Notenpult und die ganze Gesellschaft war voll Erwartung. Der Organist schlug den Takt und winkte dem Neffen, anzufangen. Dieser schaute durch seine großen Brillengläser in die Noten und stieß gräuliche, jämmerliche Töne aus. Der Organist aber schrie ihm zu: „zwei Töne tiefer, Wertheſter, C müssen sie singen, C!"

Statt aber C zu singen, zog der Neffe einen seiner Schuhe ab und warf ihn dem Organisten an den Kopf, daß der Puder weit umherflog. Als dies der Bürgermeister sah, dachte er: „ha,

jetzt hat er wieder seine körperlichen Zufälle," sprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch schlimmer mit dem jungen Manne; er sprach nicht mehr deutsch, sondern eine ganz sonderbare Sprache, die niemand verstand, und machte große Sprünge; der Bürgermeister war in Verzweiflung über diese unangenehme Störung, er faßte daher den Entschluß, dem jungen Manne, dem etwas ganz besonderes zugestoßen seyn mußte, das Halstuch vollends abzulösen. Aber kaum hatte er dies gethan, so blieb er vor Schrecken wie erstarrt stehen; denn statt menschlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menschen ein dunkelbraunes Fell, und alsobald setzte derselbe seine Sprünge noch höher und sonderbarer fort, fuhr sich mit den glacirten Handschuhen in die Haare, zog diese ab, und, o Wunder! diese schönen Haare waren eine Perücke, die er dem Bürgermeister ins Gesicht warf, und sein Kopf erschien jetzt mit demselben braunen Fell bewachsen.

Er setzte über Tische und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette und erschien wie ein Rasender.

„Fangt ihn, fangt ihn," rief der Bürgermeister ganz außer sich, „er ist von Sinnen, fangt ihn!" Das war aber eine schwierige Sache; denn er hatte die Handschuhe ausgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten ins Gesicht fuhr und sie jämmerlich kratzte. Endlich gelang es einem muthigen Jäger, seiner habhaft zu werden; er preßte ihm die langen Arme zusammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heiserer Stimme lachte und schrie. Die Leute sammelten sich umher und betrachteten den sonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr aussah wie ein Mensch; aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarschaft, der ein großes Naturalienkabinet und allerlei ausgestopfte Thiere besaß, trat näher, betrachtete ihn genau und rief dann voll

Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen Sie nur dies Thier in honette Gesellschaft? das ist ja ein Affe (Homo troglodytes Linnaei), ich gebe sogleich sechs Thaler für ihn, wenn Sie mir ihn ablassen, und bälge ihn aus für mein Kabinet."

Wer beschreibt das Erstaunen der Grünwieseler, als sie dies hörten! „Was, ein Affe, ein Orangutang in unserer Gesellschaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe?!" riefen sie und sahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute seinen Ohren nicht, die Männer untersuchten das Thier genauer, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe.

„Aber wie ist dies möglich!" rief die Frau Bürgermeisterin, „hat er mir nicht oft seine Gedichte vorgelesen, hat er nicht, wie ein anderer Mensch, bei mir zu Mittag gespeist?"

„Was," eiferte die Frau Doctorin, „wie? hat er nicht oft und viel den Kaffee bei mir getrunken und mit meinem Manne gelehrt gesprochen und geraucht?"

„Wie ist es möglich!" riefen die Männer, „hat er nicht mit uns am Felsenkeller Kugeln geschoben und über Politik gestritten wie unser einer?"

„Und wie," klagten sie alle, „hat er nicht sogar vorgetanzt auf unseren Bällen? Ein Affe! ein Affe? es ist ein Wunder, es ist Zauberei!"

„Ja, es ist Zauberei und teuflischer Spuck," sagte der Bürgermeister, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeibrachte; „seht, in diesem Tuche steckte der ganze Zauber, der ihn in unsern Augen liebenswürdig machte; da ist ein breiter Streifen elastischen Pergaments, mit allerlei wunderlichen Zeichen beschrieben; ich glaube gar, es ist lateinisch; kann es niemand lesen?"

Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Affen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das

Pergament und ſprach: „Mit nichten! es ſind nur lateiniſche Buchſtaben, es heißt:

Der Affe ſehr poſſierlich iſt
zumal wenn er vom Apfel frißt.

„Ja, ja, es iſt ein hölliſcher Betrug, eine Art von Zauberei,“ fuhr er fort, „und es muß exemplariſch beſtraft werden.“

Der Bürgermeiſter war derſelben Meinung und machte ſich ſogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer ſeyn mußte, und ſechs Stadtſoldaten trugen den Affen; denn der Fremde ſollte ſogleich ins Verhör genommen werden.

Sie kamen, umgeben von einer ungeheuern Anzahl Menſchen, an das öde Haus; denn jedermann wollte ſehen, wie ſich die Sache weiter begeben würde. Man pochte an das Haus, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte ſich niemand. Da ließ der Bürgermeiſter in ſeiner Wuth die Thüre einſchlagen und begab ſich hierauf in das Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu ſehen als allerlei alter Hausrath; der fremde Mann war nicht zu finden. Auf ſeinem Arbeitstiſch aber lag ein großer verſiegelter Brief, an den Bürgermeiſter überſchrieben, den dieſer auch ſogleich öffnete. Er las:

„Meine lieben Grünwieſeler!

Wenn ihr dies leſet, bin ich nicht mehr in eurem Städtchen, und ihr werdet dann längſt erfahren haben, weß Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe iſt. Nehmet den Scherz, den ich mir mit euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für ſich leben will, nicht in eure Geſellſchaft zu nöthigen. Ich ſelbſt fühlte mich zu gut, um euer ewiges Klatſchen, um eure ſchlechten Sitten und euer lächerliches Weſen zu theilen. Darum erzog ich einen jungen Orangutang, den ihr, als meinen Stell-

vertreter, ſo lieb gewonnen habt. Lebet wohl und benützet dieſe Lehre nach Kräften."

Die Grünwieſeler ſchämten ſich nicht wenig vor dem ganzen Lande; ihr Troſt war, daß dies alles mit unnatürlichen Dingen zugegangen ſey. Am meiſten ſchämten ſich aber die jungen Leute in Grünwieſel, weil ſie die ſchlechten Gewohnheiten und Sitten des Affen nachgeahmt hatten. Sie ſtemmten von jetzt an keinen Ellbogen mehr auf, ſie ſchaukelten nicht mit dem Seſſel, ſie ſchwiegen, bis ſie gefragt wurden, ſie legten die Brillen ab und waren artig und geſittet wie zuvor; und wenn je einer wieder in ſolche ſchlechte, lächerliche Sitten verfiel, ſo ſagten die Grünwieſeler: „Es iſt ein Affe." Der Affe aber, welcher ſo lange die Rolle eines jungen Herrn geſpielt hatte, wurde dem gelehrten Manne, der ein Naturalienkabinet beſaß, überantwortet; dieſer läßt ihn in ſeinem Hof umhergehen, füttert ihn und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu ſehen iſt.

Es entſtand ein Gelächter im Saal, als der Sklave geendet hatte, und auch die jungen Männer lachten mit. „Es muß doch ſonderbare Leute geben unter dieſen Franken, und wahrhaftig, da bin ich lieber beim Scheik und Mufti in Aleſſandria, als in Geſellſchaft des Oberpfarrers, des Bürgermeiſters und ihrer thörichten Frauen in Grünwieſel!"

„Da haſt du gewiß recht geſprochen," erwiderte der junge Kaufmann; „in Frankiſtan möchte ich nicht todt ſeyn. Die Franken ſind ein rohes, wildes, barbariſches Volk, und für einen gebildeten Türken oder Perſer müßte es ſchrecklich ſeyn, dort zu leben."

„Das werdet ihr bald hören," verſprach der Alte; „ſo viel mir der Sklavenaufſeher ſagte, wird der ſchöne, junge Mann dort

vieles von Frankiſtan erzählen; denn er war lange dort und iſt doch ſeiner Geburt nach ein Muſelmann."

„Wie, jener, der zuletzt ſitzt in der Reihe? Wahrlich, es iſt eine Sünde, daß der Herr Scheik dieſen los gibt! Es iſt der ſchönſte Sklave im ganzen Lande; ſchaut nur dieſes muthige Geſicht, dieſes kühne Auge, dieſe ſchöne Geſtalt. Er kann ihm ja leichte Geſchäfte geben; er kann ihn zum Fliegenwedeler machen, oder zum Pfeifenträger; es iſt ein Spaß, ein ſolches Amt zu verſehen, und wahrlich, ein ſolcher Sklave iſt die Zierde von einem ganzen Haus. Und erſt drei Tage hat er ihn, und gibt ihn weg? es iſt Thorheit, es iſt Sünde!"

„Tadelt ihn doch nicht, ihn, der weiſer iſt als ganz Aegypten," ſprach der Alte mit Nachdruck; „ſagte ich Euch nicht ſchon, daß er ihn los läßt, weil er glaubt, den Segen Allah's dadurch zu verdienen. Ihr ſagt, er iſt ſchön und wohlgebildet, und Ihr ſprecht die Wahrheit! Aber der Sohn des Scheik, den der Prophet in ſein Vaterhaus zurückbringen möge, der Sohn des Scheik war ein ſchöner Knabe, und muß jetzt auch groß und wohlgebildet ſeyn. Soll er das Gold ſparen und einen wohlfeilen, verwachſenen Sklaven hingeben in der Hoffnung, ſeinen Sohn dafür zu bekommen? Wer etwas thun will in der Welt, der thue es lieber gar nicht oder — recht!"

„Und ſehet, des Scheiks Augen ſind immer auf dieſen Sklaven geheftet; ich bemerkte es ſchon den ganzen Abend. Während der Erzählungen ſtreifte oft ſein Blick dorthin und verweilte auf den edlen Zügen des Freigelaſſenen. Es muß ihn doch ein wenig ſchmerzen, ihn frei zu geben."

„Denke nicht alſo von dem Mann; meinſt du, tauſend Tomans ſchmerzen ihn, der jeden Tag das dreifache einnimmt?" ſagte der alte Mann; „aber wenn ſein Blick mit Kummer auf dem Jüngling

weilt, ſo denkt er wohl an ſeinen Sohn, der in der Fremde ſchmachtet, er denkt wohl, ob dort vielleicht ein barmherziger Mann wohne, der ihn loskaufe und zurückſchicke zum Vater."

„Ihr mögt Recht haben," erwiderte der junge Kaufmann, „und ich ſchäme mich, daß ich von den Leuten nur immer das gemeinere und unedle denke, während Ihr lieber eine ſchöne Geſinnung unterlegt. Und doch ſind die Menſchen in der Regel ſchlecht; habt Ihr dies nicht auch gefunden, Alter?"

„Gerade, weil ich dies nicht gefunden habe, denke ich gerne gut von den Menſchen," antwortete dieſer; „es ging mir gerade wie Euch, ich lebte ſo in den Tag hinein, hörte viel ſchlimmes von den Menſchen, mußte ſelbſt an mir viel ſchlechtes erfahren und fing an, die Menſchen alle für ſchlechte Geſchöpfe zu halten. Doch, da fiel mir bei, daß Allah, der ſo gerecht iſt als weiſe, nicht dulden könnte, daß ein ſo verworfenes Geſchlecht auf dieſer ſchönen Erde hauſe. Ich dachte nach über das, was ich geſehen, was ich erlebt hatte, und ſiehe, ich hatte nur das böſe gezählt und das gute vergeſſen — ich hatte nicht Acht gegeben, wenn einer eine Handlung der Barmherzigkeit übte, ich hatte es natürlich gefunden, wenn ganze Familien tugendhaft lebten und gerecht waren; ſo oft ich aber böſes, ſchlechtes hörte, hatte ich es wohl angemerkt in meinem Gedächtniß. Da fing ich an, mit ganz andern Augen um mich zu ſchauen; es freute mich, wenn ich das gute nicht ſo ſparſam keimen ſah, wie ich anfangs dachte; ich bemerkte das böſe weniger, oder es fiel mir nicht ſo ſehr auf, und ſo lernte ich die Menſchen lieben, lernte gutes von ihnen denken, und habe mich in langen Jahren ſeltener geirrt, wenn ich von einem gutes ſprach, als wenn ich ihn für geizig, oder gemein, oder gottlos hielt."

Der Alte wurde bei dieſen Worten von dem Aufſeher der Sklaven unterbrochen, der zu ihm trat und ſprach: „Mein Herr, der

Scheik von Aleſſandria, Ali Banu, hat Euch mit Wohlgefallen in ſeinem Saale bemerkt und ladet Euch ein, zu ihm zu treten und Euch neben ihn zu ſetzen."

Die jungen Leute waren nicht wenig erſtaunt über die Ehre, die dem Alten widerfahren ſollte, den ſie für einen Bettler gehalten, und als dieſer hingegangen war, ſich zu dem Scheik zu ſetzen, hielten ſie den Sklavenaufſeher zurück und der Schreiber fragte ihn: „Beim Bart des Propheten beſchwöre ich dich, ſage uns, wer iſt dieſer alte Mann, mit dem wir ſprachen und den der Scheik alſo ehrt?"

„Wie!" rief der Aufſeher der Sklaven, und ſchlug vor Verwunderung die Hände zuſammen, „dieſen Mann kennet ihr nicht?"

„Nein, wir wiſſen nicht, wer er iſt."

„Aber ich ſah euch doch ſchon einigemal mit ihm auf der Straße ſprechen, und mein Herr, der Scheik, hat dies auch bemerkt und erſt letzthin geſagt: „„Das müſſen wackere junge Leute ſeyn, die dieſer Mann eines Geſpräches würdigt.""

„Aber ſo ſage doch, wer er iſt!" rief der junge Kaufmann in höchſter Ungeduld.

„Gehet, ihr wollet mich zum Narren haben," antwortete der Sklavenaufſeher. „In dieſen Saal kommt ſonſt niemand, wer nicht ausdrücklich eingeladen iſt, und heute ließ der Alte dem Scheik ſagen, er werde einige junge Männer in ſeinen Saal mitbringen, wenn es ihm nicht ungelegen ſey, und Ali Banu ließ ihm ſagen, er habe über ſein Haus zu gebieten!"

„Laſſe uns nicht länger in Ungewißheit; ſo wahr ich lebe, ich weiß nicht, wer dieſer Mann iſt, wir lernten ihn zufällig kennen und ſprachen mit ihm."

„Nun, dann dürfet ihr euch glücklich preiſen, denn ihr habt mit einem gelehrten berühmten Mann geſprochen, und alle

Anweſenden ehren und bewundern euch deßhalb; es iſt niemand anders, als Muſtapha, der gelehrte Derwiſch."

„Muſtapha! der weiſe Muſtapha, der den Sohn des Scheik erzogen hat, der viele gelehrte Bücher ſchrieb, der große Reiſen machte in alle Welttheile? Mit Muſtapha haben wir geſprochen, und geſprochen, als wär' er unſer einer, ſo ganz ohne alle Ehrerbietung?"

Noch waren die jungen Männer im Geſpräch über dieſe Märchen und über den Alten, den Derwiſch Muſtapha; ſie fühlten ſich nicht wenig geehrt, daß ein ſo alter und berühmter Mann ſie ſeiner Aufmerkſamkeit gewürdigt, und ſogar öfters mit ihnen geſprochen und geſtritten hatte. Da kam plötzlich der Aufſeher der Sklaven zu ihnen und lud ſie ein, ihm zum Scheik zu folgen, der ſie ſprechen wolle. Den Jünglingen pochte das Herz. Noch nie hatten ſie mit einem ſo vornehmen Mann geſprochen, nicht einmal allein, viel weniger in ſo großer Geſellſchaft. Doch, ſie faßten ſich, um nicht als Thoren zu erſcheinen, und folgten dem Aufſeher der Sklaven zum Scheik. Ali Banu ſaß auf einem reichen Polſter und nahm Sorbet zu ſich. Zu ſeiner Rechten ſaß der Alte, ſein dürftiges Kleid ruhte auf herrlichen Polſtern, ſeine ärmlichen Sandalen hatte er auf einen reichen Teppich von perſiſcher Arbeit geſtellt, aber ſein ſchöner Kopf, ſein Auge voll Würde und Weisheit zeigte an, daß er würdig ſey, neben einem Mann wie der Scheik zu ſitzen.

Der Scheik war ſehr ernſt, und der Alte ſchien ihm Troſt und Muth zuzuſprechen; die Jünglinge glaubten auch in ihrem Ruf vor das Angeſicht des Scheik eine Liſt des Alten zu entdecken, der wahrſcheinlich den trauernden Vater durch ein Geſpräch mit ihnen zerſtreuen wollte.

„Willkommen ihr jungen Männer," ſprach der Scheik,

„willkommen in dem Hauſe Ali Danu's. Mein alter Freund hier hat ſich meinen Dank verdient, daß er euch hier einführte, doch zürne ich ihm ein wenig, daß er mich nicht früher mit euch bekannt machte. Wer von euch iſt denn der junge Schreiber?"

„Ich, o Herr, und zu Euren Dienſten!" ſprach der junge Schreiber, indem er die Arme über der Bruſt kreuzte und ſich tief verbeugte.

„Ihr hört alſo ſehr gerne Geſchichten, und leſet gerne Bücher mit ſchönen Verſen und Denkſprüchen?"

Der junge Menſch erröthete und antwortete: „O Herr! allerdings kenne ich für meinen Theil keine angenehmere Beſchäftigung, als mit dergleichen den Tag zuzubringen. Es bildet den Geiſt und vertreibt die Zeit. Aber jeder nach ſeiner Weiſe, ich tadle darum gewiß keinen, der nicht —"

„Schon gut, ſchon gut," unterbrach ihn der Scheik lachend, und winkte dem zweiten herbei. „Wer biſt denn du?" fragte er ihn.

„Herr, ich bin meines Amtes der Gehülfe eines Arztes und habe ſelbſt ſchon einige Kranke geheilt."

„Richtig," erwiderte der Scheik, „und Ihr ſeyd es auch, der das Wohlleben liebet; Ihr möchtet gerne mit guten Freunden hie und da tafeln und guter Dinge ſeyn? Nicht wahr, ich habe es errathen?"

Der junge Mann war beſchämt, er fühlte, daß er verrathen war, und daß der Alte auch von ihm gebeichtet haben mußte. Er faßte ſich aber ein Herz und antwortete: „O ja, Herr, ich rechne es unter des Lebens Glückſeligkeiten, hie und da mit guten Freunden fröhlich ſeyn zu können. Mein Beutel reicht nun zwar nicht weiter hin, als meine Freunde mit Waſſermelonen oder dergleichen wohlfeilen Sachen zu bewirthen; doch ſind wir dabei auch fröhlich, und es läßt ſich denken, daß wir es noch um ein gutes Theil mehr wären, wenn ich mehr Geld hätte."

Dem Scheik gefiel dieſe beherzte Antwort, und er konnte ſich nicht enthalten, darüber zu lachen. „Welcher iſt denn der junge Kaufmann?“ fragte er weiter.

Der junge Kaufmann verbeugte ſich mit freiem Anſtand vor dem Scheik, denn er war ein Menſch von guter Erziehung; der Scheik aber ſprach: „Und Ihr? Ihr habt Freude an Muſik und Tanz, Ihr höret es gerne, wenn gute Künſtler etwas ſpielen und ſingen, und ſehet gerne Tänzer künſtliche Tänze ausführen?“

Der junge Kaufmann antwortete: „Ich ſehe wohl, o Herr, daß jener alte Mann, um Euch zu beluſtigen, unſere Thorheiten insgeſammt verrathen hat. Wenn es ihm gelang, Euch dadurch aufzuheitern, ſo habe ich gerne zu Eurem Scherz gedient. Was aber Muſik und Tanz betrifft, ſo geſtehe ich, es gibt nicht leicht etwas, was mein Herz alſo vergnügt. Doch glaubet nicht, daß ich deßwegen Euch tadle, o Herr, wenn Ihr nicht ebenfalls —“

„Genug, nichts weiter!“ rief der Scheik, lächelnd mit der Hand abwehrend, „jeder nach ſeiner Weiſe, wollet Ihr ſagen; aber dort ſteht ja noch einer, das iſt wohl der, welcher ſo gerne reiſen möchte? Wer ſeyd denn Ihr, junger Herr?“

„Ich bin Maler, o Herr,“ antwortete der junge Mann; „ich male Landſchaften theils an die Wände der Säle, theils auf Leinwand. Fremde Länder zu ſehen iſt allerdings mein Wunſch, denn man ſieht dort allerlei ſchöne Gegenden, die man wieder anbringen kann; und was man ſieht und abzeichnet, iſt doch in der Regel immer ſchöner, als was man nur ſo ſelbſt erfindet.“

Der Scheik betrachtete jetzt die ſchönen jungen Leute, und ſein Blick wurde ernſt und düſter. „Ich hatte einſt auch einen lieben Sohn,“ ſagte er, „und er müßte nun auch ſo herangewachſen ſeyn wie ihr. Da ſolltet ihr ſeine Genoſſen und Begleiter ſeyn, und jeder eurer Wünſche würde von ſelbſt befriedigt werden.

Mit jenem würde er lesen, mit diesem Musik hören, mit dem andern würde er gute Freunde einladen, und fröhlich und guter Dinge seyn, und mit dem Maler ließe ich ihn ausziehen in schöne Gegenden, und wäre dann gewiß, daß er immer wieder zu mir zurückkehrte. So hat es aber Allah nicht gewollt, und ich füge mich in seinen Willen ohne Murren. Doch, es steht in meiner Macht, eure Wünsche dennoch zu erfüllen, und ihr sollet freudigen Herzens von Ali Banu gehen. Ihr, mein gelehrter Freund," fuhr er fort, indem er sich zu dem Schreiber wandte, „wohnt von jetzt an in meinem Hause und seyd über meine Bücher gesetzt. Ihr könnet noch dazu anschaffen, was Ihr wollet und für gut haltet, und Euer einziges Geschäft sey, mir, wenn Ihr etwas recht Schönes gesehen habt, zu erzählen. Ihr, der Ihr eine gute Tafel unter Freunden liebt, Ihr sollet der Aufseher meiner Vergnügungen seyn. Ich selbst zwar lebe einsam und ohne Freude, aber es ist meine Pflicht, und mein Amt bringt es mit sich, hie und da viele Gäste einzuladen. Dort sollet Ihr an meiner Stelle alles besorgen, und könnet von Euren Freunden dazu einladen, wen Ihr nur wollet; versteht sich, auf etwas besseres als Wassermelonen. Den jungen Kaufmann da darf ich freilich seinem Geschäft nicht entziehen, das ihm Geld und Ehre bringt; aber alle Abende stehen Euch, mein junger Freund, Tänzer, Sänger und Musikanten zu Dienste, so viel Ihr wollet. Lasset Euch aufspielen und tanzen nach Herzenslust. Und Ihr," sprach er zu dem Maler, „Ihr sollet fremde Länder sehen und das Auge durch Erfahrung schärfen. Mein Schatzmeister wird Euch zu der ersten Reise, die Ihr morgen antreten könnet, tausend Goldstücke reichen, nebst zwei Pferden und einem Sklaven. Reiset, wohin Euch das Herz treibt, und wenn Ihr etwas Schönes sehet, so malet es für mich."

Die jungen Leute waren außer sich vor Erstaunen, sprachlos

vor Freude und Dank. Sie wollten den Boden vor den Füßen des gütigen Mannes küssen, aber er ließ es nicht zu. „Wenn ihr einem zu danken habt," sprach er, „so ist es diesem weisen Manne hier, der mir von euch erzählte. Auch mir hat er dadurch Vergnügen gemacht, vier so muntere junge Leute eurer Art kennen zu lernen."

Der Derwisch Mustapha aber wehrte den Dank der Jünglinge ab. „Sehet," sprach er, „wie man nie voreilig urtheilen muß; habe ich euch zu viel von diesem edeln Manne gesagt?"

„Lasset uns nun noch einen der Sklaven, die heute frei sind, erzählen hören," unterbrach ihn Ali Banu, und die Jünglinge begaben sich an ihre Plätze.

Jener junge Sklave, der die Aufmerksamkeit aller durch seinen Wuchs, durch seine Schönheit und seinen muthigen Blick in so hohem Grade auf sich gezogen hatte, stand jetzt auf, verbeugte sich vor dem Scheik und fing mit wohltönender Stimme also zu sprechen an:

Die Geschichte Almansors.

O Herr! die Männer, die vor mir gesprochen haben, erzählten mancherlei wunderbare Geschichten, die sie gehört hatten in fremden Ländern; ich muß mit Beschämung gestehen, daß ich keine einzige Erzählung weiß, die Eurer Aufmerksamkeit würdig wäre. Doch, wenn es Euch nicht langweilt, will ich Euch die wunderbaren Schicksale eines meiner Freunde vortragen.

Auf jenem algierischen Kaperschiffe, von welchem mich Eure milde Hand befreit hat, war ein junger Mann in meinem Alter, der mir nicht für das Sklavenkleid geboren schien, das er trug. Die übrigen Unglücklichen auf dem Schiffe waren entweder rohe Menschen, mit denen ich nicht leben mochte, oder Leute, deren

Sprache ich nicht verſtand; darum fand ich mich zu der Zeit, wo wir ein Stündchen frei hatten, gerne zu dem jungen Manne. Er nannte ſich Almanſor und war ſeiner Ausſprache nach ein Aegypter. Wir unterhielten uns recht angenehm mit einander, und kamen eines Tages auch darauf, uns unſere Geſchichte zu erzählen, da dann die meines Freundes bei weitem merkwürdiger war als die meinige.

Almanſors Vater war ein vornehmer Mann in einer ägyptiſchen Stadt, deren Namen er mir nicht nannte. Er lebte die Tage ſeiner Kindheit vergnügt, froh und umgeben von allem Glanz und Bequemlichkeit der Erde. Aber er wurde dabei doch nicht weichlich erzogen, und ſein Geiſt wurde frühzeitig ausgebildet; denn ſein Vater war ein weiſer Mann, der ihm Vorſchriften zur Tugend gab, und überdies hatte er zum Lehrer einen berühmten Mann, der ihn in allem unterrichtete, was ein junger Menſch wiſſen muß. Almanſor war etwa zehn Jahre alt, als die Franken über das Meer her in das Land kamen und Krieg mit ſeinem Volke führten.

Der Vater des Knaben mußte aber den Franken nicht ſehr günſtig geweſen ſeyn; denn eines Tages, als er eben zum Morgengebet gehen wollte, kamen ſie und verlangten zuerſt ſeine Frau als Geiſel ſeiner treuen Geſinnungen gegen das Frankenvolk, und als er ſie nicht geben wollte, ſchleppten ſie ſeinen Sohn mit Gewalt ins Lager.

Als der junge Sklave alſo erzählte, verhüllte der Scheik ſein Angeſicht, und es entſtand ein Murren des Unwillens im Saale. „Wie!“ riefen die Freunde des Scheiks, „wie kann der junge Mann dort ſo thöricht handeln, und durch ſolche Geſchichten die Wunden Ali Banu's aufreißen, ſtatt ſie zu mildern, wie kann er ihm ſeinen Schmerz erneuern, ſtatt ihn zu zerſtreuen?“ Der Sklavenaufſeher ſelbſt war voll Zorn über den unverſchämten Jüngling, und gebot ihm zu ſchweigen. Der junge Sklave aber war

ſehr erſtaunt über dies alles und fragte den Scheik, ob denn in ſeiner Erzählung etwas liege, das ſein Mißfallen erregt habe? Der Scheik richtete ſich bei dieſen Worten auf und ſprach: „Seyd doch ruhig, ihr Freunde; wie kann denn dieſer Jüngling etwas von meinem betrübten Schickſal wiſſen, da er nur kaum drei Tage unter dieſem Dache iſt! Kann es denn bei den Gräueln, die dieſe Franken verübten, nicht ein ähnliches Geſchick wie das meine geben, kann nicht vielleicht ſelbſt jener Almanſor — doch, erzähle immer weiter, mein junger Freund!“ Der junge Sklave verbeugte ſich und fuhr fort:

Der junge Almanſor wurde alſo in das fränkiſche Lager geführt. Es erging ihm dort im Ganzen gut; denn einer der Feldherren ließ ihn in ſein Zelt kommen und hatte ſeine Freude an den Antworten des Knaben, die ihm ein Dragoman überſetzen mußte, er ſorgte für ihn, daß ihm an Speiſe und Kleidung nichts abginge; aber die Sehnſucht nach Vater und Mutter machte dennoch den Knaben höchſt unglücklich. Er weinte viele Tage lang, aber ſeine Thränen rührten dieſe Männer nicht. Das Lager wurde abgebrochen, und Almanſor glaubte jetzt wieder zurückkehren zu dürfen; aber es war nicht ſo, das Heer zog hin und her, führte Krieg mit den Mamelucken, und den jungen Almanſor ſchleppten ſie immer mit ſich. Wenn er dann die Hauptleute und Feldherren anflehte, ihn doch wieder heimkehren zu laſſen, ſo verweigerten ſie es und ſagten, er müſſe ein Unterpfand von ſeines Vaters Treue ſeyn. So war er viele Tage lang auf dem Marſche.

Auf einmal aber entſtand eine Bewegung im Heere, die dem Knaben nicht entging; man ſprach vom Einpacken, vom Zurückziehen, vom Einſchiffen, und Almanſor war außer ſich vor Freude; denn jetzt, wenn die Franken in ihr Land zurückkehrten, jetzt mußte er ja frei werden. Man zog mit Roß und Wagen rückwärts

gegen die Küste, und endlich war man so weit, daß man die Schiffe vor Anker liegen sah. Die Soldaten schifften sich ein, aber es wurde Nacht, bis nur ein kleiner Theil eingeschifft war. So gerne Almansor gewacht hätte, weil er jede Stunde glaubte, freigelassen zu werden, so verfiel er doch endlich in einen tiefen Schlaf und er glaubte, die Franken hätten ihm etwas unter das Wasser gemischt, um ihn einzuschläfern; denn als er aufwachte, schien der helle Tag in eine kleine Kammer, worin er nicht gewesen war, als er einschlief. Er sprang auf von seinem Lager, aber als er auf den Boden kam, fiel er um; denn der Boden schwankte hin und wieder, und es schien alles sich zu bewegen und im Kreis um ihn her zu tanzen. Er raffte sich wieder auf, hielt sich an den Wänden fest um aus dem Gemache zu kommen, worin er sich befand.

Ein sonderbares Brausen und Zischen war um ihn her; er wußte nicht, ob er träume oder wache; denn er hatte nie ähnliches gesehen oder gehört. Endlich erreichte er eine kleine Treppe, mit Mühe stieg er hinauf, und welcher Schrecken befiel ihn! Rings umher war nichts als Himmel und Meer, er befand sich auf einem Schiffe. Da fing er kläglich an zu weinen. Er wollte zurückgebracht werden, er wollte ins Meer sich stürzen und hinüberschwimmen nach seiner Heimath; aber die Franken hielten ihn fest, und einer der Befehlshaber ließ ihn zu sich kommen, versprach ihm, wenn er gehorsam sey, solle er bald wieder in seine Heimath kommen, und stellte ihm vor, daß es nicht mehr möglich gewesen wäre, ihn vom Land aus nach Hause zu bringen, dort aber hätte er, wenn man ihn zurückgelassen, elendiglich umkommen müssen.

Wer aber nicht Wort hielt, waren die Franken; denn das Schiff segelte viele Tage lang weiter, und als es endlich landete, war man nicht an Aegyptens Küste, sondern in Frankistan. Almansor

hatte während der langen Fahrt und schon im Lager einiges von der Sprache der Franken verstehen und sprechen gelernt, was ihm in diesem Lande, wo niemand seine Sprache kannte, sehr gut zu statten kam. Er wurde viele Tage lang durch das Land in das Innere geführt, und überall strömte das Volk zusammen, um ihn zu sehen; denn seine Begleiter sagten aus, er wäre der Sohn des Königs von Aegypten, der ihn zu seiner Ausbildung nach Frankistan schicke.

So sagten aber diese Soldaten nur, um das Volk glauben zu machen, sie hätten Aegypten besiegt und ständen in tiefem Frieden mit diesem Lande. Nachdem die Reise zu Lande mehrere Tage gedauert hatte, kamen sie in eine große Stadt, dem Ziel ihrer Reise. Dort wurde er einem Arzte übergeben, der ihn in sein Haus nahm und in allen Sitten und Gebräuchen unterwies.

Er mußte vor allem fränkische Kleider anlegen, die sehr enge und knapp waren, und bei weitem nicht so schön wie seine ägyptischen. Dann durfte er nicht mehr seine Verbeugung mit gekreuzten Armen machen, sondern wollte er jemand seine Ehrerbietung bezeugen, so mußte er mit der einen Hand die ungeheure Mütze von schwarzem Filz, die alle Männer trugen, und die man auch ihm aufgesetzt hatte, vom Kopfe reißen, mit der andern Hand mußte er auf die Seite fahren und mit dem rechten Fuß auskratzen. Er durfte auch nicht mehr mit übergeschlagenen Beinen sitzen, wie es angenehme Sitte ist im Morgenlande, sondern auf hochbeinige Stühle mußte er sich setzen und die Füße herabhängen lassen auf den Boden. Das Essen machte ihm auch nicht geringe Schwierigkeit; denn alles, was er zum Munde bringen wollte, mußte er zuvor auf einen kleinen Spieß von Eisen stecken.

Der Doktor aber war ein strenger, böser Mann, der den Knaben plagte; denn, wenn er sich jemals vergaß und zu einem Besuche sagte: „Selam aleicum!“ so schlug er ihn mit dem

Stocke; denn er ſollte ſagen: „Votre serviteur!“ Er durfte auch nicht mehr in ſeiner Sprache denken oder ſprechen, oder ſchreiben, höchſtens durfte er darin träumen, und er hätte vielleicht ſeine Sprache gänzlich verlernt, wenn nicht ein Mann in jener Stadt gelebt hätte, der ihm von großem Nutzen war.

Es war dies ein alter, aber ſehr gelehrter Mann, der viele morgenländiſche Sprachen verſtand, arabiſch, perſiſch, koptiſch, ſogar chineſiſch, von jedem etwas; er galt in jenem Lande für ein Wunder von Gelehrſamkeit, und man gab ihm viel Geld, daß er dieſe Sprachen andere Leute lehrte. Dieſer Mann ließ nun den jungen Almanſor alle Wochen einigemal zu ſich kommen, bewirthete ihn mit ſeltenen Früchten und dergleichen, und dem Jüngling war es dann, als wäre er zu Hauſe; denn der alte Herr war gar ein ſonderbarer Mann. Er hatte Almanſor Kleider machen laſſen, wie ſie vornehme Leute in Aegypten tragen; dieſe Kleider bewahrte er in ſeinem Hauſe in einem beſonderen Zimmer auf. Kam nun Almanſor, ſo ſchickte er ihn mit einem Bedienten in jenes Zimmer und ließ ihn ganz nach ſeiner Landesſitte ankleiden. Von da an ging es dann nach „Kleinarabien,“ ſo nannte man einen Saal im Hauſe des Gelehrten.

Dieſer Saal war mit allerlei künſtlich aufgezogenen Bäumen, als Palmen, Bambus, jungen Cedern und dergleichen, und mit Blumen ausgeſchmückt, die nur im Morgenland wachſen. Perſiſche Teppiche lagen auf dem Fußboden, und an den Wänden waren Polſter, nirgends aber ein fränkiſcher Stuhl oder Tiſch. Auf einem dieſer Polſter ſaß der alte Profeſſor; er ſah aber ganz anders aus, als gewöhnlich; um den Kopf hatte er einen feinen türkiſchen Shawl als Turban gewunden, er hatte einen grauen Bart umgeknüpft, der ihm bis zum Gürtel reichte und ausſah wie ein natürlicher, ehrwürdiger Bart eines gewichtigen Mannes. Dazu trug er einen

Talar, den er aus einem brokatnen Schlafrock hatte machen lassen, weite türkische Beinkleider, gelbe Pantoffeln, und so friedlich er sonst war, an diesen Tagen hatte er einen türkischen Säbel umgeschnallt, und im Gürtel steckte ein Dolch mit falschen Steinen besetzt. Dazu rauchte er aus einer zwei Ellen langen Pfeife und ließ sich von seinen Leuten bedienen, die ebenfalls persisch gekleidet waren, und wovon die Hälfte Gesicht und Hände schwarz gefärbt hatte.

Von Anfang wollte dies alles dem jungen Almansor gar wunderlich bedünken, aber bald sah er ein, daß solche Stunden, wenn er in die Gedanken des Alten sich fügte, sehr nützlich für ihn seyen. Durfte er beim Doktor kein ägyptisches Wort sprechen, so war hier die fränkische Sprache sehr verboten, Almansor mußte beim Eintreten den Friedensgruß sprechen, den der alte Perser sehr feierlich erwiderte; dann winkte er dem Jüngling, sich neben ihn zu setzen und begann persisch, arabisch, koptisch und alle Sprachen untereinander zu sprechen, und nannte dies eine gelehrte morgenländische Unterhaltung. Neben ihm stand ein Diener, oder was sie an diesem Tage vorstellten, ein Sklave, der ein großes Buch hielt; das Buch aber war ein Wörterbuch, und wenn dem Alten die Worte ausgingen, winkte er dem Sklaven, schlug flugs auf, was er sagen wollte, und fuhr dann zu sprechen fort.

Die Sklaven aber brachten in türkischem Geschirr Sorbet und dergleichen, und wollte Almansor dem Alten ein großes Vergnügen machen, so mußte er sagen, es sey alles bei ihm angeordnet, wie im Morgenland. Almansor las sehr schön persisch, und das war der Hauptvortheil für den Alten. Er hatte viele persische Manuscripte, aus diesen ließ er sich von dem Jüngling vorlesen, las aufmerksam nach und merkte sich auf diese Art die richtige Aussprache.

Das waren die Freudentage des armen Almansor; denn nie entließ ihn der alte Professor unbeschenkt, und oft trug er sogar

koſtbare Gaben an Geld oder Leinenzeug oder anderen nothwendigen Dingen davon, die ihm der Doktor verehrte. So lebte Almanſor einige Jahre in der Hauptſtadt des Frankenlandes, doch nie wurde ſeine Sehnſucht nach der Heimath geringer. Als er aber etwa fünfzehn Jahre alt war, begab ſich ein Vorfall, der auf ſein Schickſal großen Einfluß hatte.

Die Franken nämlich wählten ihren erſten Feldherrn, denſelben, mit welchem Almanſor ſo oft in Aegypten geſprochen hatte, zu ihrem König und Beherrſcher. Almanſor wußte zwar und erkannte es an den großen Feſtlichkeiten, daß etwas dergleichen in dieſer großen Stadt geſchehe, doch konnte er ſich nicht denken, daß der König derſelbe ſey, den er in Aegypten geſehen; denn jener Feldherr war noch ein ſehr junger Mann. Eines Tages aber ging Almanſor über eine jener Brücken, die über den breiten Fluß führen, der die Stadt durchſtrömt; da gewahrte er in dem einfachen Kleid eines Soldaten einen Mann, der am Brückengeländer lehnte und in die Wellen ſah. Die Züge des Mannes fielen ihm auf, und er erinnerte ſich, ihn ſchon geſehen zu haben. Er ging alſo ſchnell die Kammern ſeines Gedächtniſſes durch und als er an die Pforte der Kammer von Aegypten kam, da eröffnete ſich ihm plötzlich das Verſtändniß, daß dieſer Mann jener Feldherr der Franken ſey, mit welchem er oft im Lager geſprochen, und der immer gütig für ihn geſorgt hatte; er wußte ſeinen rechten Namen nicht genau, er faßte ſich daher ein Herz, trat zu ihm, nannte ihn, wie ihn die Soldaten unter ſich nannten, und ſprach, indem er nach ſeiner Landesſitte die Arme über der Bruſt kreuzte: „Selam aleicum, Petit-Caporal!“

Der Mann ſah ſich erſtaunt um, blickte den jungen Menſchen mit ſcharfen Augen an, dachte über ihn nach und ſagte dann: „Himmel, iſt es möglich! Du hier, Almanſor? Was macht

dein Vater? Wie geht es in Aegypten? Was führt dich zu uns hieher?"

Da konnte sich Almansor nicht länger halten, er fing an bitterlich zu weinen und sagte zu dem Mann: „So weißt du also nicht, was die Hunde, deine Landsleute, mit mir gemacht haben, Petit-Caporal, du weißt nicht, daß ich das Land meiner Väter nicht mehr gesehen habe seit vielen Jahren?"

„Ich will nicht hoffen," sagte der Mann, und seine Stirne wurde finster, „ich will nicht hoffen," daß man dich mit hinwegschleppte."

„Ach, freilich," antwortete Almansor, „an jenem Tage, wo eure Soldaten sich einschifften, sah ich mein Vaterland zum letztenmal; sie nahmen mich mit sich hinweg, und ein Hauptmann, den mein Elend rührte, zahlt ein Kostgeld für mich bei einem verwünschten Doktor, der mich schlägt und halb Hungers sterben läßt. Aber höre, Petit-Caporal," fuhr er ganz treuherzig fort, „es ist gut, daß ich dich hier traf, du mußt mir helfen."

Der Mann, zu welchem er dies sprach, lächelte und fragte, auf welche Weise er denn helfen sollte.

„Siehe," sagte Almansor, „es wäre unbillig, wollte ich von dir etwas verlangen, du warst von jeher so gütig gegen mich, aber ich weiß, du bist auch ein armer Mensch, und wenn du auch Feldherr warst, gingst du nie so schön gekleidet wie die anderen; auch jetzt mußt du, nach deinem Rock und Hut zu urtheilen, nicht in den besten Umständen seyn. Aber da haben ja die Franken letzthin einen Sultan gewählt, und ohne Zweifel kennst du Leute, die sich ihm nahen dürfen, etwa seinen Janitscharenaga, oder den Reiseffendi oder seinen Kapudan Bascha?"

„Nun ja," antwortete der Mann, „aber wie weiter?"

„Bei diesen könntest du ein gutes Wort für mich einlegen,

Petit-Caporal, daß ſie den Sultan der Franken bitten, er möchte mich frei laſſen; dann brauche ich auch etwas Geld zur Reiſe übers Meer, vor allem aber mußt du mir verſprechen, weder dem Doktor noch dem arabiſchen Profeſſor etwas davon zu ſagen."

„Wer iſt denn der arabiſche Profeſſor?" fragte jener.

„Ach, das iſt ein ſonderbarer Mann, doch, von dieſem erzähle ich dir ein andermal. Wenn es die beiden hörten, dürfte ich nicht mehr aus Frankiſtan weg. Aber willſt du für mich ſprechen bei den Agas? Sage es mir aufrichtig!"

„Komm mit mir," ſagte der Mann, „vielleicht kann ich dir jetzt gleich nützlich ſeyn."

„Jetzt?" rief der Jüngling mit Schrecken, „jetzt um keinen Preis, da würde mich der Doktor prügeln; ich muß eilen, daß ich nach Hauſe komme."

„Was trägſt du denn in dieſem Korb?" fragte jener, indem er ihn zurückhielt. Almanſor erröthete und wollte es anfangs nicht zeigen, endlich aber ſagte er: „Siehe, Petit-Caporal, ich muß hier Dienſte thun, wie der geringſte Sklave meines Vaters. Der Doktor iſt ein geiziger Mann, und ſchickt mich alle Tage von unſerem Hauſe eine Stunde weit auf den Gemüſe- und Fiſchmarkt, da muß ich denn unter den ſchmutzigen Marktweibern einkaufen, weil es dort um einige Kupfermünzen wohlfeiler iſt, als in unſerem Stadttheil. Siehe, wegen dieſes ſchlechten Härings, wegen dieſer Handvoll Salat, wegen dieſes Stückchens Butter muß ich alle Tage zwei Stunden gehen. Ach, wenn es mein Vater wüßte!"

Der Mann, zu welchem Almanſor dies ſprach, war gerührt über die Noth des Knaben und antwortete: „Komm nur mit mir und ſey getroſt; der Doktor ſoll dir nichts anhaben dürfen, wenn er auch heute weder Häring noch Salat verſpeist. Sey getroſten Muthes und komm." Er nahm bei dieſen Worten Almanſor bei

der Hand und führte ihn mit sich, und obgleich diesem das Herz pochte, wenn er an den Doktor dachte, so lag doch so viele Zuversicht in den Worten und Mienen des Mannes, daß er sich entschloß, ihm zu folgen. Er ging also, sein Körbchen am Arm, neben dem Soldaten viele Straßen durch, und wunderbar wollte es ihm bedünken, daß alle Leute die Hüte vor ihnen abnahmen, und stehen blieben und ihnen nachschauten. Er äußerte dies auch gegen seinen Begleiter, dieser aber lachte und sagte nichts darüber.

Sie gelangten endlich an ein prachtvolles Schloß, auf welches der Mann zuging. „Wohnst du hier, Petit-Caporal?" fragte Almansor.

„Hier ist meine Wohnung," entgegnete jener, „und ich will dich zu meiner Frau führen."

„Ei, da wohnst du schön!" fuhr Almansor fort, „gewiß hat dir der Sultan hier freie Wohnung gegeben?"

„Diese Wohnung habe ich vom Kaiser, du hast Recht;" antwortete sein Begleiter und führte ihn in das Schloß. Dort stiegen sie eine breite Treppe hinan, und in einem schönen Saal hieß er ihn seinen Korb absetzen, und trat dann mit ihm in ein prachtvolles Gemach, wo eine Frau auf einem Divan saß. Der Mann sprach mit ihr in einer fremden Sprache, worauf sie beide nicht wenig lachten, und die Frau fragte dann Almansor in fränkischer Sprache vieles über Aegypten. Endlich sagte Petit-Caporal zu dem Jüngling: „weißt du, was das beste ist? ich will dich gleich selbst zum Kaiser führen, und bei ihm für dich sprechen."

Almansor erschrack sehr, aber er gedachte an sein Elend und seine Heimath; „dem Unglücklichen," sprach er zu den beiden, „verleiht Allah einen hohen Muth in der Stunde der Noth, er wird auch mich armen Knaben nicht verlassen. Ich will es thun, ich will zu ihm gehen. Aber sage, Caporal, muß ich vor ihm

niederfallen, muß ich die Stirne mit dem Boden berühren, was muß ich thun?"

Die beiden lachten von neuem und versicherten, dies alles sey nicht nöthig.

„Sieht er schrecklich und majestätisch aus?" fragte er weiter, „hat er einen langen Bart? macht er feurige Augen? sage, wie sieht er aus?"

Sein Begleiter lachte von neuem und sprach dann: „Ich will dir ihn lieber gar nicht beschreiben, Almansor, du selbst sollst errathen, welcher es ist. Nur das will ich dir als Kennzeichen angeben: Alle im Saale des Kaisers werden, wenn er da ist, die Hüte ehrerbietig abnehmen, der, welcher den Hut auf dem Kopfe behält, der ist der Kaiser. Bei diesen Worten nahm er ihn bei der Hand und ging mit ihm nach dem Saal des Kaisers. Je näher er kam, desto lauter pochte ihm das Herz, und die Knie fingen ihm an zu zittern, als sie sich der Thüre näherten. Ein Bedienter öffnete die Thüre, und da standen in einem Halbkreis wenigstens dreißig Männer, alle prächtig gekleidet, und mit Gold und Sternen überdeckt, wie es Sitte ist im Lande der Franken bei den vornehmsten Aga's und Bassa's der Könige, und Almansor dachte, sein Begleiter, der so unscheinbar gekleidet war, müsse der geringsten einer seyn unter diesen. Sie hatten alle das Haupt entblößt und Almansor fing nun an, nach dem zu suchen, der den Hut auf dem Kopf hätte; denn dieser mußte der Kaiser seyn. Aber vergebens war sein Suchen. Alle hatten den Hut in der Hand, und der Kaiser mußte also nicht unter ihnen seyn; da fiel sein Blick zufällig auf seinen Begleiter und siehe — dieser hatte den Hut auf dem Kopfe sitzen!

Der Jüngling war erstaunt, betroffen. Er sah seinen Begleiter lange an und sagte dann, indem er selbst seinen Hut

abnahm: „Selam aleicum, Petit-Caporal! So viel ich weiß, bin ich ſelbſt nicht der Sultan der Franken, alſo kommt es mir nicht zu, mein Haupt zu bedecken; doch du biſt der, der den Hut trägt, — Petit-Caporal, biſt denn du der Kaiſer?“

„Du haſt's errathen,“ antwortete jener, „und überdies bin ich dein Freund. Schreibe dein Unglück nicht mir, ſondern einer unglücklichen Verwirrung der Umſtände zu und ſey verſichert, daß du mit dem erſten Schiffe in dein Vaterland zurückſegelſt. Gehe jetzt wieder hinein zu meiner Frau, erzähle ihr vom arabiſchen Profeſſor, und was du weißt. Die Häringe und den Salat will ich dem Doktor ſchicken, du aber bleibſt während deines Aufenthalts in meinem Palaſt.“

So ſprach der Mann, der Kaiſer war; Almanſor aber fiel vor ihm nieder, küßte ſeine Hand und bat ihn um Verzeihung, daß er ihn nicht erkannt habe, er habe es ihm gewiß nicht angeſehen, daß er Kaiſer ſey.

„Du haſt Recht,“ erwiderte jener lachend, „wenn man nur wenige Tage Kaiſer iſt, kann man es nicht an der Stirne geſchrieben haben.“ So ſprach er und winkte ihm, ſich zu entfernen.

Seit dieſem Tage lebte Almanſor glücklich und in Freuden. Den arabiſchen Profeſſor, von welchem er dem Kaiſer erzählte, durfte er noch einigemal beſuchen, den Doktor aber ſah er nicht mehr. Nach einigen Wochen ließ ihn der Kaiſer zu ſich rufen und kündigte ihm an, daß ein Schiff vor Anker liege, mit dem er ihn nach Aegypten ſenden wolle. Almanſor war außer ſich vor Freude; wenige Tage reichten hin, um ihn auszurüſten, und mit einem Herzen voll Dankes und mit Schätzen und Geſchenken reich beladen, reiste er vom Kaiſer ab ans Meer und ſchiffte ſich ein. Aber Allah wollte ihn noch länger prüfen, wollte ſeinen Muth

im Unglück noch länger ſtählen, und ließ ihn die Küſte ſeiner Heimath noch nicht ſehen. Ein anderes fränkiſches Volk, die Engländer, führten damals Krieg mit dem Kaiſer auf der See. Sie nahmen ihm alle Schiffe weg, die ſie beſiegen konnten, und ſo kam es, daß am ſechsten Tage der Reiſe das Schiff, auf welchem ſich Almanſor befand, von engliſchen Schiffen umgeben und beſchoſſen wurde; es mußte ſich ergeben, und die ganze Mannſchaft wurde auf ein kleineres Schiff gebracht, das mit den andern weiter ſegelte. Doch, auf der See iſt es nicht weniger unſicher als in der Wüſte, wo unverſehens die Räuber auf die Karavanen fallen und todtſchlagen und plündern. Ein Kaper von Tunis überfiel das kleine Schiff, das der Sturm von den größeren Schiffen getrennt hatte, und es wurde genommen, und alle Mannſchaft nach Algier geführt und verkauft.

Almanſor kam zwar nicht in ſo harte Sklaverei als die Chriſten, weil er ein rechtgläubiger Muſelmann war, aber dennoch war jetzt wieder alle Hoffnung verſchwunden, die Heimath und den Vater wieder zu ſehen. Dort lebte er bei einem reichen Mann fünf Jahre, und mußte die Blumen begießen und den Garten bauen. Da ſtarb der reiche Mann ohne nahe Erben, ſeine Beſitzungen wurden zerriſſen, ſeine Sklaven getheilt, und Almanſor fiel in die Hände eines Sklavenmäklers. Dieſer rüſtete um dieſe Zeit ein Schiff aus, um ſeine Sklaven anderwärts theurer zu verkaufen. Der Zufall wollte, daß ich ſelbſt ein Sklave dieſes Händlers war, und auf daſſelbe Schiff kam, wo auch Almanſor ſich befand. Dort lernten wir uns kennen, und dort erzählte er mir ſeine wunderbaren Schickſale. Doch — als wir landeten, war ich Zeuge der wunderbarſten Fügung Allah's; es war die Küſte ſeines Vaterlandes, an welche wir aus dem Boot ſtiegen, es war der Markt ſeiner Vaterſtadt, wo wir öffentlich ausgeboten

wurden, und, o Herr! daß ich es kurz sage, es war sein eigener, sein theurer Vater, der ihn kaufte!

Der Scheik Ali Banu war in tiefes Nachdenken versunken über diese Erzählung; sie hatte ihn unwillkürlich mit sich fortgerissen, seine Brust hob sich, sein Auge glühte, und er war oft nahe daran, seinen jungen Sklaven zu unterbrechen; aber das Ende der Erzählung schien ihn nicht zu befriedigen.

„Er könnte jetzt einundzwanzig Jahre haben, sagst du?" so fing er an zu fragen.

„Herr, er ist in meinem Alter, ein- bis zweiundzwanzig Jahre."

„Und welche Stadt nannte er seine Geburtsstadt, das hast du uns noch nicht gesagt."

„Wenn ich nicht irre," antwortete jener, „so war es Alessandria!"

„Alessandria!" rief der Scheik, „es ist mein Sohn; wo ist er, wo ist er geblieben? sagtest du nicht, daß er Kairam hieß? Hat er dunkle Augen und braunes Haar?"

„Er hat es, und in traulichen Stunden nannte er sich Kairam und nicht Almansor."

„Aber, Allah! Allah! sage mir doch, sein Vater hätte ihn vor deinen Augen gekauft, sagst du; sagte er, es sey sein Vater? Also ist er doch nicht mein Sohn."

Der Sklave antwortete: „Er sprach zu mir: Allah sey gepriesen nach so langem Unglück; das ist der Marktplatz meiner Vaterstadt. Nach einer Weile aber kam ein vornehmer Mann um die Ecke, da rief er: o was für ein theures Geschenk des Himmels sind die Augen! Ich sehe noch einmal meinen ehrwürdigen Vater! Der Mann aber trat zu uns, betrachtet diesen und jenen,

und kauft endlich den, dem dies alles begegnet ist, da rief er Allah an, sprach ein heißes Dankgebet und flüsterte mir zu: jetzt gehe ich wieder ein in die Hallen meines Glückes; es ist mein eigener Vater, der mich gekauft hat."

„Es ist also doch nicht mein Sohn, mein Kairam," sagte der Scheik, von Schmerz bewegt.

Da konnte sich der Jüngling nicht mehr zurückhalten, Thränen der Freude entstürzten seinen Augen, er warf sich nieder vor dem Scheik und rief: „und dennoch ist es Euer Sohn, Kairam Almansor; denn Ihr seyd es, der ihn gekauft hat."

„Allah, Allah! ein Wunder, ein großes Wunder!" riefen die Anwesenden und drängten sich herbei; der Scheik aber stand sprachlos und staunte den Jüngling an, der sein schönes Antlitz zu ihm aufhob. „Mein Freund Mustapha," sprach er zu dem alten Derwisch, „vor meinen Augen hängt ein Schleier von Thränen, daß ich nicht sehen kann, ob die Züge seiner Mutter, die mein Kairam trug, auf seinem Gesicht eingegraben sind; trete du her und schaue ihn an."

Der Alte trat herzu, sah ihn lange an, legte seine Hand auf die Stirne des jungen Mannes und sprach: „Kairam, wie hieß der Spruch, den ich dir am Tage des Unglücks mitgab ins Lager der Franken?"

„Mein theurer Lehrer!" antwortete der Jüngling, indem er die Hand des Alten an seine Lippen zog, „er hieß: So einer Allah liebt und ein gutes Gewissen hat, ist er auch in der Wüste des Elendes nicht allein; denn er hat zwei Gefährten, die ihm tröstend zur Seite gehen."

Da hob der Alte seine Augen dankend gen Himmel, zog den Jüngling herauf an seine Brust und gab ihn dem Scheik und sprach: „Nimm ihn hin; so gewiß du zehn Jahre um ihn trauertest, so gewiß ist es dein Sohn Kairam."

Der Scheik war außer sich vor Freude und Entzücken, er betrachtete immer von neuem die Züge des Wiedergefundenen, und unläugbar fand er das Bild seines Sohnes wieder, wie er ihn verloren hatte. Und alle Anwesenden theilten seine Freude, denn sie liebten den Scheik, und jedem unter ihnen war es, als wäre ihm heute ein Sohn geschenkt worden.

Jetzt füllte wieder Gesang und Jubel diese Halle, wie in den Tagen des Glückes und der Freude. Noch einmal mußte der Jüngling, und noch ausführlicher, seine Geschichte erzählen, und alle priesen den arabischen Professor und den Kaiser und jeden, der sich Kairams angenommen hatte. Man war beisammen bis in die Nacht, und als man aufbrach, beschenkte der Scheik jeden seiner Freunde reichlich, auf daß er immer dieses Freudentages gedenke.

Die vier jungen Männer aber stellte er seinem Sohne vor und lud sie ein, ihn immer zu besuchen, und es war ausgemachte Sache, daß er mit dem Schreiber lesen, mit dem Maler kleine Reisen machen sollte, daß der Kaufmann Gesang und Tanz mit ihm theile, und der andere alle Vergnügungen für sie bereiten solle. Auch sie wurden reich beschenkt und traten freudig aus dem Hause des Scheiks.

„Wem haben wir alles dies zu verdanken," sprachen sie untereinander, „wem anders als dem Alten? Wer hätte dies damals gedacht, als wir vor diesem Hause standen und über den Scheik loszogen?"

„Und wie leicht hätte es uns einfallen können, die Lehren des alten Mannes zu überhören," sagte ein anderer, „oder ihn ganz zu verspotten? denn er sah doch recht zerrissen und ärmlich aus, und wer konnte denken, daß dies der weise Mustapha sey?"

„Und wunderbar! war es nicht hier, wo wir unsere Wünsche laut werden ließen?" sprach der Schreiber. „Da wollte der eine reisen, der andere singen und tanzen, der dritte gute Gesellschaft

haben und ich — Geſchichten leſen und hören, und ſind nicht alle unſere Wünſche in Erfüllung gegangen? Darf ich nicht alle Bücher des Scheik leſen, und kaufen, was ich will?"

„Und darf ich nicht ſeine Tafel zurichten und ſeine ſchönſten Vergnügen anordnen, und ſelbſt dabei ſeyn?" ſagte der andere.

„Und ich, ſo oft mich mein Herz gelüſtet, Geſang und Saitenſpiel zu hören, oder einen Tanz zu ſehen, darf ich nicht hingehen, und mir ſeine Sklaven ausbitten?"

„Und ich!" rief der Maler, „vor dieſem Tage war ich arm und konnte keinen Fuß aus dieſer Stadt ſetzen, und jetzt kann ich reiſen, wohin ich will!"

„Ja," ſprachen ſie alle, es war doch gut, daß wir dem Alten folgten; wer weiß, was aus uns geworden wäre?"

So ſprachen ſie und gingen freudig und glücklich nach Hauſe.

Das Wirthshaus im Spessart.

Vor vielen Jahren, als im Spessart die Wege noch schlecht und nicht so häufig als jetzt befahren waren, zogen zwei junge Bursche durch diesen Wald. Der eine mochte achtzehn Jahre alt seyn und war ein Zirkelschmid, der andere ein Goldarbeiter, konnte nach seinem Aussehen kaum sechszehn Jahre haben, und machte wohl jetzt eben seine erste Reise in die Welt. Der Abend war schon heraufgekommen und die Schatten der riesengroßen Fichten und Buchen verfinsterten den schmalen Weg, auf dem die beiden wanderten. Der Zirkelschmid schritt wacker vorwärts und pfiff ein Lied, schwatzte auch zuweilen mit Munter, seinem Hunde, und schien sich nicht viel darum zu bekümmern, daß die Nacht nicht mehr fern, desto ferner aber die nächste Herberge sey; aber Felix, der Goldarbeiter, sah sich oft ängstlich um. Wenn der Wind durch die Bäume rauschte, so war es ihm, als höre er Tritte hinter sich; wenn das Gesträuch am Wege hin und her wankte und sich theilte, glaubte er Gesichter hinter den Büschen lauern zu sehen.

Der junge Goldschmid war sonst nicht abergläubisch oder muthlos. In Würzburg, wo er gelernt hatte, galt er unter seinen Kameraden für einen unerschrockenen Burschen, dem das Herz am rechten Fleck sitze; aber heute war ihm doch sonderbar zu Muthe. Man hatte ihm vom Spessart so mancherlei erzählt; eine große Räuberbande sollte dort ihr Wesen treiben, viele Reisende waren in den letzten Wochen geplündert worden, ja man sprach sogar von einigen gräulichen Mordgeschichten, die vor nicht langer Zeit

dort vorgefallen ſeyen. Da war ihm nun doch etwas bange für ſein Leben, denn ſie waren ja nur zwei und konnten gegen bewaffnete Räuber gar wenig ausrichten. Oft gereute es ihn, daß er dem Zirkelſchmid gefolgt war, noch eine Station zu gehen, ſtatt am Eingange des Waldes über Nacht zu bleiben.

„Und wenn ich heute Nacht todt geſchlagen werde, und um Leben und alles komme, was ich bei mir habe, ſo iſts nur deine Schuld, Zirkelſchmid, denn du haſt mich in den ſchrecklichen Wald hereingeſchwatzt.“

„Sey kein Haſenfuß,“ erwiderte der andere, „ein rechter Handwerksburſche ſoll eigentlich ſich gar nicht fürchten. Und was meinſt du denn? Denkſt du die Herren Räuber im Speſſart werden uns die Ehre anthun, uns zu überfallen und todt zu ſchlagen? Warum ſollten ſie ſich dieſe Mühe geben? etwa wegen meines Sonntagsrocks, den ich im Ranzen habe, oder wegen des Zehrpfennings von einem Thaler? Da muß man ſchon mit Vieren fahren, in Gold und Seide gekleidet ſeyn, wenn ſie es der Mühe werth finden, einen todt zu ſchlagen.“

„Halt! hörſt du nicht etwas pfeifen im Walde?“ rief Felix ängſtlich.

„Das war der Wind, der um die Bäume pfeift; geh nur raſch vorwärts, lange kann es nicht mehr dauern.“

„Ja, du haſt gut reden wegen des Todtſchlagens,“ fuhr der Goldarbeiter fort. „Dich fragen ſie, was du haſt, durchſuchen dich und nehmen dir allenfalls den Sonntagsrock und den Gulden und dreißig Kreuzer. Aber mich, mich ſchlagen ſie gleich anfangs todt, nur weil ich Gold und Geſchmeide mit mir führe.“

„Ei warum ſollten ſie dich todt ſchlagen deswegen? Kämen jetzt vier oder fünf dort aus dem Buſche, mit geladenen Büchſen, die ſie auf uns anlegten, und fragten ganz höflich: „Ihr Herren,

was habt ihr bei euch? machet es euch bequem, wir wollens euch tragen helfen," und was dergleichen anmuthige Redensarten sind; da wärest du wohl kein Thor, machtest dein Ränzchen auf und legtest die gelbe Weste, den blauen Rock, zwei Hemden und alle Halsbänder und Armbänder und Kämme, und was du sonst noch hast, höflich auf die Erde und bedanktest dich fürs Leben, das sie dir schenkten."

„So? meinst du," entgegnete Felix sehr eifrig, „den Schmuck für meine Frau Pathe, die vornehme Gräfin, soll ich hergeben? eher mein Leben; eher laß ich mich in kleine Stücke zerschneiden. Hat sie nicht Mutterstelle an mir vertreten und seit meinem zehnten Jahr mich aufziehen lassen, hat sie nicht die Lehre für mich bezahlt und Kleider und alles? Und jetzt, da ich sie besuchen darf, und etwas mitbringe von meiner eigenen Arbeit, das sie beim Meister bestellt hat, jetzt, da ich ihr an dem schönen Geschmeide zeigen könnte, was ich gelernt habe, jetzt soll ich das alles hergeben und die gelbe Weste dazu, die ich auch von ihr habe? nein, lieber sterben, als daß ich den schlechten Menschen meiner Frau Pathe Geschmeide gebe!"

„Sey kein Narr!" rief der Zirkelschmid; „wenn sie dich todt schlagen, bekommt die Frau Gräfin den Schmuck dennoch nicht; drum ist es besser, du gibst ihn her und erhältst dein Leben."

Felix antwortete nicht; die Nacht war jetzt ganz heraufgekommen und bei dem ungewissen Schein des Neumonds konnte man kaum auf fünf Schritte vor sich sehen; er wurde immer ängstlicher, hielt sich näher an seinen Kameraden und war mit sich uneinig, ob er seine Reden und Beweise billigen solle oder nicht. Noch eine Stunde beinahe waren sie so fortgegangen, da erblickten sie in der Ferne ein Licht. Der junge Goldschmid meinte aber, man dürfe nicht trauen, vielleicht könnte es ein Räuberhaus seyn, aber der

Zirkelſchmid belehrte ihn, daß die Räuber ihre Häuſer oder Höhlen unter der Erde haben, und dies müſſe das Wirthshaus ſeyn, das ihnen ein Mann am Eingang des Waldes beſchrieben.

Es war ein langes aber niedriges Haus, ein Karren ſtand davor, und neben an im Stalle hörte man Pferde wiehern. Der Zirkelſchmid winkt ſeinem Geſellen an ein Fenſter, deſſen Laden geöffnet waren. Sie konnten, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellten, die Stube überſehen. Am Ofen in einem Armſtuhl ſchlief ein Mann, der ſeiner Kleidung nach ein Fuhrmann und wohl auch der Herr des Karren vor der Thüre ſeyn konnte. An der andern Seite des Ofens ſaßen ein Weib und ein Mädchen und ſpannen; hinter dem Tiſch an der Wand ſaß ein Menſch, der ein Glas Wein vor ſich, den Kopf in die Hände geſtützt hatte, ſo daß ſie ſein Geſicht nicht ſehen konnten. Der Zirkelſchmid aber wollte aus ſeiner Kleidung bemerken, daß es ein vornehmer Herr ſeyn müſſe.

Als ſie ſo noch auf der Lauer ſtanden, ſchlug ein Hund im Hauſe an; Munter, des Zirkelſchmids Hund, antwortete, und eine Magd erſchien in der Thüre und ſchaute nach den Fremden heraus.

Man verſprach ihnen Nachteſſen und Betten geben zu können; ſie traten ein und legten die ſchweren Bündel, Stock und Hut in die Ecken und ſetzten ſich zu dem Herrn am Tiſche. Dieſer richtete ſich bei ihrem Gruße auf, und ſie erblickten einen feinen jungen Mann, der ihnen freundlich für ihren Gruß dankte. „Ihr ſeyd ſpät auf der Bahn," ſagte er; „habt ihr euch nicht gefürchtet, in ſo dunkler Nacht durch den Speſſart zu reiſen? Ich für meinen Theil habe lieber mein Pferd in dieſer Schenke eingeſtellt, als daß ich nur noch eine Stunde weiter geritten wäre."

„Da habt Ihr allerdings recht gehabt, Herr," erwiderte der Zirkelſchmid. „Der Hufſchlag eines ſchönen Pferdes iſt Muſik in den Ohren dieſes Geſindels und lockt ſie auf eine Stunde weit;

aber wenn ein paar arme Burſche, wie wir, durch den Wald ſchleichen, Leute, welchem die Räuber eher ſelbſt etwas ſchenken könnten, da heben ſie keinen Fuß auf!"

„Das iſt wohl wahr," entgegnete der Fuhrmann, der durch die Ankunft der Fremden erweckt, auch an den Tiſch getreten war; „einem armen Manne können ſie nicht viel anhaben ſeines Geldes willen; aber man hat Beiſpiele, daß ſie arme Leute nur aus Mordluſt niederſtießen, oder ſie zwangen, unter die Bande zu treten und als Räuber zu dienen."

„Nun, wenn es ſo ausſieht mit dieſen Leuten im Wald," bemerkte der junge Goldſchmid, „ſo wird uns wahrhaftig auch dieſes Haus wenig Schutz gewähren. Wir ſind nur zu vier, und mit dem Hausknecht fünf; wenn es ihnen einfällt zu zehn uns zu überfallen, was können wir gegen ſie? und überdies," ſetzte er leiſe flüſternd hinzu, „wer ſteht uns dafür, daß dieſe Wirthsleute ehrlich ſind?"

„Da hat es gute Wege," erwiderte der Fuhrmann. „Ich kenne dieſe Wirthſchaft ſeit mehr als zehn Jahren und habe nie etwas unrechtes darin verſpürt. Der Mann iſt ſelten zu Hauſe, man ſagt, er treibe Weinhandel, die Frau aber iſt eine ſtille Frau, die niemand böſes will; nein, dieſer thut ihr unrecht, Herr."

„Und doch," nahm der junge vornehme Herr das Wort, „doch möchte ich nicht ſo ganz verwerfen, was er geſagt. Erinnert Euch an die Gerüchte von jenen Leuten, die in dieſem Walde auf einmal ſpurlos verſchwunden ſind. Mehrere davon hatten vorher geſagt, ſie werden in dieſem Wirthshauſe übernachten, und als man nach zwei oder drei Wochen nichts von ihnen vernahm, ihrem Weg nachforſchte und auch hier im Wirthshauſe nachfragte, da ſoll nun keiner geſehen worden ſeyn; verdächtig iſt es doch."

„Weiß Gott!" rief der Zirkelſchmid, „da handelten wir ja

vernünftiger, wenn wir unter dem nächſten beſten Baum unſer Nachtlager nähmen, als hier in dieſen vier Wänden, wo an kein Entſpringen zu denken iſt, wenn ſie einmal die Thüre beſetzt haben; denn die Fenſter ſind vergittert."

Sie waren alle durch dieſe Reden nachdenklich geworden, es ſchien gar nicht unwahrſcheinlich, daß die Schenke im Wald, ſey es gezwungen oder freiwillig, im Einverſtändniß mit den Räubern war. Die Nacht ſchien ihnen daher gefährlich; denn wie manche Sage hatten ſie gehört von Wanderern, die man im Schlaf überfallen und gemordet hatte; und ſollte es auch nicht an ihr Leben gehen, ſo war doch ein Theil der Gäſte in der Waldſchenke von ſo beſchränkten Mitteln, daß ihnen ein Raub an einem Theil ihrer Habe ſehr empfindlich geweſen wäre. Sie ſchauten verdrießlich und düſter in ihre Gläſer. Der junge Herr wünſchte auf ſeinem Roß durch ein ſicheres, offenes Thal zu traben, der Zirkelſchmid wünſchte ſich zwölf ſeiner handfeſten Kameraden, mit Knütteln bewaffnet als Leibgarde; Felix, dem Goldarbeiter war bange, mehr um den Schmuck ſeiner Wohlthäterin, als um ſein Leben; der Fuhrmann aber, der einigemal den Rauch ſeiner Pfeife nachdenklich vor ſich hingeblaſen, ſprach leiſe: „Ihr Herren; im Schlaf wenigſtens ſollen ſie uns nicht überfallen. Ich für meinen Theil will, wenn nur noch einer mit mir hält, die ganze Nacht wach bleiben."

„Das will ich auch" — „ich auch!" riefen die drei übrigen; „ſchlafen könnte ich doch nicht," ſetzte der junge Herr hinzu.

„Nun ſo wollen wir etwas treiben, daß wir wach bleiben," ſagte der Fuhrmann; „ich denke, weil wir doch gerade zu vier ſind, könnten wir Karten ſpielen, das hält wach und vertreibt die Zeit."

„Ich ſpiele niemals Karten," erwiderte der junge Herr, „darum kann ich wenigſtens nicht mithalten."

„Und ich kenne die Karten gar nicht," ſetzte Felix hinzu.

„Was können wir denn aber anfangen, wenn wir nicht spielen?“ sprach der Zirkelschmid; „singen? Das geht nicht und würde nur das Gesindel herbeilocken; einander Räthsel und Sprüche aufgeben zum Errathen? das dauert auch nicht lange. Wißt ihr was? wie wäre es, wenn wir uns etwas erzählten? Lustig oder ernsthaft, wahr oder erdacht, es hält doch wach und vertreibt die Zeit so gut wie Kartenspiel.“

„Ich bin's zufrieden, wenn ihr anfangen wollt,“ sagte der junge Herr lächelnd. „Ihr Herren vom Handwerk kommt in allen Ländern herum und könnet schon etwas erzählen; hat doch jede Stadt ihre eigenen Sagen und Geschichten.“

„Ja, ja, man hört manches,“ erwiderte der Zirkelschmid, „dafür studiren Herren, wie Ihr, fleißig in den Büchern, wo gar wundervolle Sachen geschrieben stehen; da wüßtet Ihr noch klügeres und schöneres zu erzählen, als ein schlichter Handwerksbursche, wie unser einer. Mich müßte alles trügen, oder Ihr seyd ein Student, ein Gelehrter.“

„Ein Gelehrter nicht,“ lächelte der junge Herr, „wohl aber ein Student und will in den Ferien nach der Heimath reisen; doch was in unsern Büchern steht, eignet sich weniger zum Erzählen, als was ihr hie und dort gehört. Darum hebet immer an, wenn anders diese da gern zuhören.“

„Noch höher als Kartenspiel,“ erwiderte der Fuhrmann, „gilt bei mir, wenn einer eine schöne Geschichte erzählt. Oft fahre ich auf der Landstraße lieber im elendesten Schritt und höre einem zu, der neben mir hergeht und etwas schönes erzählt; manchen habe ich schon im schlechten Wetter auf den Karren genommen, unter der Bedingung, daß er etwas erzähle, und einen Kameraden von mir habe ich, glaube ich, nur deswegen so lieb, weil er Geschichten weiß, die sieben Stunden lang und länger dauern.

„So geht es auch mir," ſetzte der junge Goldarbeiter hinzu, „erzählen höre ich für mein Leben gern, und mein Meiſter in Würzburg mußte mir die Bücher ordentlich verbieten, daß ich nicht zu viel Geſchichten las und die Arbeit darüber vernachläſſigte. Drum gib nur etwas ſchönes preis, Zirkelſchmid, ich weiß, du könnteſt erzählen von jetzt an, bis es Tag wird, ehe dein Vorrath ausginge."

Der Zirkelſchmid trank, um ſich zu ſeinem Vortrag zu ſtärken, und hub alsdann alſo an:

Die Sage vom Hirſchgulden.

In Oberſchwaben ſtehen noch heutzutage die Mauern einer Burg, die einſt die ſtattlichſte der Gegend war, Hohenzollern. Sie erhebt ſich auf einem runden ſteilen Berg, und von ihrer ſchroffen Höhe ſieht man weit und frei ins Land. So weit und noch viel weiter, als man dieſe Burg im Land umher ſehen kann, ward das tapfere Geſchlecht der Zollern gefürchtet, und ihren Namen kannte und ehrte man in allen deutſchen Landen. Nun lebte vor mehreren hundert Jahren, ich glaube das Schießpulver war kaum erfunden, auf dieſer Veſte ein Zollern, der von Natur ein ſonderbarer Menſch war. Man konnte nicht ſagen, daß er ſeine Unterthanen hart gedrückt oder mit ſeinen Nachbarn in Fehde gelebt hätte, aber dennoch traute ihm niemand über den Weg ob ſeinem finſteren Auge, ſeiner krauſen Stirne und ſeinem einſilbigen, mürriſchen Weſen. Es gab wenige Leute außer dem Schloßgeſinde, die ihn je hatten ordentlich ſprechen hören, wie andere Menſchen, denn wenn er durch das Thal ritt, einer ihm begegnete und ſchnell die Mütze abnahm, ſich hinſtellte und ſagte: „Guten Abend, Herr Graf, heute iſt es ſchön Wetter," ſo antwortete er: „dummes Zeug," oder: „weiß ſchon." Hatte aber einer etwas nicht recht gemacht für ihn oder ſeine Roſſe, begegnete ihm ein Bauer im

Hohlweg mit dem Karren, daß er auf seinem Rappen nicht schnell genug vorüberkommen konnte, so entlud sich sein Ingrimm in einem Donner von Flüchen; doch hat man nie gehört, daß er bei solchen Gelegenheiten einen Bauer geschlagen hätte. In der Gegend aber hieß man ihn „das böse Wetter von Zollern."

Das böse Wetter von Zollern hatte eine Frau, die der Widerpart von ihm und so mild und freundlich war, wie ein Maitag. Oft hat sie Leute, die ihr Eheherr durch harte Reden beleidigt hatte, durch freundliche Worte und ihre gütigen Blicke wieder mit ihm ausgesöhnt; den Armen aber that sie gutes, wo sie konnte, und ließ es sich nicht verdrießen, sogar im heißen Sommer oder im schrecklichsten Schneegestöber den steilen Berg herab zu gehen, um arme Leute oder kranke Kinder zu besuchen. Begegnete ihr auf solchen Wegen der Graf, so sagte er mürrisch: „weiß schon, dummes Zeug" und ritt weiter.

Manch andere Frau hätte dieses mürrische Wesen abgeschreckt oder eingeschüchtert; die eine hätte gedacht: was gehen mich die armen Leute an, wenn mein Herr sie für dummes Zeug hält; die andere hätte vielleicht aus Stolz oder Unmuth die Liebe gegen einen so mürrischen Gemahl erkalten lassen; doch nicht also Frau Hedwig von Zollern. Die liebte ihn nach wie vor, suchte mit ihrer schönen weißen Hand die Falten von seiner braunen Stirne zu streichen, und liebte und ehrte ihn. Als aber nach Jahr und Tag der Himmel ein junges Gräflein zum Angebinde bescherte, liebte sie ihren Gatten nicht minder, indem sie ihrem Söhnlein dennoch alle Pflichten einer zärtlichen Mutter erzeigte. Drei Jahre vergingen, und der Graf von Zollern sah seinen Sohn nur alle Sonntage nach Tische, wo er ihm von der Amme dargereicht wurde. Er blickte ihn dann unverwandt an, brummte etwas in den Bart und gab ihn der Amme zurück. Als jedoch der Kleine „Vater"

ſagen konnte, ſchenkte der Graf der Amme einen Gulden, dem Kinde machte er kein fröhlicher Geſicht.

An ſeinem dritten Geburtstage aber ließ der Graf ſeinem Sohn die erſten Höslein anziehen und kleidete ihn prächtig in Sammt und Seide; dann befahl er, ſeinen Rappen und ein anderes ſchönes Roß vorzuführen, nahm den Kleinen auf den Arm und fing an mit klirrenden Sporen die Wendeltreppe hinabzuſteigen. Frau Hedwig erſtaunte, als ſie dies ſah. Sie war ſonſt nicht gewohnt zu fragen: wo aus und wann heim? wenn er ausritt, aber diesmal öffnete die Sorge um ihr Kind ihre Lippen. „Wollet Ihr ausreiten, Herr Graf?“ — ſprach ſie, — er gab keine Antwort, „wozu denn den Kleinen?“ fragte ſie weiter; „Cuno wird mit mir ſpazieren gehen.“

„Weiß ſchon,“ entgegnete das böſe Wetter von Zollern und ging weiter; und als er im Hof ſtand, nahm er den Knaben bei einem Füßlein, hob ihn ſchnell in den Sattel, band ihn mit einem Tuch feſt, ſchwang ſich ſelbſt auf den Rappen und trabte zum Burgthore hinaus, indem er den Zügel vom Roſſe ſeines Söhnleins in die Hand nahm.

Dem Kleinen ſchien es anfangs großes Vergnügen zu gewähren, mit dem Vater den Berg hinab zu reiten. Er klopfte in die Hände, er lachte und ſchüttelte ſein Rößlein an den Mähnen, damit es ſchneller laufen ſollte, und der Graf hatte ſeine Freude daran, rief auch einigemal: „Kannſt ein wackerer Burſche werden!“

Als ſie aber in der Ebene angekommen waren, und der Graf ſtatt Schritt Trab anſchlug, da verging dem Kleinen die Sinne; er bat anfangs ganz beſcheiden, ſein Vater möchte langſamer reiten, als es aber immer ſchneller ging, und der heftige Wind dem armen Cuno beinahe den Athem nahm, da fing er an, ſtill zu weinen, wurde immer ungeduldiger und ſchrie am Ende aus Leibeskräften.

„Weiß schon! dummes Zeug!“ fing jetzt sein Vater an. „Heult der Junge beim ersten Ritt; schweig oder — — —“ Doch den Augenblick, als er mit einem Fluche sein Söhnlein aufmuntern wollte, bäumte sich sein Roß; der Zügel des andern entfiel seiner Hand, er arbeitete sich ab, Meister seines Thieres zu werden, und als er es zur Ruhe gebracht hatte und sich ängstlich nach seinem Kinde umsah, erblickte er dessen Pferd, wie es lediglich und ohne den kleinen Reiter der Burg zulief.

So ein harter finsterer Mann der Graf von Zollern sonst war, so überwand doch dieser Anblick sein Herz; er glaubte nicht anders, als sein Kind liege zerschmettert am Weg, er raufte sich den Bart und jammerte. Aber nirgends, so weit er zurückritt, sah er eine Spur von dem Knaben; schon stellte er sich vor, das scheugewordene Roß habe ihn in einen Wassergraben geschleudert, der neben dem Wege lag. Da hörte er von einer Kinderstimme hinter sich seinen Namen rufen, und als er sich flugs umwandte — sieh' da saß ein altes Weib unweit der Straße unter einem Baum und wiegte den Kleinen auf ihren Knieen.

„Wie kommst du zu dem Knaben, alte Hexe?“ schrie der Graf in großem Zorn; „sogleich bringe ihn heran zu mir.“

„Nicht so rasch, nicht so rasch, Euer Gnaden!“ lachte die alte häßliche Frau, „könntet sonst auch ein Unglück nehmen auf Eurem stolzen Roß. Wie ich zu dem Junkerlein kam, fraget Ihr? Nun, sein Pferd ging durch, und er hing nur noch mit einem Füßchen angebunden und das Haar streifte fast am Boden, da habe ich ihn aufgefangen in meiner Schürze.“

„Weiß schon!“ rief der Herr von Zollern unmuthig, „gib ihn jetzt her; ich kann nicht wohl absteigen, das Roß ist wild und könnte ihn schlagen.“

„Schenket mir einen Hirschgulden!“ erwiderte die Frau demüthig bittend.

„Dummes Zeug!“ schrie der Graf und warf ihr einige Pfennige unter den Baum.

„Nein! einen Hirschgulden könnte ich wohl brauchen,“ fuhr sie fort.

„Was Hirschgulden! bist selbst keinen werth!“ eiferte der Graf, „schnell das Kind her, oder ich hetze die Hunde auf dich!“

„So? bin ich keinen Hirschgulden werth?“ antwortete jene mit höhnischem Lächeln; „na, man wird ja sehen, was von Eurem Erbe einen Hirschgulden werth ist; aber da die Pfennige behaltet für Euch.“ Indem sie dies sagte, warf sie die drei kleinen Kupferstücke dem Grafen zu, und so gut konnte die Alte werfen, daß alle drei ganz gerade in den kleinen Lederbeutel fielen, den der Graf noch in der Hand hielt.

Der Graf wußte einige Minuten vor Staunen über diese wunderbare Geschicklichkeit kein Wort hervorzubringen, endlich aber löste sich sein Staunen in Wuth auf. Er faßte seine Büchse, spannte den Hahn und zielte dann auf die Alte. Diese herzte und küßte ganz ruhig den kleinen Grafen, indem sie ihn so vor sich hin hielt, daß ihn die Kugel zuerst hätte treffen müssen. „Bist ein guter frommer Junge,“ sprach sie, „bleibe nur so und es wird dir nicht fehlen.“ Dann ließ sie ihn los, dräute dem Grafen mit dem Finger: „Zollern, Zollern, den Hirschgulden bleibt Ihr mir noch schuldig,“ rief sie und schlich, unbekümmert um die Schimpfworte des Grafen, an einem Buchsbaumstäbchen in den Wald. Conrad, der Knappe, aber stieg zitternd von seinem Roß, hob das Herrlein in den Sattel, schwang sich hinter ihn auf und ritt seinem Gebieter nach, den Schloßberg hinauf.

Es war dies das erste und letztemal gewesen, daß das böse

Wetter von Zollern ſein Söhnlein mitnahm zum Spazierenreiten; denn er hielt ihn, weil er geweint und geſchrien, als die Pferde im Trab gingen, für einen weichlichen Jungen, aus dem nicht viel gutes zu machen ſey, ſah ihn nur mit Unluſt an, und ſo oft der Knabe, der ſeinen Vater herzlich liebte, ſchmeichelnd und freundlich zu ſeinen Knieen kam, winkte er ihm fortzugehen und rief: „Weiß ſchon! dummes Zeug!“ Frau Hedwig hatte alle böſen Launen ihres Gemahls gern getragen, aber dieſes unfreundliche Benehmen gegen das unſchuldige Kind kränkte ſie tief; ſie erkrankte mehremal aus Schrecken, wenn der finſtere Graf den Kleinen wegen irgend eines geringen Fehlers hart abgeſtraft hatte, und ſtarb endlich in ihren beſten Jahren, von ihrem Geſinde und der ganzen Umgegend, am ſchmerzlichſten aber von ihrem Sohne beweint.

Von jetzt an wandte ſich der Sinn des Grafen nur noch mehr von dem Kleinen ab; er gab ihn ſeiner Amme und dem Hauskaplan zur Erziehung und ſah nicht viel nach ihm um, beſonders da er bald darauf wieder ein reiches Fräulein heirathete, die ihm nach Jahresfriſt Zwillinge, zwei junge Gräflein, ſchenkte.

Cuno's liebſter Spaziergang war zu dem alten Weiblein, die ihm einſt das Leben gerettet hatte. Sie erzählte ihm immer vieles von ſeiner verſtorbenen Mutter, und wie viel gutes dieſe an ihr gethan habe. Die Knechte und Mägde warnten ihn oft, er ſolle nicht ſo viel zur Frau Feldheimerin, ſo hieß die Alte, gehen, weil ſie nichts mehr und nichts weniger als eine Hexe ſey, aber der Kleine fürchtete ſich nicht, denn der Schloßkaplan hatte ihn gelehrt, daß es keine Hexen gebe, und daß die Sage, daß gewiſſe Frauen zaubern könnten und auf der Ofengabel durch die Luft und auf den Brocken reiten, erlogen ſey. Zwar ſah er bei der Frau Feldheimerin allerlei Dinge, die er nicht begreifen konnte; des Kunſtkäſtchens mit den drei Pfennigen, die ſie ſeinem Vater ſo geſchickt

in den Beutel geworfen, erinnerte er ſich noch ganz wohl; auch konnte ſie allerlei künſtliche Salben und Tränklein bereiten, womit ſie Menſchen und Vieh heilte; aber das war nicht wahr, was man ihr nachſagte, daß ſie eine Wetterpfanne habe, und wenn ſie dieſe über das Feuer hänge, komme ein ſchreckliches Donnerwetter. Sie lehrte den kleinen Grafen mancherlei, was ihm nützlich war, zum Beiſpiel allerlei Mittel für kranke Pferde, einen Trank gegen die Hundswuth, eine Lockſpeiſe für Fiſche und viele andere nützliche Sachen. Die Frau Feldheimerin war auch bald ſeine einzige Geſellſchaft, denn ſeine Amme ſtarb und ſeine Stiefmutter kümmerte ſich nicht um ihn.

Als ſeine Brüder nach und nach heranwuchſen, hatte Cuno ein noch traurigeres Leben als zuvor; ſie hatten das Glück, beim erſten Ritt nicht vom Pferde zu ſtürzen, und das böſe Wetter von Zollern hielt ſie daher für ganz vernünftige nnd taugliche Jungen, liebte ſie ausſchließlich, ritt alle Tage mit ihnen aus und lehrte ſie alles, was er ſelbſt verſtand. Da lernten ſie aber nicht viel gutes; leſen und ſchreiben konnte er ſelbſt nicht, und ſeine beiden trefflichen Söhne ſollten ſich auch nicht die Zeit damit verderben; aber ſchon in ihrem zehnten Jahre konnten ſie ſo gräßlich fluchen als ihr Vater, fingen mit jedem Händel an, vertrugen ſich unter ſich ſelbſt ſo ſchlecht wie ein Hund und Kater, und nur, wenn ſie gegen Cuno einen Streich verüben wollten, verbanden ſie ſich und wurden Freunde.

Ihrer Mutter machte dies nicht viel Kummer, denn ſie hielt es für geſund und kräftig, wenn ſich die Jungen balgten, aber dem alten Grafen ſagte es eines Tags ein Diener, und er antwortete zwar: „Weiß ſchon, dummes Zeug," nahm ſich aber dennoch vor, für die Zukunft auf ein Mittel zu ſinnen, daß ſich ſeine Söhne nicht gegenſeitig todt ſchlügen; denn die Drohung der Frau Feldheimerin, die er in ſeinem Herzen für eine ausgemachte Hexe

hielt: „Na, man wird ja ſehen, was von Eurem Erbe einen Hirſchgulden werth iſt" — lag ihm noch immer in ſeinem Sinne. Eines Tages, da er in der Umgegend ſeines Schloſſes jagte, fielen ihm zwei Berge ins Auge, die ihrer Form wegen wie zu Schlöſſern geſchaffen ſchienen, und ſogleich beſchloß er auch, dort zu bauen. Er baute auf dem einen das Schloß Schalksberg, das er nach dem Kleinern der Zwillinge ſo nannte, weil dieſer wegen allerlei böſer Streiche längſt von ihm den Namen „kleiner Schalk" erhalten hatte; das andere Schloß, das er baute, wollte er anfänglich Hirſchguldenberg nennen, um die Here zu verhöhnen, weil ſie ſein Erbe nicht einmal eines Hirſchguldens werth achtete, er ließ es aber bei dem einfacheren Hirſchberg bewenden, und ſo heißen die beiden Berge noch bis auf den heutigen Tag, und wer die Alp bereist, kann ſie ſich zeigen laſſen.

Das böſe Wetter von Zollern hatte anfänglich im Sinne, ſeinem älteſten Sohne Zollern, dem „kleinen Schalk" Schalksberg und dem andern Hirſchberg im Teſtamente zu vermachen; aber ſeine Frau ruhte nicht eher, bis er es änderte; „der dumme Cuno," ſo nannte ſie den armen Knaben, weil er nicht ſo wild und ausgelaſſen war wie ihre Söhne, „der dumme Cuno iſt ohnedies reich genug durch das, was er von ſeiner Mutter erbte, und er ſoll auch noch das ſchöne reiche Zollern haben, und meine Söhne ſollen nichts bekommen als jeder eine Burg, zu welcher nichts gehört als Wald?"

Vergebens ſtellte ihr der Graf vor, daß man Cuno billigerweiſe das Erſtgeburtsrecht nicht rauben dürfe; ſie weinte und zankte ſo lange, bis das böſe Wetter, das ſonſt niemand ſich fügte, des lieben Friedens willen nachgab und im Teſtamente dem kleinen Schalk Schalksberg, Wolf, dem größeren Zwillingsbruder, Zollern, und Cuno Hirſchberg mit dem Städtchen Balingen verſchrieb. Bald darauf, nachdem er alſo verfügt hatte, fiel er auch

in eine schwere Krankheit. Zu dem Arzte, der ihm sagte, daß er sterben müsse, erwiderte er: „ich weiß schon," und dem Schloßkaplan, der ihn ermahnte, sich zu einem frommen Ende vorzubereiten, antwortete er: „dummes Zeug," fluchte und raste fort, und starb, wie er gelebt hatte, roh und als ein großer Sünder.

Aber sein Leichnam war noch nicht beigesetzt, so kam die Frau Gräfin schon mit dem Testamente herbei, sagte zu Cuno, ihrem Stiefsohne, spöttisch: er möchte jetzt seine Gelehrsamkeit beweisen und selbst nachlesen, was im Testamente stehe, nämlich, daß er in Zollern nichts mehr zu thun habe, und freute sich mit ihren Söhnen über das schöne Vermögen und die beiden Schlösser, die sie ihm, dem Erstgebornen, entrissen hatten.

Cuno fügte sich ohne Murren in den Willen des Verstorbenen, aber mit Thränen nahm er Abschied von der Burg, wo er geboren worden, wo seine gute Mutter begraben lag und wo der gute Schloßkaplan und nahe dabei seine einzige alte Freundin, Frau Feldheimerin, wohnte. Das Schloß Hirschberg war zwar ein schönes, stattliches Gebäude, aber es war ihm doch zu einsam und öde, und er wäre bald krank vor Sehnsucht nach Hohenzollern geworden.

Die Gräfin und die Zwillingsbrüder, die jetzt achtzehn Jahre alt waren, saßen eines Abends auf dem Söller und schauten den Schloßberg hinab; da gewahrten sie einen stattlichen Ritter, der zu Pferde heraufritt, und dem eine prachtvolle Sänfte, von zwei Maulthieren getragen, und mehrere Knechte folgten. Sie riethen lange hin und her, wer es wohl seyn möchte, da rief endlich der kleine Schalk: „Ei, das ist ja niemand anders als unser Herr Bruder von Hirschberg."

„Der dumme Cuno?" sprach die Frau Gräfin verwundert; „ei der wird uns die Ehre anthun, uns zu sich einzuladen und die schöne Sänfte hat er für mich mitgebracht, um mich abzuholen

nach Hirſchberg; nein, ſo viel Güte und Lebensart hätte ich meinem Herrn Sohn, dem dummen Cuno, nicht zugetraut; eine Höflichkeit iſt der andern werth, laſſet uns hinabſteigen an das Schloßthor, ihn zu empfangen; macht auch freundliche Geſichter, vielleicht ſchenkt er uns in Hirſchberg etwas, dir ein Pferd und dir einen Harniſch, und den Schmuck ſeiner Mutter hätte ich ſchon lange gern gehabt."

„Geſchenkt mag ich nichts von dem dummen Cuno," antwortete Wolf, „und ein gutes Geſicht mach' ich ihm auch nicht. Aber unſerem ſeligen Herrn Vater könnte er meinetwegen bald folgen, dann würden wir Hirſchberg erben und alles, und Euch Frau Mutter, wollten wir den Schmuck um billigen Preis ablaſſen."

„So, du Range!" eiferte die Mutter, „abkaufen ſoll ich euch den Schmuck? Iſt das der Dank dafür, daß ich euch Zollern verſchafft habe? Kleiner Schalk, nicht wahr, ich ſoll den Schmuck umſonſt haben?"

„Umſonſt iſt der Tod, Frau Mutter!" erwiderte der Sohn lachend, „und wenn es wahr iſt, daß der Schmuck ſo viel werth iſt als manches Schloß, ſo werden wir wohl nicht die Thoren ſeyn, ihn Euch um den Hals zu hängen. Sobald Cuno die Augen ſchließt, reiten wir hinunter, theilen ab, und meinen Part am Schmuck verkaufe ich. Gebt Ihr dann mehr als der Jude, Frau Mutter, ſo ſollt Ihr ihn haben."

Sie waren unter dieſem Geſpräch bis unter das Schloßthor gekommen, und mit Mühe zwang ſich die Frau Gräfin, ihren Grimm über den Schmuck zu unterdrücken, denn ſo eben ritt Graf Cuno über die Zugbrücke. Als er ſeine Stiefmutter und ſeine Brüder anſichtig wurde, hielt er ſein Pferd an, ſtieg ab und grüßte ſie höflich. Denn, obgleich ſie ihm viel Leids angethan,

bedachte er doch, daß es seine Brüder seyen, und daß diese böse Frau sein Vater geliebt hatte.

„Ei, das ist ja schön, daß der Herr Sohn uns auch besucht," sagte die Frau Gräfin mit süßer Stimme und huldreichem Lächeln. „Wie geht es denn auf Hirschberg? Kann man sich dort eingewöhnen? Und gar eine Sänfte hat man sich angeschafft? Ei und wie prächtig, es dürfte sich keine Kaiserin deren schämen; nun wird wohl auch die Hausfrau nicht mehr lange fehlen, daß sie darin im Lande umherreist."

„Habe bis jetzt noch nicht daran gedacht, gnädige Frau Mutter," erwiderte Cuno, will mir deswegen andere Gesellschaft zur Unterhaltung ins Haus nehmen und bin deßwegen mit der Sänfte hieher gereist."

„Ei, Ihr seyd gar gütig und besorgt," unterbrach ihn die Dame, indem sie sich verneigte und lächelte.

„Denn er kommt doch nicht mehr gut zu Pferde fort," sprach Cuno ganz ruhig weiter, „der Pater Joseph nämlich, der Schloßkaplan. Ich will ihn zu mir nehmen, er ist mein alter Lehrer, und wir haben es so abgemacht, als ich Zollern verließ. Will auch unten am Berg die alte Frau Feldheimerin mitnehmen. Lieber Gott! sie ist jetzt steinalt und hat mir einst das Leben gerettet, als ich zum erstenmal ausritt mit meinem seligen Vater; habe ja Zimmer genug in Hirschberg, und dort soll sie absterben." Er sprach es und ging durch den Hof, um den Pater Schloßkaplan zu holen.

Aber der Junker Wolf biß vor Grimm die Lippen zusammen, die Frau Gräfin wurde gelb vor Aerger und der kleine Schalk lachte laut auf: „Was gebt ihr mir für meinen Gaul, den ich von ihm geschenkt kriege?" sagte er; „Bruder Wolf, gib mir deinen Harnisch, den er dir gegeben, dafür. Ha! ha! ha! den Pater und die alte Hexe will er zu sich nehmen? das ist ein

ſchönes Paar, da kann er nun Vormittags griechiſch lernen beim Kaplan und Nachmittags Unterricht im Heren nehmen bei der Frau Feldheimerin. Ei, was macht doch der dumme Cuno für Streiche!"

„Er iſt ein ganz gemeiner Menſch!" erwiderte die Frau Gräfin, „und du ſollteſt nicht darüber lachen, kleiner Schalk; das iſt eine Schande für die ganze Familie, und man muß ſich ja ſchämen vor der ganzen Umgegend, wenn es heißt, der Graf Zollern hat die alte Here, die Feldheimerin, abgeholt in einer prachtvollen Sänfte und Mauleſel dabei, und läßt ſie bei ſich wohnen. Das hat er von ſeiner Mutter, die war auch immer ſo gemein mit Kranken und ſchlechtem Geſindel; ach, ſein Vater würde ſich im Sarge wenden, wüßte er es."

„Ja," ſetzte der kleine Schalk hinzu, „der Vater würde noch in der Gruft ſagen: weiß ſchon, dummes Zeug!"

„Wahrhaftig! da kommt er mit dem alten Mann und ſchämt ſich nicht, ihn ſelbſt unter dem Arme zu führen," rief die Frau Gräfin mit Entſetzen; „kommt, ich will ihm nicht mehr begegnen."

Sie entfernten ſich, und Cuno geleitete ſeinen alten Lehrer bis an die Brücke und half ihm ſelbſt in die Sänfte; unten aber am Berge hielt er vor der Hütte der Frau Feldheimerin und fand ſie ſchon fertig, mit einem Bündel voll Gläschen und Töpfchen und Tränklein und anderem Geräthe nebſt ihrem Buchsbaumſtöcklein, einzuſteigen.

Es kam übrigens nicht alſo, wie die Frau Gräfin von Zollern in ihrem böſen Sinne hatte vorausſehen wollen. In der ganzen Umgegend wunderte man ſich nicht über Ritter Cuno; man fand es ſchön und löblich, daß er die letzten Tage der alten Frau Feldheimerin aufheitern wollte, man pries ihn als einen frommen Herrn, weil er den alten Pater Joſeph in ſein Schloß aufgenommen hatte. Die einzigen, die ihm gram waren und auf ihn ſchmähten,

waren seine Brüder und die Gräfin, aber nur zu ihrem eigenen Schaden, denn man nahm allgemein ein Aergerniß an so unnatürlichen Brüdern, und zur Wiedervergeltung ging die Sage, daß sie mit ihrer Mutter schlecht und in beständigem Hader lebten und unter sich selbst sich alles mögliche zu Leide thäten. Graf Cuno von Zollern-Hirschberg machte mehrere Versuche, seine Brüder mit sich auszusöhnen, denn es war ihm unerträglich, wenn sie oft an seiner Veste vorbeiritten, aber nie einsprachen, wenn sie ihm im Wald und Feld begegneten und ihn kälter begrüßten als einen Landfremden. Aber seine Versuche schlugen fehl, und er wurde noch überdies von ihnen verhöhnt. Eines Tages fiel ihm noch ein Mittel ein, wie er vielleicht ihre Herzen gewinnen könnte, denn er wußte, sie waren geizig und habgierig. Es lag ein Teich zwischen den drei Schlössern beinahe in der Mitte, jedoch so, daß er noch in Cuno's Revier gehörte. In diesem Teiche befanden sich aber die besten Hechte und Karpfen der ganzen Umgegend, und es war für die Brüder, die gerne fischten, ein nicht geringer Verdruß, daß ihr Vater vergessen hatte, den Teich auf ihr Theil zu schreiben. Sie waren zu stolz, um ohne Vorwissen ihres Bruders dort zu fischen, und doch mochten sie ihm auch kein gutes Wort geben, daß er es ihnen erlauben möchte. Nun kannte er aber seine Brüder, daß ihnen der Teich am Herzen liege, er lud sie daher eines Tages ein, mit ihm dort zusammen zu kommen.

Es war ein schöner Frühlingsmorgen, als beinahe in demselben Augenblick die drei Brüder von den drei Burgen dort zusammen kamen. „Ei! sieh da," rief der kleine Schalk, „das trifft sich ordentlich; ich bin mit Schlag sieben Uhr von Schalksberg weggeritten."

„Ich auch" — „und ich" — antworteten die Brüder vom Hirschberg und vom Zollern.

„Nun da muß der Teich hier gerade in der Mitte liegen," fuhr der Kleine fort. „Es ist ein schönes Wasser."

„Ja, und eben darum habe ich euch hieher beschieden. Ich weiß, ihr seyd beide große Freunde vom Fischen, und ob ich gleich auch zuweilen gerne die Angel auswerfe, so hat doch der Weiher Fische genug für drei Schlösser, und an seinen Ufern ist Platz genug für unsere drei, selbst wenn wir alle auf einmal zu angeln kämen; darum will ich von heute an, daß dieses Wasser Gemeingut für uns sey, und jeder von euch soll gleiche Rechte daran haben wie ich."

„Ei, der Herr Bruder ist ja gewaltig gnädig gesinnt," sprach der kleine Schalk mit höhnischem Lächeln, „gibt uns wahrhaftig sechs Morgen Wasser und ein paar hundert Fischlein! Nu — und was werden wir dagegen geben müssen? denn umsonst ist der Tod!"

„Umsonst sollt ihr ihn haben," sagte Cuno, „ach, ich möchte euch ja nur zuweilen an diesem Teiche sehen und sprechen; sind wir doch eines Vaters Söhne."

„Nein!" erwiderte der vom Schalksberge, „das ginge schon nicht, denn es ist nichts einfältigeres als in Gesellschaft zu fischen, es verjagt immer einer dem andern die Fische; wollen wir aber Tage ausmachen, etwa Montag und Donnerstag du, Cuno, Dienstag und Freitag Wolf, Mittwoch und Sonnabend ich — so ist es mir ganz recht."

„Mir nicht einmal dann," rief der finstere Wolf. „Geschenkt will ich nichts haben und will auch mit niemand theilen; du hast recht, Cuno, daß du uns den Weiher anbietest, denn wir haben eigentlich alle drei gleichen Antheil daran, aber lasset uns darum würfeln, wer ihn in Zukunft besitzen soll; werde ich glücklicher seyn als ihr, so könnt ihr immer bei mir anfragen, ob ihr fischen dürfet."

„Ich würfle nie," entgegnete Cuno, traurig über die Verstocktheit seiner Brüder.

„Ja freilich," lachte der kleine Schalk, „er ist ja gar fromm und gottesfürchtig der Herr Bruder, und hält das Würfelspiel für eine Todsünde; aber ich will euch was anderes vorschlagen, woran sich der frömmste Klausner nicht schämen dürfte. Wir wollen uns Angelschnüre und Haken holen, und wer diesen Morgen, bis die Glocke in Zollern zwölf Uhr schlägt, die meisten Fische angelt, soll den Weiher eigen haben."

„Ich bin eigentlich ein Thor," sagte Cuno, „um das noch zu kämpfen, was mir mit Recht als Erbe zugehört; aber damit ihr sehet, daß es mir mit der Theilung Ernst war, will ich mein Fischgeräthe holen."

Sie ritten heim, jeder nach seinem Schloß; die Zwillinge schickten in aller Eile ihre Diener aus, ließen alle alten Steine aufheben, um Würmer zur Lockspeise für die Fische im Teiche zu finden, Cuno aber nahm sein gewöhnliches Angelzeug und die Speise, die ihm einst Frau Feldheimerin zubereiten gelehrt, und war der erste, der wieder auf dem Platz erschien. Er ließ, als die beiden Zwillinge kamen, diese die besten und bequemsten Stellen auserwählen und warf dann selbst seine Angel aus. Da war es, als ob die Fische in ihm den Herrn dieses Teiches erkannt hätten; ganze Züge von Karpfen und Hechten zogen heran und wimmelten um seine Angel; die ältesten und größten drängten die kleinen weg, jeden Augenblick zog er einen heraus, und wenn er die Angel wieder ins Wasser warf, sperrten schon zwanzig, dreißig die Mäuler auf, um an den spitzigen Haken anzubeißen. Es hatte noch nicht zwei Stunden gedauert, so lag der Boden um ihn her voll der schönsten Fische; da hörte er auf zu fischen und ging zu seinen Brüdern, um zu sehen, was für Geschäfte sie machten. Der kleine Schalk hatte einen kleinen Karpfen und zwei elende Weißfische, Wolf drei Barben und zwei kleine Gründlinge, und beide schauten

trübſelig in den Teich, denn ſie konnten die ungeheure Menge, die Cuno gefangen, gar wohl von ihrem Platze aus bemerken. Als Cuno an ſeinen Bruder Wolf herankam, ſprang dieſer halbwüthend auf, zerriß die Angelſchnur, brach die Ruthe in Stücke und warf ſie in den Teich; „ich wollte, es wären tauſend Haken, die ich hineinwerfe, ſtatt dem einen, und an jedem müßte eine von dieſen Kreaturen zappeln!“ rief er; „aber mit rechten Dingen geht es nimmer zu, es iſt Zauberſpiel und Hexenwerk, wie ſollteſt du denn, dummer Cuno, mehr Fiſche fangen in einer Stunde als ich in einem Jahre?“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich,“ fuhr der kleine Schalk fort, „bei der Frau Feldheimerin, bei der ſchnöden Hexe hat er das Fiſchen gelernt, und wir waren Thoren, mit ihm zu fiſchen, er wird doch bald Hexenmeiſter werden.“

„Ihr ſchlechten Menſchen!“ entgegnete Cuno unmuthig. „Dieſen Morgen habe ich hinlänglich Zeit gehabt, euren Geiz, eure Unverſchämtheit und eure Rohheit einzuſehen. Gehet jetzt und kommt nie wieder hieher, und glaubt mir, es wäre für eure Seelen beſſer, wenn ihr nur halb ſo fromm und gut wäret als jene Frau, die ihr eine Hexe ſcheltet.“

„Nein, eine eigentliche Hexe iſt ſie nicht,“ ſagte der Schalk ſpöttiſch lachend. „Solche Weiber können wahrſagen, aber Frau Feldheimerin iſt ſo wenig eine Wahrſagerin, als eine Gans ein Schwan werden kann; hat ſie doch dem Vater geſagt, von ſeinem Erbe werde man einen guten Theil um einen Hirſchgulden kaufen können, das heißt, er werde ganz verlumpen, und doch hat bei ſeinem Tod alles ihm gehört, ſo weit man von der Zinne von Zollern ſehen kann. Geh, geh, Frau Feldheimerin iſt nichts als ein thörichtes altes Weib und du der dumme Cuno.“

Nach dieſen Worten entfernte ſich der Kleine eilig, denn er

fürchtete den ſtarken Arm ſeines Bruders, und Wolf folgte ihm, indem er alle Flüche herſagte, die er von ſeinem Vater gelernt hatte!

In tiefſter Seele betrübt ging Cuno nach Hauſe, denn er ſah jetzt deutlich, daß ſeine Brüder nie mehr mit ihm ſich vertragen wollten. Er nahm ſich auch ihre harten Worte ſo ſehr zu Herzen, daß er des andern Tages ſehr krank wurde, und nur der Troſt des würdigen Paters Joſeph und die kräftigen Tränklein der Frau Feldheimerin retteten ihn vom Tode.

Als aber ſeine Brüder erfuhren, daß ihr Bruder Cuno ſchwer darniederliege, hielten ſie ein fröhliches Bankett, und im Weinmuth ſagten ſie ſich zu, wenn der dumme Cuno ſterbe, ſo ſolle der, welcher es zuerſt erfahre, alle Kanonen löſen, um es dem andern anzuzeigen, und wer zuerſt ſchieße, ſolle das beſte Faß Wein aus Cuno's Keller vorweg nehmen dürfen. Wolf ließ nun von da an immer einen Diener in der Nähe von Hirſchberg Wache halten, und der kleine Schalk beſtach ſogar einen Diener Cuno's mit vielem Gelde, damit er es ihm ſchnell anzeige, wenn ſein Herr in den letzten Zügen liege.

Dieſer Knecht aber war ſeinem milden und frommen Herrn mehr zugethan als dem böſen Grafen von Schalksberg; er fragte alſo eines Abends Frau Feldheimerin theilnehmend nach dem Befinden ſeines Herrn, und als dieſe ſagte, daß es ganz gut mit ihm ſtehe, erzählte er ihr den Anſchlag der beiden Brüder, und daß ſie Freudenſchüſſe thun wollen auf des Grafen Cuno's Tod. Darüber ergrimmte die Alte ſehr; ſie erzählte es flugs wieder dem Grafen, und als dieſer an eine ſo große Liebloſigkeit ſeiner Brüder nicht glauben wollte, ſo rieth ſie ihm, er ſolle die Probe machen und ausſprengen laſſen, er ſey todt, ſo werde man bald hören, ob ſie kanoniren, ob nicht. Der Graf ließ den Diener, den ſein Bruder beſtochen, vor ſich kommen, befragte ihn nochmals

und befahl ihm, nach Schalksberg zu reiten und ſein nahes Ende zu verkünden.

Als nun der Knecht eilends den Hirſchberg herabritt, ſah ihn der Diener des Grafen Wolf von Zollern, hielt ihn an und fragte, wohin er ſo eilends zu reiten willens ſey. „Ach," ſagte dieſer, „mein armer Herr wird dieſen Abend nicht überleben, ſie haben ihn alle aufgegeben."

„So, iſt's um dieſe Zeit?" rief jener, lief nach ſeinem Pferd, ſchwang ſich auf und jagte ſo eilends nach Zollern und den Schloßberg hinan, daß ſein Pferd am Thore niederfiel und er ſelbſt nur noch „Graf Cuno ſtirbt!" rufen konnte, ehe er ohnmächtig wurde. Da donnerten die Kanonen von Hohenzollern herab, Graf Wolf freute ſich mit ſeiner Mutter über das gute Faß Wein und das Erbe, den Teich, über den Schmuck und den ſtarken Wiederhall, den ſeine Kanonen gaben. Aber was er für Wiederhall gehalten, waren die Kanonen von Schalksberg, und Wolf ſagte lächelnd zu ſeiner Mutter: „ſo hat der Kleine auch einen Spion gehabt, und wir müſſen auch den Wein gleich theilen wie das übrige Erbe." Dann aber ſaß er zu Pferd, denn er argwohnte, der kleine Schalk möchte ihm zuvorkommen und vielleicht einige Koſtbarkeiten des Verſtorbenen wegnehmen, ehe er käme.

Aber am Fiſchteich begegneten ſich die beiden Brüder, und jeder erröthete vor dem andern, weil beide zuerſt nach Hirſchberg hatten kommen wollen. Von Cuno ſprachen ſie kein Wort, als ſie zuſammen ihren Weg fortſetzten, ſondern ſie beriethen ſich brüderlich, wie man es in Zukunft halten wolle, und wem Hirſchberg gehören ſolle. Wie ſie aber über die Zugbrücke und in den Schloßhof ritten, da ſchaute ihr Bruder wohlbehalten und geſund zum Fenſter heraus, aber Zorn und Unmuth ſprühten aus ſeinen Blicken. Die Brüder erſchracken ſehr, als ſie ihn ſahen, hielten ihn

anfänglich für ein Geſpenſt und bekreuzten ſich; als ſie aber ſahen, daß er noch Fleiſch und Blut habe, rief Wolf: „Ei, ſo wollt' ich doch! dummes Zeug, ich glaubte du wäreſt geſtorben.“

„Nun, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben,“ ſagte der Kleine, der mit giftigen Blicken nach ſeinem Bruder hinauf ſchaute.

Dieſer aber ſprach mit donnernder Stimme: „Von dieſer Stunde an ſind alle Bande der Verwandtſchaft zwiſchen uns los und ledig. Ich habe eure Freudenſchüſſe wohl vernommen, aber ſehet zu, auch ich habe fünf Feldſchlangen hier auf dem Hofe ſtehen, und habe ſie euch zu Ehren ſcharf laden laſſen. Machet, daß ihr aus dem Bereich meiner Kugeln kommt, oder ihr ſollt erfahren, wie man auf Hirſchberg ſchießt.“ Sie ließen es ſich nicht zweimal ſagen, denn ſie ſahen ihm an, wie ernſt es ihm war; ſie gaben alſo ihren Pferden die Sporen und hielten einen Wettlauf den Berg hinunter, und ihr Bruder ſchoß eine Stückkugel hinter ihnen her, die über ihren Köpfen wegſauste, daß ſie beide zugleich eine tiefe und höfliche Verbeugung machten; er wollte ſie aber nur ſchrecken und nicht verwunden. „Warum haſt du denn geſchoſſen?“ fragte der kleine Schalk unmuthig; „du Thor, ich ſchoß nur, weil ich dich hörte.“

„Im Gegentheil, frag nur die Mutter!“ erwiderte Wolf, „du warſt es, der zuerſt ſchoß, und du haſt dieſe Schande über uns gebracht, kleiner Dachs.“

Der Kleine blieb ihm keinen Ehrentitel ſchuldig, und als ſie am Fiſchteich angekommen waren, gaben ſie ſich gegenſeitig noch die vom alten Wetter von Zollern geerbten Flüche zum beſten und trennten ſich in Haß und Unluſt.

Tags darauf aber machte Cuno ſein Teſtament, und Frau Feldheimerin ſagte zum Vater: „Ich wollte was wetten, er hat keinen guten Brief für die Schützen geſchrieben.“ Aber ſo neugierig

ſie war, und ſo oft ſie in ihren Liebling drang, er ſagte ihr nicht, was im Teſtament ſtehe, und ſie erfuhr es auch nimmer, denn ein Jahr nachher verſchied die gute Frau, und ihre Salben und Tränklein halfen ihr nichts, denn ſie ſtarb an keiner Krankheit, ſondern am achtundneunzigſten Jahr, das auch einen ganz geſunden Menſchen endlich unter den Boden bringen kann. Graf Cuno ließ ſie beſtatten, als ob ſie nicht eine arme Frau, ſondern ſeine Mutter geweſen wäre, und es kam ihm nachher noch viel einſamer vor auf ſeinem Schloß, beſonders da der Pater Joſeph der Frau Feldheimerin bald folgte.

Doch dieſe Einſamkeit fühlte er nicht ſehr lange; der gute Cuno ſtarb ſchon in ſeinem achtundzwanzigſten Jahr, und böſe Leute behaupten an Gift, das ihm der kleine Schalk beigebracht hatte.

Wie dem aber auch ſey, einige Stunden nach ſeinem Tod vernahm man wieder den Donner der Kanonen, und in Zollern und Schalksberg that man fünfundzwanzig Schüſſe. „Diesmal hat er doch daran glauben müſſen," ſagte der Schalk, als ſie unterwegs zuſammentrafen.

„Ja," antwortete Wolf, und wenn er noch einmal auferſteht und zum Fenſter herausſchimpft, wie damals, ſo hab' ich eine Büchſe bei mir, die ihn höflich und ſtumm machen ſoll."

Als ſie den Schloßberg hinanritten, geſellte ſich ein Reiter mit Gefolge zu ihnen, den ſie nicht kannten. Sie glaubten, er ſey vielleicht ein Freund ihres Bruders und komme, um ihnen beizuſetzen zu helfen. Daher geberdeten ſie ſich kläglich, prieſen vor ihm den Verſtorbenen, beklagten ſein frühes Hinſcheiden, und der kleine Schalk preßte ſich ſogar einige Krokodilstbränen aus. Der Ritter antwortete ihnen aber nicht, ſondern ritt ſtill und ſtumm an ihrer Seite den Hirſchberg hinauf. „So, jetzt wollen wir es uns bequem machen, und Wein herbei, Kellermeiſter, vom beſten!"

rief Wolf, als er abstieg. Sie gingen die Wendeltreppen hinauf und in den Saal; auch dahin folgte ihnen der stumme Reiter, und als sich die Zwillinge ganz breit an den Tisch gesetzt hatten, zog jener ein Silberstück aus dem Wamms, warf es auf den Schiefertisch, daß es umherrollte und klingelte, und sprach: „So und da habt ihr jetzt euer Erbe, und es wird just recht seyn, ein Hirschgulden.“ Da sahen sich die beiden Brüder verwundert an, lachten und fragten ihn, was er damit sagen wolle.

Der Ritter aber zog ein Pergament hervor, mit hinlänglichen Siegeln, darin hatte der dumme Cuno alle Feindseligkeiten aufgezeichnet, die ihm die Brüder bei seinen Lebzeiten bewiesen, und am Ende hatte er verordnet und bekannt, daß sein ganzes Erbe, Hab und Gut, außer dem Schmuck seiner seligen Frau Mutter, auf den Fall seines Todes an Württemberg verkauft sey, und zwar — um einen elenden Hirschgulden! Um den Schmuck aber solle man in der Stadt Balingen ein Armenhaus erbauen.

Da erstaunten nun die Brüder abermals, lachten aber nicht dazu, sondern bissen die Zähne zusammen; denn sie konnten gegen Württemberg nichts ausrichten, und so hatten sie das schöne Gut, Wald, Feld, die Stadt Balingen, und selbst — den Fischteich verloren, und nichts geerbt, als einen schlechten Hirschgulden. Den steckte Wolf trotzig in sein Wamms, sagte nicht ja und nicht nein, warf sein Baret auf den Kopf, und ging trotzig und ohne Gruß an dem württembergischen Kommissär vorbei, schwang sich auf sein Roß und ritt nach Zollern.

Als ihn aber am andern Morgen seine Mutter mit Vorwürfen plagte, daß sie Gut und Schmuck verscherzt hätten, ritt er hinüber zum Schalk auf der Schalksburg. „Wollen wir unser Erbe verspielen oder vertrinken?“ fragte er ihn.

„Vertrinken ist besser,“ sagte der Schalk, „dann haben wir

beide gewonnen. Wir wollen nach Balingen reiten und uns den Leuten zum Trotz dort sehen lassen, wenn wir auch gleich das Städtlein schmählich verloren."

„Und im Lamm schenkt man rothen, der Kaiser trinkt ihn nicht besser," setzte Wolf hinzu.

So ritten sie beide mit einander nach Balingen ins Lamm und fragten, was die Maas vom rothen koste, und tranken sich zu, bis der Gulden voll war. Dann stand Wolf auf, zog das Silberstück mit dem springenden Hirsch aus dem Wamms, warf es auf den Tisch und sprach: „da habt Ihr Euern Gulden, so wirds richtig seyn."

Der Wirth aber nahm den Gulden, besah ihn links, besah ihn rechts, und sagte lächelnd: „Ja, wenn es kein Hirschgulden wär', aber gestern Nacht kam der Bote von Stuttgart, und heute früh hat man es ausgetrommelt im Namen des Grafen von Württemberg, dem jetzt das Städtlein eigen; die sind abgeschätzt, und gebt mir nur anderes Geld."

Da sahen sich die beiden Brüder erbleichend an. „Zahl aus," sagte der eine; „hast du keine Münze?" sagte der andere, und kurz, sie mußten den Gulden schuldig bleiben im Lamm in Balingen. Sie zogen schweigend und nachdenkend ihren Weg, als sie aber an den Kreuzweg kamen, wo es rechts nach Zollern und links nach Schalksberg ging, da sagte der Schalk: „Wie nun? jetzt haben wir sogar weniger geerbt als gar nichts, und der Wein war überdies schlecht."

„Ja wohl," erwiderte sein Bruder. „Aber was die Feldheimerin sagte, ist doch eingetroffen: Seht zu, wieviel von seinem Erbe übrig bleiben wird, um einen Hirschgulden! Jetzt haben wir nicht einmal eine Maas Wein dafür kaufen können."

„Weiß schon!" antwortete der von der Schalksburg."

„Dummes Zeug!“ ſagte der Zollern, und ritt zerfallen mit ſich und der Welt ſeinem Schloß zu.

„Das iſt die Sage von dem Hirſchgulden,“ endete der Zirkelſchmid, „und wahr ſoll ſie ſeyn. Der Wirth in Dürrwangen, das nicht weit von den drei Schlöſſern liegt, hat ſie meinem guten Freund erzählt, der oft als Wegweiſer über die ſchwäbiſche Alp ging und immer in Dürrwangen einkehrte.“

Die Gäſte gaben dem Zirkelſchmid Beifall. „Was man doch nicht alles hört in der Welt,“ rief der Fuhrmann; „wahrhaftig jetzt erſt freut es mich, daß wir die Zeit nicht mit Kartenſpielen verderbten, ſo iſt es wahrlich beſſer; und gemerkt habe ich mir die Geſchichte, daß ich ſie morgen meinen Kameraden erzählen kann, ohne ein Wort zu fehlen.“

„Mir fiel da, während ihr ſo erzähltet, etwas ein,“ ſagte der Student.

„O erzählet, erzählet!“ baten der Zirkelſchmid und Felix.

„Gut,“ antwortete jener, ob die Reihe jetzt an mich kommt oder ſpäter, iſt gleichviel; ich muß ja doch heimgeben, was ich gehört. Das, was ich erzählen will, ſoll ſich wirklich einmal begeben haben.“

Er ſetzte ſich zurecht und wollte eben anheben zu erzählen, als die Wirthin den Spinnrocken bei Seite ſetzte und zu den Gäſten an den Tiſch trat. „Jetzt, ihr Herren iſt es Zeit zu Bette zu gehen,“ ſagte ſie; „es hat neun Uhr geſchlagen, und morgen iſt auch ein Tag.“

„Ei, ſo gehe zu Bette!“ rief der Student, „ſetze noch eine Flaſche Wein für uns hieher, und dann wollen wir dich nicht länger abhalten.“

„Mit nichten,“ entgegnete ſie grämlich, „ſo lange noch Gäſte

in der Wirthsſtube ſitzen, kann Wirthin und Dienſtboten nicht weggehen. Und kurz und gut, ihr Herren, macht, daß ihr auf eure Kammern kommt, mir wird die Zeit lange, und länger als neun Uhr darf in meinem Hauſe nicht gezecht werden."

„Was fällt Euch ein, Frau Wirthin?" ſprach der Zirkelſchmid ſtaunend; „was ſchadet es denn Euch, ob wir hier ſitzen, wenn Ihr auch längſt ſchlafet? Wir ſind rechtliche Leute, und werden Euch nichts hinwegtragen, noch ohne Bezahlung fortgehen. Aber ſo laſſe ich mich in keinem Wirthshaus behandeln."

Die Frau rollte zornig die Augen: „Meint ihr, ich werde wegen jedem Lumpen von Handwerksburſchen, wegen jedem Straßenläufer, der mir zwölf Kreuzer zu verdienen gibt, meine Hausordnung ändern? Ich ſag' euch jetzt zum letztenmal, daß ich den Unfug nicht leide."

Noch einmal wollte der Zirkelſchmid etwas entgegnen, aber der Student ſah ihn bedeutend an und winkte mit den Augen den übrigen; „gut," ſprach er, „wenn es denn die Frau Wirthin nicht haben will, ſo laßt uns auf unſere Kammern gehen. Aber Lichter möchten wir gerne haben, um den Weg zu finden."

„Damit kann ich nicht dienen," entgegnete ſie finſter, „die andern werden ſchon den Weg im Dunkeln finden, und für Euch iſt dies Stümpchen hier hinlänglich; mehr habe ich nicht im Hauſe."

Schweigend nahm der junge Herr das Licht und ſtand auf. Die andern folgten ihm und die Handwerksburſche nahmen ihre Bündel, um ſie in der Kammer bei ſich niederzulegen. Sie gingen dem Studenten nach, der ihnen die Treppe hinan leuchtete.

Als ſie oben angekommen waren, bat ſie der Student, leiſe aufzutreten, ſchloß ſein Zimmer auf und winkte ihnen herein. „Jetzt iſt kein Zweifel mehr," ſagte er, „ſie will uns verrathen; habt ihr nicht bemerkt, wie ängſtlich ſie uns zu Bette zu bringen

ſuchte, wie ſie uns alle Mittel abſchnitt, wach und beiſammen zu bleiben? Sie meint wahrſcheinlich, wir werden uns jetzt niederlegen, und dann werde ſie um ſo leichteres Spiel haben."

„Aber meint ihr nicht, wir könnten noch entkommen?" fragte Felix; „im Walde kann man doch eher auf Rettung denken als hier im Zimmer."

„Die Fenſter ſind auch hier vergittert!" rief der Student, indem er vergebens verſuchte, einen der Eiſenſtäbe des Gitters los zu machen. „Uns bleibt nur ein Ausweg, wenn wir entweichen wollen, durch die Hinterthüre; aber ich glaube nicht, daß ſie uns fortlaſſen werden."

„Es käme auf den Verſuch an," ſprach der Fuhrmann, „ich will einmal probiren, ob ich bis in den Hof kommen kann. Iſt dies möglich, ſo kehre ich zurück und hole euch nach." Die übrigen billigten dieſen Vorſchlag, der Fuhrmann legte die Schuhe ab und ſchlich ſich auf den Zehen nach der Treppe. Aengſtlich lauſchten ſeine Genoſſen oben im Zimmer, ſchon war er die eine Hälfte der Treppe glücklich und unbemerkt hinabgeſtiegen; aber als er ſich dort um einen Pfeiler wandte, richtete ſich plötzlich eine ungeheure Dogge vor ihm in die Höhe, legte ihre Tatzen auf ſeine Schultern und wies ihm, ſeinem Geſicht gegenüber, zwei Reihen langer, ſcharfer Zähne. Er wagte weder vor- noch rückwärts auszuweichen; denn bei der geringſten Bewegung ſchnappte der entſetzliche Hund nach ſeiner Kehle. Zugleich fing er an zu heulen und zu bellen, und alſobald erſchien der Hausknecht und die Frau mit Lichtern.

„Wohin? was wollt Ihr?" rief die Frau.

„Ich habe noch etwas in meinem Karren zu holen," antwortete der Fuhrmann, am ganzen Leibe zitternd; denn als die Thüre aufgegangen war, hatte er mehrere braune, verdächtige Geſichter, Männer mit Büchſen in der Hand, im Zimmer bemerkt.

„Das hättet Ihr alles auch vorher abmachen können," ſagte die Wirthin mürriſch. „Faſſan, daher! ſchließ die Hofthüre zu, Jakob, und leuchte dem Mann an ſeinen Karren." Der Hund zog ſeine gräuliche Schnauze und ſeine Tatzen von der Schulter des Fuhrmanns zurück und lagerte ſich wieder queer über die Treppe, der Hausknecht aber hatte das Hofthor zugeſchloſſen und leuchtete dem Fuhrmann. An ein Entkommen war nicht zu denken. Aber als er nachſann, was er denn eigentlich aus dem Karren holen ſollte, fiel ihm ein Pfund Wachslichter ein, die er in die nächſte Stadt überbringen wollte; „das Stümpchen Licht oben kann kaum noch eine Viertelſtunde dauern," ſagte er zu ſich, „und Licht müſſen wir dennoch haben!" Er nahm alſo zwei Wachskerzen aus dem Wagen, verbarg ſie in den Aermel und holte dann zum Schein ſeinen Mantel aus dem Karren, womit er ſich, wie er dem Hausknecht ſagte, heute Nacht bedecken wolle.

Glücklich kam er wieder auf dem Zimmer an. Er erzählte von dem großen Hunde, der als Wache an der Treppe liege, von den Männern, die er flüchtig geſehen, von allen Anſtalten, die man gemacht, um ſich ihrer zu verſichern, und ſchloß damit, daß er ſeufzend ſagte: „wir werden dieſe Nacht nicht überleben!"

„Das glaube ich nicht," erwiderte der Student; „für ſo thöricht kann ich dieſe Leute nicht halten, daß ſie wegen des geringen Vortheils, den ſie von uns hätten, vier Menſchen ans Leben gehen ſollten. Aber vertheidigen dürfen wir uns nicht. Ich für meinen Theil werde wohl am meiſten verlieren; mein Pferd iſt ſchon in ihren Händen, es koſtete mich fünfzig Dukaten noch vor vier Wochen; meine Börſe, meine Kleider gebe ich willig hin; denn mein Leben iſt mir am Ende doch lieber als alles dies."

„Ihr habt gut reden," erwiderte der Fuhrmann, „ſolche Sachen, wie Ihr ſie verlieren könnt, erſetzt Ihr Euch leicht wieder;

aber ich bin der Bote von Aſchaffenburg und habe allerlei Güter auf meinem Karren und im Stalle zwei ſchöne Roſſe, meinen einzigen Reichthum."

„Ich kann unmöglich glauben, daß ſie Euch etwas zu Leid thun werden," bemerkte der Goldſchmid; „einen Boten zu berauben, würde ſchon viel Geſchrei und Lärmen ins Land machen. Aber dafür bin ich auch, was der Herr dort ſagt; lieber will ich gleich alles hergeben, was ich habe, und mit einem Eid verſprechen, nichts zu ſagen, ja niemals zu klagen, als mich gegen Leute, die Büchſen und Piſtolen haben, um meine geringe Habe wehren."

Der Fuhrmann hatte während dieſer Reden ſeine Wachskerzen hervorgezogen. Er klebte ſie auf den Tiſch und zündete ſie an. „So laßt uns in Gottes Namen erwarten, was über uns kommen wird," ſprach er; „wir wollen uns wieder zuſammen niederſetzen und durch Sprechen den Schlaf abhalten."

„Das wollen wir," antwortete der Student, „und weil vorhin die Reihe an mir ſtehen geblieben war, will ich euch etwas erzählen. Meine Geſchichte heißt:"

Das kalte Herz.

Wer durch Schwaben reist, der ſollte nie vergeſſen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuſchauen; nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall ſolch unermeßliche Menge herrlich aufgeſchoſſener Tannen findet, ſondern wegen der Leute, die ſich von den andern Menſchen rings umher merkwürdig unterſcheiden. Sie ſind größer als gewöhnliche Menſchen, breitſchultrig, von ſtarken Gliedern, und es iſt, als ob der ſtärkende Duft, der Morgens durch die Tannen ſtrömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Athem, ein klareres Auge und einen feſteren, wenn auch rauheren Muth, als den Bewohnern der Stromthäler und Ebenen

gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten sondern sie sich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, streng ab. Am schönsten kleiden sich die Bewohner des badenschen Schwarzwaldes; die Männer lassen den Bart wachsen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben ist, ihre schwarzen Wämser, ihre ungeheuern enggefalteten Pluderhosen, ihre rothen Strümpfe und die spitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas fremdartiges, aber etwas ernstes, ehrwürdiges. Dort beschäftigen sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen sie Uhren und tragen sie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Theil desselben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Walde; sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie durch die Nagold in den Neckar und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meere kennt man die Schwarzwälder und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strome liegt, an und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandeln sie um schweres Geld an die Mynheers, welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes, wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holze die Ströme hinabzufahren, ihr Leid, am Ufer wieder hinaufzuwandeln. Darum ist auch ihr Prachtanzug so verschieden von dem der Glasmänner im andern Theile des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämser von dunkler Leinwand, einen handbreiten grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider von schwarzem Leder, aus deren Tasche ein Zollstab von Messing wie ein Ehrenzeichen hervorschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefeln, die

größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Theile der Erde Mode sind; denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flötzer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst in neuerer Zeit hat man ihnen diesen thörichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Waldgeister, die der Sage nach im Schwarzwalde hausen, in diese verschiedenen Trachten sich getheilt haben. So hat man versichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geistchen von vierthalb Fuß Höhe, sich nie anders zeige, als in einem spitzigen Hütlein mit großem Rand, mit Wamms und Pluderhöschen und rothen Strümpfchen. Der Holländer Michel aber, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer, breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flötzer seyn, und mehrere, die ihn gesehen haben, wollen versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie, und wollten nichts übertrieben haben.

Mit diesen Waldgeistern soll einmal ein junger Schwarzwälder eine sonderbare Geschichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Wittwe, Frau Barbara Munkin; ihr Gatte war Kohlenbrenner gewesen, und nach seinem Tode hielt sie ihren sechszehnjährigen Knaben nach und nach zu demselben Geschäft an.

Der junge Peter Munk, ein schlauer Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen hatte, die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen, oder schwarz und berußt, und den Leuten ein Abscheu, hinab in die

Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere, und wenn Peter Munk an seinem Meiler saß, stimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Thränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er sich ab, was ihn ärgerte, und das war — sein Stand. „Ein schwarzer einsamer Kohlenbrenner!“ sagte er sich, „es ist ein elend Leben. Wie angesehen sind die Glasmänner, die Uhrmacher, selbst die Musikanten am Sonntag Abends! Und wenn Peter Munk rein gewaschen und geputzt, in des Vaters Ehrenwamms mit silbernen Knöpfen und mit nagelneuen rothen Strümpfen erscheint, und wenn dann einer hinter mir her geht und denkt: wer ist wohl der schlanke Bursche, und lobt bei sich die Strümpfe und meinen stattlichen Gang, — sieh, wenn er vorübergeht und schaut sich um, sagt er gewiß: ach, es ist nur der Köhler Munk-Peter.“

Auch die Flözer auf der andern Seite waren ein Gegenstand seines Neides. Wenn diese Waldriesen herüberkamen, mit stattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen und Ketten einen halben Centner Silber auf dem Leib trugen, wenn sie mit ausgespreizten Beinen und vornehmen Gesichtern dem Tanze zuschauten, holländisch fluchten, und wie die vornehmsten Mynheers aus ellenlangen kölnischen Pfeifen rauchten, da stellte er sich als das vollendetste Bild eines glücklichen Menschen solch einen Flözer vor. Und wenn diese Glücklichen dann erst in die Taschen fuhren, ganze Hände voll großer Thaler herauslangten und um Sechsbätzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn her, so wollten ihm die Sinne vergehen, und er schlich trübselig nach seiner Hütte; denn an manchem Feiertag Abend hatte er einen oder den andern dieser „Holzherren“ mehr verspielen sehen, als der arme Vater Munk

in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieſer Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meiſten bewundern ſollte. Der eine war ein dicker, großer Mann, mit rothem Geſicht, und galt für den reichſten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Amſterdam und hatte das Glück, es immer um ſo viel theurer als andere zu verkaufen, daß er, wenn die übrigen zu Fuß heimgingen, ſtattlich herauffahren konnte. Der andere war der längſte und magerſte Menſch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und dieſen beneidete Munk wegen ſeiner ausnehmenden Kühnheit; er widerſprach den angeſehenſten Leuten, brauchte, wenn man noch ſo gedrängt im Wirthshaus ſaß, mehr Platz, als vier der dickſten, denn er ſtützte entweder beide Ellbogen auf den Tiſch oder zog eines ſeiner langen Beine zu ſich auf die Bank, und doch wagte ihm keiner zu widerſprechen, denn er hatte unmenſchlich viel Geld. Der dritte aber war ein ſchöner, junger Mann, der am beſten tanzte weit und breit, und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Menſch geweſen und hatte bei einem Holzherrn als Knecht gedient; da wurde er auf einmal ſteinreich; die einen ſagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die andern behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechſtange, womit die Flözer zuweilen nach den Fiſchen ſtechen, einen Pack mit Goldſtücken heraufgefiſcht, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liegt, kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von jung und alt angeſehen, wie ein Prinz.

An dieſe drei Männer dachte Kohlen-Munk-Peter oft, wenn er einſam im Tannenwald ſaß. Zwar hatten alle drei einen Hauptfehler, der ſie bei den Leuten verhaßt machte, es war dies ihr unmenſchlicher Geiz, ihre Gefühlloſigkeit gegen Schuldner und Arme,

denn die Schwarzwälder sind ein gutmüthiges Völklein; aber man weiß, wie es mit solchen Dingen geht; waren sie auch wegen ihres Geizes verhaßt, so standen sie doch wegen ihres Geldes in Ansehen, denn wer konnte Thaler wegwerfen, wie sie, als ob man das Geld von den Tannen schüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," sagte Peter eines Tages schmerzlich betrübt zu sich, denn Tags zuvor war Feiertag gewesen, und alles Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf einen grünen Zweig komme, so thu' ich mir etwas zu Leid; wär ich doch nur so angesehen und reich, wie der dicke Ezechiel, oder so kühn und so gewaltig wie der lange Schlurker, oder so berühmt, und könnte den Musikanten Thaler statt Kreuzer zuwerfen, wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Bursche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man sich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen; endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren. So lange sein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Besuch, und da wurde lang und breit von reichen Menschen gesprochen, und wie sie reich geworden; da spielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachsann, konnte er sich beinahe noch des Versleins erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes sprechen mußte, wenn es erscheinen sollte. Es fing an:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
bist schon viel hundert Jahre alt,
dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —

Aber er mochte sein Gedächtniß anstrengen, wie er wollte, weiter konnte er sich keines Verses mehr entsinnen. Er dachte oft, ob er nicht diesen oder jenen alten Mann fragen sollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewisse Scheu, seine

Gedanken zu verrathen, ab, auch ſchloß er, es müſſe die Sage vom Glasmännlein nicht ſehr bekannt ſeyn, und den Spruch müſſen nur wenige wiſſen, denn es gab nicht viel reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht ſein Vater und die andern armen Leute ihr Glück verſucht? Er brachte endlich einmal ſeine Mutter auf das Männlein zu ſprechen, und dieſe erzählte ihm, was er ſchon wußte, kannte auch nur noch die erſte Zeile von dem Spruch und ſagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwiſchen elf und zwei Uhr geboren ſeyen, zeige ſich das Geiſtchen. Er ſelbſt würde wohl dazu paſſen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er ſey Sonntag Mittags zwölf Uhr geboren.

Als dies der Kohlen-Munk-Peter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dies Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer ſich. Es ſchien ihm hinlänglich, einen Theil des Sprüchleins zu wiſſen und am Sonntag geboren zu ſeyn, und Glasmännlein mußte ſich ihm zeigen. Als er daher eines Tages ſeine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, ſondern zog ſeines Vaters Staatswamms und neue rothe Strümpfe an, ſetzte den Sonntagshut auf, faßte ſeinen fünf Fuß hohen Schwarzdornſtock in die Hand und nahm von der Mutter Abſchied: „Ich muß aufs Amt in die Stadt; denn wir werden bald ſpielen müſſen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einſchärfen, daß Ihr Wittwe ſeyd und ich Euer einziger Sohn.“ Die Mutter lobte ſeinen Entſchluß, er aber machte ſich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchſten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreiſe ſtand damals kein Dorf, ja nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubiſchen Leute meinten, es ſey dort unſicher. Man ſchlug auch, ſo hoch und prachtvoll dort die Tannen ſtanden, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn ſie dort

arbeiteten, Aexte vom Stiel gesprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren schnell umgestürzt und hatten die Männer mit umgerissen und beschädigt oder gar getödtet; auch hätte man die schönsten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit im Wasser sey. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz schaurig dort zu Muth; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den seinigen, keine Axt; selbst die Vögel schienen diese dichte Tannennacht zu meiden.

Kohlen-Munk-Peter hatte jetzt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht und stand vor einer Tanne von ungeheurem Umfang, um die ein holländischer Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. „Hier," dachte er, „wird wohl der Schatzhauser wohnen," zog seinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räusperte sich und sprach mit zitternder Stimme: „Wünsche glückseligen Abend, Herr Glasmann." Aber es erfolgte keine Antwort, und alles umher war so still wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein sprechen," dachte er weiter und murmelte:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
bist schon viel hundert Jahre alt,
dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —

Indem er diese Worte sprach, sah er zu seinem großen Schrecken eine ganz kleine, sonderbare Gestalt hinter der dicken Tanne hervorschauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein gesehen, wie man ihn beschrieben, das schwarze Wämmschen, die rothen Strümpfchen, das Hütchen, alles war so, selbst das

blasse aber seine und kluge Gesichtchen, wovon man erzählte, glaubte er gesehen zu haben. Aber ach, so schnell es hervorgeschaut hatte, das Glasmännlein, so schnell war es auch wieder verschwunden! „Herr Glasmann," rief nach einigem Zögern Peter Munk, „seyd so gütig und haltet mich nicht für'n Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht gesehen, so täuschet Ihr Euch sehr, ich sah Euch wohl hinter dem Baume hervorgucken." — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leises, heiseres Kichern hinter dem Baume zu vernehmen. Endlich überwand seine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte; „warte, du kleiner Bursche," rief er, „dich will ich bald haben," sprang mit einem Satze hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauser im grünen Tannenwald, und nur ein kleines, zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baume hinauf.

Peter Munk schüttelte den Kopf; er sah ein, daß er die Beschwörung bis auf einen gewissen Grad gebracht habe, und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, so könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er sann hin, er sann her, und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte sich an den untersten Aesten der Tanne und schien ihn aufzumuntern oder zu verspotten. Es putzte sich, es rollte den schönen Schweif, es schaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er sich doch beinahe, mit diesem Thier allein zu seyn; denn bald schien das Eichhörnchen einen Menschenkopf zu haben und einen dreispitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rothe Strümpfe und schwarze Schuhe. Kurz, es war ein lustiges Thier, aber dennoch graute Kohlen-Peter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit schnelleren Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes schien immer schwärzer

zu werden, die Bäume ſtanden immer dichter, und ihm fing an ſo zu grauen, daß er im Trab davon jagte, und erſt, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwiſchen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger. Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angſt gerade die entgegengeſetzte Richtung genommen und ſtatt zu den Glasleuten zu den Flözern gekommen ſey. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, ſein Sohn, der Hauswirth, und einige erwachſene Enkel. Sie nahmen Kohlen-Munk-Peter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach ſeinem Namen und Wohnort zu fragen, gaben ihm Apfelwein zu trinken, und Abends wurde ein großer Auerhahn, die beſte Schwarzwaldſpeiſe, aufgeſetzt.

Nach dem Nachteſſen ſetzten ſich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtſpan, den die Jungen mit dem feinſten Tannenharz unterhielten; der Großvater, der Gaſt und der Hauswirth rauchten und ſchauten den Weibern zu, die Burſche aber waren beſchäftigt, Löffeln und Gabeln aus Holz zu ſchnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen; man hörte da und dort ſehr heftige Schläge, und es ſchien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zuſammen krachten. Die furchtloſen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen, und dieſes furchtbar ſchöne Schauſpiel mit anſehen, ihr Großvater aber hielt ſie mit ſtrengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem rathen, daß er jetzt von der Thür' geht," rief er ihnen zu; „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer Michel haut ſich heute Nacht ein neues G'ſtair (Floßgelenk) im Wald."

Die Kleinen ſtaunten ihn an; ſie mochten von dem Holländer Michel ſchon gehört haben, aber ſie baten jetzt den Ehni, einmal

recht ſchön von jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte ſprechen gehört, ſtimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er ſey. „Er iſt der Herr dieſes Waldes, und nach dem zu ſchließen, daß Ihr in Eurem Alter dies noch nicht erfahren, müßt Ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hauſe ſeyn. Vom Holländer Michel aber will ich Euch erzählen, was ich weiß, und wie die Sage von ihm geht. Vor etwa hundert Jahren, ſo erzählte es wenigſtens mein Ehni, war weit und breit kein ehrlicher Volk auf Erden, als die Schwarzwälder. Jetzt, ſeit ſo viel Geld im Land iſt, ſind die Menſchen unredlich und ſchlecht. Die jungen Burſche tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken iſt; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenſter dort herein ſchaute, ſo ſag ich's, und hab es oft geſagt, der Holländer Michel iſt ſchuld an all' dieſer Verderbniß. Es lebte alſo vor hundert Jahren und darüber ein reicher Holzherr, der viel Geſinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und ſein Geſchäft war geſegnet, denn er war ein frommer Mann. Eines Abends kommt ein Mann an ſeine Thüre, dergleichen er noch nie geſehen; ſeine Kleidung war wie der ſchwarzwälder Burſchen, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen ſolchen Rieſen geben könne. Dieſer bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm anſah, daß er ſtark und zu großen Laſten tüchtig ſey, rechnet mit ihm ſeinen Lohn, und ſie ſchlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie ſelbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumſchlagen galt er für drei, und wenn ſechs am einen End ſchleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geſchlagen, trat er eines Tags vor ſeinen Herrn und begehrte von ihm: „„Hab jetzt lang genug

hier Holz gehackt, und so möcht' ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch 'mal auf den Floß ließet?""

„Der Holzherr antwortete: „„Ich will dir nicht im Weg seyn, Michel, wenn du ein wenig hinaus willst in die Welt; zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute, wie du bist, auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an, doch es sey für diesmal.""

„Und so war es; der Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter, wie eine Flößerstange, so daß sich alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dies sah, denn er berechnete, was diese Balken kosten können; Michel aber sagte: „„So, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spähnen dort kann ich nicht fortkommen."" Sein Herr wollte ihm zum Dank ein paar Flößerstiefel schenken, aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab; mein Großvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und seyen fünf Fuß lang gewesen."

„Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flößer; denn statt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog er, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten sonst die Flößer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel allemal ins Wasser, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, so daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und

kam dann eine gerade Stelle, so lief er aufs erste G'stair (Gelenk) vor, ließ alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum ins Kies, und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten; aber hier sprach Michel: „„Ihr seyd mir rechte Kaufleute, und versteht euren Nutzen! Meinet ihr denn, die Kölner brauchen all' dies Holz, das aus dem Schwarzwald kommt, für sich? Nein, um den halben Werth kaufen sie es euch ab und verhandeln es theuer nach Holland. Lasset uns die kleinen Balken hier verkaufen, und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigener Profit.““

„So sprach der arglistige Michel, und die andern waren es zufrieden; die einen, weil sie gerne nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen, oder ihn um den höheren Preis zu betrügen, aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, aber der Holländer Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab; Michel leitete den Floß und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das viersache von dem früheren Preis, und besonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel theilte ab, einen Theil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun sezten sie sich mit Matrosen und anderem schlechten Gesindel in die Wirthshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld, den braven Mann aber, der ihnen abgerathen, verkaufte der Holländer Michel an einen Seelenverkäufer, und man

hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies, und Holländer Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf."

„Der Holländer Michel war, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber todt ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuk im Wald, und man sagt, daß er schon vielen behülflich gewesen sey, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, überall die schönsten Tannen aussucht, und mein Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen, wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stair ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer Michel auch nur einen Balken haben, müssen untergehen. Daher kommt es, daß man von so viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn sonst ein schönes, starkes Schiff, so groß als eine Kirche, zu Grunde gehen auf dem Wasser? Aber so oft Holländer Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann und Maus verloren. Das ist die Sage vom Holländer Michel, und wahr ist es, alles Böse im Schwarzwald schreibt sich von ihm her. O! er kann einen reich machen!" setzte der Greis geheimnißvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen

Schlurkers stecken; auch der Tanzbodenkönig soll sich ihm ergeben haben!"

Der Sturm hatte sich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten schüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkissen auf die Ofenbank und wünschten ihm gute Nacht.

Kohlen-Munk-Peter hatte noch nie so schwere Träume gehabt, wie in dieser Nacht; bald glaubte er, der finstere riesige Holländer Michel reiße die Stubenfenster auf und reiche mit seinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldstücke herein, die er unter einander schüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald sah er wieder das kleine, freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren grünen Flasche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heisere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland gibts Geld,
könnet's haben, wenn ihr wollt
um geringen Sold,
Geld, Geld!"

Dann hörte er wieder in sein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauser im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüsterte: „Dummer Kohlen-Peter, dummer Peter Munk kannst kein Sprüchlein reimen auf stehn, und bist doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!"

Er ächzte, er stöhnte im Schlaf, er mühte sich ab, einen Reim zu finden, aber da er in seinem Leben noch keinen gemacht hatte, war seine Mühe im Traum vergebens. Als er aber mit dem ersten Frühroth erwachte, kam ihm doch sein Traum sonderbar vor; er setzte sich mit verschränkten Armen hinter den Tisch und dachte über die Einflüsterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „reime, dummer Kohlen-Munk-Peter, reime," sprach er zu

ſich und pochte mit dem Finger an ſeine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch ſo da ſaß, trübe vor ſich hinſchaute und an den Reim auf ſtehn dachte, da zogen drei Burſche vor dem Haus vorbei in den Wald, und einer ſang im Vorübergehen:

„Am Berge that ich ſtehn
und ſchaute in das Thal,
da hab ich ſie geſehn
zum allerletzten mal."

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und haſtig raffte er ſich auf, ſtürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, ſprang den drei Burſchen nach und packte den Sänger haſtig und unſanft beim Arm. „Halt, Freund!" rief er, „was habt Ihr da auf ſtehn gereimt? thut mir die Liebe, und ſprecht, was Ihr geſungen."

„Was fichts dich an, Burſche?" entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann ſingen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder" —

„Nein, ſagen ſollſt du, was du geſungen haſt!" ſchrie Peter beinahe außer ſich, und packte ihn noch feſter an; die zwei andern aber, als ſie dies ſahen, zögerten nicht lange, ſondern fielen mit derben Fäuſten über den armen Peter her, und walkten ihn ab, bis er vor Schmerzen das Gewand des dritten ließ, und erſchöpft in die Kniee ſank. „Jetzt haſt du deinen Theil, ſprachen ſie lachend, „und merk dir, toller Burſche, daß du Leute, wie wir ſind, nimmer anfällſt auf offenem Wege."

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!" erwiderte Kohlen-Peter ſeufzend; „aber ſo ich die Schläge habe, ſeyd ſo gut und ſaget deutlich, was jener geſungen."

Da lachten ſie aufs neue und ſpotteten ihn aus; aber der das Lied geſungen, ſagte es ihm vor, und lachend und ſingend zogen ſie weiter.

„Alſo ſehn," ſprach der arme Geſchlagene, indem er ſich mühſam aufrichtete; „ſehn auf ſtehn, jetzt Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zuſammen ſprechen." Er ging in die Hütte, holte ſeinen Hut und den langen Stock, nahm Abſchied von den Bewohnern der Hütte und trat ſeinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langſam und ſinnend ſeine Straße, denn er mußte ja ſeinen Vers erſinnen; endlich, als er ſchon in dem Bereiche des Tannenbühls ging, und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch ſeinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein rieſengroßer Mann in Flözerkleidung, und eine Stange ſo lang wie ein Maſtbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk ſank beinahe in die Kniee, als er jenen langſamen Schrittes neben ſich wandeln ſah; denn er dachte, das iſt der Holländer Michel, und kein anderer. Noch immer ſchwieg die furchtbare Geſtalt, und Peter ſchielte zuweilen furchtſam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer, als der längſte Mann, den Peter je geſehen, ſein Geſicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten; er trug ein Wamms von Leinwand, und die ungeheuren Stiefel, über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was thuſt du im Tannenbühl?" fragte der Waldkönig endlich mit tiefer dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann," antwortete Peter, indem er ſich unerſchrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte. „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück."

„Peter Munk," erwiderte jener und warf einen ſtechenden furchtbaren Blick nach ihm herüber, „dein Weg geht nicht durch dieſen Hain."

„Nun, ſo gerade juſt nicht," ſagte jener, „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler ſeyn."

„Lüge nicht, du Kohlen-Peter!“ rief Holländer Michel mit donnernder Stimme, „oder ich ſchlag dich mit der Stange zu Boden; meinſt, ich hab dich nicht betteln ſehen bei dem Kleinen?“ ſetzte er ſanft hinzu. „Geh, geh, das war ein dummer Streich, und gut iſt es, daß du das Sprüchlein nicht wußteſt; er iſt ein Knauſer, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird ſeines Lebens nicht froh, — Peter, du biſt ein armer Tropf und dauerſt mich in der Seele; ſo ein munterer, ſchöner Burſche, der in der Welt was anfangen könnte, und ſollſt Kohlen brennen! Wenn andere große Thaler oder Dukaten aus dem Aermel ſchütteln, kannſt du kaum ein paar Sechſer aufwenden; 's iſt ein ärmlich Leben.“

„Wahr iſt's, und Recht habt Ihr, ein elendes Leben.“

„Na, mir ſolls nicht darauf ankommen,“ fuhr der ſchreckliche Michel fort; „hab ſchon manchem braven Kerl aus der Noth geholfen, und du wäreſt nicht der erſte. Sag einmal, wie viel hundert Thaler brauchſt du fürs erſte?“

Bei dieſen Worten ſchüttelt er das Geld in ſeiner ungeheuren Taſche untereinander, und es klang wieder wie dieſe Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängſtlich und ſchmerzhaft bei dieſen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer Michel ſah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegſchenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnißvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menſchen ein, und von unerklärlicher Angſt und Bangigkeit gejagt, rief er: „ſchön Dank, Herr! aber mit Euch will ich nichts zu ſchaffen haben, und ich kenn' Euch ſchon,“ und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeiſt ſchritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her und murmelte dumpf und drohend: „wirſts noch bereuen, Peter, auf deiner Stirne ſtehts geſchrieben, in deinem Auge iſts zu leſen; du

entgehst mir nicht. — Lauf nicht so schnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort ist schon meine Grenze.“ Aber als Peter dies hörte und unweit vor ihm einen kleinen Graben sah, beeilte er sich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, so daß Michel am Ende schneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann setzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er sah, wie der Waldgeist mit seiner Stange ausholte und sie auf ihn niederschmettern lassen wollte; er kam glücklich jenseits an, und die Stange zersplitterte in der Luft, wie an einer unsichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphirend hob er es auf um es dem groben Holländer Michel zuzuwerfen, aber in diesem Augenblick fühlte er das Stück Holz in seiner Hand sich bewegen, und zu seinem Entsetzen sah er, daß es eine ungeheure Schlange sey, was er in der Hand hielt, die sich schon mit geifernder Zunge und blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ sie los, aber sie hatte sich schon fest um seinen Arm gewickelt, und kam mit schwankendem Kopf seinem Gesicht immer näher; da rauschte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob sich mit ihr in die Lüfte, und Holländer Michel, der dies alles von dem Graben aus gesehen hatte, heulte, und schrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erschöpft und zitternd setzte Peter seinen Weg fort; der Pfad wurde steiler, die Gegend wilder, und bald fand er sich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie gestern seine Verbeugungen gegen das unsichtbare Glasmännlein, und hub dann an:

„Schatzhäuser im grünen Tannenwald,
bist schon viel hundert Jahre alt.
Drin ist all' Land, wo Tannen stehn,
läßt dich nur Sonntagskindern sehn.“

„Haſt's zwar nicht ganz getroffen, aber weil du es biſt, Kohlen-Munk-Peter, ſo ſoll es ſo hingehen," ſprach eine zarte, feine Stimme neben ihm. Erſtaunt ſah er ſich um, und unter einer ſchönen Tanne ſaß ein kleines altes Männlein in ſchwarzem Wamms und rothen Strümpfen, und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines, freundliches Geſichtchen und ein Bärtchen ſo zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was ſonderbar anzuſehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, ſah er zu ſeinem Erſtaunen, daß auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas beſtanden; aber es war geſchmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es ſchmiegte ſich wie ein Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du haſt dem Flegel begegnet, dem Holländer Michel?" ſagte der Kleine, indem er zwiſchen jedem Wort ſonderbar hüſtelte; „er hat dich recht ängſtigen wollen, aber ſeinen Kunſtprügel habe ich ihm abgejagt, den ſoll er nimmer wieder kriegen."

„Ja, Herr Schatzhauſer," erwiderte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr ſeyd wohl der Herr Auerhahn geweſen, der die Schlange todt gebiſſen; da bedanke ich mich ſchönſtens. — Ich komme aber, um mich Raths zu erholen bei Euch; es geht mir gar ſchlecht und hinderlich, ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was beſſeres aus mir werden; und wenn ich oft andere ſehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben, wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig, die haben Geld wie Heu."

„Peter," ſagte der Kleine ſehr ernſt, und blies den Rauch aus ſeiner Pfeife weit hinweg; „Peter, ſag mir nichts von dieſen. Was haben ſie davon, wenn ſie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich, und dann nachher deſto unglücklicher

ſind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Großvater waren Ehrenleute, und haben es auch getrieben, Peter Munk! ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang iſt, was dich zu mir führt."

Peter erſchrack vor dem Ernſt des Männleins und erröthete; „nein," ſagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauſer im Tannenwald, Müßiggang iſt aller Laſter Anfang, aber das könnt Ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand beſſer gefällt, als der meinige. Ein Kohlenbrenner iſt halt ſo gar etwas geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flözer und Uhrmacher und alle ſind angeſehener."

„Hochmuth kommt oft vor dem Fall," erwiderte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher; „ihr ſeyd ein ſonderbar Geſchlecht, ihr Menſchen! Selten iſt einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen iſt, und was gilts, wenn du ein Glasmann wäreſt, möchteſt du gern ein Holzherr ſeyn, und wäreſt du Holzherr, ſo ſtünde dir des Förſters Dienſt oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es ſey; wenn du verſprichſt, brav zu arbeiten, ſo will ich dir zu etwas beſſerem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das ſich zu mir zu finden weiß, drei Wünſche zu gewähren; die erſten zwei ſind frei, den dritten kann ich verweigern, wenn er thöricht iſt. So wünſche dir alſo jetzt etwas, aber — Peter, etwas gutes und nützliches."

„Heiſa! Ihr ſeyd ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauſer, denn bei Euch ſind die Schätze zu Hauſe. Nu — und alſo darf ich wünſchen, wonach mein Herz begehrt, ſo will ich denn fürs erſte, daß ich noch beſſer tanzen könne, als der Tanzbodenkönig, und immer ſo viel Geld in der Taſche habe, als der dicke Ezechiel."

„Du Thor!" erwiderte der Kleine zürnend. „Welch ein

erbärmlicher Wunsch ist dies, gut tanzen zu können, und Geld zum Spiel zu haben! Schämst du dich nicht, dummer Peter, dich selbst so um dein Glück zu betrügen? Was nützt es dir und deiner armen Mutter, wenn du tanzen kannst? Was nützt dir dein Geld, das nach deinem Wunsch nur für das Wirthshaus ist, und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann hast du wieder die ganze Woche nichts, und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich dir frei, aber sieh dich vor, daß du vernünftiger wünschest.

Peter kratzte sich hinter den Ohren, und sprach nach einigem Zögern: „Nun so wünsche ich mir die schönste und reichste Glashütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zubehör und Geld, sie zu leiten."

„Sonst nichts?" fragte der Kleine mit besorglicher Miene. „Peter, sonst nichts?"

„Nun — Ihr könnet noch ein Pferd dazuthun und ein Wägelchen." —

„O du dummer Kohlen-Munk-Peter!" rief der Kleine, und warf seine gläserne Pfeife im Unmuth an eine dicke Tanne, daß sie in hundert Stücke sprang. Pferde? Wägelchen? Verstand, sag' ich dir, Verstand, gesunden Menschenverstand und Einsicht hättest du wünschen sollen, aber nicht Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht so traurig, wir wollen sehen, daß es auch so nicht zu deinem Schaden ist; denn der zweite Wunsch war im ganzen nicht thöricht; eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meister, nur hättest du Einsicht und Verstand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von selbst gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauser," erwiderte Peter, „ich habe ja noch einen Wunsch übrig, da könnte ich ja Verstand wünschen, wenn er mir so überaus nöthig ist, wie Ihr meinet."

„Nichts da, du wirst noch in manche Verlegenheit kommen, wo du froh seyn wirst, wenn du noch einen Wunsch frei hast; und nun mache dich auf den Weg nach Hause. Hier sind," sprach der kleine Tannengeist, indem er ein kleines Beutelein aus der Tasche zog, „hier sind zweitausend Gulden, und damit genug, und komm mir nicht wieder um Geld zu fordern, denn dann müßte ich dich an die höchste Tanne aufhängen; so hab ichs gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfritz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe und mach ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt dich wohl, sey fleißig, und ich will dich zuweilen besuchen, und dir mit Rath und That an die Hand gehen, weil du dir doch keinen Verstand erbeten; aber, und das sag ich dir ernstlich, dein erster Wunsch war böse; nimm dich in Acht vor dem Wirthshauslaufen, Peter! 's hat noch bei keinem lange gut gethan." Das Männlein hatte, während er dies sprach, eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft, und in den kleinen zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog er ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne, und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller, und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach ächtem holländischen Taback roch, und langsam sich kräuselnd in den Tannenwipfeln verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sey zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge, und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeschossen habe, um ein

anderes Geschäft, als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte, und an den Anblick berußter Leute so gewöhnt war, als jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Loos zeigte, ihren früheren Stand zu verachten, und sprach: „ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besitzt, bin ich doch was anderes, als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen.“ Ihr Sohn aber wurde mit den Erben der Glashütte bald Handels einig; er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich, und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl; er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Taschen gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dies und jenes, worüber seine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und seine größte Freude war, das Glasblasen zu sehen, und oft machte er sich selbst an die Arbeit, und formte aus der noch weichen Masse die sonderbarsten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerst nur noch eine Stunde des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und seine Gesellen machten, was sie wollten. Das alles kam aber nur vom Wirthshauslaufen; den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er ins Wirthshaus, und wer schon auf dem Tanzboden sprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel saß auch schon hinter der Maaßkanne und knöchelte um Kronenthaler. Da fuhr Peter schnell in die Tasche, zu sehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und siehe, seine Tasche strotzte von Silber und Gold, auch in seinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn sie tanzen und springen wollten, und als der erste Tanz zu Ende war, stellte er

ſich mit ſeiner Tänzerin oben an neben den Tanzbodenkönig, und ſprang dieſer drei Schuh hoch, ſo flog Peter vier, und machte dieſer wunderliche und zierliche Schritte, ſo verſchlang und drehte Peter ſeine Füße, daß alle Zuſchauer vor Luſt und Verwunderung beinahe außer ſich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man ſah, daß er, ſo oft er an den Muſikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbätzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende; die einen glaubten, er habe einen Schatz im Wald gefunden, die andern meinten, er habe eine Erbſchaft gethan; aber alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verſpielte er doch noch an demſelben Abend zwanzig Gulden, und nichts deſto minder raſſelte und klang es in ſeiner Taſche, wie wenn noch hundert Thaler darin wären.

Als Peter ſah, wie angeſehen er war, wußte er ſich vor Freude und Stolz nicht zu faſſen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg, und theilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn ſelbſt einſt die Armuth gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künſte wurden vor den übernatürlichen Künſten des neuen Tänzers zu Schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiſer. Die unternehmendſten Spieler am Sonntag wagten nicht ſoviel wie er, aber ſie verloren auch nicht ſo viel. Und je mehr er verlor, deſto mehr gewann er; das verhielt ſich aber ganz ſo, wie er es vom kleinen Glasmännlein verlangt hatte; er hatte ſich gewünſcht, immer ſo viel Geld in der Taſche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieſer war es, an welchen er ſein Geld verſpielte, und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, ſo hatte er ſie alſobald wieder in der Taſche, wenn ſie Ezechiel einſtrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter, als die ſchlechteſten

Gesellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter Spielpeter, als Tanzkaiser, denn er spielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber seine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverstand schuld. Glas ließ er machen, so viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das Geheimniß gekauft, wohin man es am besten verkaufen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen, und verschleuderte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um seine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirthshaus heim, und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um sich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall seines Vermögens; da bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm gehe, er sah sich um, und siehe da — es war das Glasmännlein. Da gerieth er in Zorn und Eifer, vermaß sich hoch und theuer, und schwur, der Kleine sey an all seinem Unglück schuld; „was thu ich nun mit Pferd und Wägelchen?“ rief er; „was nützt mich die Hütte und all mein Glas? Selbst als ich noch ein elender Köhlerbursch war, lebte ich froher, und hatte keine Sorgen; jetzt weiß ich nicht, wann der Amtmann kommt und meine Habe schätzt, und mir vergantet der Schulden wegen!“

„So,“ entgegnete das Glasmännlein, „so! ich also soll schuld daran seyn, wenn du unglücklich bist? Ist dies der Dank für meine Wohlthaten? Wer hieß dich auch so thöricht wünschen? Ein Glasmann wolltest du seyn, und wußtest nicht, wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich dir nicht, du solltest behutsam wünschen? Verstand, Peter, Klugheit hat dir gefehlt.“

„Was Verstand und Klugheit!“ rief jener, ich bin ein so kluger Bursche, als irgend einer, und will es dir zeigen, Glasmännlein,“ und bei diesen Worten faßte er das Männlein unsanft

am Kragen und ſchrie: „Hab ich dich jetzt, Schatzhauſer im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunſch will ich jetzt thun, den ſollſt du mir gewähren, und ſo will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttauſend harte Thaler, und ein Haus und — o weh!“ ſchrie er und ſchüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte ſich in glühendes Glas verwandelt, und brannte in ſeiner Hand wie ſprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu ſehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn ſeine geſchwollene Hand an ſeine Undankbarkeit und Thorheit, dann aber übertäubte er ſein Gewiſſen, und ſprach: „und wenn ſie mir die Glashütte und alles verkaufen, ſo bleibt mir doch noch immer der dicke Ezechiel; ſo lange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen.“

Ja, Peter! Aber wenn er keines hat? Und ſo geſchah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirthshaus, und die Leute ſtreckten die Köpfe durch die Fenſter, und der eine ſagte: da kommt der Spielpeter, und der andere: ja der Tanzkaiſer, der reiche Glasmann, und ein dritter ſchüttelte den Kopf und ſprach: „mit dem Reichthum kann man es machen, man ſagt allerlei von ſeinen Schulden, und in der Stadt hat einer geſagt, der Amtmann werde nicht mehr lange ſäumen zum Auspfänden.“ Indeſſen grüßte der reiche Peter die Gäſte am Fenſter vornehm und gravitätiſch, ſtieg vom Wagen und ſchrie: „Sonnenwirth, guten Abend, iſt der dicke Ezechiel ſchon da?“ Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein Peter! dein Platz iſt dir aufbehalten, wir ſind ſchon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirthsſtube, fuhr gleich in die Taſche und merkte, daß Ezechiel gut verſehen ſeyn müſſe, denn ſeine Taſche war bis oben angefüllt.

Er ſetzte ſich hinter den Tiſch zu den andern, und ſpielte und

gewann und verlor hin und her, und ſo ſpielten ſie, bis andere ehrliche Leute, als es Abend wurde, nach Hauſe gingen, und ſpielten bei Licht, bis zwei andere Spieler ſagten: „jetzt iſts genug, und wir müſſen heim zu Frau und Kind.“ Aber Spielpeter foderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben; dieſer wollte lange nicht, endlich aber rief er: „gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir knöcheln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer iſt es doch nur Kinderſpiel.“ Er zog den Beutel und zählte, und fand hundert Gulden baar, und Spielpeter wußte nun, wie viel er ſelbſt habe, und brauchte es nicht erſt zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, ſo verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte gräulich dabei. Warf er einen Paſch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da ſetzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tiſch und rief: „noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, ſo höre ich doch nicht auf, dann leihſt du mir von deinem Gewinn, Peter; ein ehrlicher Kerl hilft dem andern!“

„So viel du willſt, und wenn es hundert Gulden ſeyn ſollten,“ ſprach der Tanzkaiſer, fröhlich über ſeinen Gewinn, und der dicke Ezechiel ſchüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Paſch!“ rief er, „jetzt wollen wir ſehen!“ Peter aber warf achtzehn, und eine heiſere bekannte Stimme hinter ihm ſprach: „So, das war der letzte.“

Er ſah ſich um, und rieſengroß ſtand der Holländer Michel hinter ihm; erſchrocken ließ er das Geld fallen, das er ſchon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel ſah den Waldmann nicht, ſondern verlangte, der Spielpeter ſolle ihm zehn Gulden vorſtrecken zum Spiel; halb im Traum fuhr dieſer mit der Hand in die Taſche, aber da war kein Geld, er ſuchte in der andern Taſche, aber auch da fand ſich nichts, er kehrte den Rock um, aber es fiel kein rother Heller heraus, und jetzt erſt gedachte er ſeines eigenen

erſten Wunſches, immer ſo viel Geld zu haben, als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war alles verſchwunden.

Der Wirth und Ezechiel ſahen ihn ſtaunend an, als er immer ſuchte und ſein Geld nicht finden konnte, ſie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe, aber als ſie endlich ſelbſt in ſeinen Taſchen ſuchten, wurden ſie zornig und ſchwuren, der Spielpeter ſey ein böſer Zauberer, und habe all das gewonnene Geld und ſein eigenes nach Hauſe gewünſcht. Peter vertheidigte ſich ſtandhaft, aber der Schein war gegen ihn; Ezechiel ſagte, er wolle die ſchreckliche Geſchichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirth verſprach ihm, morgen mit dem frühſten in die Stadt zu gehen, und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, ſetzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen ſie wüthend über ihn her, riſſen ihm das Wamms vom Leib und warfen ihn zur Thüre hinaus.

Kein Stern ſchien am Himmel, als Peter trübſelig ſeiner Wohnung zuſchlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Geſtalt erkennen, die neben ihm herſchritt und endlich ſprach: „Mit dir iſts aus, Peter Munk, all deine Herrlichkeit iſt zu Ende, und das hätt' ich dir ſchon damals ſagen können, als du nichts von mir hören wollteſt und zu dem dummen Glaszwerg lieſſt. Da ſiehſt du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rath verachtet. Aber verſuch es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schickſal; noch keinen hat es gereut, der ſich an mich wandte, und wenn du den Weg nicht ſcheuſt: morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu ſprechen, wenn du mich rufſt." Peter merkte wohl, wer ſo zu ihm ſpreche, aber es kam ihn ein Grauen an; er antwortete nichts, ſondern lief ſeinem Hauſe zu.

Als Peter am Montag Morgen in ſeine Glashütte ging, da waren nicht nur ſeine Arbeiter da, ſondern auch andere Leute,

die man nicht gern ſieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünſchte Peter einen guten Morgen, fragte, wie er geſchlafen, und zog dann ein langes Regiſter heraus, und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?“ fragte der Amtmann mit ſtrengem Blick, „und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu verſäumen, und in den Thurm iſt es drei gute Stunden.“ Da verzagte Peter, geſtand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu ſchätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergingen und prüften und ſchätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl iſt's nicht weit, hat mir der Kleine nicht geholfen, ſo will ich es einmal mit dem Großen verſuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, ſo ſchnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Ferſen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbeirannte, wo er das Glasmännlein zuerſt geſprochen, als halte ihn eine unſichtbare Hand auf, aber er riß ſich los und lief weiter bis an die Grenze, die er ſich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er, beinahe athemlos „Holländer Michel, Herr Holländer Michel!“ gerufen, als auch ſchon der rieſengroße Flötzer mit ſeiner Stange vor ihm ſtand.“

„Kommſt du?“ ſprach dieſer lachend; „haben ſie dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nun, ſey ruhig, dein ganzer Jammer kommt, wie geſagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatiſten und Frömmler her. Wenn man ſchenkt, muß man gleich recht ſchenken, und nicht wie dieſer Knauſer. „Doch komm,“ fuhr er fort und wandte ſich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir ſehen, ob wir Handels einig werden.“

„Handels einig?“ dachte Peter. „Was kann er denn von

mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?“ Sie gingen zuerſt über einen ſteilen Waldſteig hinan und ſtanden dann mit einemmal an einer dunkeln, tiefen, abſchüſſigen Schlucht; Holländer Michel ſprang den Felſen hinab, wie wenn es eine ſanfte Marmortreppe wäre, aber bald wäre Peter in Ohnmacht geſunken, denn als jener unten angekommen war, machte er ſich ſo groß wie ein Kirchthurm und reichte ihm einen Arm, ſo lang als ein Weberbaum, und eine Hand daran, ſo breit als der Tiſch im Wirthshaus, und rief mit einer Stimme, die heraufſchallte wie eine tiefe Todtenglocke: „ſetz dich nur auf meine Hand und halte dich an den Fingern, ſo wirſt du nicht fallen.“ Peter that zitternd, wie jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt ſich am Daumen des Rieſen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler, im Gegentheil, die Tageshelle ſchien ſogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte ſie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer Michel hatte ſich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht, und ſtand nun in ſeiner früheren Geſtalt vor einem Haus, ſo gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterſchied ſich durch nichts von den Stuben anderer Leute, als dadurch, daß ſie einſam ſchien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Geräthſchaften auf den Geſimſen waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem Tiſch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläſern wieder. Er goß ein und nun ſchwatzten ſie, und Holländer Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, ſchönen Städten und Flüſſen, daß Peter, am Ende große Sehnſucht darnach bekommend, dies auch offen dem Holländer ſagte.

„Wenn du im ganzen Körper Muth und Kraft, etwas zu unternehmen, hatteſt, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens dich zitternd machen, und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu ſoll ſich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Haſt du's im Kopf empfunden, als dich letzthin einer einen Betrüger und ſchlechten Kerl nannte? Hat es dir im Magen wehe gethan, als der Amtmann kam, dich aus dem Haus zu werfen? Was, ſag an, was hat dir wehe gethan?"

„Mein Herz," ſprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Bruſt preßte, denn es war ihm, als ob ſein Herz ſich ängſtlich hin und her wendete.

„Du haſt, nimm mir es nicht übel, du haſt viele hundert Gulden an ſchlechte Bettler und anderes Geſindel weggeworfen; was hat es dich genützt? Sie haben dir dafür Segen und einen geſunden Leib gewünſcht; ja biſt du deßwegen geſünder geworden? Um die Hälfte des verſchleuderten Geldes hätteſt du einen Arzt gehalten. Segen, ja ein ſchöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgeſtoßen wird! Und was war es, das dich getrieben in die Taſche zu fahren, ſo oft ein Bettelmann ſeinen zerlumpten Hut hinſtreckte? — Dein Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen, noch deine Zunge, deine Arme noch deine Beine, ſondern dein Herz; du haſt dir es, wie man richtig ſagt, zu ſehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man ſich denn angewöhnen, daß es nicht mehr ſo iſt? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und thut mir wehe."

„Du, freilich," rief jener mit Lachen, „du armer Schelm, kannſt nichts dagegen thun; aber gib mir das kaum pochende Ding, und du wirſt ſehen, wie gut du es dann haſt."

„Euch, mein Herz!“ schrie Peter mit Entsetzen. „Da müßte ich ja sterben auf der Stelle! Nimmermehr!“

„Ja, wenn dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leib operiren wollte, da müßtest du wohl sterben; bei mir ist dies ein anderes Ding, doch komm herein und überzeuge dich selbst.“ Er stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Kammerthüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der sich ihm bot, war sonderbar und überraschend. Auf mehreren Gesimsen von Holz standen Gläser, mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllt, und in jedem dieser Gläser lag ein Herz, auch waren an den Gläsern Zettel angeklebt und Namen darauf geschrieben, die Peter neugierig las; das war das Herz des Amtmanns in F.; das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförsters; da waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werboffizieren, drei von Geldmäklern — kurz, es war eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau!“ sprach Holländer Michel, „diese alle haben des Lebens Aengsten und Sorgen weggeworfen, keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemaligen Besitzer befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben.“

„Aber was tragen sie denn jetzt dafür in der Brust?“ fragte Peter, den dies alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dies,“ antwortete jener, und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So!“ erwiderte er, und konnte sich eines Schauers, der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmorstein? Aber, horch einmal, Herr Holländer Michel, das muß doch gar kalt seyn in der Brust?“

„Freilich, aber ganz angenehm kühl; warum ſoll denn ein Herz warm ſeyn; im Winter nützt dich die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirſchgeiſt mehr, als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles ſchwül und heiß iſt — du glaubſt nicht, wie dann ein ſolches Herz abkühlt, und wie geſagt, weder Angſt noch Schrecken, weder thörichtes Mitleiden, noch anderer Jammer pocht an ſolch ein Herz.“

„Und das iſt alles, was Ihr mir geben könnet?“ fragte Peter unmuthig; „ich hoff' auf Geld, und Ihr wollet mir einen Stein geben!“

„Nun, ich denke, an hunderttauſend Gulden hätteſt du für's erſte genug; wenn du es geſchickt umtreibſt, kannſt du bald ein Millionär werden.“

„Hunderttauſend!“ rief der arme Köhler freudig, „nun ſo poche doch nicht ſo ungeſtüm in meiner Bruſt, wir werden bald fertig ſeyn mit einander. Gut, Michel, gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnt ihr aus dem Gehäuſe nehmen.“

„Ich dachte es doch, daß du ein vernünftiger Burſche ſeyſt,“ antwortete der Holländer freundlich lächelnd,“ „komm, laß uns noch eins trinken, und dann will ich das Geld auszahlen.“

So ſetzten ſie ſich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlen-Munk-Peter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Poſthorns, und ſiehe da, er ſaß in einem ſchönen Wagen, fuhr auf einer breiten Straße dahin, und als er ſich aus dem Wagen bog, ſah er in blauer Ferne hinter ſich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es ſelbſt ſey, der in dieſem Wagen ſitze, denn auch ſeine Kleider waren gar nicht mehr dieſelben, die er geſtern getragen, aber er erinnerte ſich doch an alles ſo deutlich, daß er endlich ſein Nachſinnen aufgab und

rief: „der Kohlen-Munk-Peter bin ich, das iſt ausgemacht, und kein anderer.“ Er wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er gar nicht wehmüthig werden konnte, als er jetzt zum erſtenmal aus der ſtillen Heimath, aus den Wäldern, wo er ſo lange gelebt, auszog, ſelbſt nicht, als er an ſeine Mutter dachte, die jetzt wohl hülflos und im Elend ſaß, konnte er eine Thräne aus dem Auge preſſen oder nur ſeufzen; denn es war ihm alles ſo gleichgültig. „Ach freilich,“ ſagte er dann, „Thränen und Seufzer, Heimweh und Wehmuth kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer Michel, — das meine iſt kalt und von Stein.“

Er legte ſeine Hand auf die Bruſt, und es war ganz ruhig dort, und rührte ſich nichts; „wenn er mit den Hunderttauſenden ſo gut Wort hielt, wie mit dem Herzen, ſo ſoll es mich freuen,“ ſprach er, und fing an, ſeinen Wagen zu unterſuchen. Er fand Kleidungsſtücke von aller Art, wie er ſie nur wünſchen konnte, aber kein Geld; endlich ſtieß er auf eine Taſche, und fand viele tauſend Thaler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuſer in allen großen Städten. „Jetzt hab ich's, wie ich's wollte,“ dachte er, ſetzte ſich bequem in die Ecke des Wagens, und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und ſchaute aus ſeinem Wagen links und rechts an den Häuſern hinauf, ſchaute, wenn er anhielt, nichts als den Schild ſeines Wirthshauſes an, lief dann in der Stadt umher und ließ ſich die ſchönſten Merkwürdigkeiten zeigen; aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Muſik, kein Tanz, ſein Herz von Stein nahm an nichts Antheil und ſeine Augen, ſeine Ohren waren abgeſtumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben, als die Freude am Eſſen und Trinken und der Schlaf, und ſo lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu ſeiner Unterhaltung ſpeiste und aus langer Weile ſchlief. Hie und da erinnerte er ſich zwar, daß er

fröhlicher, glücklicher geweſen ſey, als er noch arm war und arbeiten mußte, um ſein Leben zu friſten. Da hatte ihn jede ſchöne Ausſicht ins Thal, Muſik und Geſang hatten ihn ergötzt, da hatte er ſich ſtundenlang auf die einfachſte Koſt, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen ſollte, gefreut. Wenn er ſo über die Vergangenheit nachdachte, ſo kam es ihm ganz ſonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und ſonſt hatte er über den kleinſten Scherz gelacht; wenn andere lachten, ſo verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber ſein Herz — lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig ſey, aber zufrieden fühlte er ſich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmuth, ſondern Oede, Ueberdruß, freudenloſes Leben, was ihn endlich wieder zur Heimath trieb.

Als er von Straßburg herüber fuhr und den dunkeln Wald ſeiner Heimath erblickte, als er zum erſtenmal wieder jene kräftigen Geſtalten, jene freundlichen, treuen Geſichter der Schwarzwälder ſah, als ſein Ohr die heimathlichen Klänge, ſtark, tief, aber wohltönend vernahm, da fühlte er ſchnell an ſein Herz, denn ſein Blut wallte ſtärker, und er glaubte, er müſſe ſich freuen und müſſe weinen zugleich, aber — wie konnte er nur ſo thöricht ſeyn, er hatte ja ein Herz von Stein, und Steine ſind todt und lächeln und weinen nicht.

Sein erſter Gang war zum Holländer Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm; „Michel," ſagte er zu ihm, „gereist bin ich nun, und habe alles geſehen, iſt aber alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Ueberhaupt, Euer ſteinernes Ding, das ich in der Bruſt trage, ſchützt mich zwar vor manchem; ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es iſt mir, als wenn ich nur halb lebte. Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder gebt mir lieber mein altes Herz; ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren

daran gewöhnt, und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz."

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter. „Wenn du einmal todt bist, Peter Munk," antwortete er, dann soll es dir nicht fehlen, dann sollst du dein weiches, dein rührbares Herz wieder haben, und du kannst dann fühlen, was kommt, Freud oder Leid; aber hier oben kann es nicht mehr dein werden! Doch, Peter! gereist bist du wohl, aber, so wie du lebtest, konnte es dich nichts nützen. Setze dich jetzt hier irgendwo im Wald, baue ein Haus, heirathe, treibe dein Vermögen um, es hat dir nur an Arbeit gefehlt; weil du müßig warst, hattest du Langeweile, und schiebst jetzt alles auf dieses unschuldige Herz." Peter sah ein, daß Michel Recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden; Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Märe, der Kohlen-Munk-Peter oder Spielpeter sey wieder da, und noch viel reicher als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Thüre hinausgeworfen, und als er jetzt an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Thaler spielte, stand er in der Achtung so hoch, als je. Er trieb aber jetzt nicht mehr das Glashandwerk, sondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeschäft war mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach schuldig, aber er lieh Geld nur auf zehn Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Werth. Mit dem Amtmann stand er jetzt in enger Freundschaft, und wenn einer Herrn Peter Munk nicht auf den

Tag bezahlte, so ritt der Amtmann mit seinen Schergen heraus, schätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs, und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dies dem reichen Peter einige Unlust, denn die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweise seine Thüre, die Männer flehten um Nachsicht, die Weiber suchten das steinerne Herz zu erweichen, und die Kinder winselten um ein Stücklein Brod; aber als er sich ein paar tüchtige Fleischerhunde angeschafft hatte, hörte diese Katzenmusik, wie er es nannte, bald auf; er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flogen schreiend auseinander. Am meisten Beschwerde machte ihm „das alte Weib." Das war aber niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Noth und Elend gerathen, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgesehen; da kam sie nun zuweilen, alt, schwach und gebrechlich an einem Stock vor das Haus; hinein wagte sie sich nimmer, denn er hatte sie einmal weggejagt, aber es that ihr wehe, von den Gutthaten anderer Menschen leben zu müssen, da der eigene Sohn ihr ein sorgenloses Alter hätte bereiten können. Aber das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen, wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken, ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt; mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Thüre pochte, einen Sechsbätzner heraus, schlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohlgehen auf Erden, er hörte sie hüstelnd von der Thüre schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Batzen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken zu heirathen. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter

geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, schaute hier, schaute dort; und keine der schönen Schwarzwälderinnen däuchte ihm schön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönste und Tugendsamste im ganzen Wald sey eines armen Holzhauers Tochter. Sie lebe still und für sich, besorge geschickt und emsig ihres Vaters Haus, und lasse sich nie auf dem Tanzboden sehen, nicht einmal zu Pfingsten oder Kirmeß. Als Peter von diesem Wunder des Schwarzwaldes hörte, beschloß er um sie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der schönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen, und erstaunte noch mehr, als er hörte, es sey dies der reiche Herr Peter und er wolle sein Schwiegersohn werden. Er besann sich auch nicht lange, denn er meinte, all seine Sorge und Armuth werde nun ein Ende haben, sagte zu, ohne die schöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war so folgsam, daß sie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht so gut, als sie sich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hauswesen wohl zu verstehen, aber sie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen. Sie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte sie, es sey keine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Trunk zu reichen; aber als Herr Peter dies eines Tages merkte, sprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verschleuderst du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Hast du was mitgebracht ins Haus, das du wegschenken könntest? Mit deines Vaters Bettelstab kann man keine Suppe wärmen, und wirfst das Geld aus, wie eine

Fürstin. Noch einmal laß dich betreten, so sollst du meine Hand fühlen!" Die schöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und sie wünschte oft lieber daheim zu seyn in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen, hartherzigen Peter zu hausen. Ach, hätte sie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder sie noch irgend einen Menschen lieben könnte, so hätte sie sich wohl nicht gewundert. So oft sie aber jetzt unter der Thüre saß und es ging ein Bettelmann vorüber, und zog den Hut und hub an seinen Spruch, so drückte sie die Augen zu, das Elend nicht zu schauen, sie ballte die Hand fester, damit sie nicht unwillkürlich in die Tasche fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die schöne Lisbeth im ganzen Wald verschrieen wurde, und es hieß, sie sey noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages saß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und spann und murmelte ein Liedchen dazu; denn sie war munter, weil es schön Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kommt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen, schweren Sack, und sie hört ihn schon von weitem keuchen. Theilnehmend sieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem so alten kleinen Mann sollte man nicht mehr so schwer aufladen.

Indeß keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zusammen. „Ach! habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Wasser," sprach das Männlein, „ich kann nicht weiter, muß elend verschmachten."

„Aber Ihr solltet in Eurem Alter nicht mehr so schwer tragen," sagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armuth halber und um mein Leben zu fristen!" antwortete er; „ach so eine reiche

Frau, wie Ihr, weiß nicht, wie wehe Armuth thut, und wie wohl ein frischer Trunk bei solcher Hitze."

Als sie dies hörte, eilte sie ins Haus, nahm einen Krug vom Gesims und füllte ihn mit Wasser; doch als sie zurückkehrte, und nur noch wenige Schritte von ihm war, und das Männlein sah, wie es so elend und verkümmert auf dem Sack saß, da fühlte sie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hause sey, und so stellte sie den Wasserkrug bei Seite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrod darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch besser frommen, als Wasser, da Ihr schon so gar alt seyd," sprach sie, „aber trinkt nicht zu hastig und esset auch Brod dazu."

Das Männlein sah sie staunend an, bis große Thränen in seinen Augen standen, er trank und sprach dann: „Ich bin alt geworden, aber ich habe wenige Menschen gesehen, die so mitleidig wären, und ihre Gaben so schön und herzig zu spenden wußten, wie Ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; solch ein Herz bleibt nicht unbelohnt.

„Nein, und den Lohn soll sie zur Stelle haben!" schrie eine schreckliche Stimme, und als sie sich umsah, war es Herr Peter mit blutrothem Gesicht.

„Und sogar meinen Ehrenwein gießest du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibst du an die Lippen der Straßenläufer? Da, nimm deinen Lohn!" Frau Lisbeth stürzte zu seinen Füßen und bat um Verzeihung, aber das steinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitsche um, die er in der Hand hielt, und schlug sie mit dem Handgriff von Ebenholz so heftig vor die schöne Stirne, daß sie leblos dem alten Mann in die Arme sank. Als er dies sah, war es doch, als reuete ihn die That auf der Stelle; er bückte sich herab, zu schauen, ob noch Leben in ihr sey,

aber das Männlein ſprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib dir keine Mühe, Kohlen-Peter; es war die ſchönſte und lieblichſte Blume im Schwarzwalde, aber du haſt ſie zertreten, und nie mehr wird ſie wieder blühen.“

Da wich alles Blut aus Peters Wangen, und er ſprach: „Alſo Ihr ſeyd es, Herr Schatzhauſer? Nun, was geſchehen iſt, iſt geſchehen, und es hat wohl ſo kommen müſſen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder.“

„Elender!“ erwiderte das Glasmännlein, „was würde es mir frommen, wenn ich deine ſterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdiſche Gerichte ſind es, die du zu fürchten haſt, ſondern andere und ſtrengere, denn du haſt deine Seele an den Böſen verkauft.“

„Und hab ich mein Herz verkauft,“ ſchrie Peter, „ſo iſt niemand daran ſchuld, als du und deine betrügeriſchen Schätze; du tückiſcher Geiſt haſt mich ins Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem andern Hülfe ſuchte, und auf dir liegt die ganze Verantwortung.“ Aber kaum hatte er dies geſagt, ſo wuchs und ſchwoll das Glasmännlein, und wurde hoch und breit, und ſeine Augen ſollen ſo groß geweſen ſeyn wie Suppenteller, und ſein Mund war wie ein geheizter Backofen, und Flammen blitzten daraus hervor. Peter warf ſich auf die Knie, und ſein ſteinernes Herz ſchützte ihn nicht, daß nicht ſeine Glieder zitterten, wie eine Eſpe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeiſt beim Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten. „Erdenwurm!“ rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte, „ich könnte dich zerſchmettern, wenn ich wollte, denn du haſt gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieſes todten Weibes willen, die mich geſpeist und getränkt hat, gebe ich dir acht Tage Friſt.

Bekehrst du dich nicht zum Guten, so komme ich und zermalme dein Gebein, und du fährst hin in deinen Sünden."

Es war schon Abend, als einige Männer, die vorbei gingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen sahen. Sie wandten ihn hin und her, und suchten, ob noch Athem in ihm sey, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging einer in das Haus und brachte Wasser herbei, und besprengte ihn. Da holte Peter tief Athem, stöhnte und schlug die Augen auf, schaute lange um sich her, und fragte dann nach Frau Lisbeth, aber keiner hatte sie gesehen. Er dankte den Männern für ihre Hülfe, schlich in sein Haus und schaute sich um, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das, was er für einen schrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun so ganz allein war, da kamen ihm sonderbare Gedanken; er fürchtete sich vor nichts, denn sein Herz war ja kalt, aber wenn er an den Tod seiner Frau dachte, kam ihm sein eigenes Hinscheiden in den Sinn, und wie belastet er dahin fahren werde, schwer belastet mit Thränen der Armen, mit tausend Flüchen, die sein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er seinen Hund gehetzt, belastet mit der stillen Verzweiflung seiner Mutter, mit dem Blute der schönen, guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenschaft geben, wenn er käme und fragte: „wo ist meine Tochter, dein Weib?" Wie wollte er einem andern Frage stehen, dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menschen?

Es quälte ihn auch Nachts im Traume, und alle Augenblick wachte er auf an einer süßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, schaff dir ein wärmeres Herz!" und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth seyn, die ihm diese Warnung zurief. Den andern

Tag ging er ins Wirthshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er setzte sich zu ihm, sie sprachen dies und jenes, vom schönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern, und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer so schnell gestorben sey. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher seyn werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begräbt man das Herz auch?" fragte Peter gespannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben."

„Wenn aber einer sein Herz nicht mehr hat?" fuhr Peter fort.

Ezechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an: „was willst du damit sagen? willst du mich foppen? meinst du, ich habe kein Herz?"

„O, Herz genug, so fest wie Stein," erwiderte Peter.

Ezechiel sah ihn verwundert an, schaute sich um, ob es niemand gehört habe, und sprach dann: „Woher weißt du es? Oder pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr?"

„Pocht nicht mehr, wenigstens nicht hier in meiner Brust!" antwortete Peter Munk. „Aber sag mir, da du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unseren Herzen?"

„Was kümmert dich dies, Gesell," sagte Ezechiel lachend. „Hast ja auf Erden vollauf zu leben, und damit genug. Das ist ja gerade das bequeme in unsern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt vor solchen Gedanken."

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, so weiß ich doch wohl noch, wie sehr ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unschuldiger Knabe war."

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen," sagte Ezechiel, „hab 'mal einen Schulmeister darüber gefragt, der sagte

mir, daß nach dem Tode die Herzen gewogen werden, wie ſchwer ſie ſich verſündigt hätten. Die leichten ſteigen auf, die ſchweren ſinken hinab, und ich denke, unſere Steine werden ein gutes Gewicht haben."

„Ach freilich," erwiderte Peter, „und es iſt mir oft ſelbſt unbequem, daß mein Herz ſo theilnahmlos und ganz gleichgültig iſt, wenn ich an ſolche Dinge denke."

So ſprachen ſie; aber in der nächſten Nacht hörte er fünf- oder ſechsmal die bekannte Stimme in ſein Ohr liſpeln: „Peter, ſchaff' dir ein wärmeres Herz!" Er empfand keine Reue, daß er ſie getödtet; aber wenn er dem Geſinde ſagte, ſeine Frau ſei verreist, ſo dachte er immer dabei: „wohin mag ſie wohl gereist ſeyn?" Sechs Tage hatte er es ſo getrieben, und immer hörte er Nachts dieſe Stimme, und immer dachte er an den Waldgeiſt und ſeine ſchreckliche Drohung; aber am ſiebenten Morgen ſprang er auf von ſeinem Lager und rief: „nun ja, will ſehen, ob ich mir ein wärmeres ſchaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Bruſt macht mir das Leben nur langweilig und öde!" Er zog ſchnell ſeinen Sonntagsſtaat an, und ſetzte ſich auf ſein Pferd, und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter ſtanden, ſaß er ab, band ſein Pferd an, und ging ſchnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne ſtand, hub er ſeinen Spruch an:

Schatzhauſer im grünen Tannenwald,
biſt ſchon viel hundert Jahre alt,
kein iſt all' Land, wo Tannen ſtehn,
läßt dich nur Sonntagskindern ſehn."

Da kam das Glasmännlein hervor, aber nicht freundlich und traulich, wie ſonſt, ſondern düſter und traurig; es hatte ein Röcklein an von ſchwarzem Glas, und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willſt du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunſch, Herr Schatzhauſer,“ antwortete Peter mit niedergeſchlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünſchen?“ ſagte jener, „du haſt alles, was du für deinen ſchlechten Sinn bedarfſt, und ich werde ſchwerlich deinen Wunſch erfüllen.“

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünſche zugeſagt; einen hab' ich immer noch übrig.“

„Doch kann ich ihn verſagen, wenn er thöricht iſt,“ fuhr der Waldgeiſt fort; „aber wohlan, ich will hören, was du willſt?“

„So nehmet mir den todten Stein heraus und gebt mir mein lebendiges Herz,“ ſprach Peter.

„Hab ich den Handel mit dir gemacht?“ fragte das Glasmännlein; „bin ich der Holländer Michel, der Reichthum und kalte Herzen ſchenkt? Dort, bei ihm muß du dein Herz ſuchen?“

„Ach, er gibt es nimmer zurück,“ antwortete Peter.

„Du dauerſt mich, ſo ſchlecht du auch biſt,“ ſprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunſch nicht thöricht iſt, ſo kann ich dir wenigſtens meine Hülfe nicht verſagen. So höre: dein Herz kannſt du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch Liſt, und es wird vielleicht nicht ſchwer halten, denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er ſich ungemein klug dünkt. So gehe denn geraden Weges zu ihm hin, und thue wie ich dir heiße.“ Und nun unterrichtete er ihn in allem, und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er dir nicht ſchaden, und er wird dich frei laſſen, wenn du ihm dies vorhalten und dazu beten wirſt. Und haſt du dann, was du verlangt haſt, erhalten, ſo komm wieder zu mir an dieſen Ort.“

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte ſich alle Worte ins

Gedächtniß, und ging weiter nach Holländer Michels Behausung. Er rief dreimal seinen Namen, und alsobald stand der Riese vor ihm. „Du hast dein Weib erschlagen?“ fragte er ihn mit schrecklichem Lachen, „hätt' es auch so gemacht, sie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber du wirst auf einige Zeit außer Landes gehen müssen, denn es wird Lärm machen, wenn man sie nicht findet; und du brauchst wohl Geld, und kommst, um es zu holen.

„Du hast's errathen,“ erwiderte Peter, „und nur recht viel diesmal, denn nach Amerika ists weit.“

Michel ging voran und brachte ihn in seine Hütte, dort schloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es so auf den Tisch hin zählte, sprach Peter: „Du bist ein loser Vogel, Michel, daß du mich belogen hast, ich hätte einen Stein in der Brust, und du habest mein Herz!“

„Und ist es denn nicht so?“ fragte Michel staunend, „fühlst du denn dein Herz? ist es nicht kalt wie Eis? hast du Furcht oder Gram, kann dich etwas reuen?“

„Du hast mein Herz nur stille stehen lassen, aber ich hab es noch wie sonst in meiner Brust und Ezechiel auch, der hat es mir gesagt, daß du uns angelogen hast; du bist nicht der Mann dazu, der einem das Herz so unbemerkt und ohne Gefahr aus der Brust reißen könnte, da müßtest du zaubern können.“

„Aber ich versichere dich,“ rief Michel unmuthig, „du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir gehalten, haben solche kalte Herzen wie du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer.“

„Ei, wie dir das Lügen von der Zunge geht!“ lachte Peter, „das mach du einem andern weis. Meinst du, ich hab auf meinen Reisen nicht solche Kunststücke zu Dutzenden gesehen? Aus

Wachs nachgeahmt ſind deine Herzen hier in der Kammer. Du biſt ein reicher Kerl, das geb ich zu, aber zaubern kannſt du nicht."

Da ergrimmte der Rieſe und riß die Kammerthüre auf. „Komm herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, ſchau, das iſt Peter Munks Herz; ſiehſt du, wie es zuckt? Kann man das auch aus Wachs machen."

„Und doch iſt es aus Wachs," antwortete Peter, „ſo ſchlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Bruſt. Nein, zaubern kannſt du nicht!"

„Aber ich will es dir beweiſen!" rief jener ärgerlich, „du ſollſt es ſelbſt fühlen, daß dies dein Herz iſt." Er nahm es, riß Peters Wamms auf, und nahm einen Stein aus ſeiner Bruſt, und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an, und ſetzte es behutſam an ſeine Stelle, und alſobald fühlte Peter wie es pochte, und er konnte ſich wieder darüber freuen.

„Wie iſt es dir jetzt?" fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, du haſt doch recht gehabt," antwortete Peter, indem er behutſam ſein Kreuzlein aus der Taſche zog. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen thun könne!"

„Nicht wahr? und zaubern kann ich, das ſiehſt du, aber komm, jetzt will ich dir den Stein wieder hineinſetzen."

„Gemach, Herr Michel!" rief Peter, trat einen Schritt zurück, und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuſe, und diesmal biſt du der Betrogene." Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kleiner, fiel nieder, und wand ſich hin und her wie ein Wurm, und ächzte und ſtöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkſtatt eines Uhrmachers. Peter aber fürchtete ſich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, er rannte zur

Kammer und zum Haus hinaus, und klimmte, von Angſt getrieben, die Felſenwand hinan, denn er hörte, daß Michel ſich aufraffte, ſtampfte und tobte, und ihm ſchreckliche Flüche nachſchickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein ſchreckliches Gewitter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerſchmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig, und nur darum, weil es pochte. Dann aber ſah er mit Entſetzen auf ſein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den ſchönen Wald zerſplitterte. Er dachte an Frau Liobeth, ſein ſchönes, gutes Weib, das er aus Geiz gemordet; er kam ſich ſelbſt wie der Auswurf der Menſchen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauſer ſaß unter dem Tannenbaum und rauchte aus ſeiner kleinen Pfeife, doch ſah er munterer aus, als zuvor. „Warum weinſt du, Kohlen-Peter?“ fragte er, „haſt du dein Herz nicht erhalten; liegt noch das kalte in deiner Bruſt?“

„Ach, Herr!“ ſeufzte Peter, „als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren ſo trocken, als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich gethan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und, Ihr wißt es ja ſelbſt, wie meine Peitſche auf ihre ſchöne Stirne fiel.“

„Peter, du warſt ein großer Sünder!“ ſprach das Männlein, „das Geld und der Müßiggang haben dich verdorben, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud, nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue verſöhnt, und wenn ich nur wüßte, daß dir dein Leben recht Leid thut, ſo könnte ich ſchon noch was für dich thun.“

„Will nichts mehr," antwortete Peter, und ließ traurig sein Haupt sinken. „Mit mir ist es aus, kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen; was soll ich so allein auf der Welt thun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr gethan, und vielleicht hab' ich sie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! und Lisbeth, meine Frau! Schlaget mich lieber auch todt, Herr Schapphauser, dann hat mein elendes Leben mit einemmal ein Ende."

„Gut," erwiderte das Männlein, „wenn du nicht anders willst, so kannst du es haben, meine Art hab' ich bei der Hand." Er nahm ganz ruhig sein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus, und steckte es ein. Dann stand er langsam auf, und ging hinter die Tannen. Peter aber setzte sich weinend ins Gras, sein Leben war ihm nichts mehr, und er erwartete geduldig den Todesstreich. Nach einiger Zeit hörte er leise Tritte hinter sich, und dachte: „jetzt wird er kommen."

„Schau dich noch einmal um, Peter Munk!" rief das Männlein. Er wischte sich die Thränen aus den Augen, und schaute sich um, und sah — seine Mutter und Lisbeth, seine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da sprang er freudig auf: „So bist du nicht todt, Lisbeth? und auch Ihr seyd da, Mutter, und habt mir vergeben?"

„Sie wollen dir verzeihen," sprach das Glasmännlein, „weil du wahre Reue fühlst und alles soll vergessen seyn. Zieh jetzt heim in deines Vaters Hütte und sey ein Köhler, wie zuvor; bist du brav und bieder, so wirst du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten, als wenn du zehn Tonnen Goldes hättest." So sprach das Glasmännlein und nahm Abschied von ihnen.

Die drei lobten und segneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peters stand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit all seinen Schätzen nieder-

gebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg und der große Verlust bekümmerte sie nicht.

Aber wie staunten sie, als sie an die Hütte kamen! Sie war zu einem schönen Bauernhaus geworden, und alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein gethan!“ rief Peter.

„Wie schön!“ sagte Frau Lisbeth, „und hier ist mir viel heimlicher, als in dem großen Haus mit dem vielen Gesinde.“

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb sein Handwerk unverdrossen, und so kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angesehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte seine Mutter und gab den Armen, die an seine Thüre pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem schönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und sagte sein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte sich nicht. „Herr Schatzhauser,“ rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts anderes, als Euch zu Gevatter bitten bei meinem Söhnlein!“ Aber er gab keine Antwort; nur ein kurzer Windstoß sauste durch die Tannen und warf einige Tannenzapfen herab ins Gras. „So will ich dies zum Andenken mitnehmen, weil Ihr Euch doch nicht sehen lassen wollt!“ rief Peter, steckte die Zapfen in die Tasche und ging nach Hause; aber als er zu Hause das Sonntagswamms auszog und seine Mutter die Taschen umwandte und das Wamms in den Kasten legen wollte, da fielen vier stattliche Geldrollen heraus, und als man sie öffnete, waren es lauter gute, neue badische Thaler, und kein einziger falscher darunter. Und das war das Pathengeschenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten sie still und unverdrossen fort, und noch oft nachher,

als Peter Munk schon graue Haare hatte, sagte er: „es ist doch besser zufrieden zu seyn mit wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz.“

Kaum hatte der Student geendet, als sie vor der Schenke Geräusch vernahmen. Man hörte einen Wagen anfahren, mehrere Stimmen riefen nach Licht, es wurde heftig an das Hofthor gepocht, und dazwischen heulten mehrere Hunde. Die Kammer, die man dem Fuhrmann und den Handwerksburschen angewiesen hatte, ging nach der Straße hinaus; die vier Gäste sprangen auf und liefen zum Fenster, um zu sehen, was vorgefallen sey. So viel sie beim Schein einer Laterne sehen konnten, stand ein Reisewagen vor der Schenke; so eben war ein großer Mann beschäftigt, zwei verschleierte Frauen aus dem Wagen zu heben, und einen Kutscher sah man die Pferde abspannen, ein Diener aber schnallte den Koffer los. „Diesen sey Gott gnädig,“ seufzte der Fuhrmann; „wenn diese mit heiler Haut aus dieser Schenke kommen, so ist mir für meinen Karren auch nicht mehr bange.“

„Stille!“ flüsterte der Student. „Mir ahnet, daß man eigentlich nicht uns, sondern diesen Damen auflauert; wahrscheinlich waren sie unten schon von ihrer Reise unterrichtet. Wenn man sie nur warnen könnte! Doch halt, es ist im ganzen Wirthshaus kein anständiges Zimmer für die Damen, als das neben dem meinigen. Dorthin wird man sie führen. Bleibt ihr ruhig in dieser Kammer, ich will die Diener zu unterrichten suchen.“

Der junge Mann schlich sich auf sein Zimmer, löschte die Kerze aus und ließ nur das Licht brennen, das ihm die Wirthin gegeben. Dann lauschte er an der Thür.

Bald kam die Wirthin mit den Damen die Treppe herauf und führte sie mit freundlichen, sanften Worten in das Zimmer neben

an. Sie redete ihren Gästen zu, sich bald niederzulegen, weil sie von der Reise erschöpft seyn würden; dann ging sie wieder hinab. Bald darauf hörte der Student schwere männliche Tritte die Treppe herauf kommen; er öffnete behutsam die Thüre und erblickte durch eine kleine Spalte den großen Mann, welcher die Damen aus dem Wagen gehoben; er trug ein Jagdkleid, hatte einen Hirschfänger an der Seite und war wohl der Reisestallmeister oder Begleiter der fremden Damen. Als der Student bemerkte, daß dieser allein heraufgekommen war, öffnete er schnell die Thüre und winkte dem Mann, zu ihm einzutreten. Verwundert trat dieser näher, und ehe er noch fragen konnte, was man von ihm wolle, flüsterte ihm jener zu: „Mein Herr! Sie sind heute Nacht in eine Räuberschenke gerathen.“

Der Mann erschrack; der Student zog ihn aber vollends in seine Thüre und erzählte ihm, wie verdächtig es in diesem Hause aussehe.

Der Jäger wurde sehr besorgt, als er dies hörte; er belehrte den jungen Mann, daß die Damen, eine Gräfin und ihre Kammerfrau, anfänglich die ganze Nacht durch haben fahren wollen; aber etwa eine halbe Stunde von dieser Schenke sey ihnen ein Reiter begegnet, der sie angerufen und gefragt habe, wohin sie reisen wollten. Als er vernommen, daß sie gesonnen seyen, die ganze Nacht durch den Spessart zu reisen, habe er ihnen abgerathen, indem es gegenwärtig sehr unsicher sey; „wenn Ihnen am Rath eines redlichen Mannes etwas liegt,“ habe er hinzugesetzt, „so stehen Sie ab von diesem Gedanken; es ist nicht weit von hier eine Schenke; so schlecht und unbequem sie seyn mag, so übernachten Sie lieber daselbst, als daß Sie sich in dieser dunkeln Nacht unnöthig der Gefahr preisgeben.“ Der Mann, der ihnen dies gerathen, habe sehr ehrlich und rechtlich ausgesehen, und die Gräfin

habe in der Angſt vor einem Räuberanfall befohlen, an dieſer Schenke ſtille zu halten.

Der Jäger hielt es für ſeine Pflicht, die Damen von der Gefahr, worin ſie ſchwebten, zu unterrichten. Er ging in das andere Zimmer, und bald darauf öffnete er die Thüre, welche von dem Zimmer der Gräfin in das des Studenten führte; die Gräfin, eine Dame von etwa vierzig Jahren, trat vor Schrecken bleich zu dem Studenten heraus, und ließ ſich alles noch einmal von ihm wiederholen. Dann berieth man ſich, was in dieſer mißlichen Lage zu thun ſey, und beſchloß, ſo behutſam als möglich die zwei Diener, den Fuhrmann und die Handwerksburſche herbeizuholen, um im Fall eines Angriffs wenigſtens gemeinſame Sache machen zu können.

Als dieſes bald darauf geſchehen war, wurde das Zimmer der Gräfin gegen die Hausflur hin verſchloſſen und mit Kommoden und Stühlen verrammelt. Sie ſetzte ſich mit ihrer Kammerfrau aufs Bett, und die zwei Diener hielten bei ihr Wache. Die früheren Gäſte aber und der Jäger ſetzten ſich im Zimmer des Studenten um den Tiſch und beſchloſſen, die Gefahr zu erwarten. Es mochte jetzt etwa zehn Uhr ſeyn, im Hauſe war alles ruhig und ſtill, und noch machte man keine Miene, die Gäſte zu ſtören. Da ſprach der Zirkelſchmid: „Um wach zu bleiben, wäre es wohl am beſten, wir machten es wieder wie zuvor; wir erzählten nämlich, was wir von allerlei Geſchichten wiſſen, und wenn der Herr Jäger nichts dagegen hat, ſo könnten wir weiter fortfahren.“ Der Jäger aber hatte nicht nur nichts dagegen einzuwenden, ſondern um ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, verſprach er, ſelbſt etwas zu erzählen. Er hub an:

Said's Schickſale.

Zur Zeit Harun Al Raſchids, des Beherrſchers von Bagdad, lebte ein Mann in Aleppo, mit Namen Benezar. Er hatte gerade ſo viel Vermögen, um für ſich bequem und ruhig leben zu können, ohne ein Geſchäft oder einen Handel zu treiben; auch als ihm ein Sohn geboren wurde, ging er von dieſer Weiſe nicht ab. „Warum ſoll ich in meinem Alter noch ſchachern und handeln," ſprach er zu ſeinem Nachbarn, „um vielleicht Said, meinem Sohn, tauſend Goldſtücke mehr hinterlaſſen zu können, wenn es gut geht, und geht es ſchlecht, tauſend weniger. Wo zwei ſpeiſen, wird auch ein dritter ſatt, ſagt das Sprüchwort, und wenn er nur ſonſt ein guter Junge wird, ſoll es ihm an nichts fehlen." So ſprach Benezar und hielt Wort; denn er ließ auch ſeinen Sohn nicht zum Handel oder einem Gewerbe erziehen, doch unterließ er nicht, die Bücher der Weisheit mit ihm zu leſen, und da, nach ſeiner Anſicht, einen jungen Mann außer Gelehrſamkeit und Ehrfurcht vor dem Alter nichts mehr ziere, als ein gewandter Arm und Muth, ſo ließ er ihn früh in den Waffen unterweiſen, und Said galt bald unter ſeinen Altersgenoſſen, ja ſelbſt unter älteren Jünglingen, für einen gewaltigen Kämpfer, und im Reiten und Schwimmen that es ihm keiner zuvor.

Als er achtzehn Jahre alt war, ſchickte ihn ſein Vater nach Mecca zum Grab des Propheten, um an Ort und Stelle ſein Gebet und ſeine religiöſen Uebungen zu verrichten, wie es Sitte und Gebot erfordern. Ehe er abreiste, ließ ihn ſein Vater noch einmal vor ſich kommen, lobte ſeine Aufführung, gab ihm gute Lehren, verſah ihn mit Geld, und ſprach dann: „Noch etwas, mein Sohn Said! Ich bin ein Mann, der über die Vorurtheile des Pöbels erhaben iſt. Ich höre zwar gern Geſchichten von Feen

und Zauberern erzählen, weil mir die Zeit dabei angenehm vergeht; doch bin ich weit entfernt, daran zu glauben, wie so viele unwissende Menschen thun, daß diese Genien, oder wer sie sonst seyn mögen, Einfluß auf das Leben und Treiben der Menschen haben. Deine Mutter aber, sie ist jetzt zwölf Jahre todt, deine Mutter glaubte so fest daran, als an den Koran; ja sie hat mir in einer einsamen Stunde, nachdem ich ihr geschworen, es niemand als ihrem Kinde zu entdecken, vertraut, daß sie selbst von ihrer Geburt an mit einer Fee in Berührung gestanden habe. Ich habe sie deswegen ausgelacht, und doch muß ich gestehen, Said, daß bei deiner Geburt einige Dinge vorfielen, die mich selbst in Erstaunen setzten. Es hatte den ganzen Tag geregnet und gedonnert, und der Himmel war so schwarz, daß man nichts lesen konnte ohne Licht. Aber um vier Uhr Nachmittags sagte man mir an, es sey mir ein Knäblein geboren. Ich eilte nach den Gemächern deiner Mutter, um meinen Erstgebornen zu sehen und zu segnen, aber alle ihre Zofen standen vor der Thüre, und auf meine Fragen antworteten sie, daß jetzt niemand in das Zimmer treten dürfe, Zemira, deine Mutter, habe alle hinausgehen heißen, weil sie allein seyn wolle. Ich pochte an die Thüre, aber umsonst, sie blieb verschlossen."

„Während ich halb unwillig unter den Zofen vor der Thüre stand, klärte sich der Himmel so plötzlich auf, wie ich es nie gesehen hatte, und das wunderbarste war, daß nur über unserer lieben Stadt Aleppo eine reine, blaue Himmelswölbung erschien, ringsum aber lagen die Wolken schwarz aufgerollt, und Blitze zuckten und schlängelten sich in diesem Umkreis. Während ich noch dies Schauspiel neugierig betrachtete, flog die Thüre meiner Gattin auf, ich aber ließ die Dienerinnen noch außen harren, und trat allein in das Gemach, deine Mutter zu fragen, warum sie sich eingeschlossen habe. Als ich eintrat, quoll mir ein so betäubender

Geruch von Rosen, Nelken und Hyacinthen entgegen, daß ich beinahe verwirrt wurde. Deine Mutter brachte mir dich dar, und deutete zugleich auf ein silbernes Pfeifchen, das du um den Hals an einer goldenen Kette, so fein wie Seide trugst. „„Die gütige Frau, von welcher ich dir einst erzählte, ist da gewesen,““ sprach deine Mutter, „„sie hat deinem Knaben dieses Angebinde gegeben.““ „„Das war also die Hexe, die das Wetter schön machte und diesen Rosen- und Nelkenduft hinterließ?““ sprach ich lachend und ungläubig. „„Aber sie hätte etwas besseres bescheeren können, als dieses Pfeifchen, etwa einen Beutel voll Gold, ein Pferd oder dergleichen.““ Deine Mutter beschwor mich, nicht zu spotten, weil die Feen leicht erzürnt ihren Segen in Unsegen verwandeln.“

„Ich that es ihr zu Gefallen und schwieg, weil sie krank war; wir sprachen auch nicht mehr von dem sonderbaren Vorfall, bis sechs Jahre nachher, als sie fühlte, daß sie, so jung sie noch war, sterben müsse. Da gab sie mir das Pfeifchen, trug mir auf, es einst, wenn du zwanzig Jahre alt seyest, dir zu geben, denn keine Stunde zuvor dürfe ich dich von mir lassen — sie starb. Hier ist nun das Geschenk,“ fuhr Benezar fort, indem er ein silbernes Pfeifchen an einer langen goldenen Kette aus einem Kästchen hervorsuchte, „und ich gebe es dir in deinem achtzehnten, statt in deinem zwanzigsten Jahr, weil du abreisest, und ich vielleicht, ehe du heimkehrst, zu meinen Vätern versammelt werde. Ich sehe keinen vernünftigen Grund ein, warum du noch zwei Jahre hier bleiben sollst, wie es deine besorgte Mutter wünschte. Du bist ein guter und gescheiter Junge, führst die Waffen so gut, als einer von vierundzwanzig Jahren; daher kann ich dich heute eben so gut für mündig erklären, als wärest du schon zwanzig. Und nun ziehe im Frieden, und denke in Glück und Unglück, vor welchem letztern der Himmel dich bewahren wolle, an deinen Vater.“

So sprach Benezar von Aleppo, als er seinen Sohn entließ. Said nahm bewegt von ihm Abschied, hing die Kette um den Hals, steckte das Pfeifchen in den Gürtel, schwang sich aufs Pferd, und ritt nach dem Ort, wo sich die Karavane nach Mecca versammelte. In kurzer Zeit waren an achtzig Kameele und viele hundert Reiter beisammen; die Karavane setzte sich in Marsch, und Said ritt aus dem Thor von Aleppo, seiner Vaterstadt, die er in langer Zeit nicht mehr sehen sollte.

Das neue einer solchen Reise und die mancherlei niegesehenen Gegenstände, die sich ihm aufdrängten, zerstreuten ihn anfangs, als man sich aber der Wüste näherte, und die Gegend immer öder und einsamer wurde, da fing er an, über manches nachzudenken, und unter anderem auch über die Worte, womit ihn Benezar, sein Vater, entlassen hatte.

Er zog das Pfeifchen hervor, beschaute es hin und her, und setzte es endlich an den Mund, um einen Versuch zu machen, ob es vielleicht einen recht hellen und schönen Ton von sich gebe; aber siehe, es tönte nicht; er blähte die Backen auf und blies aus Leibeskräften, aber er konnte keinen Ton hervorbringen, und unwillig über das nutzlose Geschenk, steckte er das Pfeifchen wieder in den Gürtel. Aber bald richteten sich alle seine Gedanken wieder auf die geheimnißvollen Worte seiner Mutter; er hatte von Feen manches gehört, aber nie hatte er erfahren, daß dieser oder jener Nachbar in Aleppo mit einem übernatürlichen Genius in Verbindung gestanden sey, sondern man hatte die Sagen von diesen Geistern immer in weit entfernte Länder und alte Zeiten versetzt, und so glaubte er, es gebe heutzutage keine solche Erscheinungen mehr, oder die Feen hätten aufgehört, die Menschen zu besuchen und an ihren Schicksalen Theil zu nehmen. Obgleich er aber also dachte, so war er doch immer wieder von neuem versucht, an

irgend etwas geheimnißvolles und übernatürliches zu glauben, was mit seiner Mutter vorgegangen seyn könnte, und so kam es, daß er beinahe einen ganzen Tag wie ein Träumender zu Pferde saß, und weder an den Gesprächen der Reisenden Theil nahm, noch auf ihren Gesang oder ihr Gelächter achtete.

Said war ein sehr schöner Jüngling, sein Auge war muthig und kühn, sein Mund voll Anmuth, und so jung er war, so hatte er doch in seinem ganzen Wesen schon eine gewisse Würde, die man in diesem Alter nicht so oft trifft, und der Anstand, womit er leicht, aber sicher, und in vollem kriegerischen Schmuck zu Pferde saß, zog die Blicke manches der Reisenden auf sich. Ein alter Mann, der an seiner Seite ritt, fand Wohlgefallen an ihm, und versuchte, durch manche Fragen auch seinen Geist zu prüfen. Said, welchem Ehrfurcht gegen das Alter eingeprägt worden war, antwortete bescheiden, aber klug und umsichtig, so daß der Alte eine große Freude an ihm hatte. Da aber der Geist des jungen Mannes schon den ganzen Tag nur mit einem Gegenstand beschäftigt war, so geschah es, daß man bald auf das geheimnißvolle Reich der Feen zu sprechen kam, und endlich fragte Said den Alten geradezu, ob er glaube, daß es Feen, gute oder böse Geister geben könne, welche den Menschen beschützen oder verfolgen.

Der alte Mann strich sich den Bart, neigte seinen Kopf hin und her, und sprach dann: „Läugnen läßt es sich nicht, daß es solche Geschichten gegeben hat, obgleich ich bis heute weder einen Geisterzwerg, noch einen Genius als Riese, weder einen Zauberer, noch eine Fee gesehen habe.“ Der Alte hub dann an, und erzählte dem jungen Mann so viele und wunderbare Geschichten, daß ihm der Kopf schwindelte, und er nicht anders dachte, als alles, was bei seiner Geburt vorgegangen, die Aenderung des Wetters, der süße Rosen- und Hyacinthenduft sey von großer und glücklicher

Vorbedeutung, er selbst stehe unter dem besonderen Schutze einer mächtigen, gütigen Fee, und das Pfeifchen sey ihm zu nichts geringerem geschenkt worden, als der Fee im Fall der Noth zu pfeifen. Er träumte die ganze Nacht von Schlössern, Zauberpferden, Genien und dergleichen, und lebte in einem wahren Feenreich.

Doch leider mußte er schon am folgenden Tag die Erfahrung machen, wie nichtig all seine Träume im Schlafen oder Wachen seyen. Die Karavane war schon den größten Theil des Tages im gemächlichen Schritt fortgezogen; Said immer an der Seite seines alten Gefährten, als man dunkle Schatten am fernsten Ende der Wüste bemerkte; die einen hielten es für Sandhügel, die andern für Wolken, wieder andere für eine neue Karavane; aber der Alte, der schon mehrere Reisen gemacht hatte, rief mit lauter Stimme, sich vorzusehen, denn es sey eine Horde räuberischer Araber im Anzug. Die Männer griffen zu den Waffen, die Weiber und die Waaren wurden in die Mitte genommen, und alles war auf einen Angriff gefaßt. Die dunkle Masse bewegte sich langsam über die Ebene her, und war anzusehen wie eine große Schaar Störche, wenn sie in ferne Länder ausziehen. Nach und nach kamen sie schneller heran, und kaum hatte man Männer und Lanzen unterschieden, als sie auch schon mit Windeseile nahe gekommen waren und auf die Karavane einstürmten.

Die Männer wehrten sich tapfer, aber die Räuber waren über vierhundert Mann stark, umschwärmten sie von allen Seiten, tödteten viele aus der Ferne her, und machten dann einen Angriff mit der Lanze. In diesem furchtbaren Augenblick fiel Said, der immer unter den Vordersten wacker gestritten hatte, sein Pfeifchen ein, er zog es schnell hervor, setzte es an den Mund, blies und — ließ es schmerzlich wieder sinken, denn es gab auch nicht den leisesten Ton von sich. Wüthend über diese grausame Enttäuschung zielte

er, und schoß einen Araber, der sich durch seine prachtvolle Kleidung auszeichnete, durch die Brust; jener wankte und fiel vom Pferd.

„Allah! was habt Ihr gemacht, junger Mensch!“ rief der Alte an seiner Seite, „jetzt sind wir alle verloren.“ Und so schien es auch, denn kaum sahen die Räuber diesen Mann fallen, als sie ein schreckliches Geschrei erhuben, und mit solcher Wuth eindrangen, daß die wenigen noch unverwundeten Männer bald zersprengt wurden. Said sah sich in einem Augenblick von fünf oder sechs umschwärmt. Er führte seine Lanze so gewandt, daß keiner sich heranzunahen wagte; endlich hielt einer an, legte einen Pfeil auf, zielte, und wollte eben die Sehne schnellen lassen, als ihm ein anderer winkte. Der junge Mann machte sich auf einen neuen Angriff gefaßt, aber ehe er sich dessen versah, hatte ihm einer der Araber eine Schlinge über den Kopf geworfen, und so sehr er sich bemühte, das Seil zu zerreißen, so war doch alles umsonst; die Schlinge wurde fester und immer fester angezogen, und Said war gefangen.

Die Karavane war endlich entweder ganz aufgerieben oder gefangen worden, und die Araber, welche nicht zu einem Stamm gehörten, theilten jetzt die Gefangenen und die übrige Beute, und zogen dann, der eine Theil nach Süden, der andere nach Osten. Neben Said ritten vier Bewaffnete, welche ihn oft mit bitterem Grimm anschauten und Verwünschungen über ihn ausstießen; er merkte, daß es ein vornehmer Mann, vielleicht sogar ein Prinz gewesen sey, welchen er getödtet hatte. Die Sklaverei, welcher er entgegensah, war noch härter als der Tod, darum wünschte er sich im stillen Glück, den Grimm der ganzen Horde auf sich gezogen zu haben, denn er glaubte nicht anders, als in ihrem Lager getödtet zu werden. Die Bewaffneten beobachteten alle seine Bewegungen, und so oft er sich umschaute, drohten sie ihm mit ihren

Spießen; einmal aber, als das Pferd des einen strauchelte, wandte er den Kopf schnell um, und erblickte zu seiner Freude den Alten, seinen Reisegefährten, welchen er unter den Todten geglaubt hatte.

Endlich sah man in der Ferne Bäume und Zelte; als sie näher kamen, strömte ein ganzer Schwall von Kindern und Weibern entgegen, aber kaum hatten diese einige Worte mit den Räubern gewechselt, als sie in ein schreckliches Geheul ausbrachen und alle nach Said hinblickten, die Arme gegen ihn aufhoben und Verwünschungen ausstießen. „Jener ist es," schrieen sie, „der den großen Almansor erschlagen hat, den tapfersten aller Männer, er muß sterben, wir wollen sein Fleisch dem Schakal der Wüste zur Beute geben!" Dann drangen sie mit Holzstücken, Erdschollen, und was sie zur Hand hatten, so furchtbar auf Said ein, daß sich die Räuber selbst ins Mittel legen mußten; „hinweg ihr Unmündigen, fort ihr Weiber!" riefen sie, und trieben die Menge mit den Lanzen auseinander, „er hat den großen Almansor erschlagen im Gefecht, und er muß sterben, aber nicht von der Hand eines Weibes, sondern vom Schwert der Tapfern."

Als sie unter den Zelten auf einem freien Platz angelangt waren, machten sie halt; die Gefangenen wurden je zwei und zwei zusammengebunden, die Beute in die Zelte gebracht; Said aber wurde einzeln gefesselt, und in ein großes Zelt geführt. Dort saß ein alter, prachtvoll gekleideter Mann, dessen ernste, stolze Miene verkündete, daß er das Oberhaupt dieser Horde sey. Die Männer, welche Said führten, traten traurig und mit gesenktem Haupt vor ihn hin; „das Geheul der Weiber sagt mir, was geschehen ist," sprach der würdevolle Mann, indem er die Räuber der Reihe nach anblickte; „eure Mienen bestätigen es, — Almansor ist gefallen."

„Almansor ist gefallen," antworteten die Männer, „aber

hier, Selim, Beherrscher der Wüste, ist sein Mörder, und wir bringen ihn, damit du ihn richtest; welche Todesart soll er sterben? sollen wir ihn aus der Ferne mit Pfeilen erschießen, sollen wir ihn durch eine Gasse von Lanzen jagen, oder willst du, daß er an einem Strick aufgehängt oder von Pferden zerrissen werde?"

„Wer bist du?" fragte Selim düster auf den Gefangenen blickend, der zum Tod bereit, aber muthig vor ihm stand.

Said beantwortete seine Frage kurz und offen.

„Hast du meinen Sohn meuchlings umgebracht? hast du ihn von hinten mit einem Pfeil oder einer Lanze durchbohrt?"

„Nein, Herr!" antwortete Said, ich habe ihn in offenem Kampf beim Angriff auf unsere Reihen von vorne getödtet, weil er schon acht meiner Genossen vor meinen Augen erschlagen hatte."

„Ist es also wie er sprach?" fragte Selim die Männer, die ihn gefangen hatten.

„Ja, Herr, er hat Almansor in offenem Kampf getödtet," sprach einer von den Gefragten.

Dann hat er nicht mehr und nicht minder gethan, als wir selbst gethan haben würden," versetzte Selim; „er hat seinen Feind, der ihm Freiheit und Leben rauben wollte, bekämpft und erschlagen, drum löset schnell seine Bande!"

Die Männer sahen ihn staunend an, und gingen nur zaudernd und mit Widerwillen ans Werk. „So soll der Mörder deines Sohnes, des tapfern Almansors, nicht sterben?" fragte einer, indem er wüthende Blicke auf Said warf; „hätten wir ihn lieber gleich umgebracht!"

„Er soll nicht sterben!" rief Selim, „und ich nehme ihn sogar in mein eigenes Zelt auf, ich nehme ihn als meinen gerechten Antheil an der Beute, er sey mein Diener."

Said fand keine Worte, dem Alten zu danken, die Männer

aber verließen murrend das Zelt, und als sie den Weibern und Kindern, die draußen versammelt waren, und auf Said's Hinrichtung warteten, den Entschluß des alten Selim mittheilten, erhoben sie ein schreckliches Geheul und Geschrei und riefen, sie würden Almansors Tod an seinem Mörder rächen, weil sein eigener Vater die Blutrache nicht üben wolle.

Die übrigen Gefangenen wurden an die Horden vertheilt, einige entließ man, um Lösegeld für die Reicheren einzutreiben, andere wurden zu den Heerden als Hirten geschickt, und manche, die vorher von zehn Sklaven sich bedienen ließen, mußten die niedrigsten Dienste in diesem Lager versehen. Nicht so Said. War es sein muthiges, heldenmäßiges Aussehen oder der geheimnißvolle Zauber einer gütigen Fee, was den alten Selim für den Jüngling einnahm? Man wußte es nicht zu sagen, aber Said lebte in seinem Zelt mehr als Sohn, denn als Diener. Aber die unbegreifliche Zuneigung des alten Mannes zog ihm die Feindschaft der übrigen Diener zu; er begegnete überall nur feindlichen Blicken, und wenn er allein durchs Lager ging, so hörte er ringsumher Schimpfworte und Verwünschungen ausstoßen, ja, einigemal flogen Pfeile an seiner Brust vorüber, die offenbar ihm gegolten hatten, und daß sie ihn nicht trafen, schrieb er nur dem Pfeifchen zu, das er noch immer auf der Brust trug, und welchem er diesen Schutz zuschrieb. Oft beklagte er sich bei Selim über diese Angriffe auf sein Leben, aber vergebens suchte dieser die Meuchelmörder ausfindig zu machen, denn die ganze Horde schien gegen den begünstigten Fremdling verbunden zu seyn. Da sprach eines Tages Selim zu ihm: „Ich hatte gehofft, du werdest mir vielleicht den Sohn ersetzen, der durch deine Hand umgekommen ist; an dir und mir liegt nicht die Schuld, daß es nicht seyn konnte; alle sind gegen dich erbittert, und ich selbst kann dich in

Zukunft nicht mehr schützen, denn was hilft es dir oder mir, wenn sie dich heimlich getödtet haben, den Schuldigen zur Strafe zu ziehen? Darum, wenn die Männer von ihrem Streifzug heimkehren, werde ich sagen, dein Vater habe mir Lösegeld geschickt, und ich werde dich von einigen treuen Männern durch die Wüste geleiten lassen."

„Aber kann ich irgend einem außer dir trauen?", fragte Said bestürzt; „werden sie mich nicht unterwegs tödten?"

„Davor schützt dich der Eid, den sie mir schwören müssen, und den noch keiner gebrochen hat", erwiderte Selim mit großer Ruhe. Einige Tage nachher kehrten die Männer ins Lager zurück, und Selim hielt sein Versprechen. Er schenkte dem Jüngling Waffen, Kleider und Pferd, versammelte die streitbaren Männer, wählte fünf zur Begleitung Saids aus, ließ sie einen furchtbaren Eid ablegen, daß sie ihn nicht tödten wollten, und entließ ihn dann mit Thränen.

Die fünf Männer ritten finster und schweigend mit Said durch die Wüste; der Jüngling sah, wie ungern sie den Auftrag erfüllten, und es machte ihm nicht wenig Besorgniß, daß zwei von ihnen bei jenem Kampf zugegen waren, wo er Almansor tödtete. Als sie etwa acht Stunden zurückgelegt hatten, hörte Said, daß sie unter einander flüsterten, und bemerkte, daß ihre Mienen noch düsterer wurden, als vorher. Er strengte sich an, aufzuhorchen, und vernahm, daß sie sich in einer Sprache unterhielten, die nur von dieser Horde, und immer nur bei geheimnißvollen oder gefährlichen Unternehmungen gesprochen wurde; Selim, der den Plan gehabt hatte, den jungen Mann auf immer in seinem Zelt zu behalten, hatte sich manche Stunde damit abgegeben, ihn diese geheimnißvollen Worte zu lehren; aber es war nichts erfreuliches, was er jetzt vernahm.

„Hier iſt die Stelle," ſprach einer, „hier griffen wir die Karavane an, und hier fiel der tapferſte Mann von der Hand eines Knaben."

„Der Wind hat die Spuren ſeines Pferdes verweht", fuhr ein anderer fort, „aber ich habe ſie nicht vergeſſen."

„Und zu unſerer Schande ſoll der noch leben und frei ſein, der Hand an ihn legte? Wann hat man je gehört, daß ein Vater den Tod ſeines einzigen Sohnes nicht rächte? Aber Selim wird alt und kindiſch."

„Und wenn es der Vater unterläßt," ſagte ein vierter, „ſo iſt es Freundes Pflicht, den gefallenen Freund zu rächen. Hier an dieſer Stelle ſollten wir ihn niederhauen. So iſt es Recht und Brauch ſeit den älteſten Zeiten."

„Aber wir haben dem Alten geſchworen," rief ein fünfter, „wir dürfen ihn nicht tödten, unſer Eid darf nicht gebrochen werden."

„Es iſt wahr," ſprachen die andern, „wir haben geſchworen, und der Mörder darf frei aus den Händen ſeiner Feinde gehen."

„Halt!" rief einer, der finſterſte unter allen. „Der alte Selim iſt ein kluger Kopf, aber doch nicht ſo klug, als man glaubt; haben wir ihm geſchworen, dieſen Burſchen da oder dorthin zu bringen? Nein, er nahm uns nur den Schwur auf ſein Leben ab, und dieſes wollen wir ihm ſchenken. Aber die brennende Sonne und die ſcharfen Zähne des Schakals werden unſere Rache übernehmen. Hier an dieſer Stelle wollen wir ihn gebunden liegen laſſen." So ſprach der Räuber, aber ſchon ſeit einigen Minuten hatte ſich Said auf das äußerſte gefaßt gemacht, und indem jener noch die letzten Worte ſprach, riß er ſein Pferd auf die Seite, trieb es mit einem tüchtigen Hieb an und flog wie ein Vogel über die Ebene hin. Die fünf Männer ſtaunten einen

Augenblick, aber wohlbewandert in solchen Verfolgungen, theilten sie sich, jagten rechts und links nach, und weil sie die Art und Weise, wie man in der Wüste reiten muß, besser kannten, hatten zwei von ihnen den Flüchtling bald überholt, wandten sich gegen ihn um, und als er auf die Seite floh, fand er auch dort zwei Gegner, und den fünften in seinem Rücken. Der Eid, ihn nicht zu tödten, hielt sie ab, ihre Waffen zu gebrauchen; sie warfen ihm auch jetzt wieder von hinten eine Schlinge über den Kopf, zogen ihn vom Pferd, schlugen unbarmherzig auf ihn los, banden ihn dann an Händen und Füßen und legten ihn in den glühenden Sand der Wüste.

Said flehte sie um Barmherzigkeit an, er versprach ihnen schreiend ein großes Lösegeld, aber lachend schwangen sie sich auf und jagten davon. Noch einige Augenblicke lauschte er auf die leichten Tritte ihrer Rosse, dann aber gab er sich verloren. Er dachte an seinen Vater, an den Gram des alten Mannes, wenn sein Sohn nicht mehr heimkehre; er dachte an sein eigenes Elend, daß er so frühe sterben müsse, denn nichts war ihm gewisser, als daß er in dem heißen Sande den martervollen Tod des Verschmachtens erleiden, oder daß er von einem Schakal zerrissen werde. Die Sonne stieg immer höher und brannte glühend auf seiner Stirne; mit unendlicher Mühe gelang es ihm, endlich sich aufzuwälzen; aber es gab ihm wenig Erleichterung. Das Pfeifchen an der Kette war durch diese Anstrengung aus seinem Kleid gefallen. Er mühte sich so lange, bis er es mit dem Mund erfassen konnte; endlich berührten es seine Lippen, er versuchte zu blasen, aber auch in dieser schrecklichen Noth versagte es den Dienst. Verzweiflungsvoll ließ er den Kopf zurücksinken, und endlich beraubte ihn die stechende Sonne der Sinne; er fiel in eine tiefe Betäubung.

Nach vielen Stunden erwachte Said an einem Geräusch in seiner Nähe, er fühlte zugleich, daß seine Schulter gepackt wurde, und er stieß einen Schrei des Entsetzens aus, denn er glaubte nicht anders, als ein Schakal sey herangekommen, ihn zu zerreißen. Jetzt wurde er auch an den Beinen angefaßt, aber er fühlte, daß es nicht die Krallen eines Raubthiers seyen, die ihn umfaßten, sondern die Hände eines Mannes, der sich sorgsam mit ihm beschäftigte und mit zwei oder drei andern sprach. „Er lebt," flüsterten sie, „aber er hält uns für Feinde."

Endlich schlug Said die Augen auf und erblickte über sich das Gesicht eines kleinen, dicken Mannes mit kleinen Augen und langem Bart. Dieser sprach ihm freundlich zu, half ihm sich aufzurichten, reichte ihm Speise und Trank und erzählte ihm, während er sich stärkte, er sey ein Kaufmann aus Bagdad, heiße Kalum-Bek und handle mit Shawls und feinen Schleiern für die Frauen. Er habe eine Handelsreise gemacht, sey jetzt auf der Rückkehr nach Hause begriffen und habe ihn elend und halbtodt im Sand liegen sehen. Sein prachtvoller Anzug und die blitzenden Steine seines Dolches hätten ihn aufmerksam gemacht; er habe alles angewandt, ihn zu beleben, und es sey ihm gelungen. Der Jüngling dankte ihm für sein Leben, denn er sah wohl ein, daß er ohne die Dazwischenkunft dieses Mannes elend hätte sterben müssen; und da er weder Mittel hatte, sich selbst fortzuhelfen, noch Willens war, zu Fuß und allein durch die Wüste zu wandern, so nahm er dankbar einen Sitz auf einem der schwer beladenen Kameele des Kaufmanns an und beschloß für's erste, mit nach Bagdad zu ziehen, vielleicht könnte er dort sich an eine Gesellschaft, die nach Aleppo reise, anschließen.

Unterwegs erzählte der Kaufmann seinem Reisegefährten manches von dem trefflichen Beherrscher der Gläubigen, Harun Al Raschid,

er erwähnte von seiner Gerechtigkeitsliebe und seines Scharfsinns, wie er die verwickeltsten Streitigkeiten auf eine einfache und bewundernswürdige Weise zu schlichten wisse; unter anderem führte er die Geschichte von dem Seiler, die Geschichte von dem Topf mit Oliven an, Geschichten, die jedes Kind weiß, die aber Said sehr bewunderte. „Unser Herr, der Beherrscher der Gläubigen," fuhr der Kaufmann fort, „unser Herr ist ein wunderbarer Mann. Wenn Ihr meint, er schlafe, wie andere gemeine Leute, so täuscht Ihr Euch sehr. Zwei, drei Stunden in der Morgendämmerung ist alles. Ich muß das wissen, denn Mesrur, sein erster Kämmerer, ist mein Vetter, und obgleich er so verschwiegen ist, wie das Grab, was die Geheimnisse seines Herrn anbelangt, so läßt er doch der guten Verwandtschaft zu lieb hin und wieder einen Wink fallen, wenn er sieht, daß einer aus Neugierde beinahe vom Verstand kommen könnte. Statt nun wie andere Menschen zu schlafen, schleicht der Kalif Nachts durch die Straßen von Bagdad, und selten verstreicht eine Woche, worin er nicht auf ein Abenteuer stößt; denn Ihr müßt wissen, wie ja auch aus der Geschichte mit dem Oliventopf erhellt, die so wahr ist, als das Wort des Propheten, daß er nicht mit der Wache und zu Pferd in vollem Putz und mit hundert Fackelträgern seine Runde macht, wie er wohl thun könnte, wenn er wollte, sondern angezogen bald als Kaufmann, bald als Schiffer, bald als Soldat, bald als Mufti geht er umher und schaut, ob alles recht und in Ordnung sey."

„Daher kommt es aber auch, daß man in keiner Stadt Nachts so höflich gegen jeden Narren ist, auf den man stößt, wie in Bagdad; denn es könnte eben so gut der Kalif, wie ein schmutziger Araber aus der Wüste seyn, und es wächst Holz genug, um allen Menschen in und um Bagdad die Bastonade zu geben."

So sprach der Kaufmann, und Said, so sehr ihn hin und

wieder die Sehnsucht nach seinem Vater quälte, freute sich doch, Bagdad und den berühmten Harun Al Raschid zu sehen.

Nach zehn Tagen kamen sie in Bagdad an, und Said staunte und bewunderte die Herrlichkeit dieser Stadt, die damals gerade in ihrem höchsten Glanz war. Der Kaufmann lud ihn ein, mit in sein Haus zu kommen, und Said nahm es gern an, denn jetzt erst unter dem Gewühl der Menschen fiel es ihm ein, daß hier wahrscheinlich außer der Luft und dem Wasser des Tigris und einem Nachtlager auf den Stufen einer Moschee, nichts umsonst zu haben seyn werde.

Den Tag nach seiner Ankunft, als er sich eben angekleidet hatte, und sich gestand, daß er in diesem prachtvollen kriegerischen Aufzug sich in Bagdad wohl sehen lassen könne, und vielleicht manchen Blick auf sich ziehe, trat der Kaufmann in sein Zimmer. Er betrachtete den schönen Jüngling mit schelmischem Lächeln, strich sich den Bart, und sprach dann: „Das ist alles recht schön, junger Herr, aber was soll denn nun aus Euch werden? Ihr seyd, kommt es mir vor, ein großer Träumer, und denkt nicht an den folgenden Tag, oder habt Ihr so viel Geld bei Euch, um dem Kleid gemäß zu leben, das Ihr traget?"

„Lieber Herr Kalum-Bek, sprach der Jüngling verlegen und erröthend, „Geld habe ich freilich nicht, aber vielleicht streckt Ihr mir etwas vor, womit ich heimreisen kann, mein Vater wird es gewiß richtig erstatten."

„Dein Vater, Bursche?" rief der Kaufmann laut lachend, „ich glaube, die Sonne hat dir das Hirn verbrannt. Meinst du, ich glaube dir so aufs Wort das ganze Märchen, das du mir in der Wüste erzähltest, daß dein Vater ein reicher Mann in Aleppo sey, du sein einziger Sohn, und den Anfall der Araber und dein Leben in ihrer Horde, und dies und jenes. Schon damals ärgerte

ich mich über deine frechen Lügen und deine Unverschämtheit. Ich weiß, daß in Aleppo alle reichen Bewohner Kaufleute sind, habe schon mit allen gehandelt, und müßte von einem Benezar gehört haben, und wenn er nur sechstausend Tomans im Vermögen hätte. Es ist also entweder erlogen, daß du aus Aleppo bist, oder dein Vater ist ein armer Schlucker, dessen hergelaufenem Jungen ich keine Kupfermünze leihen mag. Sodann der Ueberfall in der Wüste. Wann hat man gehört, seit der weise Kalif Harun die Handelswege durch die Wüste gesichert hat, daß es Räuber gewagt haben, eine Karavane zu plündern, und sogar Menschen hinwegzuführen? Auch müßte es bekannt geworden seyn, aber auf meinem ganzen Weg, und auch hier in Bagdad, wo Menschen aus allen Gegenden der Welt zusammenkommen, hat man nichts davon gesprochen. Das ist die zweite Lüge, junger, unverschämter Mensch!"

Bleich vor Zorn und Unmuth wollte Said dem kleinen bösen Mann in die Rede fallen, jener aber schrie stärker als er, und focht dazu mit den Armen. „Und die dritte Lüge, du frecher Lügner, ist die Geschichte im Lager Selims. Selims Name ist wohlbekannt unter allen, die jemals einen Araber gesehen haben, aber Selim ist bekannt als der schrecklichste und grausamste Räuber, und du wagst zu erzählen, du habest seinen Sohn getödtet und seyest nicht sogleich in Stücke gehauen worden, ja du treibst die Frechheit so weit, daß du das Unglaubliche sagst, Selim habe dich gegen seine Horde geschützt, in sein eigenes Zelt aufgenommen und ohne Lösegeld entlassen, statt daß er dich aufgehängt hätte an den nächsten besten Baum, er, der oft Reisende gehängt hat, nur um zu sehen, welche Gesichter sie machen, wenn sie aufgehängt sind. O du abscheulicher Lügner!"

„Und ich kann nichts weiter sagen," rief der Jüngling, „als daß alles wahr ist, bei meiner Seele und beim Bart des Propheten!"

„Was! bei deiner Seele willst du schwören?“ schrie der Kaufmann, „bei deiner schwarzen, lügenhaften Seele; wer soll da glauben? Und beim Bart des Propheten, du, der du selbst keinen Bart hast; wer soll da trauen?“

„Ich habe freilich keine Zeugen,“ fuhr Said fort, „aber habt Ihr mich nicht gefesselt und elend gefunden?“

„Das beweist mir gar nichts,“ sprach jener, „du bist gekleidet wie ein stattlicher Räuber, und leicht hast du einen angefallen, der stärker war als du, der dich überwand und band.“

„Den einzelnen oder sogar zwei möchte ich sehen,“ entgegnete Said, „die mich niederstrecken und binden, wenn sie mir nicht von hinten eine Schlinge über den Kopf werfen. Ihr mögt in Eurem Bazar freilich nicht wissen, was ein einzelner vermag, wenn er in den Waffen geübt ist. Aber Ihr habt mir das Leben gerettet, und ich danke Euch. Was wollt Ihr denn aber jetzt mit mir beginnen? Wenn Ihr mich nicht unterstützt, so muß ich betteln, und ich mag keinen meinesgleichen um eine Gnade anflehen; an den Kalifen will ich mich wenden.“

„So!“ sprach der Kaufmann höhnisch lächelnd, „an niemand anders wollt Ihr Euch wenden, als an unsern allergnädigsten Herrn? das heiße ich vornehm betteln. Ei, ei! bedenket aber, junger, vornehmer Herr, daß der Weg zum Kalifen an meinem Vetter Mesrur vorbeigeht, und daß es mich ein Wort kostet, den Oberkämmerer darauf aufmerksam zu machen, wie trefflich Ihr lügen könnt. — Aber mich dauert deine Jugend, Said. Du kannst dich bessern, es kann noch etwas aus dir werden. Ich will dich in mein Gewölbe im Bazar nehmen, dort sollst du mir ein Jahr lang dienen, und ist dies vorbei, und willst du nicht bei mir bleiben, so zahle ich dir deinen Lohn aus, und lasse dich gehen wohin du willst, nach Aleppo oder Medina, nach Stambul oder

nach Balſora, meinetwegen zu den Ungläubigen. Bis Mittag gebe ich dir Bedenkzeit; willſt du, ſo iſt es gut, willſt du nicht, ſo berechne ich dir nach billigem Anſchlag die Reiſekoſten, die du mir machteſt, und den Platz auf dem Kameel, mache mich mit deinen Kleidern und allem, was du haſt, bezahlt, und werfe dich auf die Straße, dann kannſt du beim Kalifen oder beim Muſti, an der Moſchee oder im Bazar betteln."

Mit dieſen Worten verließ der böſe Mann den unglücklichen Jüngling. Said blickte ihm voll Verachtung nach. Er war ſo empört über die Schlechtigkeit dieſes Menſchen, der ihn abſichtlich mitgenommen und in ſein Haus gelockt hatte, damit er ihn in ſeine Gewalt bekäme. Er verſuchte, ob er nicht entfliehen könnte, aber ſein Zimmer war vergittert und die Thüre verſchloſſen. Endlich, nachdem ſein Sinn ſich lange dagegen geſträubt hatte, beſchloß er fürs erſte, den Vorſchlag des Kaufmanns anzunehmen, und ihm in ſeinem Gewölbe zu dienen. Er ſah ein, daß ihm nichts beſſeres zu thun übrig bleibe, denn wenn er auch entfliehen würde, ſo konnte er ohne Geld doch nicht bis Aleppo kommen. Aber er nahm ſich vor, ſobald als möglich den Kalifen ſelbſt um Schutz anzuflehen.

Den folgenden Tag führte Kalum-Bek ſeinen neuen Diener in ſein Gewölbe im Bazar. Er zeigte Said alle Shawls und Schleier und andere Waaren, womit er handelte, und wies ihm ſeinen beſonderen Dienſt an. Dieſer beſtand darin, daß Said, angekleidet wie ein Kaufmannsdiener, und nicht mehr im kriegeriſchen Schmuck, in der einen Hand einen Shawl, in der andern einen prachtvollen Schleier, unter der Thüre des Gewölbes ſtand, die vorübergehenden Männer oder Frauen anrief, ſeine Waaren vorzeigte, ihren Preis nannte, und die Leute zum Kaufen einlud; und jetzt konnte ſich Said auch erklären, warum ihn Kalum-Bek

zu dieſem Geſchäft beſtimmt habe. Er war ein kleiner, häßlicher Alter, und wenn er ſelbſt unter dem Laden ſtand und anrief, ſo ſagte mancher Nachbar oder auch einer der Vorübergehenden ein witziges Wort über ihn, oder die Knaben ſpotteten ſeiner, und die Frauen nannten ihn eine Vogelſcheuche; aber jedermann ſah gerne den jungen, ſchlanken Said, der mit Anſtand die Kunden anrief, und Shawl und Schleier geſchickt und zierlich zu halten wußte.

Als Kalum-Bek ſah, daß ſein Laden im Bazar an Kunden zunahm, ſeitdem Said unter der Thüre ſtand, wurde er freundlicher gegen den jungen Mann, ſpeiste ihn beſſer als zuvor, und war darauf bedacht, ihn in ſeiner Kleidung immer ſchön und ſtattlich zu halten. Aber Said wurde durch ſolche Beweiſe der milderen Geſinnungen ſeines Herrn wenig gerührt, und ſann den ganzen Tag und ſelbſt in ſeinen Träumen auf gute Art und Weiſe, um in ſeine Vaterſtadt zurückzukehren.

Eines Tages war im Gewölbe vieles gekauft worden, und alle Packknechte, welche die Waaren nach Hauſe trugen, waren ſchon verſandt, als eine Frau eintrat und noch einiges kaufte. Sie hatte bald gewählt, und verlangte dann jemand, der ihr gegen ein Trinkgeld die Waaren nach Hauſe trage. „In einer halben Stunde kann ich Euch alles ſchicken," antwortete Kalum-Bek, „nur ſo lange müßt Ihr Euch gedulden, oder irgend einen andern Packer nehmen."

„Seyd Ihr ein Kaufmann und wollt Euren Kunden fremde Packer mitgeben?" rief die Frau; „kann nicht ein ſolcher Burſche im Gedräng mit meinem Pack davonlaufen, und an wen ſoll ich mich dann wenden? Nein, Eure Pflicht iſt es nach Marktrecht, mir meinen Pack nach Hauſe tragen zu laſſen, und an Euch kann und will ich mich halten."

„Aber nur eine halbe Stunde wartet, werthe Frau!" ſprach

der Kaufmann, ſich immer ängſtlicher drehend, „alle meine Packknechte ſind verſchickt.“

„Das iſt ein ſchlechtes Gewölbe, das nicht immer einige Knechte übrig hat,“ entgegnete das böſe Weib, „aber dort ſteht ja noch ſolch ein junger Müßiggänger, komm junger Burſche, nimm meinen Pack, und trag ihn mir nach.“

„Halt, halt!“ ſchrie Kalum-Bek, „das iſt mein Aushängeſchild, mein Ausrufer, mein Magnet, der darf die Schwelle nicht verlaſſen.“

„Was da!“ erwiderte die alte Dame, und ſteckte Said ohne weiteres ihren Pack unter den Arm, „das iſt ein ſchlechter Kaufmann und elende Waaren, die ſich nicht ſelbſt loben, und erſt noch ſolch einen müßigen Bengel zum Schild brauchen. Geh, geh Burſche, du ſollſt heute ein Trinkgeld verdienen.“

„So lauf im Namen Arimans und aller böſen Geiſter,“ murmelte Kalum-Bek ſeinem Magnet zu, „und ſiehe zu, daß du bald wieder kommſt, die alte Hexe könnte mich ins Geſchrei bringen auf dem ganzen Bazar, wollte ich mich länger weigern.“

Said folgte der Frau, die leichteren Schrittes, als man ihrem Alter zutrauen ſollte, durch den Markt und die Straßen eilte. Sie ſtand endlich vor einem prachtvollen Hauſe ſtill, pochte an, die Flügelthüren ſprangen auf, und ſie ſtieg eine Marmortreppe hinan, und winkte Said zu folgen. Sie gelangten endlich in einen hohen, weiten Saal, der mehr Pracht und Herrlichkeit enthielt, als Said jemals geſchaut hatte. Dort ſetzte ſich die alte Frau erſchöpft auf ein Polſter, winkte dem jungen Mann, ſeinen Pack niederzulegen, reichte ihm ein kleines Silberſtück, und hieß ihn gehen.

Er war ſchon an der Thüre, als eine helle, feine Stimme „Said“ rief; verwundert, daß man ihn hier kenne, ſchaute er ſich um, und eine wunderſchöne Dame, umgeben von vielen Sklaven

und Dienerinnen, saß statt der Alten auf dem Polster. Said, ganz stumm vor Verwunderung, kreuzte seine Arme, und machte eine tiefe Verbeugung.

„Said, mein lieber Junge!" sprach die Dame, „so sehr ich die Unfälle bedaure, die dich nach Bagdad führten, so war doch dies der einzige vom Schicksal bestimmte Ort, wo sich, wenn du vor dem zwanzigsten Jahr dein Vaterhaus verließest, dein Schicksal lösen würde. Said, hast du noch dein Pfeifchen?"

„Wohl hab ich es noch," rief er freudig, indem er die goldene Kette hervorzog; „und Ihr seid vielleicht die gütige Fee, die mir dieses Angebinde gab, als ich geboren wurde?"

„Ich war die Freundin deiner Mutter," antwortete die Fee, „und bin auch deine Freundin, so lange du gut bleibst. Ach! daß dein Vater, der leichtsinnige Mann, meinen Rath befolgt hätte, du würdest vielen Leiden entgangen seyn."

„Nun, es hat wohl so kommen müssen!" erwiderte Said; „aber gnädigste Fee, lasset einen tüchtigen Nordostwind an Euren Wolkenwagen spannen, nehmt mich auf und führt mich in ein paar Minuten nach Aleppo zu meinem Vater, ich will dann die sechs Monate bis zu meinem zwanzigsten Jahr geduldig dort ausharren."

Die Fee lächelte. „Du hast eine gute Weise mit uns zu sprechen," antwortete sie; „aber armer Said, es ist nicht möglich, ich vermag jetzt, wo du außer deinem Vaterhause bist, nichts wunderbares für dich zu thun. Nicht einmal aus der Gewalt des elenden Kalum-Bek vermag ich dich zu befreien, er steht unter dem Schutz deiner mächtigen Feindin."

„Also nicht nur eine gütige Freundin habe ich?" fragte Said, „auch eine Feindin? Nun, ich glaube, ihren Einfluß schon öfter erfahren zu haben. Aber mit Rath dürft Ihr mich unterstützen?

Soll ich nicht zum Kalifen gehen und ihn um Schutz bitten? er ist ein weiser Mann, er wird mich gegen Kalum-Bek beschützen."

„Ja, Harun ist ein weiser Mann!" erwiderte die Fee, „aber leider ist er auch nur ein Mensch. Er traut seinem Großkämmerer Mesrur so viel als sich selbst, und er hat recht, denn er hat Mesrur erprobt und treu gefunden. Mesrur aber traut deinem Freund Kalum-Bek auch wie sich selbst, und darin hat er unrecht, denn Kalum ist ein schlechter Mann, wenn er schon Mesrurs Verwandter ist. Kalum ist zugleich ein verschlagener Kopf, und hat, sobald er hieher kam, seinem Vetter Großkämmerer eine Fabel über dich erdichtet und angeheftet, und dieser hat sie wieder dem Kalifen erzählt, so daß du, kämst du auch jetzt gleich in den Palast Haruns, schlecht empfangen werden würdest, denn er traute dir nicht. Aber es gibt andere Mittel und Wege, sich ihm zu nahen, und es steht in den Sternen geschrieben, daß du seine Gnade erwerben sollst."

„Das ist freilich schlimm," sagte Said wehmüthig, „da werde ich schon noch einige Zeit der Ladenhüter des elenden Kalum-Bek seyn müssen. Aber eine Gnade, verehrte Frau, könnet Ihr mir doch gewähren. Ich bin zum Waffenwerk erzogen, und meine höchste Freude ist ein Kampfspiel, wo recht tüchtig gefochten wird mit Lanze, Bogen und stumpfem Schwert. Nun halten die edelsten Jünglinge dieser Stadt alle Wochen ein solches Kampfspiel. Aber nur Leute im höchsten Schmuck, und überdies nur freie Männer dürfen in die Schranken reiten, namentlich aber kein Diener aus dem Bazar. Wenn Ihr nun bewirken wolltet, daß ich alle Wochen ein Pferd, Kleider, Waffen haben könnte, und daß man mein Gesicht nicht so leicht erkennen würde."

„Das ist ein Wunsch, wie ihn ein edler junger Mann wohl wagen darf," sprach die Fee; „der Vater deiner Mutter war der

tapferſte Mann in Syrien, und ſein Geiſt ſcheint ſich auf dich vererbt zu haben. Merke dir dies Haus, du ſollſt jede Woche hier ein Pferd und zwei berittene Knappen, ferner Waffen und Kleider finden, und ein Waſchwaſſer für dein Geſicht, das dich für alle Augen unkenntlich machen ſoll. Und nun Said, lebe wohl, harre aus und ſey klug und tugendhaft, in ſechs Monaten wird dein Pfeifchen tönen, und Zulima's Ohr wird für ſeine Töne offen ſeyn."

Der Jüngling ſchied von ſeiner wunderbaren Beſchützerin mit Dank und Verehrung; er merkte ſich das Haus und die Straße genau und ging dann nach dem Bazar zurück.

Als Said in den Bazar zurückkehrte, kam er gerade noch zu rechter Zeit, um ſeinen Herrn und Meiſter Kalum-Bek zu unterſtützen und zu retten. Ein großes Gedränge war um den Laden, Knaben tanzten um den Kaufmann her und verhöhnten ihn, und die Alten lachten. Er ſelbſt ſtand vor Wuth zitternd und in großer Verlegenheit vor dem Laden, in der einen Hand einen Shawl, in der andern den Schleier. Dieſe ſonderbare Scene kam aber von einem Vorfall her, der ſich nach Said's Abweſenheit ereignet hatte. Kalum hatte ſich ſtatt ſeines ſchönen Dieners unter die Thüre geſtellt und ausgerufen, aber niemand mochte bei dem alten, häßlichen Burſchen kaufen. Da gingen zwei Männer den Bazar herab und wollten für ihre Frauen Geſchenke kaufen. Sie waren ſuchend ſchon einigemal auf- und niedergegangen, und eben jetzt ſah man ſie mit umherirrenden Blicken wieder herabgehen.

Kalum-Bek, der dies bemerkte, wollte es ſich zu Nutzen machen und rief: „Hier meine Herren, hier! was ſuchet ihr? ſchöne Schleier, ſchöne Waare?"

„Guter Alter," erwiderte einer, „deine Waaren mögen recht gut ſeyn, aber unſere Frauen ſind wunderlich, und es iſt Sitte in der Stadt geworden, die Schleier bei niemand zu kaufen, als bei

dem schönen Ladendiener Said; wir gehen schon eine halbe Stunde umher, ihn zu suchen, und finden ihn nicht; aber kannst du uns sagen, wo wir ihn etwa treffen, so kaufen wir dir ein andermal ab."

„Allah il Allah! Gott ist Gott!" rief Kalum-Beck freundlich grinzend; „euch hat der Prophet vor die rechte Thüre geführt. „Zum schönen Ladendiener wollt ihr, um Schleier zu kaufen? Nun, tretet nur ein, hier ist sein Gewölbe."

Der eine dieser Männer lachte über Kalums kleine und häßliche Gestalt und seine Behauptung, daß er der schöne Ladendiener sey, der andere aber glaubte, Kalum wolle sich über ihn lustig machen, blieb ihm nichts schuldig, sondern schimpfte ihn weidlich. Dadurch kam Kalum-Bek außer sich; er rief seine Nachbarn zu Zeugen auf, daß man keinen andern Laden als den seinigen das Gewölbe des schönen Ladendieners nenne; aber die Nachbarn, welche ihn wegen des Zulaufs, den er seit einiger Zeit hatte, beneideten, wollten hievon nichts wissen und die beiden Männer gingen nun dem alten Lügner, wie sie ihn nannten, ernstlich zu Leib. Kalum vertheidigte sich mehr durch Geschrei und Schimpfworte, als durch seine Faust, und so lockte er eine Menge Menschen vor sein Gewölbe. Die halbe Stadt kannte ihn als einen geizigen, gemeinen Filz; alle Umstehenden gönnten ihm die Püffe, die er bekam, und schon packte ihn einer der beiden Männer am Bart, als eben dieser am Arm gefaßt und mit einem einzigen Ruck zu Boden geworfen wurde, so daß sein Turban herabfiel, und seine Pantoffeln weit hinweg flogen.

Die Menge, welche es wahrscheinlich gern gesehen hätte, wenn Kalum-Bek mißhandelt worden wäre, murrte laut; der Gefährte des Niedergeworfenen sah sich nach dem um, der es gewagt hatte seinen Freund niederzuwerfen; als er aber einen hohen, kräftigen Jüngling mit blitzenden Augen und muthiger

Miene vor sich stehen sah, wagte er es nicht, ihn anzugreifen, da überdies Kalum, dem seine Rettung wie ein Wunder erschien, auf den jungen Mann deutete und schrie: „Nun, was wollt ihr denn mehr? da steht er ja, ihr Herren, das ist Said, der schöne Ladendiener.“ Die Leute umher lachten, weil sie wußten, daß Kalum-Bek vorhin unrecht geschehen war. Der niedergeworfene Mann stand beschämt auf und hinkte mit seinem Genossen weiter, ohne weder Shawl noch Schleier zu kaufen.

„O du Stern aller Ladendiener, du Krone des Bazar!“ rief Kalum, als er seinen Diener in den Laden führte; „wahrlich, das heiße ich zu rechter Zeit kommen, das nenne ich die Hand ins Mittel legen; lag doch der Bursche auf dem Boden, als ob er nie auf den Beinen gestanden wäre, und ich — ich hätte keinen Barbier mehr gebraucht, um mir den Bart kämmen und salben zu lassen, wenn du nur zwei Minuten später kamst; womit kann ich es dir vergelten?“

Es war nur das schnelle Gefühl des Mitleids gewesen, was Saids Hand und Herz regiert hatte; jetzt, als dieses Gefühl sich legte, reute es ihn fast, daß er die gute Züchtigung dem bösen Mann erspart hatte; ein Dutzend Barthaare weniger, dachte er, hätten ihn auf zwölf Tage sanft und geschmeidig gemacht; er suchte aber dennoch die günstige Stimmung des Kaufmanns zu benutzen und erbat von ihm zum Dank die Gunst, alle Wochen einen Abend für sich benützen zu dürfen zu einem Spaziergang, oder zu was es auch sey. Kalum gab es zu; denn er wußte wohl, daß sein gezwungener Diener zu vernünftig sey, um ohne Geld und gute Kleider zu entfliehen.

Bald hatte Said erreicht, was er wollte. Am nächsten Mittwoch, dem Tag, wo sich die jungen Leute aus den vornehmsten Ständen auf einem öffentlichen Platz der Stadt versammelten,

um ihre kriegerischen Uebungen zu halten, sagte er Kalum, er wolle diesen Abend für sich benützen, und als dieser es erlaubt hatte, ging er in die Straße, wo die Fee wohnte, pochte an, und sogleich sprang die Pforte auf. Die Diener schienen auf seine Ankunft schon vorbereitet gewesen zu seyn, denn ohne ihn erst nach seinem Begehren zu fragen, führten sie ihn die Treppe hinan in ein schönes Gemach; dort reichten sie ihm zuerst das Waschwasser, das ihn unkenntlich machen sollte. Er benetzte sein Gesicht damit, schaute dann in einen Metallspiegel und kannte sich beinahe selbst nicht mehr, denn er war jetzt von der Sonne gebräunt, trug einen schönen schwarzen Bart und sah zum mindesten zehn Jahre älter aus, als er in der That zählte.

Hierauf führten sie ihn in ein zweites Gemach, wo er eine vollständige und prachtvolle Kleidung fand, an welcher sich der Kalif von Bagdad selbst nicht hätte schämen dürfen an dem Tag, wo er im vollen Glanze seiner Herrlichkeit sein Heer musterte. Außer einem Turban vom feinsten Gewebe mit einer Agraffe von Diamanten und hohen Reiherfedern, einem Kleid von schwerem rothem Seidenzeug mit silbernen Blumen durchwirkt, fand Said einen Brustpanzer von silbernen Ringen, der so fein gearbeitet war, daß er sich nach jeder Bewegung des Körpers schmiegte, und doch zugleich so fest, daß ihn weder die Lanze, noch das Schwert durchdringen konnten. Eine damascener Klinge in reich verzierter Scheide mit einem Griff, dessen Steine Said unschätzbar däuchten, vollendete seinen kriegerischen Schmuck. Als er völlig gerüstet wieder aus der Thüre trat, überreichte ihm einer der Diener ein seidenes Tuch und sagte ihm, daß die Gebieterin des Hauses ihm dieses Tuch schicke; wenn er damit sein Gesicht abwische, so werde der Bart und die braune Farbe verschwinden.

In dem Hof des Hauses standen drei schöne Pferde; das

ſchönſte beſtieg Said, die beiden andern ſeine Diener, und dann trabte er freudig dem Platze zu, wo die Kampfſpiele gehalten werden ſollten. Durch den Glanz ſeiner Kleider und die Pracht ſeiner Waffen zog er aller Augen auf ſich, und ein allgemeines Geflüſter des Staunens entſtand, als er in den Kreis, welchen die Menge umgab, einritt. Es war eine glänzende Verſammlung der tapferſten und edelſten Jünglinge Bagdads; ſelbſt die Brüder des Kalifen ſah man ihre Roſſe tummeln und die Lanzen ſchwingen. Als Said heranritt, und niemand ihn zu kennen ſchien, ritt der Sohn des Großveziers mit einigen Freunden auf ihn zu, grüßte ihn ehrerbietig, lud ihn ein, an ihren Spielen Theil zu nehmen, und fragte ihn nach ſeinem Namen und ſeinem Vaterland. Said gab vor, er heiße Almanſor und komme von Kairo, ſey auf einer Reiſe begriffen und habe von der Tapferkeit und Geſchicklichkeit der jungen Edeln von Bagdad ſo vieles gehört, daß er nicht geſäumt habe, ſie zu ſehen und kennen zu lernen. Den jungen Leuten gefiel der Anſtand und das muthige Weſen Said-Almanſors, ſie ließen ihm eine Lanze reichen und ſeine Partei wählen, denn die ganze Geſellſchaft hatte ſich in zwei Parteien getheilt, um einzeln und in Schaaren gegen einander zu fechten.

Aber hatte ſchon Saids Aeußeres die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt, ſo ſtaunte man jetzt noch mehr über ſeine ungewöhnliche Geſchicklichkeit und Behendigkeit. Sein Pferd war ſchneller als ein Vogel, und ſein Schwert ſchwirrte noch behender umher. Er warf die Lanze ſo leicht, weit und ſicher, als wäre ſie ein Pfeil, den er von einem ſichern Bogen abgeſchnellt hätte. Die Tapferſten ſeiner Gegenpartei beſiegte er, und am Schluß der Spiele war er ſo allgemein als Sieger anerkannt, daß einer der Brüder des Kalifen und der Sohn des Großveziers, die auf Saids Seite gekämpft hatten, ihn baten, auch mit ihnen zu ſtreiten. Ali,

der Bruder des Kalifen, wurde von ihm beſiegt, aber der Sohn des Großveziers widerſtand ihm ſo tapfer, daß ſie es nach langem Kampf für beſſer hielten, die Entſcheidung für das nächſtemal aufzuſparen.

Den Tag nach dieſen Spielen ſprach man in ganz Bagdad von nichts als dem ſchönen, reichen und tapfern Fremdling; alle die ihn geſehen hatten, ja ſelbſt die von ihm beſiegt waren, waren entzückt von ſeinen edlen Sitten, und ſogar vor ſeinen eigenen Ohren im Gewölbe Kalum-Beks wurde über ihn geſprochen, und man beklagte nur, daß niemand wiſſe, wo er wohne. Das nächſtemal fand er im Hauſe der Fee ein noch ſchöneres Kleid und noch köſtlicheren Waffenſchmuck. Diesmal hatte ſich halb Bagdad zugedrängt, ſelbſt der Kalif ſah von einem Balkon herab dem Schauſpiel zu; auch er bewunderte den Fremdling Almanſor, hing ihm, als die Spiele geendet hatten, eine große Denkmünze von Gold, an einer goldenen Kette um den Hals, um ihm ſeine Bewunderung zu bezeigen. Es konnte nicht anders kommen, als daß dieſer zweite, noch glänzendere Sieg den Neid der jungen Leute von Bagdad aufregte. „Ein Fremdling," ſprachen ſie unter einander, „ſoll hieher kommen nach Bagdad, uns Ruhm, Ehre und Sieg zu entreißen? Er ſoll ſich an andern Orten damit brüſten können, daß unter der Blüthe von Bagdads Jünglingen keiner geweſen ſey, der es entfernt hätte mit ihm aufnehmen können?" So ſprachen ſie und beſchloſſen, beim nächſten Kampfſpiel, als wäre es durch Zufall geſchehen, zu fünf oder ſechs über ihn herzufallen.

Said's ſcharfen Blicken entgingen dieſe Zeichen des Unmuths nicht; er ſah, wie ſie in der Ecke zuſammen ſtanden, flüſterten und mit böſen Mienen auf ihn deuteten; er ahnete, daß außer dem Bruder des Kalifen und dem Sohn des Großveziers keiner ſehr freundlich gegen ihn geſinnt ſeyn möchte, und dieſe ſelbſt

wurden ihm durch ihre Fragen läſtig, wo ſie ihn aufſuchen könnten, womit er ſich beſchäftige, was ihm in Bagdad wohlgefallen habe, und dergleichen.

Es war ein ſonderbarer Zufall, daß derjenige der jungen Männer, welcher Said-Almanſor mit den grimmigſten Blicken betrachtete und am feindſeligſten gegen ihn geſinnt ſchien, niemand anders war, als der Mann, den er vor einiger Zeit bei Kalum-Beks Bude niedergeworfen hatte, als er gerade im Begriff war, dem unglücklichen Kaufmann den Bart auszureißen. Dieſer Mann betrachtete ihn immer aufmerkſam und neidiſch, Said hatte ihn zwar ſchon einigemal beſiegt, aber dies war kein hinlänglicher Grund zu ſolcher Feindſeligkeit, und Said fürchtete ſchon, jener möchte ihn an ſeinem Wuchs oder an der Stimme als Kalum-Beks Ladendiener erkannt haben, eine Entdeckung, die ihn dem Spott und der Rache dieſer Leute ausſetzen würde. Der Anſchlag, welchen ſeine Neider auf ihn gemacht hatten, ſcheiterte ſowohl an ſeiner Vorſicht und Tapferkeit, als auch an der Freundſchaft, womit ihm der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers zugethan waren. Als dieſe ſahen, daß er von wenigſtens ſechs umringt ſey, die ihn vom Pferd zu wenden oder zu entwaffnen ſuchten, ſprengten ſie herbei, jagten den ganzen Trupp auseinander und drohten den jungen Leuten, welche ſo verrätheriſch gehandelt hatten, ſie aus der Kampfbahn zu ſtoßen. Mehr denn vier Monate hatte Said auf dieſe Weiſe zum Erſtaunen Bagdads ſeine Tapferkeit erprobt, als er eines Abends beim Nachhauſegehen von dem Kampfplatz einige Stimmen vernahm, die ihm bekannt ſchienen. Vor ihm gingen vier Männer, die ſich langſamen Schrittes über etwas zu berathen ſchienen. Als Said leiſe näher trat, hörte er, daß ſie den Dialekt der Horde Selims in der Wüſte ſprachen, und ahnete, daß die vier Männer auf irgend eine

Räuberei ausgingen. Sein erſtes Gefühl war, ſich von dieſen vieren zurückzuziehen; als er aber bedachte, daß er irgend etwas böſes verhindern könnte, ſchlich er ſich noch näher herzu, dieſe Männer zu beherchen.

„Der Thürſteher hat ausdrücklich geſagt, die Straße rechts vom Bazar," ſprach der eine, „dort werde und müſſe er heute Nacht mit dem Großvezier durchkommen."

„Gut," antwortete ein anderer. „Den Großvezier fürchte ich nicht; er iſt alt und wohl kein ſonderlicher Held, aber der Kalif ſoll ein gutes Schwert führen, und ich traue ihm nicht; es ſchleichen ihm gewiß zehn oder zwölf von der Leibwache nach."

„Keine Seele," entgegnete ihm ein dritter. „Wenn man ihn je geſehen und erkannt hat bei Nacht, war er immer nur allein mit dem Vezier oder mit dem Oberkämmerling. Heute Nacht muß er unſer ſeyn, aber es darf ihm kein Leid geſchehen."

„Ich denke, das beſte iſt," ſprach der erſte, „wir werfen ihm eine Schlinge über den Kopf; tödten dürfen wir ihn nicht, denn für ſeinen Leichnam würden ſie ein geringes Löſegeld geben, und überdies wären wir nicht ſicher, es zu bekommen."

„Alſo eine Stunde vor Mitternacht!" ſagten ſie zuſammen und ſchieden, der eine hier hin, der andere dorthin.

Said war über dieſen Anſchlag nicht wenig erſchrocken. Er beſchloß, ſogleich zum Palaſt des Kalifen zu eilen und ihn von der Gefahr, die ihm drohte, zu unterrichten. Aber als er ſchon durch mehrere Straßen gelaufen war, fielen ihm die Worte der Fee bei, die ihm geſagt hatte, wie ſchlecht er bei dem Kalifen angeſchrieben ſey; er bedachte, daß man vielleicht ſeine Angabe verlachen, oder als einen Verſuch, bei dem Beherrſcher von Bagdad ſich einzuſchmeicheln, anſehen könnte, und ſo hielt er ſeine Schritte an, und achtete es für das beſte, ſich auf ſein gutes

Schwert zu verlaſſen und den Kalifen perſönlich aus den Händen der Räuber zu retten.

Er ging daher nicht in Kalum-Beks Haus zurück, ſondern ſetzte ſich auf die Stufen einer Moſchee und wartete dort, bis die Nacht völlig angebrochen war; dann ging er am Bazar vorbei in jene Straße, welche die Räuber bezeichnet hatten und verbarg ſich hinter dem Vorſprung eines Hauſes. Er mochte ungefähr eine Stunde dort geſtanden ſeyn, als er zwei Männer langſam die Straße herabkommen hörte; anfänglich glaubte er, es ſey der Kalif und ſein Großvezier, aber einer der Männer klatſchte in die Hand, und ſogleich eilten zwei andere ſehr leiſe die Straße herauf vom Bazar her. Sie flüſterten eine Weile und vertheilten ſich dann; drei verſteckten ſich nicht weit von ihm, und einer ging in der Straße auf und ab. Die Nacht war ſehr finſter, aber ſtille, und ſo mußte ſich Said auf ſein ſcharfes Ohr beinahe ganz allein verlaſſen.

Wieder war etwa eine halbe Stunde vergangen, als man gegen den Bazar hin Schritte vernahm. Der Räuber mochte ſie auch gehört haben; er ſchlich an Said vorüber dem Bazar zu. Die Schritte kamen näher, und ſchon konnte Said einige dunkle Geſtalten erkennen, als der Räuber in die Hand klatſchte, und in demſelben Augenblick ſtürzten die drei aus dem Hinterhalt hervor. Die Angegriffenen mußten übrigens bewaffnet ſeyn, denn er vernahm den Klang von aneinandergeſchlagenen Schwertern. Sogleich zog er ſeine damascener Klinge und ſtürzte ſich mit dem Ruf: „nieder mit den Feinden des großen Harun!“ auf die Räuber, ſtreckte mit dem erſten Hieb einen zu Boden und drang dann auf zwei andere ein, die eben im Begriff waren, einen Mann, um welchen ſie einen Strick geworfen hatten, zu entwaffnen. Er hieb blindlings auf den Strick ein, um ihn zu zerſchneiden, aber er

traf dabei einen der Räuber so heftig über den Arm, daß er ihm die Hand abschlug; der Räuber stürzte mit fürchterlichem Geschrei auf die Knie. Jetzt wandte sich der vierte, der mit einem andern Mann gefochten hatte, gegen Said, der noch mit dem dritten im Kampf war, aber der Mann, um welchen man die Schlinge geworfen hatte, sah sich nicht so bald frei, als er seinen Dolch zog und ihn dem Angreifenden von der Seite in die Brust stieß. Als dies der noch Uebergebliebene sah, warf er seinen Säbel weg und floh.

Said blieb nicht lange in Ungewißheit, wen er gerettet habe; denn der größere der beiden Männer trat zu ihm und sprach: „Das eine ist so sonderbar wie das andere, dieser Angriff auf mein Leben oder meine Freiheit, wie die unbegreifliche Hülfe und Rettung. Wie wußtet Ihr, wer ich bin? Habt Ihr von dem Anschlag dieser Menschen gewußt?“

„Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete Said, „denn ich zweifle nicht, daß du es bist, ich ging heute Abend durch die Straße El Malek hinter einigen Männern, deren fremden und geheimnißvollen Dialekt ich einst gelernt habe. Sie sprachen davon, dich gefangen zu nehmen und den würdigen Mann, deinen Vezier, zu tödten. Weil es nun zu spät war, dich zu warnen, beschloß ich, an den Platz zu gehen, wo sie dir auflauern wollten, um dir beizustehen.“

„Ich danke dir,“ sprach Harun, „an dieser Stätte ist übrigens nicht gut weilen; nimm diesen Ring und komm damit morgen in meinen Palast; wir wollen dann mehr über dich und deine Hülfe reden und sehen, wie ich dich am besten belohnen kann. Komm, Vezier, sie könnten wieder kommen.“

Er sprach es und wollte den Großvezier fortziehen, nachdem er dem Jüngling einen Ring an den Finger gesteckt hatte; der Vezier aber bat ihn noch ein wenig zu verweilen, wandte sich um

und reichte dem überraschten Jüngling einen schweren Beutel: „Junger Mann," sprach er, „mein Herr, der Kalif, kann dich zu allem machen, wozu er will, selbst zu meinem Nachfolger, ich selbst kann wenig thun, und was ich thun kann, geschieht heute besser als morgen; drum nimm diesen Beutel. Das soll meinen Dank übrigens nicht abkaufen. So oft du irgend einen Wunsch hast, komm getrost zu mir."

Ganz trunken vor Glück eilte Said nach Hause. Aber hier wurde er übel empfangen; Kalum-Bek wurde über sein langes Ausbleiben zuerst unwillig und dann besorgt, denn er dachte, er könnte leicht den schönen Aushängeschild seines Gewölbes verlieren. Er empfing ihn mit Schmähworten und tobte und raste wie ein Wahnsinniger. Aber Said, der einen Blick in den Beutel gethan, und gefunden hatte, daß er lauter Goldstücke enthalte, bedachte, daß er jetzt nach seiner Heimath reisen könne, auch ohne die Gnade des Kalifen, die gewiß nicht geringer war, als der Dank seines Veziers, und so blieb er ihm kein Wort schuldig, sondern erklärte ihm rund und deutlich, daß er keine Stunde länger bei ihm bleiben werde. Von Anfang erschrack Kalum-Bek hierüber sehr, dann aber lachte er höhnisch und sprach: „Du Lump und Landläufer, du ärmlicher Wicht, wohin willst du denn deine Zuflucht nehmen, wenn ich meine Hand von dir abziehe? Wo willst du ein Mittagessen bekommen, und wo ein Nachtlager?"

„Das soll Euch nicht kümmern, Herr Kalum-Bek," antwortete Said trotzig; „gehabt Euch wohl, mich sehet Ihr nicht wieder!"

Er sprach es und eilte zur Thüre hinaus, und Kalum-Bek schaute ihm sprachlos vor Staunen nach. Den andern Morgen aber, nachdem er sich den Fall recht überlegt hatte, schickte er seine Packknechte aus und ließ überall nach dem Flüchtling spähen. Lange suchten sie umsonst; endlich aber kam einer zurück und sagte,

er habe Said, den Ladendiener, aus einer Moſchee kommen, und in eine Karavanſerei gehen ſehen. Er ſey aber ganz verändert, trage ein ſchönes Kleid, einen Dolch und Säbel, und einen prachtvollen Turban.

Als Kalum-Bek dies hörte, ſchwur er und rief: „Beſtohlen hat er mich und ſich dafür gekleidet. O ich geſchlagener Mann!“ Dann lief er zum Aufſeher der Polizei, und da man wußte, daß er ein Verwandter von Mesrur, dem Oberkämmerling ſey, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, einige Polizeidiener von ihm zu erlangen, um Said zu verhaften. Said ſaß vor einer Karavanſerei und beſprach ſich ganz ruhig mit einem Kaufmann, den er da gefunden, über eine Reiſe nach Aleppo, ſeiner Vaterſtadt; da fielen plötzlich einige Männer über ihn her und banden ihm, trotz ſeiner Gegenwehr, die Hände auf den Rücken. Er fragte ſie, was ſie zu dieſer Gewaltthat berechtige, und ſie antworteten, es geſchehe im Namen der Polizei und ſeines rechtmäßigen Gebieters Kalum-Bek. Zugleich trat der kleine, häßliche Mann herzu, verhöhnte und verſpottete Said, griff in ſeine Taſche und zog zum Staunen der Umſtehenden und mit Triumphgeſchrei einen großen Beutel mit Gold heraus.

„Sehet! das alles hat er mir nach und nach geſtohlen, der ſchlechte Menſch!“ rief er, und die Leute ſahen mit Abſcheu auf den Gefangenen und riefen: „Wie, noch ſo jung, ſo ſchön, und doch ſo ſchlecht! Zum Gericht, zum Gericht, damit er die Baſtonade erhalte.“ So ſchleppten ſie ihn fort, und ein ungeheurer Zug Menſchen aus allen Ständen ſchloß ſich an; ſie riefen: „Sehet, das iſt der ſchöne Ladendiener vom Bazar, er hat ſeinen Herrn beſtohlen und iſt entflohen; zweihundert Goldſtücke hat er geſtohlen!“

Der Aufſeher der Polizei empfing den Gefangenen mit finſterer Miene. Said wollte ſprechen, aber der Beamte gebot ihm zu

ſchweigen und verhörte nur den kleinen Kaufmann. Er zeigte ihm den Beutel und fragte ihn, ob ihm dieſes Geld geſtohlen worden ſey; Kalum-Bek beſchwor es; aber ſein Meineid verhalf ihm zwar zu dem Gold, doch nicht zu dem ſchönen Ladendiener, der ihm tauſend Goldſtücke werth war, denn der Richter ſprach: „Nach einem Geſetz, das mein großmächtigſter Herr, der Kalif, erſt vor wenigen Tagen geſchärft hat, wird jeder Diebſtahl, der hundert Goldſtücke überſteigt und auf dem Bazar begangen wird, mit ewiger Verbannung auf eine wüſte Inſel beſtraft. Dieſer Dieb kommt gerade zu rechter Zeit, er macht die Zahl von zwanzig ſolcher Burſche voll; morgen werden ſie auf eine Barke gepackt und in die See geführt.“

Said war in Verzweiflung, er beſchwor den Beamten, ihn anzuhören, ihn nur ein Wort mit dem Kalifen ſprechen zu laſſen, aber er fand keine Gnade. Kalum-Bek, der jetzt ſeinen Schwur bereute, ſprach ebenfalls für ihn, aber der Richter antwortete: „Du haſt dein Gold, und kannſt zufrieden ſeyn, gehe nach Hauſe und verhalte dich ruhig, ſonſt ſtrafe ich dich für jeden Widerſpruch um zehn Goldſtücke.“ Kalum ſchwieg beſtürzt, der Richter aber winkte, und der unglückliche Said wurde abgeführt.

Man brachte ihn in ein finſteres und feuchtes Gefängniß, neunzehn elende Menſchen lagen dort auf Stroh umher und empfingen ihn als ihren Leidensgefährten mit rohem Gelächter und Verwünſchungen gegen den Richter und den Kalifen. So ſchrecklich ſein Schickſal vor ihm lag, ſo fürchterlich der Gedanke war, auf eine wüſte Inſel verbannt zu werden, ſo fand er doch noch einigen Troſt darin, ſchon am folgenden Tag aus dieſem ſchrecklichen Gefängniß erlöst zu werden. Aber er täuſchte ſich ſehr, als er glaubte, ſein Zuſtand auf dem Schiff werde beſſer ſeyn. In den unterſten Raum, wo man nicht aufrecht ſtehen konnte, wurden die zwanzig

Verbrecher hinabgeworfen, und dort ſtießen und ſchlugen ſie ſich um die beſten Plätze.

Die Anker wurden gelichtet, und Said weinte bittere Thränen, als das Schiff, das ihn von ſeinem Vaterland entführen ſollte, ſich zu bewegen anfing. Nur einmal des Tages theilte man ihnen ein wenig Brod und Früchte und einen Trunk ſüßen Waſſers aus, und ſo dunkel war es in dem Schiffsraum, daß man immer Lichter herabbringen mußte, wenn die Gefangenen ſpeiſen ſollten. Beinahe alle zwei, drei Tage fand man einen Todten unter ihnen, ſo ungeſund war die Luft in dieſem Waſſerkerker, und Said wurde nur durch ſeine Jugend und ſeine feſte Geſundheit erhalten.

Vierzehn Tage waren ſie ſchon auf dem Waſſer, als eines Tages die Wellen heftiger rauſchten, und ein ungewöhnliches Treiben und Rennen auf dem Schiffe entſtand.

Said ahnete, daß ein Sturm im Anzug ſey, es war ihm ſogar angenehm, denn er hoffte dann zu ſterben.

Heftiger wurde das Schiff hin- und hergeworfen, und endlich ſaß es mit ſchrecklichem Krachen feſt. Geſchrei und Geheul ſcholl von dem Verdeck herab und miſchte ſich mit dem Brauſen des Sturmes. Endlich wurde es wieder ſtille, aber zu gleicher Zeit entdeckte auch einer der Gefangenen, daß das Waſſer in das Schiff eindringe. Sie pochten an der Fallthüre nach oben, aber man antwortete ihnen nicht. Als daher das Waſſer immer heftiger eindrang, drängten ſie ſich mit vereinigten Kräften gegen die Thüre und ſprengten ſie auf.

Sie ſtiegen die Treppe hinan, aber oben fanden ſie keinen Menſchen mehr. Die ganze Schiffsmannſchaft hatte ſich in Böten gerettet. Jetzt geriethen die meiſten Gefangenen in Verzweiflung, denn der Sturm wüthete immer heftiger, das Schiff krachte und ſenkte ſich. Noch einige Stunden ſaßen ſie auf dem Verdeck und

hielten ihre letzte Mahlzeit von den Vorräthen, die sie im Schiff gefunden; dann erneuerte sich auf einmal der Sturm, das Schiff wurde von der Klippe, worauf es festsaß, hinweggerissen, und brach zusammen.

Said hatte sich am Mast angeklammert und hielt ihn, als das Schiff geborsten war, noch immer fest. Die Wellen warfen ihn hin und her, aber er hielt sich, mit den Füßen rudernd, immer wieder oben. So schwamm er in immerwährender Todesgefahr eine halbe Stunde, da fiel die Kette mit dem Pfeifchen wieder aus seinem Kleid, und noch einmal wollte er versuchen, ob es nicht töne. Mit der einen Hand klammerte er sich fest, mit der andern setzte er es an seinen Mund, blies — ein heller, klarer Ton erscholl, und augenblicklich legte sich der Sturm, und die Wellen glätteten sich, als hätte man Oel darauf ausgegossen. Kaum hatte er sich mit leichterem Athem umgesehen, ob er nicht irgendwo Land erspähen könnte, als der Mast unter ihm sich auf eine sonderbare Weise auszudehnen und zu bewegen anfing, und zu seinem nicht geringen Schrecken nahm er wahr, daß er nicht mehr auf Holz, sondern auf einem ungeheuren Delphin reite; nach einigen Augenblicken aber kehrte seine Fassung zurück, und da er sah, daß der Delphin zwar schnell, aber ruhig und gelassen seine Bahn fortschwimme, schrieb er seine wunderbare Rettung dem silbernen Pfeifchen und der gütigen Fee zu, und rief seinen feurigsten Dank in die Lüfte.

Pfeilschnell trug ihn sein wunderbares Pferd durch die Wogen, und noch ehe es Abend wurde, sah er Land, und erkannte einen breiten Fluß, in welchen der Delphin auch sogleich einbog. Stromaufwärts ging es langsamer, und um nicht verschmachten zu müssen, nahm Said, der sich aus alten Zaubergeschichten erinnerte, wie man zaubern müsse, das Pfeifchen heraus, pfiff laut und

herzhaft, und wünschte sich dann ein gutes Mahl. Sogleich hielt der Fisch stille, und hervor aus dem Wasser tauchte ein Tisch, so wenig naß, als ob er acht Tage an der Sonne gestanden wäre, und reich besetzt mit köstlichen Speisen. Said griff weidlich zu, denn seine Kost während seiner Gefangenschaft war schmal und elend gewesen, und als er sich hinlänglich gesättigt hatte, sagte er Dank; der Tisch tauchte nieder, er aber stieß den Delphin in die Seite, und sogleich schwamm dieser weiter den Fluß hinauf.

Die Sonne fing schon an zu sinken, als Said in dunkler Ferne eine große Stadt erblickte, deren Minarets ihm Aehnlichkeit mit denen von Bagdad zu haben schienen. Der Gedanke an Bagdad war ihm nicht sehr angenehm, aber sein Vertrauen auf die gütige Fee war so groß, daß er fest glaubte, sie werde ihn nicht wieder in die Hände des schändlichen Kalum-Bek fallen lassen. Zur Seite, etwa eine Meile von der Stadt und nahe am Fluß, erblickte er ein prachtvolles Landhaus, und zu seiner großen Verwunderung lenkte der Fisch nach diesem Hause hin.

Auf dem Dach des Hauses standen mehrere schön gekleidete Männer, und am Ufer sah Said eine große Menge Diener, und alle schauten nach ihm, und schlugen vor Verwunderung die Hände zusammen. An einer Marmortreppe, die vom Wasser nach dem Lustschloß hinaufführte, hielt der Delphin an, und kaum hatte Said einen Fuß auf die Treppe gesetzt, so war auch schon der Fisch spurlos verschwunden. Zugleich eilten einige Diener die Treppe hinab, und baten im Namen ihres Herrn, zu ihm hinauf zu kommen, und boten ihm trockene Kleider an. Er kleidete sich schnell um und folgte dann den Dienern auf das Dach, wo er drei Männer fand, von welchen der größte und schönste ihm freundlich und huldreich entgegenkam. „Wer bist du, wunderbarer Fremdling," sprach er, „der du die Fische des Meeres zähmst und

ſie links und rechts leiteſt, wie der beſte Reiter ſein Streitroß? Biſt du ein Zauberer oder ein Menſch wie wir?"

„Herr!" antwortete Said, „mir iſt es in den letzten Wochen ſchlecht ergangen, wenn Ihr aber Vergnügen daran findet, ſo will ich es Euch erzählen." Und nun theilte er den drei Männern ſeine Geſchichte von dem Augenblick an mit, wo er ſeines Vaters Haus verlaſſen hatte, bis zu ſeiner wunderbaren Rettung. Oft wurde er von ihnen mit Zeichen des Staunens und der Verwunderung unterbrochen; als er aber geendet hatte, ſprach der Herr des Hauſes, der ihn ſo freundlich empfangen hatte: „Ich traue deinen Worten, Said, aber du erzähltеſt uns, daß du im Wettkampf eine Kette gewonnen, und daß dir der Kalif einen Ring geſchenkt, kannſt du wohl dieſe uns zeigen?"

„Hier auf meinem Herzen habe ich beide verwahrt," ſprach der Jüngling, „und nur mit meinem Leben hätte ich ſo theure Geſchenke hergegeben, denn ich achte es für die ruhmvollſte und ſchönſte That, daß ich den großen Kalifen aus den Händen ſeiner Mörder befreite." Zugleich zog er Kette und Ring hervor und übergab beides den Männern."

„Beim Bart des Propheten, er iſt's, es iſt mein Ring!" rief der hohe ſchöne Mann; „Großvezier, laß uns ihn umarmen, denn hier ſteht unſer Retter." Said war es, wie ein Traum, als dieſe zwei ihn umſchlangen; aber alſobald warf er ſich nieder, und ſprach: „Verzeihe, Beherrſcher der Gläubigen, daß ich ſo vor dir geſprochen habe, denn du biſt kein anderer, als Harun Al Raſchid, der große Kalif von Bagdad."

„Der bin ich, dein Freund!" antwortete Harun, „und von dieſer Stunde an ſollen ſich alle deine trüben Schickſale wenden. Folge mir nach Bagdad, bleibe in meiner Umgebung, und ſey einer meiner vertrauteſten Beamten; denn wahrlich, du haſt in jener

Nacht gezeigt, daß dir Harun nicht gleichgültig ſey, und nicht jeden meiner treuen Diener möchte ich auf gleiche Probe ſtellen!"

Said dankte dem Kalifen; er verſprach ihm, auf immer bei ihm zu bleiben, wenn er zuvor eine Reiſe zu ſeinem Vater, der in großen Sorgen um ihn ſeyn müſſe, gemacht haben werde, und der Kalif fand dies gerecht und billig. Sie ſetzten ſich bald zu Pferd, und kamen noch vor Sonnenuntergang in Bagdad an. Der Kalif ließ Said eine lange Reihe prachtvoll geſchmückter Zimmer in ſeinem Palaſt anweiſen, und verſprach ihm noch überdies, ein eigenes Haus für ihn erbauen zu laſſen.

Auf die erſte Kunde von dieſem Ereigniß eilten die alten Waffenbrüder Said's, der Bruder des Kalifen, und der Sohn des Großveziers herbei, ſie umarmten ihn als Retter dieſer theuren Männer, und baten ihn, er möchte ihr Freund werden; aber ſprachlos wurden ſie vor Erſtaunen, als er ſagte: „Euer Freund bin ich längſt," indem er die Kette, die er als Kampfpreis erhalten, hervorzog, und ſie an dieſes und jenes erinnerte. Sie hatten ihn immer nur ſchwärzlichbraun und mit langem Bart geſehen, und erſt, als er erzählte, wie und warum er ſich entſtellt habe, als er zu ſeiner Rechtfertigung ſtumpfe Waffen herbeibringen ließ, mit ihnen focht, und ihnen den Beweis gab, daß er Almanſor der Tapfere ſey, erſt dann umarmten ſie ihn mit Jubel von neuem, und prieſen ſich glücklich, einen ſolchen Freund zu haben.

Den folgenden Tag, als eben Said mit dem Großvezier bei Harun ſaß, trat Mesrur, der Oberkämmerer, herein und ſprach: „Beherrſcher der Gläubigen, ſo es anders ſeyn kann, möchte ich dich um eine Gnade bitten."

„Ich will zuvor hören," antwortete Harun.

„Draußen ſteht mein lieber, leiblicher Vetter Kalum-Bek, ein berühmter Kaufmann auf dem Bazar," ſprach er, „der hat

einen ſonderbaren Handel mit einem Mann aus Aleppo, deſſen Sohn bei Kalum-Bek diente, nachher geſtohlen hat, dann entlaufen iſt, und niemand weiß wohin.“ Nun will aber der Vater ſeinen Sohn von Kalum haben, und dieſer hat ihn doch nicht; er wünſcht daher und bittet um die Gnade, du möchteſt kraft deiner großen Erleuchtung und Weisheit ſprechen zwiſchen dem Mann aus Aleppo und ihm.“

„Ich will richten,“ erwiderte der Kalif. „In einer halben Stunde möge dein Herr Vetter mit ſeinem Gegner in den Gerichtsſaal treten.“

Als Mesrur dankend gegangen war, ſprach Harun: „das iſt niemand anders, als dein Vater, Said, und da ich nun glücklicherweiſe alles, wie es iſt, erfahren habe, will ich urtheilen wie Salomo. Du, Said, verbirgſt dich hinter den Vorhang meines Thrones, bis ich dich rufe, und du, Großvezier, läßt mir ſogleich den ſchlechten und voreiligen Polizeirichter holen, ich werde ihn im Verhör brauchen.“

Sie thaten beide wie er befohlen. Said's Herz pochte ſtärker, als er ſeinen Vater bleich und abgehärmt mit wankenden Schritten in den Gerichtsſaal treten ſah, und Kalum-Beks feines, zuverſichtliches Lächeln, womit er zu ſeinem Vetter Oberkämmerer flüſterte, machte ihn ſo grimmig, daß er gern hinter dem Vorhang hervor auf ihn losgeſtürzt wäre; denn ſeine größten Leiden und Kümmerniſſe hatte er dieſem ſchlechten Menſchen zu danken.

Es waren viele Menſchen im Saal, die den Kalifen Recht ſprechen hören wollten. Der Großvezier gebot, nachdem der Herrſcher von Bagdad auf ſeinem Thron Platz genommen hatte, Stille, und fragte, wer hier als Kläger vor ſeinem Herrn erſcheine.

Kalum-Bek trat mit frecher Stirne vor, und ſprach: „Vor einigen Tagen ſtand ich unter der Thüre meines Gewölbes im

Bazar, als ein Ausrufer, einen Beutel in der Hand, und dieſen Mann hier neben ſich, durch die Buden ſchritt und rief: „Einen Beutel Gold dem, der Auskunft geben kann über Said aus Aleppo.“ Dieſer Said war in meinen Dienſten geweſen, und ich rief daher: „hierher Freund! ich kann den Beutel verdienen.“ Dieſer Mann, der jetzt ſo feindlich gegen mich iſt, kam freundlich und fragt, was ich wüßte. Ich antwortete: „Ihr ſeyd wohl Benezar, ſein Vater?“ und als er dies freudig bejahte, erzählte ich ihm, wie ich den jungen Menſchen in der Wüſte gefunden, gerettet und gepflegt, und nach Bagdad gebracht habe. In der Freude ſeines Herzens ſchenkte er mir den Beutel. Aber hört dieſen unſinnigen Menſchen, wie ich ihm nun weiter erzählte, daß ſein Sohn bei mir gedient habe, daß er ſchlechte Streiche gemacht, geſtohlen habe, und davongegangen ſei, will er es nicht glauben, hadert ſchon ſeit einigen Tagen mit mir, fordert ſeinen Sohn und ſein Geld zurück, und beides kann ich nicht geben, denn das Geld gebührt mir für die Nachricht, die ich ihm gab, und ſeinen ungerathenen Burſchen kann ich nicht herbeiſchaffen.

Jetzt ſprach auch Benezar; er ſchilderte ſeinen Sohn, wie edel und tugendhaft er ſey, und daß er nie habe ſo ſchlecht ſeyn können, zu ſtehlen. Er forderte den Kaliſen auf, ſtreng zu unterſuchen.

„Ich hoffe,“ ſprach Harun, „du haſt, wie es Pflicht iſt, den Diebſtahl angezeigt, Kalum-Bek?“

„Ei freilich!“ rief jener lächelnd. „Vor den Polizeirichter habe ich ihn geführt.“

„Man bringe den Polizeirichter!“ befahl der Kalif.

Zum allgemeinen Erſtaunen erſchien dieſer ſogleich, wie durch Zauberei herbeigebracht. Der Kalif fragte ihn, ob er ſich dieſes Handels erinnere, und dieſer geſtand den Fall zu.

„Haſt du den jungen Mann verhört, hat er den Diebſtahl eingeſtanden?“ fragte Harun.

„Nein, er war ſogar ſo verſtockt, daß er niemand als Euch ſelbſt geſtehen wollte!“ erwiderte der Richter.

„Aber ich erinnere mich nicht, ihn geſehen zu haben,“ ſagte der Kalif.

„Ei warum auch, da müßte ich alle Tage einen ganzen Pack ſolches Geſindels zu Euch ſchicken, die Euch ſprechen wollen.“

„Du weißt, daß mein Ohr für jeden offen iſt,“ antwortete Harun; „aber wahrſcheinlich waren die Beweiſe über den Diebſtahl ſo klar, daß es nicht nöthig war, den jungen Menſchen vor mein Angeſicht zu bringen. Du hatteſt wohl Zeugen, daß das Geld, das dir geſtohlen wurde, dir gehörte, Kalum?“

„Zeugen?“ fragte dieſer erbleichend; „nein, Zeugen hatte ich nicht, und Ihr wiſſet ja, Beherrſcher der Gläubigen, daß ein Goldſtück ausſieht, wie das andere. Woher konnte ich denn Zeugen nehmen, daß dieſe hundert Stücke in meiner Kaſſe fehlen?“

„An was erkannteſt du denn, daß jene Summe gerade dir gehöre?“ fragte der Kalif.

„An dem Beutel, in welchem ſie war,“ erwiderte Kalum.

„Haſt du den Beutel hier?“ forſchte jener weiter.

„Hier iſt er,“ ſprach der Kaufmann, zog einen Beutel hervor und reichte ihn dem Großvezier, damit er ihn dem Kalifen gebe.

Doch der Vezier rief mit verſtellten[illegible]staunen: „Beim Bart des Propheten! der Beutel ſo[illegible] ſeyn, du Hund? Mein gehörte dieſer Beutel, und ich [illegible] mit hundert Goldſtücken gefüllt einem braven jungen Ma[illegible]mich aus einer großer Gefahr befreite.“

„Kannſt du darauf ſchwören?“ fragte der Kalif.

„So gewiß, als ich einſt ins Paradies kommen will," antwortete der Vezier, „denn meine Tochter hat ihn ſelbſt verfertigt."

„Ei! ei!" rief Harun, „ſo wurdeſt du alſo falſch berichtet, Polizeirichter? Warum haſt du denn geglaubt, daß der Beutel dieſem Kaufmann gehöre?"

„Er hat geſchworen," antwortete der Polizeirichter furchtſam.

„So haſt du falſch geſchworen?" donnerte der Kalif den Kaufmann an, der erbleichend und zitternd vor ihm ſtand.

„Allah, Allah!" rief jener. „Ich will gewiß nichts gegen den Herrn Großvezier ſagen, er iſt ein glaubwürdiger Mann, aber ach, der Beutel gehörte doch mein, und der nichtswürdige Said hat ihn geſtohlen. Tauſend Toman wollte ich geben, wenn er jetzt zur Stelle wäre."

„Was haſt du denn mit dieſem Said angefangen?" fragte der Kalif. „Sag an, wohin man ſchicken muß, damit er vor mir Bekenntniß ablege!"

„Ich habe ihn auf eine wüſte Inſel geſchickt," ſprach der Polizeirichter.

„O Said! mein Sohn, mein Sohn!" rief der unglückliche Vater und weinte.

„So hat er alſo das Verbrechen bekannt?" fragte Harun.

Der Polizeirichter erbleichte; er drehte ſeine Augen hin und her, und endlich ſprach er: „Wenn ich mich noch recht erinnern kann — ja."

„Du weißt es alſo nicht gewiß?" fuhr der Kalif mit ſchrecklicher Stimme fort; „ſo wollen wir ihn ſelbſt fragen. Tritt hervor Said, und du, Kalum-Bek, zahlſt vor allem tauſend Goldſtücke, weil er jetzt hier zur Stelle iſt."

Kalum und der Polizeirichter glaubten ein Geſpenſt zu ſehen; ſie ſtürzten nieder und riefen: „Gnade! Gnade!" Benezar, vor

Freuden halb ohnmächtig, eilte in die Arme ſeines verlorenen Sohnes. Aber mit eiſerner Strenge fragte jetzt der Kalif: „Polizeirichter, hier ſteht Said; hat er eingeſtanden?“

„Nein, nein!“ heulte der Polizeirichter, „ich habe nur Kalums Zeugniß gehört, weil er ein angeſehener Mann iſt.“

„Habe ich dich darum als Richter über alle beſtellt, daß du nur den Vornehmen höreſt?“ rief Harun Al Raſchid mit edlem Zorn. „Auf zehn Jahre verbanne ich dich auf eine wüſte Inſel, mitten im Meer, da kannſt du über Gerechtigkeit nachdenken, und du, elender Menſch, der du Sterbende erweckſt, nicht um ſie zu retten, ſondern um ſie zu deinen Sklaven zu machen, du zahlſt, wie ſchon geſagt, tauſend Tomans, weil du ſie verſprochen, wenn Said käme, um für dich zu zeugen.“

Kalum freute ſich, ſo wohlfeil aus dem böſen Handel zu kommen, und wollte eben dem gütigen Kalifen danken; doch dieſer fuhr fort: „Für den falſchen Eid wegen der hundert Goldſtücke bekommſt du hundert Hiebe auf die Fußſohlen. Ferner hat Said zu wählen, ob er dein ganzes Gewölbe und dich als Laſtträger nehmen will, oder ob er mit zehn Goldſtücken für jeden Tag, welchen er dir diente, zufrieden iſt?“

„Laſſet den Elenden laufen, Kalif!“ rief der Jüngling, „ich will nichts, das ihm gehörte.“

„Nein,“ antwortete Harun, „ich will, daß du entſchädigt werdeſt. Ich wähle ſtatt deiner die zehn Goldſtücke für den Tag, und du magſt berechnen, wie viel Tage du in ſeinen Klauen warſt. Jetzt fort mit dieſen Elenden.“

Sie wurden abgeführt, und der Kalif führte Benezar und Said in einen andern Saal; dort erzählte er ihm ſelbſt ſeine wunderbare Rettung durch Said und wurde nur zuweilen durch

das Geheul Kalum-Beks unterbrochen, dem man ſo eben im Hof ſeine hundert vollwichtigen Goldſtücke auf die Fußſohlen zählte.

Der Kalif lud Benezar ein, mit Said bei ihm in Bagdad zu leben. Er ſagte es zu und reiste nur noch einmal nach Hauſe, um ſein großes Vermögen abzuholen. Said aber lebte in dem Palaſt, den ihm der dankbare Kalif erbaut hatte, wie ein Fürſt. Der Bruder des Kalifen und der Sohn des Großveziers waren ſeine Geſellſchafter, und es war in Bagdad zum Sprüchwort geworden: Ich möchte ſo gut und ſo glücklich ſeyn, als Said, der Sohn Benezars.

„Bei ſolcher Unterhaltung käme mir kein Schlaf in die Augen, wenn ich auch zwei, drei und mehrere Nächte wach bleiben müßte," ſagte der Zirkelſchmid, als der Jäger geendigt hatte. „Und oft ſchon habe ich dies bewährt befunden. So war ich in früherer Zeit als Geſelle bei einem Glockengießer. Der Meiſter war ein reicher Mann, und kein Geizhals; aber eben darum wunderten wir uns nicht wenig, als wir einmal eine große Arbeit hatten, und er, ganz gegen ſeine Gewohnheit, ſo geizig als möglich erſchien. Es wurde in die neue Kirche eine Glocke gegoſſen, und wir Jungen und Geſellen mußten die ganze Nacht am Herd ſitzen und das Feuer hüten. Wir glaubten nicht anders, als der Meiſter werde ſein Mutterfäßchen anſtechen und uns den beſten Wein vorſetzen. Aber nicht alſo. Er ließ nur alle Stunden einen Umtrunk thun, und fing an von ſeiner Wanderſchaft, von ſeinem Leben allerlei Geſchichten zu erzählen, dann kam es an den Obergeſellen, und ſo nach der Reihe, und keiner von uns wurde ſchläfrig, denn begierig horchten wir alle zu. Ehe wir uns deſſen verſahen, war es Tag. Da erkannten wir die Liſt des Meiſters, daß er uns durch Reden habe wach halten wollen. Denn als die

Glocke fertig war, schonte er seinen Wein nicht, und holte ein, was er weislich in jener Nacht versäumte."

„Das war ein vernünftiger Mann," erwiderte der Student; „für den Schlaf, das ist gewiß, hilft nichts als reden. Darum möchte ich diese Nacht nicht einsam bleiben, weil ich mich gegen elf Uhr hin des Schlafes nicht erwehren könnte."

„Das haben auch die Bauersleute wohl bedacht," sagte der Jäger; „wenn die Frauen und Mädchen in den langen Winterabenden bei Licht spinnen, so bleiben sie nicht einsam zu Hause, weil sie da wohl mitten unter der Arbeit einschliefen, sondern sie kommen zusammen in den sogenannten Lichtstuben, setzen sich in großer Gesellschaft zur Arbeit, und erzählen."

„Ja," fiel der Fuhrmann ein, „da geht es oft recht gräulich zu, daß man sich ordentlich fürchten möchte, denn sie erzählen von feurigen Geistern, die auf der Welt gehen, von Kobolden, die Nachts in den Kammern poltern, und von Gespenstern, die Menschen und Vieh ängstigen."

„Da haben sie nun freilich nicht die beste Unterhaltung," entgegnete der Student; „mir, ich gestehe es, ist nichts so verhaßt, als Gespenstergeschichten."

„Ei," da denke ich gerade das Gegentheil," rief der Zirkelschmid; „mir ist es recht behaglich bei einer rechten Schauergeschichte. Es ist gerade wie beim Regenwetter, wenn man unter dem Dach schläft. Man hört die Tropfen tick — tack — tick — tack auf die Ziegel herunterrauschen, und fühlt sich recht warm im Trockenen. So, wenn man bei Licht und in Gesellschaft von Gespenstern hört, fühlt man sich sicher und behaglich."

„Aber nachher," sagte der Student, „wenn einer zugehört hat, der dem lächerlichen Glauben an Gespenster ergeben ist, wird er sich nicht grauen, wenn er allein ist und im Dunkeln? Wird

er nicht an alles das Schauerliche denken, was er gehört? Ich kann mich noch heute über dieſe Geſpenſtergeſchichten ärgern, wenn ich an meine Kindheit denke. Ich war ein munterer, aufgeweckter Junge, und mochte vielleicht etwas unruhiger ſeyn, als meiner Amme lieb war. Da wußte ſie nun kein anderes Mittel, mich zum Schweigen zu bringen, als daß ſie mich fürchten machte. Sie erzählte mir allerlei ſchauerliche Geſchichten von Heren und böſen Geiſtern, die im Hauſe ſpuken ſollten, und wenn eine Katze auf dem Boden ihr Weſen trieb, flüſterte ſie mir ängſtlich zu: hörſt du, Söhnchen? jetzt geht er wieder Treppe auf, Treppe ab, der todte Mann. Er trägt ſeinen Kopf unter dem Arm, aber ſeine Augen glänzen doch wie Laternen, Krallen hat er ſtatt der Finger, und wenn er einen im Dunkeln erwiſcht, dreht er ihm den Hals um."

Die Männer lachten über dieſe Geſchichten, aber der Student fuhr fort: „Ich war zu jung, als daß ich hätte einſehen können, dies alles ſei unwahr und erfunden. Ich fürchtete mich nicht vor dem größten Jagdhund, warf jeden meiner Geſpielen in den Sand; aber wenn ich ins Dunkle kam, drückte ich vor Angſt die Augen zu, denn ich glaubte, jetzt werde der todte Mann heranſchleichen. Es ging ſo weit, daß ich nicht mehr allein und ohne Licht aus der Thüre gehen wollte, wenn es dunkel war, und wie manchmal hat mich mein Vater nachher gezüchtigt, als er dieſe Unart bemerkte. Aber lange Zeit konnte ich dieſe kindiſche Furcht nicht los werden, und allein meine thörichte Amme trug die Schuld."

„Ja, das iſt ein großer Fehler," bemerkte der Jäger, „wenn man die kindlichen Gedanken mit ſolchem Aberwitz füllt. Ich kann Sie verſichern, daß ich brave, beherzte Männer gekannt habe, Jäger, die ſich ſonſt vor drei Feinden nicht fürchteten, wenn ſie Nachts im Walde aufs Wild lauern ſollten oder auf Wilddiebe, da gebrach es ihnen oft plötzlich an Muth, denn ſie ſahen einen

Baum für ein ſchreckliches Geſpenſt, einen Buſch für eine Hexe, und ein paar Glühwürmer für die Augen eines Ungethüms an, das im Dunkeln auf ſie laure."

„Und nicht nur für Kinder," entgegnete der Student, „halte ich Unterhaltungen dieſer Art für höchſt ſchädlich und thöricht, ſondern auch für jeden; denn welcher vernünftige Menſch wird ſich über das Treiben und Weſen von Dingen unterhalten, die eigentlich nur im Hirn eines Thoren wirklich ſind? Dort ſpukt es, ſonſt nirgends. Doch am allerſchädlichſten ſind dieſe Geſchichten unter dem Landvolk. Dort glaubt man feſt und unabweichlich an Thorheiten dieſer Art, und dieſer Glaube wird in den Spinnſtuben und in der Schenke genährt, wo ſie ſich enge zuſammenſetzen und mit furchtſamer Stimme die allergräulichſten Geſchichten erzählen."

„Ja, Herr," erwiderte der Fuhrmann, „Ihr mögt nicht unrecht haben, ſchon manches Unglück iſt durch ſolche Geſchichten entſtanden, iſt ja doch ſogar meine eigene Schweſter dadurch elendiglich ums Leben gekommen."

„Wie das? an ſolchen Geſchichten!" riefen die Männer erſtaunt.

„Ja wohl, an ſolchen Geſchichten!" ſprach jener weiter. „In dem Dorf, wo unſer Vater wohnte, iſt auch die Sitte, daß die Frauen und Mädchen in den Winterabenden zum Spinnen ſich zuſammenſetzen. Die jungen Burſche kommen dann auch und erzählen mancherlei. So kam es eines Abends, daß man von Geſpenſtern und Erſcheinungen ſprach, und die jungen Burſche erzählten von einem alten Krämer, der ſchon vor zehn Jahren geſtorben ſei, aber im Grab keine Ruhe finde. Jede Nacht werfe er die Erde von ſich ab, ſteige aus dem Grab, ſchleiche langſam und huſtend, wie er im Leben gethan, nach ſeinem Laden, und wäge dort Zucker und Kaffee ab, indem er vor ſich hin murmle:

Drei Viertel, drei Viertel um Mitternacht
haben bei Tag ein Pfund gemacht.

Viele behaupteten, ihn gesehen zu haben, und die Mädchen und Weiber fingen an, sich zu fürchten. Meine Schwester aber, ein Mädchen von sechszehn Jahren, wollte klüger seyn, als die andern, und sagte: „„das glaube ich alles nicht; wer einmal todt ist, kommt nicht wieder.““ Sie sagte es, aber leider ohne Ueberzeugung, denn sie hatte sich oft schon gefürchtet. Da sagte einer von den jungen Leuten: „„Wenn du dies glaubst, so wirst du dich auch nicht vor ihm fürchten; sein Grab ist nur zwei Schritte von Käthchens, die letzthin gestorben. Wage es einmal, gehe hin auf den Kirchhof, brich von Käthchens Grab eine Blume, und bringe sie uns, so wollen wir glauben, daß du dich vor dem Krämer nicht fürchtest.““

„Meine Schwester schämte sich, von den andern verlacht zu werden, darum sagte sie: „„O das ist mir ein leichtes; was wollt ihr denn für eine Blume?““

„„Es blüht im ganzen Dorf keine weiße Rose, als dort, darum bring uns einen Strauß von diesen,““ antwortete eine ihrer Freundinnen. Sie stand auf und ging, und alle Männer lobten ihren Muth, aber die Frauen schüttelten den Kopf und sagten: „„Wenn es nur gut abläuft.““ Meine Schwester ging dem Kirchhof zu, der Mond schien hell, und sie fing an zu schaudern, als es zwölf Uhr schlug, und sie die Kirchhofpforte öffnete.“

„Sie stieg über manchen Grabhügel weg, den sie kannte, und ihr Herz wurde bange und immer banger, je näher sie zu Käthchens weißen Rosen und zum Grab des gespenstigen Krämers kam.“

„Jetzt war sie da; zitternd kniete sie nieder, und knickte die Blumen ab. Da glaubte sie ganz in der Nähe ein Geräusch zu vernehmen, sie sah sich um — zwei Schritte von ihr flog die Erde von einem Grab hinweg, und langsam richtete sich eine Gestalt daraus empor. Es war ein alter, bleicher Mann mit einer weißen

Schlafmütze auf dem Kopf. Meine Schweſter erſchrack, ſie ſchaute noch einmal hin, um ſich zu überzeugen, ob ſie recht geſehen; als aber der im Grabe mit näſelnder Stimme anfing zu ſprechen: „„Guten Abend, Jungfer, woher ſo ſpät?““ da erfaßte ſie ein Grauen des Todes; ſie raffte ſich auf, ſprang über die Gräber hin nach jenem Hauſe, erzählte beinahe athemlos, was ſie geſehen, und wurde ſo ſchwach, daß man ſie nach Hauſe tragen mußte. Was nützte es uns, daß wir am andern Tag erfuhren, daß es der Todtengräber geweſen ſei, der dort ein Grab gemacht, und zu meiner armen Schweſter geſprochen habe? Sie verfiel noch, ehe ſie dies erfahren konnte, in ein hitziges Fieber, an welchem ſie nach drei Tagen ſtarb. Die Roſen zu ihrem Todtenkranz hatte ſie ſich ſelbſt gebrochen.“

Der Fuhrmann ſchwieg, und eine Thräne hing in ſeinen Augen, die andern aber ſahen theilnehmend auf ihn.

„So hat das arme Kind auch an dieſem Köhlerglauben ſterben müſſen,“ ſagte der junge Goldarbeiter; „mir fällt da eine Sage bei, die ich Euch wohl erzählen möchte, und die leider mit einem ſolchen Trauerfall zuſammenhängt. Sie heißt:“

Die Höhle von Steenfoll.*

Auf einer der Felſeninſeln Schottlands lebten vor vielen Jahren zwei Fiſcher in glücklicher Eintracht. Sie waren beide unverheirathet, hatten auch ſonſt keine Angehörigen, und ihre gemeinſame Arbeit, obgleich verſchieden angewendet, nährte ſie beide. Im Alter kamen ſie einander ziemlich nahe, aber von Perſon und an Gemüthsart glichen ſie einander nicht mehr, als ein Adler und ein Seekalb.

* Lies Stienfoll.

Kaſpar Strumpf war ein kurzer, dicker Menſch mit einem breiten, fetten Vollmondsgeſicht und gutmüthig lachenden Augen, denen Gram und Sorge fremd zu ſeyn ſchienen. Er war nicht nur fett, ſondern auch ſchläfrig und faul, und ihm fielen daher die Arbeiten des Hauſes, kochen und backen, das Stricken der Netze zum eigenen Fiſchfang und zum Verkaufe, auch ein großer Theil der Beſtellung ihres kleinen Feldes anheim. Ganz das Gegentheil war ſein Gefährte; lang und hager, mit kühner Habichtsnaſe und ſcharfen Augen, war er als der thätigſte und glücklichſte Fiſcher, der unternehmendſte Kletterer nach Vögeln und Daunen, der fleißigſte Feldarbeiter auf den Inſeln, und dabei als der geldgierigſte Händler auf dem Markte zu Kirkwall bekannt; aber da ſeine Waaren gut und er ehrlich war, ſo handelte jeder gern mit ihm, und Wilm Falke (ſo nannten ihn ſeine Landsleute) und Kaſpar Strumpf, mit welchem erſterer, trotz ſeiner Habſucht, gerne ſeinen ſchwer errungenen Gewinn theilte, hatten nicht nur eine gute Nahrung, ſondern waren auch auf gutem Wege, einen gewiſſen Grad von Wohlhabenheit zu erlangen. Aber Wohlhabenheit allein war es nicht, was Falke's habſüchtigem Gemüthe zuſagte; er wollte reich, ſehr reich werden, und da er bald einſehen lernte, daß auf dem gewöhnlichen Wege des Fleißes das Reichwerden nicht ſehr ſchnell vor ſich ging, ſo verfiel er zuletzt auf den Gedanken, er müßte ſeinen Reichthum durch irgend einen außerordentlichen Glückszufall erlangen, und da nun dieſer Gedanke einmal von ſeinem heftig wallenden Geiſte Beſitz genommen, fand er für nichts anderes Raum darin, und er fing an, mit Kaſpar Strumpf davon, als von einer gewiſſen Sache zu reden. Dieſer, dem alles, was Falke ſagte, für das Evangelium galt, erzählte es ſeinen Nachbarn, und bald verbreitete ſich das Gerücht, Wilm Falke hätte ſich entweder wirklich dem Böſen für Gold

verſchrieben, oder hätte doch ein Anerbieten dazu von dem Fürſten der Unterwelt bekommen.

Anfangs zwar verlachte Falke dieſe Gerüchte, aber allmählig gefiel er ſich in dem Gedanken, daß irgend ein Geiſt ihm einmal einen Schatz verrathen könne, und er widerſprach nicht länger, wenn ihn ſeine Landsleute damit aufzogen. Er trieb zwar noch immer ſein Geſchäft fort, aber mit weniger Eifer, und verlor oft einen großen Theil der Zeit, die er ſonſt mit Fiſchfang oder andern nützlichen Arbeiten zuzubringen pflegte, in zweckloſem Suchen irgend eines Abenteuers, wodurch er plötzlich reich werden ſollte. Auch wollte es ſein Unglück, daß, als er eines Tages am einſamen Ufer ſtand und in unbeſtimmter Hoffnung auf das bewegte Meer hinausblickte, als ſolle ihm von dorther ſein großes Glück kommen, eine große Welle unter einer Menge losgeriſſenen Mooſes und Geſteins, eine gelbe Kugel — eine Kugel von Gold — zu ſeinen Füßen rollte.

Wilm ſtand wie bezaubert; ſo waren denn ſeine Hoffnungen nicht leere Träume geweſen, das Meer hatte ihm Gold, ſchönes reines Gold geſchenkt, wahrſcheinlich die Ueberreſte einer ſchweren Barre, welche die Wellen auf dem Meeresgrund bis zur Größe einer Flintenkugel abgerieben. Und nun ſtand es klar vor ſeiner Seele, daß einmal irgendwo an dieſer Küſte ein reich beladenes Schiff geſcheitert ſeyn müſſe, und daß er dazu erſehen ſey, die im Schooße des Meeres begrabenen Schätze zu heben. Dies ward von nun an ſein einziges Streben; ſeinen Fund ſorgfältig, ſelbſt vor ſeinem Freunde verbergend, damit nicht auch andere ſeiner Entdeckung auf die Spur kämen, verſäumte er alles andere und brachte Tage und Nächte an dieſer Küſte zu, wo er nicht ſein Netz nach Fiſchen, ſondern eine eigends dazu verfertigte Schaufel — nach Gold auswarf. Aber er fand nichts, als Armuth; denn er

ſelbſt verdiente nichts mehr, und Kaſpars ſchläfrige Bemühungen reichten nicht hin, ſie beide zu ernähren. Im Suchen größerer Schätze verſchwand nicht nur das gefundene Gold, ſondern allmählig auch das ganze Eigenthum der Junggeſellen. Aber ſo wie Strumpf früher ſtillſchweigend von Falke den beſten Theil ſeiner Nahrung hatte erwerben laſſen, ſo ertrug er es auch jetzt ſchweigend und ohne Murren, daß die zweckloſe Thätigkeit deſſelben ſie ihm jetzt entzog; und gerade dieſes ſanftmüthige Dulden ſeines Freundes war es, was jenen nur noch ſtärker anſpornte, ſein raſtloſes Suchen nach Reichthum noch mehr fortzuſetzen. Was ihn aber noch thätiger machte, war, daß, ſo oft er ſich zur Ruhe niederlegte, und ſeine Augen ſich zum Schlummer ſchloſſen, etwas ihm ein Wort ins Ohr raunte, das er zwar ſehr deutlich zu vernehmen glaubte, auch ihm jedesmal daſſelbe ſchien, das er aber niemals behalten konnte. Zwar wußte er nicht, was dieſer Umſtand, ſo ſonderbar er auch war, mit ſeinem jetzigen Streben zu thun haben könne; aber auf ein Gemüth, wie Wilm Falke's, mußte alles wirken, und auch dieſes geheimnißvolle Flüſtern half ihn in dem Glauben beſtärken, daß ihm ein großes Glück beſtimmt ſey, das er nur in einem Goldhaufen zu finden hoffte.

Eines Tages überraſchte ihn ein Sturm am Ufer, wo er die Goldkugel gefunden hatte, und die Heftigkeit deſſelben trieb ihn an, in einer nahen Höhle Zuflucht zu ſuchen. Dieſe Höhle, welche die Einwohner die Höhle von Steenfoll nennen, beſteht aus einem langen unterirdiſchen Gang, welcher ſich mit zwei Mündungen gegen das Meer öffnet und den Wellen einen freien Durchgang läßt, die ſich beſtändig mit lautem Brüllen ſchäumend durch denſelben hinarbeiten. Dieſe Höhle war nur an einer Stelle zugänglich, und zwar durch eine Spalte von oben her, welche aber ſelten von jemand anderem, als muthwilligen Knaben, betreten

ward, indem zu den eigenen Gefahren des Ortes ſich noch der Ruf eines Geiſterſpuks geſellte. Mit Mühe ließ Wilm ſich in denſelben hinab und nahm ungefähr zwölf Fuß tief von der Oberfläche auf einem vorſpringenden Stein, und unter einem überhängenden Felſenſtück Platz, wo er mit den brauſenden Wellen unter ſeinen Füßen und dem wüthenden Sturm über ſeinem Haupte in ſeinen gewöhnlichen Gedankenzug verfiel, nämlich von dem geſcheiterten Schiff, und was für ein Schiff es wohl geweſen ſeyn möchte; denn trotz allen ſeinen Erkundigungen hatte er ſelbſt von den älteſten Einwohnern von keinem an dieſer Stelle geſcheiterten Fahrzeuge Nachricht erhalten können. Wie lange er ſo geſeſſen, wußte er ſelbſt nicht; als er aber endlich aus ſeinen Träumereien erwachte, entdeckte er, daß der Sturm vorüber war, und er wollte eben wieder emporſteigen, als eine Stimme ſich aus der Tiefe vernehmen ließ und das Wort Car-mil-han ganz deutlich in ſein Ohr drang. Erſchrocken fuhr er in die Höhe und blickte in den leeren Abgrund hinab.. „Großer Gott!“ ſchrie er, „das iſt das Wort, das mich in meinem Schlafe verfolgt; was, um's Himmels willen, mag es bedeuten?“ — „Carmilhan“ ſeufzte es noch einmal aus der Höhle herauf, als er ſchon mit einem Fuß die Spalte verlaſſen hatte, und er floh, wie ein geſcheuchtes Reh, ſeiner Hütte zu.

Wilm war indeſſen keine Memme; die Sache war ihm nur unerwartet gekommen, und ſein Geldgeiz war auch überdies zu mächtig in ihm, als daß ihn irgend ein Anſchein von Gefahr hätte abſchrecken können, auf ſeinem gefahrvollen Pfade fortzuwandern. Einſt als er ſpät in der Nacht beim Mondſchein der Höhle von Steenfoll gegenüber mit ſeiner Schaufel nach Schätzen fiſchte, blieb dieſelbe auf einmal an etwas hängen. Er zog aus Leibeskräften, aber die Maſſe blieb unbeweglich. Inzwiſchen

erhob ſich der Wind, dunkle Wolken überzogen den Himmel, heftig ſchaukelte das Boot und drohte umzuſchlagen; aber Wilm ließ ſich nicht irre machen; er zog und zog, bis der Widerſtand aufhörte, und da er kein Gewicht fühlte, glaubte er, ſein Seil wäre gebrochen. Aber gerade, als die Wolken über dem Monde zuſammenziehen wollten, erſchien eine runde, ſchwarze Maſſe auf der Oberfläche, und es erklang das ihn verfolgende Wort Carmilhan! Haſtig wollte er nach ihr greifen, aber eben ſo ſchnell, als er den Arm darnach ausſtreckte, verſchwand ſie in der Dunkelheit der Nacht, und der eben losbrechende Sturm zwang ihn, unter den nahen Felſen Zuflucht zu ſuchen. Hier ſchlief er vor Ermüdung ein, um im Schlafe von einer ungezügelten Einbildungskraft gepeinigt, aufs neue die Qualen zu erdulden, die ihm ſein raſtloſes Streben nach Reichthum am Tage erleiden ließ. Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne fielen auf den jetzt ruhigen Spiegel des Meeres, als Falke erwachte. Eben wollte er wieder hinaus an die gewohnte Arbeit, als er von Ferne etwas auf ſich zukommen ſah. Er erkannte es bald für ein Boot, und in demſelben eine menſchliche Geſtalt; was aber ſein größtes Staunen erregte, war, daß das Fahrzeug ſich ohne Segel oder Ruder fortbewegte, und zwar mit dem Schnabel gegen das Ufer gekehrt, und ohne daß die darin ſitzende Geſtalt ſich im geringſten um das Steuerruder zu bekümmern ſchien, wenn es ja eins hatte. Das Boot kam immer näher und hielt endlich neben Wilms Fahrzeug ſtille. Die Perſon in demſelben zeigte ſich jetzt als ein kleines, verſchrumpftes altes Männchen, das in gelbe Leinwand gekleidet und mit rother, in die Höhe ſtehender Nachtmütze, mit geſchloſſenen Augen, und unbeweglich wie ein getrockneter Leichnam da ſaß. Nachdem er es vergebens angerufen und geſtoßen hatte, wollte er eben einen Strick an das Boot befeſtigen und es wegführen, als

das Männchen die Augen aufſchlug und ſich zu bewegen anfing, auf eine Weiſe, welche ſelbſt den kühnen Fiſcher mit Grauſen erfüllte.

„Wo bin ich?“ fragte es nach einem tiefen Seufzer auf holländiſch. Falke, welcher von den holländiſchen Häringsfängern etwas von ihrer Sprache gelernt hatte, nannte ihm den Namen der Inſel und fragte, wer er denn ſey, und was ihn hieher gebracht?

„Ich komme, um nach dem Carmilhan zu ſehen.“

„Dem Carmilhan? um Gottes willen, was iſt das?“ rief der begierige Schiffer.

„Ich gebe keine Antwort auf Fragen, die man mir auf dieſe Weiſe thut,“ erwiderte das Männchen mit ſichtbarer Angſt.

„Nun!“ ſchrie Falke, „was iſt der Carmilhan?“ —

„Der Carmilhan iſt jetzt nichts, aber einſt war es ein ſchönes Schiff, mit mehr Gold beladen, als je ein anderes Fahrzeug getragen.“

„Wo ging es zu Grunde, und wann?“

„Es war vor hundert Jahren; wo, weiß ich nicht genau; ich komme, um die Stelle aufzuſuchen und das verlorene Gold aufzufiſchen; willſt du mir helfen, ſo wollen wir den Fund mit einander theilen.“

„Mit ganzem Herzen, ſag' mir nur, was muß ich thun?“

„Was du thun mußt, erfordert Muth; du mußt dich gerade vor Mitternacht in die wildeſte und einſamſte Gegend auf der Inſel begeben, begleitet von einer Kuh, die du dort ſchlachten und dich von jemand in ihre friſche Haut wickeln laſſen mußt. Dein Begleiter muß dich dann niederlegen und allein laſſen, und ehe es ein Uhr ſchlägt, weißt du, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Auf dieſe Weiſe fiel des alten Engrol Leib und Seele ins Verderben!“ rief Wilm mit Entſetzen. „Du biſt der böſe Geiſt,“

fuhr er fort, indem er haſtig davon ruderte, „geh zur Hölle, ich mag nichts mit dir zu thun haben!“

Das Männchen knirſchte, ſchimpfte und fluchte ihm nach; aber der Fiſcher, welcher zu beiden Rudern gegriffen hatte, war ihm bald außer Gehör, und nachdem er um einen Felſen gebogen, auch aus dem Geſichte. Aber die Entdeckung, daß der böſe Geiſt ſich ſeinen Geiz zu Nutze zu machen und mit Gold in ſeine Schlingen zu locken ſuchte, heilte den verblendeten Fiſcher nicht, im Gegentheil, er meinte die Mittheilung des gelben Männchens benutzen zu können, ohne ſich dem Böſen zu überliefern; und indem er fortfuhr, an der öden Küſte nach Gold zu fiſchen, vernachläſſigte er den Wohlſtand, den ihm die reichen Fiſchzüge in andern Gegenden des Meeres darboten, ſo wie alle andern Mittel, auf die er ehemals ſeinen Fleiß verwendet, und verſank von Tag zu Tage, nebſt ſeinem Gefährten, in tiefere Armuth, bis es endlich oft an den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen zu fehlen anfing. Aber obgleich dieſer Verfall gänzlich Falke's Halsſtarrigkeit und falſcher Begierde zugeſchrieben werden mußte, und die Ernährung beider jetzt Kaſpar Strumpf allein anheim fiel, ſo machte ihm dieſer niemals den geringſten Vorwurf; ja er bezeigte ihm immer noch dieſelbe Unterwürfigkeit, daſſelbe Vertrauen in ſeinen beſſern Verſtand, als zur Zeit, wo ihm ſeine Unternehmungen allezeit geglückt waren; dieſer Umſtand vermehrte Falke's Leiden um ein großes, aber trieb ihn, noch mehr nach Gold zu ſuchen, weil er dadurch hoffte, auch ſeinen Freund für ſein gegenwärtiges Entbehren ſchadlos halten zu können. Dabei verfolgte ihn das teufliſche Geflüſter des Wortes Carmilhan noch immer in ſeinem Schlummer; kurz, Noth, getäuſchte Erwartung und Geiz trieben ihn zuletzt zu einer Art von Wahnſinn, ſo daß er wirklich beſchloß, das zu thun, was ihm das Männchen angerathen, obgleich er, nach der alten Sage,

wohl wußte, daß er ſich damit den Mächten der Finſterniß übergab.

Alle Gegenvorſtellungen Kaſpars waren vergebens; Falke ward nur um ſo heftiger, jemehr jener ihn anflehte, von ſeinem verzweifelten Vorhaben abzuſtehen; und der gute ſchwache Menſch willigte endlich ein, ihn zu begleiten, und ihm ſeinen Plan ausführen zu helfen. Beider Herzen zogen ſich ſchmerzhaft zuſammen, als ſie einen Strick um die Hörner einer ſchönen Kuh, ihr letztes Eigenthum, legten, die ſie vom Kalbe aufgezogen, und die ſie ſich immer zu verkaufen geweigert hatten, weil ſie's nicht über's Herz bringen konnten, ſie in fremden Händen zu ſehen. Aber der böſe Geiſt, welcher ſich Wilms bemeiſterte, erſtickte jetzt alle beſſere Gefühle in ihm, und Kaſpar wußte ihm in nichts zu widerſtehen. Es war im September, und die langen Nächte des ſchottländiſchen Winters hatten angefangen. Die Nachtwolken wälzten ſich ſchwer vor dem rauhen Abendwind, und thürmten ſich wie Eisberge im Clydeſtrom; tiefer Schatten füllte die Schluchten zwiſchen dem Gebirge und den feuchten Torfſümpfen, und die trüben Bette der Ströme blickten ſchwarz und furchtbar wie Höllenſchlünde. Falke ging voran, und Strumpf folgte, ſchaudernd über ſeine eigene Kühnheit, und Thränen füllten ſein ſchweres Auge, ſo oft er das arme Thier anſah, welches ſo vertrauensvoll und bewußtlos ſeinem baldigen Tode entgegenging, der ihm von der Hand werden ſollte, die ihm bisher ſeine Nahrung gereicht. Mit Mühe kamen ſie in das enge ſumpfige Bergthal, welches hie und da mit Moos und Heidekraut bewachſen, mit großen Steinen überſäet war, und von einer wilden Gebirgskette umgeben lag, die ſich in grauen Nebel verlor, und wohin der Fuß eines Menſchen ſich ſelten verſtieg. Sie näherten ſich auf wankendem Boden einem großen Stein, welcher in der Mitte ſtand, und von welchem ein verſcheuchter

Adler krächzend in die Höhe flog. Die arme Kuh brüllte dumpf, als erkenne ſie die Schreckniſſe des Ortes, und das ihr bevorſtehende Schickſal; Kaſpar wandte ſich weg, um ſich die ſchnell fließenden Thränen abzuwiſchen; er blickte hinab durch die Felſenöffnung, durch welche ſie heraufgekommen waren, von wo aus man die ferne Brandung des Meeres hörte, und dann hinauf nach den Berggipfeln, auf welche ſich ein kohlenſchwarzes Gewölk gelagert hatte, aus dem man von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murmeln vernahm. Als er ſich wieder nach Wilm umſah, hatte dieſer bereits die arme Kuh an den Stein gebunden, und ſtand mit aufgehobener Art im Begriff, das gute Thier zu fällen.

Dies war zu viel für ſeinen Entſchluß, ſich in den Willen ſeines Freundes zu fügen; mit gerungenen Händen ſtürzte er ſich auf die Knie. „Um Gottes willen, Wilm Falke!“ ſchrie er mit der Stimme der Verzweiflung, „ſchone dich, ſchone die Kuh! ſchone dich und mich, ſchone deine Seele! — Schone dein Leben! und mußt du Gott ſo verſuchen, ſo warte bis morgen, und opfere lieber ein anderes Thier, als unſere liebe Kuh.“

„Kaſpar, biſt du toll?“ ſchrie Wilm wie ein Wahnſinniger, indem er noch immer die Art in die Höhe geſchwungen hielt. „Soll ich die Kuh ſchonen und verhungern?“

„Du ſollſt nicht verhungern,“ antwortete Kaſpar entſchloſſen; „ſo lange ich Hände habe, ſollſt du nicht verhungern; ich will vom Morgen bis in die Nacht für dich arbeiten, nur bring' dich nicht um deiner Seele Seligkeit, und laß mir das arme Thier leben!“

„Dann nimm die Art, und ſpalte mir den Kopf,“ ſchrie Falke mit verzweifeltem Tone, „ich gehe nicht von dieſem Fleck, bis ich habe, was ich verlange. — Kannſt du die Schätze des Carmilhan für mich heben? Können deine Hände mehr erwerben,

als die elendeſten Bedürfniſſe des Lebens? — Aber ſie können meinen Jammer enden — komm, und laß mich das Opfer ſeyn!"

„Wilm, tödte die Kuh, tödte mich! Es liegt mir nichts daran, es iſt mir ja nur um deine Seligkeit zu thun. Ach! dies iſt ja der Piktenaltar, und das Opfer, das du bringen willſt, gehört der Finſterniß."

„Ich weiß von nichts dergleichen," rief Falke wild lachend, wie einer, der entſchloſſen iſt, nichts wiſſen zu wollen, was ihn von ſeinem Vorſatz abbringen könnte. „Kaſpar, du biſt toll und machſt mich toll — aber da," fuhr er fort, indem er das Beil von ſich warf und das Meſſer vom Stein aufnahm, wie wenn er ſich durchſtoßen wollte, „da, behalte die Kuh ſtatt meiner!"

Kaſpar war in einem Augenblick bei ihm, riß ihm das Mordwerkzeug aus der Hand, er faßte das Beil, ſchwang es hoch um den Kopf, und ließ es mit ſolcher Gewalt auf des geliebten Thieres Kopf fallen, daß es, ohne zu zucken, todt zu ſeines Herrn Füßen niederſtürzte.

Ein Blitz, begleitet von einem Donnerſchlage, folgte dieſer raſchen Handlung, und Falke ſtarrte ſeinen Freund mit den Augen an, womit ein Mann ein Kind anſtaunen würde, das ſich das zu thun getraut, was er ſelbſt nicht gewagt. Strumpf ſchien aber weder von dem Donner erſchreckt, noch durch das ſtarre Erſtaunen ſeines Gefährten außer Faſſung gebracht, ſondern fiel ohne ein Wort zu reden, über die Kuh her, und fing an, ihr die Haut abzuziehen. Als Wilm ſich ein wenig erholt hatte, half er ihm in dieſem Geſchäft, aber mit ſo ſichtbarem Widerwillen, als er vorher begierig geweſen war, das Opfer vollendet zu ſehen. Während dieſer Arbeit hatte ſich das Gewitter zuſammengezogen, der Donner brüllte laut im Gebirg, und furchtbare Blitze ſchlängelten ſich um den Stein und über das Moos der Schlucht hin,

während der Wind, welcher diese Höhe noch nicht erreicht hatte, die untern Thäler und das Gestade mit wildem Heulen erfüllte; und als die Haut endlich abgezogen war, fanden beide Fischer sich schon bis auf die Haut durchnäßt. Sie breiteten jene auf dem Boden aus, und Kaspar wickelte und band Falke, wie dieser es ihn geheißen, in derselben fest ein, und so blieb Falke auf der Erde liegen. Dann erst, als dies geschehen war, brach der arme Mensch das lange Stillschweigen, und indem er mitleidig auf seinen bethörten Freund hinabblickte, fragte er mit zitternder Stimme: „Kann ich noch etwas für dich thun, Wilm?"

„Nichts mehr," erwiderte der andere, lebe wohl!"

„Leb' wohl," erwiderte Kaspar, „Gott sey mit dir, und vergebe dir, wie ich es thue."

Dies waren die letzten Worte, welche Wilm von ihm hörte, denn im nächsten Augenblick war er in der immer zunehmenden Dunkelheit verschwunden, und eben so plötzlich brach auch einer der fürchterlichsten Gewitterstürme, die Wilm nur je gehört hatte, aus. Er fing an mit einem Blitze, welcher Falke nicht nur die Berge und Felsen in seiner unmittelbaren Nähe, sondern auch das Thal unter ihm, mit dem schäumenden Meere und den in der Bucht zerstreut liegenden Felseninseln zeigte, zwischen welchen er die Erscheinung eines großen fremdartigen und entmasteten Schiffes zu erblicken glaubte, welches auch im Augenblick wieder in der schwärzesten Dunkelheit verschwand. Die Donnerschläge wurden ganz betäubend; eine Masse Felsenstücke rollte vom Gebirge herab und drohte ihn zu erschlagen; der Regen ergoß sich in solcher Menge, daß er in einem Augenblick das enge Sumpfthal mit einer hohen Fluth überströmte, welche bald bis zu Wilms Schultern hinaufreichte; denn glücklicher Weise hatte ihn Kaspar mit dem obern Theile des Körpers auf eine Erhöhung gelegt, sonst hätte

er auf einmal ertrinken müſſen. Das Waſſer ſtieg immer höher, und je mehr Wilm ſich anſtrengte, ſich aus ſeiner gefahrvollen Lage zu befreien, deſto feſter umgab ihn die Haut. Umſonſt rief er nach Kaſpar; Kaſpar war weit weg. Gott in ſeiner Noth anzurufen, wagte er nicht, und ein Schauder ergriff ihn, wenn er die Mächte anflehen wollte, deren Gewalt er ſich hingegeben fühlte.

Schon drang ihm das Waſſer in die Ohren, ſchon berührte es den Rand der Lippen; „Gott, ich bin verloren!“ ſchrie er, indem er einen Strom über ſein Geſicht hinſtürzen fühlte — aber in demſelben Augenblick drang ein Schall, wie von einem nahen Waſſerfall, ſchwach in ſein Gehör, und ſogleich war auch ſein Mund wieder unbedeckt. Die Fluth hatte ſich durch das Geſtein Bahn gebrochen, und da zu gleicher Zeit der Regen etwas nachließ, und das tiefe Dunkel des Himmels ſich etwas verzog, ſo ließ auch ſeine Verzweiflung nach, und es ſchien ihm ein Strahl der Hoffnung zurückzukehren. Aber obgleich er ſich wie von einem Todeskampf erſchöpft fühlte, und ſehnlich wünſchte, aus ſeiner Gefangenſchaft erlöst zu ſeyn, ſo war doch der Zweck ſeines verzweifelten Strebens noch nicht erreicht, und mit der verſchwundenen unmittelbaren Lebensgefahr kam auch die Habſucht mit all ihren Furien in ſeine Bruſt zurück; aber überzeugt, daß er in ſeiner Lage ausharren müſſe, um ſein Ziel zu erreichen, hielt er ſich ruhig, und fiel vor Kälte und Ermüdung in einen feſten Schlaf.

Er mochte ungefähr zwei Stunden geſchlafen haben, als ihn ein kalter Wind, der ihm über's Geſicht fuhr, und ein Rauſchen, wie von herannahenden Meereswogen, aus ſeiner glücklichen Selbſtvergeſſenheit aufrüttelte. Der Himmel hatte ſich aufs neue verfinſtert; ein Blitz, wie der, welcher den erſten Sturm herbeigeführt, erhellte noch einmal die Gegend umher, und er glaubte abermals, das fremde Schiff zu erblicken, das jetzt dicht vor der Steenfoll-

klippe auf einer hohen Welle zu hängen und dann jählings in den Abgrund zu schießen schien. Er starrte noch immer nach dem Phantom, denn ein unaufhörliches Blitzen hielt jetzt das Meer erleuchtet, als sich auf einmal eine berghohe Wasserhose aus dem Thale erhob, und ihn mit solcher Gewalt gegen einen Felsen schleuderte, daß ihm alle Sinne vergingen. Als er wieder zu sich selbst kam, hatte sich das Wetter verzogen, der Himmel war heiter, aber das Wetterleuchten dauerte noch immer fort. Er lag dicht am Fuße des Gebirges, welches dieses Thal umschloß, und er fühlte sich so zerschlagen, daß er sich kaum zu rühren vermochte. Er hörte das stillere Brausen der Brandung, und mitten drinnen eine feierliche Musik, wie Kirchengesang. Diese Töne waren anfangs so schwach, daß er sie für Täuschung hielt, aber sie ließen sich immer wieder aufs neue vernehmen, und jedesmal deutlicher und näher, und es schien ihm zuletzt, als könne er darin die Melodie eines Psalms unterscheiden, die er im vorigen Sommer am Bord eines holländischen Häringfängers gehört hatte.

Endlich unterschied er sogar Stimmen, und es däuchte ihm, als vernehme er sogar die Worte jenes Liedes; die Stimmen waren jetzt in dem Thale, und als er sich mit Mühe zu einem Stein hingeschoben, auf den er den Kopf legte, erblickte er wirklich einen Zug von menschlichen Gestalten, von welchen diese Musik ausging, und der sich gerade auf ihn zu bewegte. Kummer und Angst lag auf den Gesichtern der Leute, deren Kleider von Wasser zu triefen schienen. Jetzt waren sie dicht bei ihm, und ihr Gesang schwieg. An ihrer Spitze waren mehrere Musiker, dann mehrere Seeleute, und hinter diesen kam ein großer starker Mann in altväterlicher, reich mit Gold besetzter Tracht, mit einem Schwert an der Seite und einem langen dicken spanischen Rohr mit goldenem Knopfe in der Hand. Ihm zur Seite ging ein Negerknabe, welcher seinem

Herrn von Zeit zu Zeit eine lange Pfeife reichte, aus der er einige feierliche Züge that, und dann weiter schritt. Er blieb kerzengerade vor Wilm stehen, und ihm zu beiden Seiten stellten sich andere, minder prächtig gekleidete Männer, welche alle Pfeifen in den Händen hatten, die aber nicht so kostbar schienen, als die Pfeife, welche dem dicken Manne nachgetragen wurde. Hinter diesen traten andere Personen auf, worunter mehrere Frauenspersonen, von denen einige Kinder in den Armen oder an der Hand hatten, alle in kostbarer aber fremdartiger Kleidung; ein Haufen holländischer Matrosen schloß den Zug, deren jeder den Mund voll Tabak, und zwischen den Zähnen ein braunes Pfeifchen hatte, das sie in düsterer Stille rauchten.

Der Fischer blickte mit Grausen auf diese sonderbare Versammlung; aber die Erwartung dessen, das da kommen werde, hielt seinen Muth aufrecht. Lange standen sie so um ihn her, und der Rauch ihrer Pfeifen erhob sich wie eine Wolke über sie, zwischen welcher die Sterne hindurch blinkten. Der Kreis zog sich immer enger um Wilm her, das Rauchen ward immer heftiger, und dicker die Wolke, die aus Mund und Pfeifen hervorstieg. Falke war ein kühner, verwegener Mann; er hatte sich auf außerordentliches vorbereitet; aber als er diese unbegreifliche Menge immer näher auf ihn eindringen sah, als wolle sie ihn mit ihrer Masse erdrücken, da entsank ihm der Muth, dicker Schweiß trat ihm vor die Stirne, und er glaubte, vor Angst vergehen zu müssen. Aber man denke sich erst seinen Schrecken, als er von ungefähr die Augen wandte und dicht an seinem Kopf das gelbe Männchen steif und aufrecht sitzen sah, wie er es zum erstenmal erblickt, nur daß es jetzt, als wie zum Spotte der ganzen Versammlung, auch eine Pfeife im Munde hatte. In der Todesangst, die ihn jetzt ergriff, rief er, zu der Hauptperson gewendet: „Im Namen dessen,

dem ihr dient, wer seyd ihr? und was verlangt ihr von mir?“ Der große Mann rauchte drei Züge, feierlicher als je, gab dann die Pfeife seinem Diener, und antwortete mit schreckhafter Kälte: „Ich bin Alfred Franz van der Swelder, Befehlshaber des Schiffes Carmilhan von Amsterdam, welches auf dem Heimwege von Batavia mit Mann und Maus an dieser Felsenküste zu Grunde ging; dies sind meine Offiziere, dies meine Passagiere, und jenes meine braven Seeleute, welche alle mit mir ertranken. Warum hast du uns aus unsern tiefen Wohnungen im Meere hervorgerufen? Warum störtest du unsere Ruhe?“

„Ich möchte wissen, wo die Schätze des Carmilhan liegen.“

„Am Boden des Meeres.“

„Wo?“

„In der Höhle von Steenfoll.“

„Wie soll ich sie bekommen?“

„Eine Gans taucht in den Schlund nach einem Häring; sind die Schätze des Carmilhan nicht eben so viel werth?“

„Wie viel davon werd' ich bekommen?“

„Mehr als du je verzehren wirst.“ Das gelbe Männchen grinzte, und die ganze Versammlung lachte laut auf. „Bist du zu Ende?“ fragte der Hauptmann weiter.

„Ich bin's. Gehab dich wohl!“

„Leb' wohl, bis aufs Wiedersehen,“ erwiderte der Holländer, wandte sich zum Gehen, die Musiker traten aufs neue an die Spitze, und der ganze Zug entfernte sich in derselben Ordnung, in welcher er gekommen war, und mit demselben feierlichen Gesang, welcher mit der Entfernung immer leiser und undeutlicher wurde, bis er sich nach einiger Zeit gänzlich im Geräusche der Brandung verlor. Jetzt strengte Wilm seine letzten Kräfte an, sich aus seinen Banden zu befreien, und es gelang ihm endlich, einen Arm los

zu bekommen, womit er die ihn umwindenden Stricke löste, und sich endlich ganz aus der Haut wickelte. Ohne sich umzusehen, eilte er nach seiner Hütte, und fand den armen Kaspar Strumpf in starrer Bewußtlosigkeit am Boden liegen. Mit Mühe brachte er ihn wieder zu sich selbst, und der gute Mensch weinte vor Freude, als er den verloren geglaubten Jugendfreund wieder vor sich sah. Aber dieser beglückende Strahl verschwand schnell wieder, als er von diesem vernahm, welch' verzweifeltes Unternehmen er jetzt vorhatte.

„Ich wollte mich lieber in die Hölle stürzen, als diese nackten Wände und dieses Elend länger ansehen. — Folge mir oder nicht, ich gehe." Mit diesen Worten faßte Wilm eine Fackel, ein Feuerzeug und ein Seil, und eilte davon. Kaspar eilte ihm nach, so schnell er's vermochte, und fand ihn schon auf dem Felsstück stehen, auf welchem er vormals gegen den Sturm Schutz gefunden, und bereit, sich an dem Stricke in den schwarzen brausenden Schlund hinabzulassen. Als er fand, daß alle seine Vorstellungen nichts über den rasenden Menschen vermochten, bereitete er sich, ihm nachzusteigen, aber Falke befahl ihm zu bleiben, und den Strick zu halten. Mit furchtbarer Anstrengung, wozu nur die blindeste Habsucht den Muth und die Stärke geben konnte, kletterte Falke in die Höhle hinab, und kam endlich auf ein vorspringendes Felsenstück zu stehen, unter welchem die Wogen schwarz und mit weißem Schaume bekräuselt brausend dahin eilten. Er blickte begierig umher, und sah endlich etwas gerade unter ihm im Wasser schimmern. Er legte die Fackel nieder, stürzte sich hinab, und erfaßte etwas schweres, das er auch heraufbrachte. Es war ein eisernes Kästchen voller Goldstücke. Er verkündigte seinem Gefährten, was er gefunden, wollte aber durchaus nicht auf sein Flehen hören, sich damit zu begnügen, und wieder heraufzusteigen. Falke meinte, dies wäre nur die erste Frucht seiner langen Bemühungen. Er

ſtürzte ſich noch einmal hinab — es erſcholl ein lautes Gelächter aus dem Meere, und Wilm Falke ward nie wieder geſehen. Kaſpar ging allein nach Hauſe, aber als ein anderer Menſch. Die ſeltſamen Erſchütterungen, die ſein ſchwacher Kopf und ſein empfindſames Herz erlitten, zerrütteten ihm die Sinne. Er ließ alles um ſich her verfallen, und wanderte Tag und Nacht gedankenlos vor ſich ſtarrend umher, von allen ſeinen vorigen Bekannten bedauert und vermieden. Ein Fiſcher will Wilm Falke in einer ſtürmiſchen Nacht mitten unter der Mannſchaft des Carmilhan am Ufer erkannt haben, und in derſelben Nacht verſchwand auch Kaſpar Strumpf.

Man ſuchte ihn allenthalben, allein nirgends hat man eine Spur von ihm finden können. Aber die Sage geht, daß er oft nebſt Falke mitten unter der Mannſchaft des Zauberſchiffes geſehen worden ſey, welches ſeitdem zu regelmäßigen Zeiten an der Höhle von Steenfoll erſchien.

„Mitternacht iſt längſt vorüber," ſagte der Student, als der junge Goldarbeiter ſeine Erzählung geendigt hatte; „jetzt hat es wohl keine Gefahr mehr, und ich für meinen Theil bin ſo ſchläfrig, daß ich allen rathen möchte, niederzuliegen, und getroſt einzuſchlafen."

„Vor zwei Uhr Morgens möcht' ich doch nicht trauen," entgegnete der Jäger; „das Sprichwort ſagt: von elf bis zwei Uhr iſt Diebeszeit.

„Das glaube ich auch," bemerkte der Zirkelſchmid; „denn wenn man uns etwas anhaben will, iſt wohl keine Zeit gelegener, als die nach Mitternacht. Drum meine ich, man könnte noch eine Erzählung anfangen."

„Nun denn," wollte eben der Jäger beginnen, als ſie durch

das Anſchlagen eines Hundes unterbrochen wurden; alle hielten den Athem an, und horchten; zugleich ſtürzte einer der Diener aus dem Zimmer der Gräfin, und rief, daß wohl zehn bis zwölf bewaffnete Männer von der Seite her auf die Schenke zukämen.

Der Jäger griff nach ſeiner Büchſe, der Student nach ſeiner Piſtole, die Handwerksburſche nach ihren Stöcken und der Fuhrmann zog ein langes Meſſer aus der Taſche. So ſtanden ſie und ſahen rathlos einander an.

„Laßt uns an die Treppe gehen!“ rief der Student, „zwei oder drei dieſer Schurken ſollen doch zuvor ihren Tod finden, ehe wir überwältigt werden.“ Zugleich gab er dem Zirkelſchmid ſeine zweite Piſtole und rieth, daß ſie nur einer nach dem andern ſchießen wollten. Sie ſtellten ſich an die Treppe; der Student und der Jäger nahmen gerade ihre ganze Breite ein; ſeitwärts neben dem Jäger ſtand der muthige Zirkelſchmid und beugte ſich über das Geländer, indem er die Mündung ſeiner Piſtole auf die Mitte der Treppe hielt. Der Goldarbeiter und der Fuhrmann ſtanden hinter ihnen, bereit, wenn es zu einem Kampf Mann gegen Mann kommen ſollte, das ihrige zu thun. So ſtanden ſie einige Minuten in ſtiller Erwartung; endlich hörte man die Hausthüre aufgehen, ſie glaubten auch das Flüſtern mehrerer Stimmen zu vernehmen.

Jetzt hörte man Tritte vieler Menſchen der Treppe nahen; man kam die Treppe herauf, und auf der erſten Hälfte zeigten ſich drei Männer, die wohl nicht auf den Empfang gefaßt waren, der ihnen bereitet war. Denn als ſie ſich um die Pfeiler der Treppe wandten, ſchrie der Jäger mit ſtarker Stimme: „Halt! noch einen Schritt weiter, und ihr ſeyd des Todes. Spannt die Hahnen, Freunde, und gut gezielt!“

Die Räuber erſchracken, zogen ſich eilig zurück und beriethen

ſich mit den übrigen. Nach einer Weile kam einer davon zurück und ſprach: „Ihr Herren, es wäre Thorheit von euch, umſonſt euer Leben aufopfern zu wollen, denn wir ſind unſerer genug, um euch völlig aufzureiben; aber ziehet euch zurück, es ſoll keinem das geringſte zu Leide geſchehen; wir wollen keines Groſchen Werth von euch nehmen.“

„Was wollt ihr denn ſonſt?“ rief der Student. „Meint ihr, wir werden ſolchem Geſindel trauen? Nimmermehr! wollt ihr etwas holen, in Gottes Namen ſo kommt, aber den erſten, der ſich um die Ecke wagt, brenn ich auf die Stirne, daß er auf ewig keine Kopfſchmerzen mehr haben ſoll!“

„Gebt uns die Dame heraus, gutwillig,“ antwortete der Räuber. „Es ſoll ihr nichts geſchehen, wir wollen ſie an einen ſichern und bequemen Ort führen, ihre Leute können zurückreiten und den Herrn Grafen bitten, er möge ſie mit zwanzigtauſend Gulden auslöſen.“

„Solche Vorſchläge ſollen wir uns machen laſſen?“ entgegnete der Jäger knirſchend vor Wuth und ſpannte den Hahn. „Ich zähle drei, und wenn du da unten nicht bei drei hinweg biſt, ſo drücke ich los, eins, zwei —“

„Halt!“ ſchrie der Räuber mit donnernder Stimme; „iſt das Sitte, auf einen wehrloſen Mann zu ſchießen, der mit euch friedlich unterhandelt? Thörichter Burſche, du kannſt mich todt ſchießen, und dann haſt du erſt keine große Heldenthat gethan; aber hier ſtehen zwanzig meiner Kameraden, die mich rächen werden. Was nützt es dann deiner Frau Gräfin, wenn ihr todt oder verſtümmelt auf der Flur liegt? Glaube mir, wenn ſie freiwillig mitgeht, ſoll ſie mit Achtung behandelt werden, aber wenn du, bis ich drei zähle, nicht den Hahn in Ruhe ſetzeſt, ſo ſoll es ihr übel ergehen. Hahn in Ruh', eins, zwei, drei!“

„Mit diesen Hunden ist nicht zu spassen," flüsterte der Jäger, indem er den Befehl des Räubers befolgte; „wahrlich an meinem Leben liegt nichts, aber wenn ich einen niederschieße, könnten sie meine Dame um so härter behandeln. Ich will die Gräfin um Rath fragen. Gebt uns," fuhr er mit lauter Stimme fort, „gebt uns eine halbe Stunde Waffenstillstand, um die Gräfin vorzubereiten, sie würde, wenn sie es plötzlich erfährt, den Tod davon haben."

„Zugestanden," antwortete der Räuber und ließ zugleich den Ausgang der Treppe mit sechs Männern besetzen.

Bestürzt und verwirrt folgten ein paar der Reisenden dem Jäger in das Zimmer der Gräfin; es lag dieses so nahe, daß ihr kein Wort entgangen war. Sie war bleich und zitterte heftig, aber dennoch schien sie fest entschlossen, sich in ihr Schicksal zu ergeben: „Warum soll ich nutzlos das Leben so vieler braver Leute aufs Spiel setzen?" sagte sie; „warum euch zu einer vergeblichen Vertheidigung auffordern, euch, die ihr mich gar nicht kennt? nein, ich sehe, daß keine andere Rettung ist, als den Elenden zu folgen."

Man war allgemein von dem Muth und dem Unglück der Dame ergriffen; der Jäger weinte und schwur, daß er diese Schmach nicht überleben könne. Der Student aber schmähte auf sich und seine Größe von sechs Fuß. „Wäre ich nur um einen halben Kopf kleiner," rief er, „und hätte ich keinen Bart, so wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte; ich ließe mir von der Frau Gräfin Kleider geben, und diese Elenden sollten spät genug erfahren, welchen Mißgriff sie gethan."

Auch auf Felix hatte das Unglück dieser Frau großen Eindruck gemacht. Ihr ganzes Wesen kam ihm so rührend und bekannt vor, es war ihm, als sey es seine frühe verstorbene Mutter, die sich in dieser schrecklichen Lage befände. Er fühlte sich so

gehoben, so muthig, daß er gerne sein Leben für das ihrige gegeben hätte. Doch als der Student jene Worte sprach, da blitzte auf einmal ein Gedanke in seiner Seele auf; er vergaß alle Angst, alle Rücksichten, und er dachte nur an die Rettung dieser Frau. „Ist es nur dies," sprach er, indem er schüchtern und erröthend hervortrat, „gehört nur ein kleiner Körper, ein bartloses Kinn und ein muthiges Herz dazu, die gnädige Frau zu retten, so bin ich vielleicht auch nicht zu schlecht dazu; zieht in Gottes Namen meinen Rock an, setzet meinen Hut auf Euer schönes Haar, und nehmt meinen Bündel auf den Rücken und — zieht als Felix, der Goldarbeiter, Eure Straße."

Alle waren erstaunt über den Muth des Jünglings, der Jäger aber fiel ihm freudig um den Hals. „Goldjunge!" rief er, „das wolltest du thun? wolltest dich in meiner gnädigen Frau Kleider stecken lassen und sie retten? Das hat dir Gott eingegeben; aber allein sollst du nicht gehen, ich will mich mit gefangen geben, will bei dir bleiben an deiner Seite, als dein bester Freund, und so lange ich lebe, sollen sie dir nichts anhaben dürfen." — „Auch ich ziehe mit dir, so wahr ich lebe!" rief der Student.

Es kostete lange Ueberredung, um die Gräfin zu diesem Vorschlag zu bewegen. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ein fremder Mensch sich für sie aufopfern sollte; sie dachte sich im Fall einer späteren Entdeckung die Rache der Räuber, die ganz auf den Unglücklichen fallen würde, schrecklich. Aber endlich siegten theils die Bitten des jungen Menschen, theils die Ueberzeugung, im Fall sie gerettet würde, alles aufbieten zu können, um ihren Retter wieder zu befreien. Sie willigte ein. Der Jäger und die übrigen Reisenden begleiteten Felix in das Zimmer des Studenten, wo er sich schnell einige Kleider der Gräfin überwarf. Der Jäger setzte ihm noch zum Ueberfluß einige falsche Haarlocken der Kammerfrau

und einen Damenhut auf, und alle versicherten, daß man ihn nicht erkennen würde. Selbst der Zirkelschmid schwur, daß wenn er ihm auf der Straße begegnete, würde er flink den Hut abziehen und nicht ahnen, daß er vor seinem muthigen Kameraden sein Kompliment wache.

Die Gräfin hatte sich indessen mit Hülfe ihrer Kammerfrau aus dem Ränzchen des jungen Goldarbeiters mit Kleidern versehen. Der Hut, tief in die Stirne gedrückt, der Reisestock in der Hand, das etwas leichter gewordene Bündel auf dem Rücken machten sie völlig unkenntlich, und die Reisenden würden zu jeder andern Zeit über diese komische Maskerade nicht wenig gelacht haben. Der neue Handwerksbursche dankte Felix mit Thränen und versprach die schleunigste Hülfe.

„Nur noch eine Bitte habe ich," antwortete Felix, „in diesem Ränzchen, das Sie auf dem Rücken tragen, befindet sich eine kleine Schachtel; verwahren Sie diese sorgfältig, wenn sie verloren ginge, wäre ich auf immer und ewig unglücklich; ich muß sie meiner Pflegmutter bringen und —"

„Gottfried, der Jäger, weiß mein Schloß," entgegnete sie, „es soll Euch alles unbeschädigt wieder zurückgestellt werden; denn ich hoffe, Ihr kommt dann selbst, edler junger Mann, um den Dank meines Gatten und den meinigen zu empfangen."

Ehe noch Felix darauf antworten konnte, ertönten von der Treppe her die rauhen Stimmen der Räuber; sie riefen: die Frist sey verflossen und alles zur Abfahrt der Gräfin bereit. Der Jäger ging zu ihnen hinab und erklärte ihnen, daß er die Dame nicht verlassen werde und lieber mit ihnen gehe, wohin es auch sey, ehe er ohne seine Gebieterin vor seinem Herrn erschiene. Auch der Student erklärte, diese Dame begleiten zu wollen. Sie berathschlagten sich über diesen Fall und gestanden es endlich zu,

unter der Bedingung, daß der Jäger sogleich seine Waffen abgebe. Zugleich befahlen sie, daß die übrigen Reisenden sich ruhig verhalten sollten, wann die Gräfin hinweg geführt werde.

Felix ließ den Schleier nieder, der über seinen Hut gebreitet war, setzte sich in eine Ecke, die Stirne in die Hand gestützt, und in dieser Stellung eines tief Betrübten erwartete er die Räuber. Die Reisenden hatten sich in das andere Zimmer zurückgezogen, doch so, daß sie, was vorging, überschauen konnten; der Jäger saß anscheinend traurig, aber auf alles laurend in der andern Ecke des Zimmers, das die Gräfin bewohnt hatte. Nachdem sie einige Minuten so gesessen, ging die Thüre auf, und ein schöner, stattlich gekleideter Mann von etwa sechsunddreißig Jahren trat in das Zimmer. Er trug eine Art von militärischer Uniform, einen Orden auf der Brust, einen langen Säbel an der Seite, und in der Hand hielt er einen Hut, von welchem schöne Federn herabwallten. Zwei seiner Leute hatten gleich nach seinem Eintritt die Thüre besetzt.

Er ging mit einer tiefen Verbeugung auf Felix zu; er schien vor einer Dame dieses Ranges etwas in Verlegenheit zu seyn, und setzte mehreremal an, bis es ihm gelang, geordnet zu sprechen. „Gnädige Frau," sagte er, „es gibt Fälle, worin man sich in Geduld schicken muß. Ein solcher ist der Ihrige. Glauben Sie nicht, daß ich den Respekt vor einer so ausgezeichneten Dame auch nur auf einen Augenblick aus den Augen setzen werde; Sie werden alle Bequemlichkeit haben, Sie werden über nichts klagen können, als vielleicht über den Schrecken, den Sie diesen Abend gehabt." Hier hielt er inne, als erwartete er eine Antwort; als aber Felix beharrlich schwieg, fuhr er fort: „Sehen Sie in mir keinen gemeinen Dieb, keinen Kehlenabschneider. Ich bin ein unglücklicher Mann, den widrige Verhältnisse zu diesem Leben

zwangen. Wir wollen uns auf immer aus dieſer Gegend entfernen; aber wir brauchen Reiſegeld. Es wäre uns ein leichtes geweſen, Kaufleute oder Poſtwagen zu überfallen, aber dann hätten wir vielleicht mehrere Leute auf immer ins Unglück geſtürzt. Der Herr Graf, Ihr Gemahl, hat vor ſechs Wochen eine Erbſchaft von fünfmalhunderttauſend Thalern gemacht. Wir erbitten uns zwanzigtauſend Gulden von dieſem Ueberfluß, gewiß eine gerechte und beſcheidene Forderung. Sie werden daher die Gnade haben, jetzt ſogleich einen offenen Brief an Ihren Gemahl zu ſchreiben, worin Sie ihm melden, daß wir Sie zurückgehalten, daß er die Zahlung ſo bald als möglich leiſten möge, widrigenfalls — Sie verſtehen mich, wir müßten dann etwas härter mit Ihnen ſelbſt verfahren. Die Zahlung wird nicht angenommen, wenn ſie nicht unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit von einem einzelnen Mann hieher gebracht wird."

Dieſe Scene wurde mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit von allen Gäſten der Waldſchenke, am ängſtlichſten wohl von der Gräfin beobachtet. Sie glaubte jeden Augenblick, der Jüngling, der ſich für ſie geopfert, könnte ſich verrathen. Sie war feſt entſchloſſen, ihn um einen großen Preis loszukaufen, aber eben ſo feſt ſtand ihr Gedanke, um keinen Preis der Welt auch nur einen Schritt weit mit den Räubern zu gehen. Sie hatte in der Rocktaſche des Goldarbeiters ein Meſſer gefunden. Sie hielt es geöffnet krampfhaft in der Hand, bereit ſich lieber zu tödten, als eine ſolche Schmach zu erdulden. Jedoch nicht minder ängſtlich war Felix ſelbſt. Zwar ſtärkte und tröſtete ihn der Gedanke, daß es eine männliche und würdige That ſey, einer bedrängten hülfloſen Frau auf dieſe Weiſe beizuſtehen; aber er fürchtete ſich durch jede Bewegung, durch ſeine Stimme zu verrathen. Seine Angſt ſteigerte ſich, als der Räuber von einem Briefe ſprach, den er ſchreiben ſollte.

Wie ſollte er ſchreiben? welche Titel dem Grafen geben, welche Form dem Briefe, ohne ſich zu verrathen?

Seine Angſt ſtieg aber aufs höchſte, als der Anführer der Räuber Papier und Feder vor ihn hinlegte, ihn bat, den Schleier zurückzuſchlagen und zu ſchreiben.

Felix wußte nicht, wie hübſch ihm die Tracht paßte, in welche er gekleidet war; hätte er es gewußt, er würde ſich vor einer Entdeckung nicht im mindeſten gefürchtet haben. Denn als er endlich nothgedrungen den Schleier zurückſchlug, ſchien der Herr in Uniform, betroffen von der Schönheit der Dame und ihren etwas männlichen, muthigen Zügen, ſie nur noch ehrfurchtsvoller zu betrachten. Dem klaren Blick des jungen Goldſchmids entging dies nicht; getroſt, daß wenigſtens in dieſem gefährlichen Augenblick keine Entdeckung zu fürchten ſey, ergriff er die Feder, und ſchrieb an ſeinen vermeintlichen Gemahl, nach einer Form, wie er ſie einſt in einem alten Buche geleſen; nämlich:

Mein Herr und Gemahl!

Ich unglückliche Frau bin auf meiner Reiſe mitten in der Nacht plötzlich angehalten worden, und zwar von Leuten, welchen ich keine gute Abſicht zutrauen kann. Sie werden mich ſo lange zurückhalten, bis Sie, Herr Graf, die Summe von 20,000 Gulden für mich niedergelegt haben.

Die Bedingung iſt dabei, daß Sie nicht im mindeſten über die Sache ſich bei der Obrigkeit beſchweren, noch ihre Hülfe nachſuchen, daß Sie das Geld durch einen einzelnen Mann in die Waldſchenke im Speſſart ſchicken; widrigenfalls iſt mir mit längerer und harter Gefangenſchaft gedroht.

Es fleht Sie um ſchleunige Hülfe an

Ihre unglückliche

Gemahlin.

Er reichte den merkwürdigen Brief dem Anführer der Räuber, der ihn durchlas und billigte. „Es kommt nun ganz auf Ihre Bestimmung an," fuhr er fort, „ob Sie Ihre Kammerfrau oder Ihren Jäger zur Begleitung wählen werden. Die eine dieser Personen werde ich mit dem Briefe an Ihren Herrn Gemahl zurückschicken."

„Der Jäger und dieser Herr hier werden mich begleiten," antwortete Felix.

„Gut," entgegnete jener, indem er an die Thüre ging, und die Kammerfrau herbeirief, „so unterrichten Sie diese Frau, was sie zu thun habe."

Die Kammerfrau erschien mit Zittern und Beben. Auch Felix erblaßte, wenn er bedachte, wie leicht er sich auch jetzt wieder verrathen könnte. Doch ein unbegreiflicher Muth, der ihn in jenen gefährlichen Augenblicken stärkte, gab ihm auch jetzt wieder seine Reden ein. „Ich habe dir nichts weiter aufzutragen," sprach er, „als daß du den Grafen bittest, mich so bald als möglich aus dieser unglücklichen Lage zu reißen."

„Und," fuhr der Räuber fort, „daß Sie dem Herrn Grafen aufs genaueste und ausdrücklichste empfehlen, daß er alles verschweige, und nichts gegen uns unternehme, bis seine Gemahlin in seinen Händen ist. Unsere Kundschafter würden uns bald genug davon unterrichten, und ich möchte dann für nichts stehen."

Die zitternde Kammerfrau versprach alles. Es wurde ihr noch befohlen, einige Kleidungsstücke und Leinenzeug für die Frau Gräfin in einen Bündel zu packen, weil man sich nicht mit vielem Gepäcke beladen könne, und als dies geschehen war, forderte der Anführer der Räuber die Dame mit einer Verbeugung auf, ihm zu folgen. Felix stand auf, der Jäger und der Student folgten

ihm, und alle drei ſtiegen, begleitet von dem Anführer der Räuber, die Treppe hinab.

Vor der Waldſchenke ſtanden viele Pferde; eines wurde dem Jäger angewieſen, ein anderes, ein ſchönes kleines Thier, mit einem Damenſattel verſehen, ſtand für die Gräfin bereit, ein drittes gab man dem Studenten. Der Hauptmann hob den jungen Goldſchmid in den Sattel, ſchnallte ihn feſt, und beſtieg dann ſelbſt ſein Roß. Er ſtellte ſich zur Rechten der Dame auf, zur Linken hielt einer der Räuber; auf gleiche Weiſe waren auch der Jäger und der Student umgeben. Nachdem ſich auch die übrige Bande zu Pferde geſetzt hatte, gab der Anführer mit einer hell-tönenden Pfeife das Zeichen zum Aufbruch, und bald war die ganze Schaar im Walde verſchwunden.

Die Geſellſchaft, die im obern Zimmer verſammelt war, erholte ſich nach dieſem Auftritt allmählig von ihrem Schrecken. Sie wären wie es nach großem Unglück oder plötzlicher Gefahr zu geſchehen pflegt, vielleicht ſogar heiter geweſen, hätte ſie nicht der Gedanke an ihre drei Gefährten beſchäftigt, die man vor ihren Augen hinweggeführt hatte. Sie brachen in Bewunderung des jungen Goldſchmids aus, und die Gräfin vergoß Thränen der Rührung, wenn ſie bedachte, daß ſie einem Menſchen ſo unendlich viel zu verdanken habe, dem ſie nie zuvor Gutes gethan, den ſie nicht einmal kannte. Ein Troſt war es für alle, daß der helden-müthige Jäger und der wackere Student ihn begleitet hatten, konnten ſie ihn doch tröſten, wenn ſich der junge Mann unglücklich fühlte, ja, der Gedanke lag nicht gar zu fern, daß der verſchla-gene Waidmann vielleicht Mittel zu ihrer Flucht finden könnte. Sie beratheten ſich noch mit einander, was zu thun ſey. Die Gräfin beſchloß, da ja ſie kein Schwur gegen den Räuber binde, ſogleich zu ihrem Gemahl zurückzureiſen, und alles aufzubieten,

den Aufenthalt der Gefangenen zu entdecken, sie zu befreien; der Fuhrmann versprach, nach Aschaffenburg zu reiten, und die Gerichte zur Verfolgung der Räuber aufzurufen. Der Zirkelschmid aber wollte seine Reise fortsetzen.

Die Reisenden wurden in dieser Nacht nicht mehr beunruhigt; Todtenstille herrschte in der Waldschenke, die noch vor kurzem der Schauplatz so schrecklicher Scenen gewesen war. Als aber am Morgen die Diener der Gräfin zu dem Wirth hinabgingen, um alles zur Abfahrt fertig zu machen, kehrten sie schnell zurück, und berichteten, daß sie die Wirthin und ihr Gesinde in einem elenden Zustande gefunden hätten. Sie lägen gebunden in der Schenke und flehten um Beistand.

Die Reisenden sahen sich bei dieser Nachricht erstaunt an. „Wie!" rief der Zirkelschmid; „so sollten diese Leute dennoch unschuldig seyn? so hätten wir ihnen unrecht gethan, und sie ständen nicht im Einverständniß mit den Räubern?"

„Ich lasse mich aufhängen statt ihrer," erwiderte der Fuhrmann," wenn wir nicht dennoch recht hatten. Dies alles ist nur Betrug, um nicht überwiesen werden zu können. Erinnert ihr euch nicht der verdächtigen Mienen dieser Wirthschaft? Erinnert ihr euch nicht, wie ich hinabgehen wollte, wie mich der abgerichtete Hund nicht losließ, wie die Wirthin und der Hausknecht sogleich erschienen und mürrisch fragten, was ich denn noch zu thun hätte? Doch sie sind unser, wenigstens der Frau Gräfin, Glück. Hätte es in der Schenke weniger verdächtig ausgesehen, hätte uns die Wirthin nicht so mißtrauisch gemacht, wir wären nicht zusammengestanden, wären nicht wach geblieben. Die Räuber hätten uns überfallen im Schlafe, hätten zum wenigsten unsere Thüre bewacht, und diese Verwechslung des braven jungen Burschen wäre nimmer möglich geworden."

Sie stimmten mit der Meinung des Fuhrmanns alle überein, und beschlossen, auch die Wirthin und ihr Gesinde bei der Obrigkeit anzugeben. Doch, um sie desto sicherer zu machen, wollten sie sich jetzt nichts merken lassen. Die Diener und der Fuhrmann gingen daher hinab in das Schenkzimmer, lösten die Bande der Diebeshehler auf, und bezeigten sich so mitleidig und bedauernd als möglich. Um ihre Gäste noch mehr zu versöhnen, machte die Wirthin nur eine kleine Rechnung für jeden, und lud sie ein, recht bald wieder zu kommen.

Der Fuhrmann zahlte seine Zeche, nahm von seinen Leidensgenossen Abschied, und fuhr seine Straße. Nach diesem machten sich die beiden Handwerksbursche auf den Weg. So leicht der Bündel des Goldschmids war, so drückte er doch die zarte Dame nicht wenig. Aber noch viel schwerer wurde ihr ums Herz, als unter der Hausthüre die Wirthin ihre verbrecherische Hand hinstreckte, um Abschied zu nehmen. „Ei, was seyd Ihr doch für ein junges Blut," rief sie beim Anblick des zarten Burschen, „noch so jung, und schon in die Welt hinaus; Ihr seyd gewiß ein verdorbenes Kräutlein, das der Meister aus der Werkstatt jagte. Nun, was geht es mich an, schenkt mir die Ehre bei der Heimkehr; glückliche Reise!"

Die Gräfin wagte vor Angst und Beben nicht zu antworten, sie fürchtete, sich durch ihre zarte Stimme zu verrathen. Der Zirkelschmid merkte es, nahm seinen Gefährten unter den Arm, sagte der Wirthin Adje, und stimmte ein lustiges Lied an, während er dem Wald zuschritt.

„Jetzt erst bin ich in Sicherheit!" rief die Gräfin, als sie etwa hundert Schritte entfernt waren. „Noch immer glaubte ich, die Frau werde mich erkennen, und durch ihre Knechte festnehmen. O, wie will ich euch allen danken; kommt auch Ihr auf mein

Schloß, Ihr müßt doch Euren Reiſegenoſſen bei mir wieder abholen."

Der Zirkelſchmid ſagte zu, und während ſie noch ſprachen, kam der Wagen der Gräfin ihnen nachgefahren; ſchnell wurde die Thüre geöffnet, die Dame ſchlüpfte hinein, grüßte den jungen Handwerksburſchen noch einmal, und der Wagen fuhr weiter.

Um dieſelbe Zeit hatten die Räuber und ihre Gefangenen den Lagerplatz der Bande erreicht. Sie waren durch eine ungebahnte Waldſtraße im ſchnellſten Trab weggeritten; mit ihren Gefangenen wechſelten ſie kein Wort, auch unter ſich flüſterten ſie nur zuweilen, wenn die Richtung des Weges ſich veränderte. Vor einer tiefen Waldſchlucht machte man endlich Halt. Die Räuber ſaßen ab, und ihr Anführer hob den Goldarbeiter vom Pferd, indem er ſich über den harten und eiligen Ritt entſchuldigte, und fragte, ob doch die gnädige Frau nicht gar zu ſehr angegriffen ſey.

Felix antwortete ihm ſo zierlich als möglich, daß er ſich nach Ruhe ſehne, und der Hauptmann bot ihm den Arm, ihn in die Schlucht zu führen. — Es ging einen ſteilen Abhang hinab; der Fußpfad, welcher hinabführte, war ſo ſchmal und abſchüſſig, daß der Anführer oft ſeine Dame unterſtützen mußte, um ſie vor der Gefahr, hinabzuſtürzen, zu bewahren. Endlich langte man unten an. Felix ſah vor ſich beim matten Schein des anbrechenden Morgens ein enges kleines Thal von höchſtens hundert Schritten im Umfang, das tief in einem Keſſel hoch hinanſtrebender Felſen lag. Etwa ſechs bis acht kleine Hütten waren in dieſer Schlucht aus Brettern und abgehauenen Bäumen aufgebaut. Einige ſchmutzige Weiber ſchauten neugierig aus dieſen Höhlen hervor, und ein Rudel von zwölf großen Hunden und ihren unzähligen Jungen umſprang heulend und bellend die Angekommenen. Der Hauptmann führte die vermeintliche Gräfin in die beſte dieſer Hütten, und

ſagte ihr, dieſe ſey ausſchließlich zu ihrem Gebrauch beſtimmt; auch erlaubte er auf Felix Verlangen, daß der Jäger und der Student zu ihm gelaſſen wurden.

Die Hütte war mit Rehfellen und Matten ausgelegt; die zugleich zum Fußboden und Sitze dienen mußten. Einige Krüge und Schüſſeln aus Holz geſchnitzt, eine alte Jagdflinte, und in der hinterſten Ecke ein Lager, aus ein paar Brettern gezimmert und mit wollenen Decken bekleidet, welchem man den Namen eines Bettes nicht geben konnte, waren die einzigen Geräthe dieſes gräflichen Palaſtes. Jetzt erſt, allein gelaſſen in dieſer elenden Hütte, hatten die drei Gefangenen Zeit, über ihre ſonderbare Lage nachzudenken. Felix, der zwar ſeine edelmüthige Handlung keinen Augenblick bereute, aber doch für ſeine Zukunft im Fall einer Entdeckung bange war, wollte ſich in lauten Klagen Luft machen; der Jäger aber rückte ihm ſchnell näher, und flüſterte ihm zu: „ſey um Gottes willen ſtille, lieber Junge; glaubſt du denn nicht, daß man uns behorcht?“ — „Aus jedem Wort, aus dem Ton deiner Sprache könnten ſie Verdacht ſchöpfen,“ ſetzte der Student hinzu. Dem armen Felix blieb nichts übrig, als ſtill zu weinen.

„Glaubt mir, Herr Jäger,“ ſagte er, „ich weine nicht aus Angſt vor dieſen Räubern oder aus Furcht vor dieſer elenden Hütte; nein, es iſt ein ganz anderer Kummer, der mich drückt. Wie leicht kann die Gräfin vergeſſen, was ich ihr ſchnell noch ſagte, und dann hält man mich für einen Dieb, und ich bin elend auf immer!“

„Aber was iſt es denn, das dich ſo ängſtigt?“ fragte der Jäger, verwundert über das Benehmen des jungen Menſchen, der ſich bisher ſo muthig und ſtark betragen hatte.

„Hört zu, und Ihr werdet mir Recht geben,“ antwortete Felix. „Mein Vater war ein geſchickter Goldarbeiter in Nürnberg,

und meine Mutter hatte früher bei einer vornehmen Frau gedient als Kammerfrau, und als ſie meinen Vater heirathete, wurde ſie von der Gräfin, welcher ſie gedient hatte, trefflich ausgeſtattet. Dieſe blieb meinen Aeltern immer gewogen, und als ich auf die Welt kam, wurde ſie meine Pathe, und beſchenkte mich reichlich. Aber als meine Aeltern bald nacheinander an einer Seuche ſtarben, und ich ganz allein und verlaſſen in der Welt ſtand, und ins Waiſenhaus gebracht werden ſollte, da vernahm die Frau Pathe unſer Unglück, nahm ſich meiner an, und gab mich in ein Erziehungshaus; und als ich alt genug war, ſchrieb ſie mir, ob ich nicht des Vaters Gewerbe erlernen wollte. Ich war froh darüber und ſagte zu, und ſo gab ſie mich meinem Meiſter in Würzburg in die Lehre. Ich hatte Geſchick zur Arbeit, und brachte es bald ſo weit, daß mir der Lehrbrief ausgeſtellt wurde und ich auf die Wanderſchaft mich rüſten konnte. Dies ſchrieb ich der Frau Pathe, und flugs antwortete ſie, daß ſie das Geld zur Wanderſchaft gebe. Dabei ſchickte ſie prachtvolle Steine mit und verlangte, ich ſolle ſie faſſen zu einem ſchönen Geſchmeide, ich ſolle dann ſolches als Probe meiner Geſchicklichkeit ſelbſt überbringen und das Reiſegeld in Empfang nehmen. Meine Frau Pathe habe ich in meinem Leben nicht geſehen, und Ihr könnt denken, wie ich mich auf ſie freute. Tag und Nacht arbeitete ich an dem Schmuck, er wurde ſo ſchön und zierlich, daß ſelbſt der Meiſter darüber erſtaunte. Als er fertig war, packte ich alles ſorgfältig auf den Boden meines Ränzels, nahm Abſchied vom Meiſter und wanderte meine Straße nach dem Schloſſe der Frau Pathe. Da kamen," fuhr er in Thränen ausbrechend fort, „dieſe ſchändlichen Menſchen und zerſtörten all meine Hoffnung. Denn wenn Eure Frau Gräfin den Schmuck verliert, oder vergißt, was ich ihr ſagte, und das ſchlechte Ränzchen wegwirft, wie ſoll ich dann vor meine gnädige

Frau Pathe treten? womit ſoll ich mich ausweiſen? woher die Steine erſetzen? und das Reiſegeld iſt dann auch verloren, und ich erſcheine als ein undankbarer Menſch, der anvertrautes Gut ſo leichtſinnig weggegeben. Und am Ende — wird man mir glauben, wenn ich den wunderbaren Vorfall erzähle?"

„Ueber das letztere ſeyd getroſt," erwiderte der Jäger. „Ich glaube nicht, daß bei der Gräfin Euer Schmuck verloren gehen kann, und wenn auch, ſo wird ſie ſicherlich ihn ihrem Retter wieder erſtatten und ein Zeugniß über dieſe Vorfälle ausſtellen. — Wir verlaſſen Euch jetzt auf einige Stunden, denn wahrhaftig wir brauchen Schlaf, und nach den Anſtrengungen dieſer Nacht werdet Ihr ihn auch nöthig haben. Nachher laßt uns im Geſpräch unſer Unglück auf Augenblicke vergeſſen oder beſſer noch auf unſere Flucht denken."

Sie gingen; Felix blieb allein zurück und verſuchte dem Rath des Jägers zu folgen.

Als nach einigen Stunden der Jäger mit dem Studenten zurückkam, fand er ſeinen jungen Freund geſtärkter und munterer, als zuvor. Er erzählte dem Goldſchmid, daß ihm der Hauptmann alle Sorgfalt für die Dame empfohlen habe, und in wenigen Minuten werde eines der Weiber, die ſie unter den Hütten geſehen hatten, der gnädigen Gräfin Kaffee bringen und ihre Dienſte zur Aufwartung anbieten. Sie beſchloſſen, um ungeſtört zu ſeyn, dieſe Gefälligkeit nicht anzunehmen, und als das alte, häßliche Zigeunerweib kam, das Frühſtück vorſetzte und mit grinzender Freundlichkeit fragte, ob ſie nicht ſonſt noch zu Dienſten ſeyn könne, winkte ihr Felix zu gehen, und als ſie noch zauderte, ſcheuchte ſie der Jäger aus der Hütte. Der Student erzählte dann weiter, was ſie ſonſt noch von dem Lager der Räuber geſehen. „Die Hütte, die Ihr bewohnt, ſchönſte Frau Gräfin," ſprach er,

„ſcheint urſprünglich für den Hauptmann beſtimmt. Sie iſt nicht ſo geräumig, aber ſchöner als die übrigen. Außer dieſer ſind noch ſechs andere da, in welchen die Weiber und Kinder wohnen, denn von den Räubern ſind ſelten mehr als ſechs zu Hauſe. Einer ſteht nicht weit von dieſer Hütte Wache, der andere unten am Weg in der Höhle, und ein dritter hat den Lauerpoſten oben am Eingang in der Schlucht. Von zwei zu zwei Stunden werden ſie von den drei übrigen abgelöst. Jeder hat überdies zwei große Hunde neben ſich liegen, und ſie alle ſind ſo wachſam, daß man keinen Fuß aus der Hütte ſetzen kann, ohne daß ſie anſchlagen. Ich habe keine Hoffnung, daß wir uns durchſtehlen können.“

„Macht mich nicht traurig, ich bin nach dem Schlummer muthiger geworden,“ entgegnete Felix; „gebt nicht alle Hoffnung auf, und fürchtet ihr Verrath, ſo laßt uns lieber jetzt von etwas anderem reden und nicht lange voraus ſchon kummervoll ſeyn. Vielleicht wiſſen Sie, Herr Student, noch etwas zu erzählen; es würde uns dies die Zeit am beſten verkürzen, und die unangenehmen Gedanken vertreiben.“

„Das will ich gern,“ ſagte der Student, „mir fällt eben ein norwegiſches Märchen ein, genannt:“

Das Feſt der Unterirdiſchen.

In Norwegen, nicht weit von der Stadt Drontheim, wohnte ein mächtiger Mann, der mit Glücksgütern aller Art geſegnet war. Ein Theil der Umgegend war ſein Eigenthum, zahlloſe Heerden weideten auf ſeinen Fluren, und ein großes Gefolge und eine Menge Diener zierten ſeinen Hof. Er hatte eine einzige Tochter, die Aslaug hieß, von deren Schönheit der Ruf weit und breit ging. Die vornehmſten Männer des Landes kamen und hielten an um ihre Hand, aber keiner war glücklich in ſeinen Bewerbungen;

wer voll Vertrauen und Luſt eingezogen war, ritt ſtill und traurig wieder fort. Ihr Vater, welcher glaubte, ſie wähle ſo lange, um den beſten herauszuwählen, ließ ſie gewähren und freute ſich ihrer Klugheit; doch, als endlich die reichſten und vornehmſten, vergeblich, wie die andern, ihr Glück verſucht hatten, ſo gerieth er in Zorn, rief ſeine Tochter und ſprach: „bis dahin habe ich dir freie Wahl gelaſſen, aber da ich ſehe, daß du jeden ohne Unterſchied abweiſeſt, und der beſte Freier dir noch nicht gut genug däucht, ſo will ich nicht länger Nachſicht mit dir haben. Soll mein Geſchlecht ausſterben, und mein Erbe in fremde Hände fallen? Ich will deinen Sinn brechen! Bis zum Feſte der großen Winternacht geſtatte ich dir Friſt, haſt du dann nicht gewählt, ſo will ich dich ſchon zwingen, dem deine Hand zu reichen, den ich dir beſtimme.“

Aslaug liebte einen Jüngling, der Orm hieß, und eben ſo ſchön, als tapfer und edel war. Sie liebte ihn mit ganzer Seele, und wollte lieber ſterben, als einem andern ihre Hand reichen. Weil aber ſeine Armuth ihn nöthigte, an dem Hofe ihres Vaters zu dienen, ſo mußte ſie ihre Neigung geheim halten; denn ihr Vater war zu ſtolz auf Macht und Reichthum, als daß er ſeine Einwilligung zu einer Verbindung mit einem ſo unbemittelten Manne gegeben hätte.

Als Aslaug ſein finſteres Antlitz ſah und ſeine zornigen Worte vernahm, ward ſie leichenblaß; denn ſie kannte ſeine Sinnesart und zweifelte nicht, daß er ſeine Drohungen erfüllen werde. Ohne ein Wort zu erwidern, ging ſie zurück in ihre ſtille Kammer, ſann und ſann, wie ſie das dunkle Wetter, das über ſie herzog, abwenden könnte, aber ſie ſann vergeblich. Das große Feſt rückte immer näher, und mit jedem Tage wuchs ihre Angſt.

Endlich entſchloſſen ſie ſich zur Flucht. „Ich kenne einen

ſichern Ort," ſagte Orm, „wo wir unentdeckt ſo lange verweilen können, bis wir Gelegenheit finden, das Land zu verlaſſen." In der Nacht, als alles eingeſchlafen war, führte Orm die zitternde Aslaug über Schnee- und Eisfelder hinaus in das Gebirge. Der Mond leuchtete ihnen auf dem Weg und die Sterne, die in der kalten Winternacht noch glänzender funkelten. Sie hatten ein paar Kleidungsſtücke und Thierfelle unter den Armen, mehr konnten ſie nicht tragen. Sie ſtiegen die ganze Nacht, bis ſie zu einem einſamen, von hohen Felſenblöcken eingeſchloſſenen, Platz gelangten. Hier leitete Orm die müde Aslaug zu einer Höhle, deren Eingang kaum bemerkbar, eng und niedrig war, die ſich aber bald zu einer großen, tief in den Berg hineinreichenden Halle erweiterte. Er zündete Feuer an, und auf den Thierfellen ruhend, ſaßen ſie in der tiefſten Einſamkeit, fern von aller Welt.

Orm hatte dieſe Höhle, die man noch heutzutage zeigt, zuerſt entdeckt, und da niemand davon wußte, ſo waren ſie vor den Nachforſchungen ihres Vaters völlig geſichert. Sie brachten den ganzen Winter in dieſer Abgeſchiedenheit zu. Orm ging auf die Jagd, und Aslaug ſaß daheim in der Höhle, unterhielt das Feuer und bereitete die nöthige Speiſe. Manchmal ſtieg ſie auf die Felſenſpitzen, aber ihr Auge ſchweifte, ſo weit es reichen konnte, nur über glänzende Schneefelder.

Der Frühling brach an, der Wald ward grün, die Wieſen färbten ſich, und Aslaug durfte nur ſelten und vorſichtig die Höhle verlaſſen. Eines Abends kam Orm mit der Nachricht, daß er die Diener ihres Vaters in der Ferne erkannt habe und er ihren Augen, ohne Zweifel eben ſo ſcharf als die ſeinigen, ſchwerlich unbemerkt geblieben ſey. „Sie werden dieſe Gegend umringen," ſagte er, „und nicht ruhen, bis ſie uns gefunden haben, ohne Zaudern müſſen wir unſern Zufluchtsort verlaſſen." Sie

ſtiegen an der andern Seite des Gebirgs hinab und erreichten den Strand, wo ſie glücklicherweiſe ein Boot fanden. Orm ſtieß ab und das Schiff trieb in das offene Meer. Sie waren den Verfolgern entronnen, aber anderem Unglück preisgegeben. Wo ſollten ſie ſich hinwenden? Landen durften ſie nirgends; denn überall war Aslaugs Vater Herr der Küſte, und ſie wären unfehlbar in ſeine Hände gefallen. Es blieb nichts übrig, als das Schiff den Winden und Wellen zu überlaſſen. Sie trieben die ganze Nacht fort. Wie der Tag anbrach, war die Küſte verſchwunden, ſie ſahen nichts, als den Himmel oben, das Meer unten, und die auf- und abſteigenden Wellen. Sie hatten keinen Biſſen Nahrung mitgenommen, und Hunger und Durſt fingen an, ſie zu quälen. Drei Tage ſchwebten ſie in dieſer Noth, und Aslaugs Ermattung war ſo groß, daß ſie den gewiſſen Tod vor ſich zu ſehen glaubte.

Am Abend des dritten Tages entdeckten ſie endlich eine Inſel von ziemlicher Größe, ſie war von einer Anzahl kleiner umringt. Orm ſteuerte ſogleich darauf hin, doch, als er ziemlich nahe gekommen war, erhob ſich plötzlich ein heftiger Sturmwind und die Wellen wälzten ſich immer höher entgegen. Er kehrte um, in der Abſicht, von einer andern Seite ſich zu nähern, aber es gelang nicht beſſer, ſein Schiff wurde, ſo oft es herankam, wie von einer unſichtbaren Gewalt zurückgeſchleudert. „Herr Gott!“ rief er, und ſegnete ſich und blickte auf die arme Aslaug, die vor ſeinen Augen zu verſchmachten ſchien. Kaum aber war der Ausruf über ſeine Lippen gekommen, ſo hörte der Sturm auf, die Wellen legten ſich, und das Schiff landete ungehindert. Orm ſprang ans Ufer und einige Muſcheln, die er auf dem Strand ſuchte, ſtärkten und erquickten die arme Aslaug, ſo daß ſie bald im Stande war, das Boot zu verlaſſen.

Die Insel war mit niedrigem Buschwerk bewachsen und schien unbewohnt, doch, als sie bis gegen die Mitte gekommen waren, entdeckten sie ein Haus, das nur halb über die Erde emporragte, und halb unter der Erde zu stehen schien. In der Hoffnung, Menschen und Beistand zu finden, gingen sie näher. Sie horchten, ob sie einen Laut vernähmen, aber es herrschte das vollkommenste Schweigen. Orm öffnete endlich die Thüre, und sie traten ein, aber wie erstaunten sie, als sie alles zum Bewohnen völlig eingerichtet sahen, gleichwohl aber kein lebendes Wesen erblickten. Das Feuer brannte auf dem Herde mitten in der Stube; ein Kessel hing darauf mit Fischen, die nur darauf zu warten schienen, abgehoben und verzehrt zu werden. Die Bette waren gemacht und bereit, die Ermüdeten zu empfangen. Orm und Aslaug blieben eine zeitlang zweifelhaft und mit einer gewissen Scheu stehen, doch zulezt, vom Hunger überwältigt, holten sie die Speise herbei, und als sie sich gesättigt hatten, und in den letzten über die Insel hinstreifenden Abendstrahlen weit und breit kein menschliches Wesen zu erblicken war, gaben sie ihrer Müdigkeit nach, und legten sich in die lang entbehrten Betten.

Sie hatten geglaubt, in der Nacht von den heimkehrenden Eigenthümern geweckt zu werden, doch ihre Erwartung ging nicht in Erfüllung; sie schliefen ungestört, bis ihnen die Morgensonne in die Augen leuchtete. Auch in der Folge zeigte sich niemand und es schien, als habe eine unsichtbare Macht das Haus im voraus für sie in den Stand gesetzt. Sie verlebten den ganzen Sommer in vollkommener Glückseligkeit, zwar einsam, doch ohne die Menschen zu vermissen; sie hatten alles, was sie bedurften, die Eier der wilden Vögel und der Fischfang gewährten überflüssige Nahrung.

Im Herbst gebar Aslaug einen schönen Knaben. Mitten in

der Freude über ſein Daſeyn wurden ſie durch eine wunderbare Erſcheinung überraſcht. Die Thüre öffnete ſich plötzlich und eine alte Frau trat herein. Sie hatte ein ſchönes blaues Kleid an; etwas ſtolzes, aber auch etwas ſeltſames und befremdendes lag in ihrem Weſen. „Erſchreckt euch nicht," ſagte ſie, „daß ich ſo unerwartet bei euch erſcheine, ich bin die Eigenthümerin dieſes Hauſes und danke euch, daß ihr es ſo reinlich und wohl gehalten habt, und ich alles in ſolcher Ordnung bei euch finde. Gerne wäre ich früher gekommen, aber es war nicht eher möglich, als bis dieſer kleine Heide (dabei deutete ſie auf das neugeborne Kind) zugegen war. Jetzt habe ich freien Zugang. Nur holt keinen Prieſter vom feſten Lande, der es tauft, ſonſt muß ich wieder fort. Wollt ihr euch aber in dieſem Stück nach meinem Willen bequemen, ſo dürft ihr nicht blos ferner hier wohnen bleiben, ſondern ich will euch ſo viel gutes thun, als ihr nur immer wünſchen könnt. Was ihr anfangt, ſoll gelingen, ja, das Glück euch beſtändig auf den Ferſen folgen. Erfüllt ihr aber jene Bedingung nicht, ſo ſeyd gewiß, daß böſes auf böſes bei euch einkehren ſoll, ſelbſt an dieſem Kinde werde ich mich noch rächen. Bedürft ihr etwas, oder ſeyd ihr in Gefahr, ſo nennt dreimal meinen Namen und ich will gleich erſcheinen und euch Beiſtand leiſten. Ich bin aus dem Geſchlechte der alten Rieſen und heiße Guru. Hütet euch aber, in meiner Gegenwart den Namen deſſen zu nennen, den kein Rieſe hören darf, und wagt es nicht, das Zeichen des Kreuzes zu machen, oder es in einen Balken oder ein Bret im Hauſe einzuſchneiden. Ihr könnt dieſes Haus das ganze Jahr über bewohnen, nur ſeyd ſo gut, und räumt es mir am Juleabend, wenn die Sonne am tiefſten ſteht, weil wir dann unſer großes Feſt feiern, und weil dies die einzige Zeit iſt, wo man uns vergönnt, luſtig zu ſeyn; wenigſtens, wenn ihr nicht gern

hinausgehen wollt, haltet euch den ganzen Tag auf dem Boden so ruhig als möglich, schaut auch, so lieb euch das Leben ist, nicht in die Stube herab, bis Mitternacht vorüber ist. Hernach mögt ihr von allem wieder Besitz nehmen."

Als die Alte dies gesagt hatte, verschwand sie. Aslaug und Orm, beruhigt über ihre Lage, lebten ohne eine Störung vergnügt und heiter. Orm warf das Netz nicht aus, ohne einen reichlichen Zug zu thun, er schickte keinen Pfeil vom Bogen, der nicht sicher traf, kurz, was sie unternahmen, auch das geringste, hatte ein sichtbares Gedeihen. Als Weihnachten herbeikam, reinigten sie das Haus aufs beste, stellten alles in Ordnung, zündeten Feuer auf dem Herde an, und stiegen bei herannahender Dämmerung auf den Boden, wo sie sich still verhielten. Als es dunkel geworden war, glaubten sie ein tönendes Ziſchen und Wiehern in der Luft zu hören, wie es Schwäne in der Winterzeit von sich zu geben pflegen. Ueber dem Herd, in dem Dache, war eine Lücke, die geöffnet und geschlossen werden konnte, theils um den Tag von oben einzulassen, theils um einen Zug für den Rauch zu erhalten. Orm hob den mit einer Haut überzogenen Deckel in die Höhe und streckte den Kopf hinaus. Welch ein wunderbarer Anblick bot sich seinen Augen dar! Die kleinen Inseln umher leuchteten sämmtlich, es waren unzählige blaue Lichtchen, die sich unruhig bewegten, auf- und absprangen, dann nach dem Gestade hüpften, sich sammelten, und der großen Insel, wo Orm und Aslaug wohnten, immer näher kamen. Endlich langten sie an und ordneten sich in einen Kreis um einen großen Stein, der nicht weit vom Ufer stand, und den Orm sehr wohl kannte. Wie erstaunte er aber, als er sah, daß der Stein jetzt völlig die Gestalt eines Menschen, wenn gleich eines ungeheuern und riesenhaften, angenommen hatte. Er konnte deutlich unterscheiden, daß

die blauen Lichtchen von kleinen Zwergen getragen wurden, welche ihre bleichen, erdfarbigen Gesichter mit gewaltigen Nasen und rothen Augen und sonst noch durch Vogelschnäbel oder Eulenaugen entstellt, auf unförmlichen Leibern trugen, hin- und herwackelten, beides, lustig und verdrießlich zu seyn schienen. Plötzlich öffnete sich der Kreis, die Kleinen wichen nach beiden Seiten zurück und Guru, nur größer und von Gestalt eben so ungeheuer als jener Stein, kam mit mächtigen Riesenschritten heran. Sie schlang beide Arme um das steinerne Bild, welches sogleich anfing, Leben und Bewegung zu erhalten. So wie die erste Regung sich zeigte, begannen die Kleinen unter wunderlichen Sprüngen und Geberden einen Gesang, oder, um es recht zu sagen, ein Heulen, das auf der ganzen Insel wiederhallte, und vor dem sie zu erbeben schien. Orm zog bestürzt den Kopf zurück, und er und Aslaug verhielten sich in der Dunkelheit so still, daß sie kaum zu athmen wagten.

Der Zug bewegte sich nach dem Hause, das konnte man deutlich an dem herannahenden Geschrei merken. Jetzt waren sie eingezogen, die Zwerge sprangen leicht und behend auf den Bänken herum, und schwer und mächtig klangen dazwischen die Tritte der Riesen. Man hörte den Tisch decken, die Schüsseln klappern, und das Geschrei der Lust, womit die Mahlzeit gefeiert wurde. Als sie beendigt war und es auf Mitternacht zuging, begann ein Tanz zu jenem entzückenden, geistverwirrenden Elfenlied, das Menschen dann und wann in Felsenschlünden gehört, und den Unterirdischen abgelauscht haben. Indem Aslaug diesen Gesang vernahm, empfand sie eine unwiderstehliche Begierde, den Tanz mit anzusehen, und Orm war nicht im Stande, sie zurückzuhalten. „Laß mich schauen," sagte sie, „sonst zerspringt mir das Herz." Sie nahm ihr Kind, und setzte sich an das äußerste Ende des Bodens, wo sie alles übersehen konnte, ohne daß jemand sie bemerkte. Lange

und mit unverwandten Augen ſah ſie dem Tanze zu, den wunderbaren und kühnen Sprüngen der kleinen Geſchöpfe, die in der Luft zu ſchweben, die Erde gar nicht zu berühren ſchienen, während die entzückende Melodie der Elfen ihre Seele erfüllte. Das Kind indeſſen, das in ihren Armen lag, ward ſchläfrig, und holte tief Athem, und ohne an das zu denken, was ſie der Alten verſprochen, machte ſie, wie man pflegt, das Zeichen des Kreuzes über den Mund des Knaben, und ſprach: „Chriſt ſegne dich, mein Kind!“

In demſelben Augenblick, wo ſie das Wort ausgeſprochen hatte, erhob ſich ein entſetzlicher, durchdringender Schrei. Die Geiſter ſtürzten Hals über Kopf in furchtbarem Gedränge zur Thüre hinaus, ihre Lichtchen erloſchen, und in wenig Minuten war das ganze Haus von ihnen verlaſſen und wie verödet. Orm und Aslaug heftig erſchrocken, bargen ſich in dem heimlichſten Winkel des Hauſes. Erſt bei Tagesanbruch wagten ſie ſich hervor, und als die Sonne durch die Lücke im Dach auf den Herd herabſchien, hatten ſie Muth genug, vom Boden herabzuſteigen.

Noch ſtand der Tiſch gedeckt, ſo wie ihn die Unterirdiſchen gelaſſen hatten, und ihr Geſchirr darauf, von Silber, und auf das zierlichſte gearbeitet. Mitten auf dem Boden ein mächtiger kupferner Keſſel, halb mit ſüßem Meth angefüllt, zur Seite ein Trinkhorn aus reinem Gold. In dem Winkel lehnte an der Wand ein beſaitetes Inſtrument, einem Hackbrett nicht unähnlich, welches Rieſenweiber, wie man glaubt, zu ſpielen pflegen. Sie ſtarrten alles mit Verwunderung an, ohne daß ſie ſich getraut hatten, etwas davon anzurühren; in das höchſte Erſtaunen aber geriethen ſie, als ſie ſich umwendend eine große Geſtalt oben an dem Tiſche ſitzen ſahen; Orm erkannte ſogleich den Rieſen, welchen Guru in der Nacht durch ihre Umarmung belebt hatte. Jetzt war er harter und kalter Stein. Während ſie davorſtanden, trat ſie ſelbſt in

Rieſengeſtalt zur Stube herein. Sie weinte ſo heftig, daß ihre Thränen auf die Erde herabrieſelten. Vor Schluchzen konnte ſie lang kein Wort hervorbringen, endlich ſprach ſie: „Großes Leid habt ihr mir zugefügt, und ich muß weinen, ſo lange ich lebe; doch, da ich weiß, daß ihr es nicht aus böſem Willen gethan habt, ſo will ich euch verzeihen, obgleich es mir eine Kleinigkeit wäre, das ganze Haus über euch wie eine Eierſchale zuſammenzudrücken. „Weh!“ rief ſie, „mein Hausherr, den ich mehr liebe, als mich ſelbſt, dort ſitzt er, auf immer erſtarrt, niemals wird er ſeine Augen wieder aufſchlagen. Dreihundert Jahre lebte ich bei meinem Vater auf der Inſel Kunnan, glücklich in unſchuldiger Jugend, als die ſchönſte unter den Rieſenjungfrauen. Mächtige Freier bewarben ſich um mich, noch ſteht das Meer rings um jene Inſel voll von großen Felſenſtücken, welche ſie im Zweikampf gegen einander ſchleuderten. Andfind trug den Sieg davon, und ich verlobte mich mit ihm. Doch, als ich noch Braut war, da kam der abſcheuliche Odin ins Land, überwältigte meinen Vater, und vertrieb uns alle von der Inſel. Vater und Schweſtern flüchteten in das Gebirge, und ſeitdem hat ſie mein Auge nicht wieder erblickt. Ich und Andfind wir retteten uns hieher auf dieſe Inſel, wo wir lange Zeit in Ruhe und Frieden lebten, und nie geſtört zu werden glaubten. Aber das Schickſal, dem niemand entgeht, hatte es anders beſchloſſen. Oluf kam von Britannien. Sie nannten ihn den Heiligen, und Andfind beſorgte gleich, ſeine Fahrt werde den Rieſen unheilbringend ſeyn. Als er hörte, wie Olufs Schiff durch die Wellen heranſauste, ging er hinab an den Strand, und blies aus allen Kräften das Meer ihm entgegen, und es ſtürmte heftig, daß die Wellen wie Berge ſich erhoben. Aber Oluf war noch mächtiger, ſein Schiff flog unaufhaltſam durch die Wogen, nicht anders als ein Pfeil, der, vom Bogen abgeſchoſſen,

dahinfährt. Es ſteuerte gerade auf unſere Inſel; als es ſo nah war, daß Andfind es mit Händen zu erreichen glaubte, griff er mit der Rechten in den Vordertheil, und wollte es hinab in den Grund ziehen, wie er oft mit andern Schiffen gethan hatte. Doch Oluf, der entſetzliche Oluf, trat hervor, und, die Hände kreuzweis über einandergeſchlagen, rief er mit lauter Stimme: „Steh' da als ein Stein bis zum jüngſten Tag!“ und in demſelben Augenblick war der arme Andfind in harten Kieſel verwandelt. Ungehindert ſegelte das Schiff weiter, und gerade auf den Berg los, den es durchſchnitt, und von dem es die kleine Inſel abtrennte, die draußen liegt. Seitdem war mein Glück vernichtet, einſam und traurig habe ich meine Jahre verlebt. Nur in der Julenacht können verſteinerte Rieſen auf ſieben Stunden das Leben zurückerhalten, wenn jemand aus ihrem Geſchlecht ſie umarmt, und zugleich hundert Jahre von dem eigenen Leben aufzuopfern bereit iſt. Doch, das thut ſelten ein Rieſe. Ich liebte meinen Hausherrn zu ſehr, als daß ich nicht gern jedesmal, wo ich es konnte, um den höchſten Preis ihn ins Leben zurückgerufen hätte, und ich wollte niemals nachzählen, wie oft ich es gethan, damit ich nicht wüßte, wann die Zeit käme, wo ich ſelbſt zu Stein werden, und in dem Augenblick, wo ich die Arme um ihn ſchlänge, mit ihm zuſammenwachſen würde. Doch, auch dieſer Troſt iſt mir genommen! Ich kann ihn mit keiner Umarmung mehr aufwecken, nachdem er den Namen gehört hat, den ich nicht nennen darf, und er wird das Licht nicht wieder ſchauen, bis am jüngſten Tag.“

„Ich gehe nun fort, ihr werdet mich niemals wieder ſehen. Was in dem Hauſe hier iſt, alles ſchenke ich euch, nur mein Saitenbrett will ich behalten, weil es Andfind mir gegeben hat. Aber daß niemand es wage, auf den kleinen Inſeln, die rings umherliegen, ſeinen Wohnſitz aufzuſchlagen. Dort wohnen die kleinen

Unterirdiſchen, die ihr bei dem Feſte geſehen habt, und die will ich beſchützen, ſo lange ich lebe."

Mit dieſen Worten verſchwand Guru. Im nächſten Frühjahr fuhr Orm mit dem goldenen Horn und dem Silberwerk nach Drontheim, wo ihn niemand kannte; der Werth des edlen Metalls war ſo groß, daß er ſich alles ankaufen konnte, was ein wohlhabender Mann bedarf, und damit beladen kehrte ſein Schiff nach der Inſel zurück, wo er lange Jahre in ungeſtörtem Glück zubrachte. Aslaug's Vater verſöhnte ſich bald mit dem reichen Schwiegerſohn.

Das ſteinerne Bild blieb in dem Hauſe ſitzen, keine menſchliche Kraft war im Stande es zu bewegen, und der Stein ſelbſt ſo hart, daß Hammer und Axt abſprangen, ohne es im geringſten zu verletzen. Der Rieſe ſaß da ſo lange, bis ein heiliger Mann auf die Inſel kam, der durch ein einziges Wort ihn wieder an den Platz zurückſetzte, wo er früher geſtanden hatte, und wo er noch jetzt ſteht. Der kupferne Keſſel, den die Unterirdiſchen zurückließen, wird als ein Andenken auf der Inſel aufbewahrt, welche den Namen Hausinſel bis auf den heutigen Tag führt.

Es mochten ſchon etwa fünf Tage vergangen ſeyn, während Felix, der Jäger und der Student noch immer unter den Räubern gefangen ſaßen. Sie wurden zwar von dem Hauptmann und ſeinen Untergebenen gut behandelt, aber dennoch ſehnten ſie ſich nach Befreiung, denn je mehr die Zeit fortrückte, deſto höher ſtieg auch ihre Angſt vor Entdeckung. Am Abend des fünften Tages erklärte der Jäger ſeinen Leidensgenoſſen, daß er entſchloſſen ſey, in dieſer Nacht loszubrechen, und wenn es ihm auch das Leben koſten ſollte. Er munterte ſeine Gefährten zum gleichen Entſchluß auf, und zeigte ihnen, wie ſie ihre Flucht ins Werk ſetzen könnten. „Den,

der uns zunächſt ſteht, nehme ich auf mich, es iſt Nothwehr, und Noth kennt kein Gebot; er muß ſterben."

„Sterben!" rief Felix entſetzt; „Ihr wollt ihn todtſchlagen?"

„Das bin ich feſt entſchloſſen, wenn es darauf ankommt, zwei Menſchenleben zu retten. Wiſſet, daß ich die Räuber mit beſorglicher Miene habe flüſtern hören, im Wald werde nach ihnen geſtreift, und die alten Weiber verriethen in ihrem Zorn die böſe Abſicht der Bande; ſie ſchimpften auf uns, und gaben zu verſtehen, wenn die Räuber angegriffen würden, ſo müßten wir ohne Gnade ſterben."

„Gott im Himmel!" rief der Jüngling entſetzt, und verbarg ſein Geſicht in die Hände.

„Noch haben ſie uns das Meſſer nicht an die Kehle geſetzt," fuhr der Jäger fort; „drum laßt uns ihnen zuvorkommen. Wenn es dunkel iſt, ſchleiche ich auf die nächſte Wache zu; ſie wird anrufen; ich werde ihm zuflüſtern, die Gräfin ſey plötzlich ſehr krank geworden, und indem er ſich umſieht, ſtoße ich ihn nieder. Dann hole ich Euch ab, junger Mann, und der zweite kann uns eben ſo wenig entgehen; und beim dritten haben wir zu zwei leichtes Spiel."

Der Jäger ſah bei dieſen Worten ſchrecklich aus, ſo daß Felix ſich vor ihm fürchtete. Er wollte ihn bereden, von dieſem blutigen Gedanken abzuſtehen, als die Thüre der Hütte leiſe aufging, und ſchnell eine Geſtalt hereinſchlüpfte. Es war der Hauptmann. Behutſam ſchloß er wieder zu, und winkte den beiden Gefangenen, ſich ruhig zu verhalten. Er ſetzte ſich neben Felix nieder, und ſprach:

„Frau Gräfin, Ihr ſeyd in einer ſchlimmen Lage. Euer Herr Gemahl hat nicht Wort gehalten, er hat nicht nur das Löſegeld nicht geſchickt, ſondern er hat auch die Regierungen umher

aufgeboten; bewaffnete Mannschaft streift von allen Seiten durch den Wald, um mich und meine Leute aufzuheben. Ich habe Eurem Gemahl gedroht, Euch zu tödten, wenn er Miene mache, uns anzugreifen; doch es muß ihm entweder an Eurem Leben wenig liegen, oder er traut unsern Schwüren nicht. Euer Leben ist in unserer Hand, ist nach unseren Gesetzen verwirkt. Was wollt Ihr dagegen einwenden?"

Bestürzt sahen die Gefangenen vor sich nieder, sie wußten nicht zu antworten, denn Felix erkannte wohl, daß ihn das Geständniß über seine Verkleidung nur noch mehr in Gefahr setzen könnte.

„Es ist mir unmöglich," fuhr der Hauptmann fort, „eine Dame, die meine vollkommene Achtung hat, also in Gefahr zu setzen. Darum will ich Euch einen Vorschlag zur Rettung machen, es ist der einzige Ausweg, der Euch übrig bleibt: Ich will mit Euch entfliehen."

Erstaunt, überrascht blickten ihn alle an; er aber sprach weiter: „Die Mehrzahl meiner Gesellen ist entschlossen, sich nach Italien zu ziehen, und unter einer weit verbreiteten Bande Dienste zu nehmen. Mir für meinen Theil behagt es nicht, unter einem andern zu dienen, und darum werde ich keine gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen. Wenn Ihr mir nun Euer Wort geben wollt, Frau Gräfin, für mich gut zu sprechen, Eure mächtigen Verbindungen zu meinem Schutze anzuwenden, so kann ich Euch noch frei machen, ehe es zu spät ist."

Felix schwieg verlegen; sein redliches Herz sträubte sich, den Mann, der ihm das Leben retten wollte, gefliſſentlich einer Gefahr auszusetzen, vor welcher er ihn nachher nicht schützen könnte. Als er noch immer schwieg, fuhr der Hauptmann fort: „Man sucht gegenwärtig überall Soldaten; ich will mit dem geringsten

Dienſt zufrieden ſeyn. Ich weiß, daß Ihr viel vermögt, aber ich will ja nichts weiter, als Euer Verſprechen, etwas für mich in dieſer Sache zu thun."

„Nun denn," antwortete Felix mit niedergeſchlagenen Augen, „ich verſpreche Euch, was ich thun kann, was in meinen Kräften ſteht, anzuwenden, um Euch nützlich zu ſeyn. Liegt doch, wie es Euch auch ergehe, ein Troſt für mich darin, daß Ihr dieſem Räuberleben Euch ſelbſt freiwillig entzogen habt."

Gerührt küßte der Hauptmann die Hand dieſer gütigen Dame, flüſterte ihr noch zu, ſich zwei Stunden nach Anbruch der Nacht bereit zu halten, und verließ dann eben ſo vorſichtig, wie er gekommen war, die Hütte. Die Gefangenen athmeten freier, als er hinweggegangen war. „Wahrlich!" rief der Jäger, „dem hat Gott das Herz gelenkt; wie wunderbar ſollen wir errettet werden! Hätte ich mir träumen laſſen, daß in der Welt noch etwas dergleichen geſchehen könnte, und daß mir ein ſolches Abenteuer begegnen ſollte?"

„Wunderbar, allerdings!" erwiderte Felix; „aber habe ich auch recht gethan, dieſen Mann zu betrügen? Was kann ihm mein Schutz frommen? Sagt ſelbſt, Jäger, heißt es ihn nicht an den Galgen locken, wenn ich ihm nicht geſtehe, wer ich bin?"

„Ei, wie mögt Ihr ſolche Skrupel haben, lieber Junge!" entgegnete der Student; „nachdem Ihr Eure Rolle ſo meiſterhaft geſpielt! Nein, darüber dürft Ihr Euch nicht ängſtigen, das iſt nichts anderes, als erlaubte Nothwehr. Hat er doch den Frevel begangen, eine angeſehene Frau ſchändlicher Weiſe von der Straße hinwegführen zu wollen, und wäret Ihr nicht geweſen, wer weiß, wie es um das Leben der Gräfin ſtünde? Nein, Ihr habt nicht Unrecht gethan; übrigens glaube ich, er wird bei den Gerichten

ſich einen Stein im Bret gewinnen, wenn er, das Haupt dieſes Geſindels, ſich ſelbſt ausliefert."

Dieſer letztere Gedanke tröſtete den jungen Goldſchmid. Freudig bewegt und doch wieder voll banger Beſorgniß über das Gelingen des Planes, durchlebten ſie die nächſten Stunden. Es war ſchon dunkel, als der Hauptmann auf einen Augenblick in die Hütte trat, einen Bündel Kleider niederlegte und ſprach: „Frau Gräfin, um unſere Flucht zu erleichtern, müßt Ihr nothwendig dieſe Männerkleidung anlegen. Macht Euch fertig. In einer Stunde treten wir den Marſch an." Nach dieſen Worten verließ er die Gefangenen und der Jäger hatte Mühe, nicht laut zu lachen. „Das wäre nun die zweite Verkleidung," rief er, „und ich wollte ſchwören, dieſe ſteht Euch noch beſſer, als die erſte!"

Sie öffneten den Bündel und fanden ein hübſches Jagdkleid mit allem Zubehör, das Felix trefflich paßte. Nachdem er ſich gerüſtet, wollte der Jäger die Kleider der Gräfin in einen Winkel der Hütte werfen, Felix gab es aber nicht zu; er legte ſie zu einem kleinen Bündel zuſammen und äußerte, er wolle die Gräfin bitten, ſie ihm zu ſchenken, und ſie dann ſein ganzes Leben hindurch zum Andenken an dieſe merkwürdigen Tage aufbewahren.

Endlich kam der Hauptmann. Er war vollſtändig bewaffnet und brachte dem Jäger die Büchſe, die man ihm abgenommen und ein Pulverhorn. Auch dem Studenten gab er eine Flinte, und Felix reichte er einen Hirſchfänger, mit der Bitte, ihn auf den Fall der Noth umzuhängen. Es war ein Glück für die drei, daß es ſehr dunkel war, denn leicht hätten die leuchtenden Blicke, womit Felix dieſe Waffe empfing, dem Räuber ſeinen wahren Stand verrathen können. Als ſie behutſam aus der Hütte getreten waren, bemerkte der Jäger, daß der gewöhnliche Poſten an der Hütte diesmal nicht beſetzt ſey. So war es möglich, daß ſie

unbemerkt an den Hütten vorbeiſchleichen konnten; doch ſchlug der Hauptmann nicht den gewöhnlichen Pfad ein, der aus der Schlucht in den Wald hinauf führte, ſondern er näherte ſich einem Felſen, der ganz ſenkrecht, und wie es ſchien, unzugänglich vor ihnen lag. Als ſie dort angekommen waren, machte der Hauptmann auf eine Strickleiter aufmerkſam, die an dem Felſen herabgeſpannt war. Er warf ſeine Büchſe auf den Rücken und ſtieg zuerſt hinan, dann rief er der Gräfin zu, ihm zu folgen, und bot ihr die Hand zur Hülfe, der Jäger ſtieg zuletzt herauf. Hinter dieſem Felſen zeigte ſich ein Fußpfad, den ſie einſchlugen und raſch vorwärts gingen.

„Dieſer Fußpfad," ſprach der Hauptmann, „führt nach der aſchaffenburger Straße. Dorthin wollen wir uns begeben, denn ich habe genau erfahren, daß Ihr Gemahl, der Graf, ſich gegenwärtig dort aufhält."

Schweigend zogen ſie weiter; der Räuber immer voran, die drei andern dicht hinter ihm. Nach drei Stunden hielten ſie an; der Hauptmann lud Felix ein, ſich auf einen Baumſtamm zu ſetzen, um auszuruhen. Er zog Brod, eine Feldflaſche mit altem Wein hervor, und bot es den Ermüdeten an. „Ich glaube, wir werden, ehe eine Stunde vergeht, auf den Cordon ſtoßen, den das Militär durch den Wald gezogen hat. In dieſem Fall bitte ich Sie, mit dem Anführer der Soldaten zu ſprechen und gute Behandlung für mich zu verlangen.

Felix ſagte auch dies zu, obwohl er ſich von ſeiner Fürſprache geringen Erfolg verſprach. Sie ruhten noch eine halbe Stunde und brachen dann auf. Sie mochten etwa wieder eine Stunde gegangen ſeyn und näherten ſich ſchon der Landſtraße; der Tag fing an herauszukommen, und die Dämmerung verbreitete ſich ſchon im Wald, als ihre Schritte plötzlich durch ein lautes: „Halt! Steht!" gefeſſelt wurden. Sie hielten, und fünf Soldaten rückten

gegen sie vor und bedeuteten ihnen, sie müßten folgen und vor dem kommandirenden Major sich über ihre Reise ausweisen. Als sie noch etwa fünfzig Schritte gegangen waren, sahen sie links und rechts im Gebüsch Gewehre blitzen, eine große Schaar schien den Wald besetzt zu haben. Der Major saß mit mehreren Offizieren und andern Männern unter einer Eiche. Als die Gefangenen vor ihn gebracht wurden und er eben anfangen wollte, sie zu examiniren über das „woher" und „wohin," sprang einer der Männer auf und rief: „Mein Gott, was sehe ich, das ist ja Gottfried, unser Jäger!" — „Ja wohl, Herr Amtmann!" antwortete der Jäger mit freudiger Stimme, „da bin ich, und wunderbar gerettet aus der Hand des schlechten Gesindels."

Die Offiziere erstaunten, ihn hier zu sehen; der Jäger aber bat den Major und den Amtmann, mit ihm auf die Seite zu treten, und erzählte in kurzen Worten, wie sie errettet worden, und wer der dritte sey, welcher ihn und den jungen Goldschmid begleitete.

Erfreut über diese Nachricht, traf der Major sogleich seine Maßregeln, den wichtigen Gefangenen weiter transportiren zu lassen, den jungen Goldschmid aber führte er zu seinen Kameraden, stellte ihn als den heldenmüthigen Jüngling vor, der die Gräfin durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart gerettet habe, und alle schüttelten Felix freudig die Hand, lobten ihn und konnten nicht satt werden, sich von ihm und dem Jäger ihre Schicksale erzählen zu lassen.

Indessen war es völlig Tag geworden. Der Major beschloß, die Befreiten selbst bis in die Stadt zu begleiten; er ging mit ihnen und dem Amtmann der Gräfin in das nächste Dorf, wo sein Wagen stand, und dort mußte sich Felix zu ihm in den Wagen setzen; der Jäger, der Student, der Amtmann und viele andere

Leute ritten vor und hinter ihnen, und so zogen sie im Triumph der Stadt zu. Wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht von dem Ueberfall in der Waldschenke, von der Aufopferung des jungen Goldarbeiters in der Gegend verbreitet, und eben so reißend ging jetzt die Sage von seiner Befreiung von Mund zu Mund. Es war daher nicht zu verwundern, daß in der Stadt, wohin sie zogen, die Straßen voll Menschen standen, die den jungen Helden sehen wollten. Alles drängte sich zu, als der Wagen langsam hereinfuhr. „Das ist er," riefen sie, „seht ihr ihn dort im Wagen neben dem Offizier; es lebe der brave Goldschmidsjunge!" und ein tausendstimmiges „Hoch!" füllte die Lüfte.

Felix war beschämt, gerührt von der rauschenden Freude der Menge. Aber noch ein rührenderer Anblick stand ihm auf dem Rathhause der Stadt bevor. Ein Mann von mittleren Jahren, in reichen Kleidern, empfing ihn an der Treppe und umarmte ihn mit Thränen in den Augen. „Wie kann ich dir vergelten, mein Sohn!" rief er; „du hast mir viel gegeben, als ich nahe daran war, unendlich viel zu verlieren! Du hast mir die Gattin, meinen Kindern die Mutter gerettet, denn ihr zartes Leben hätte die Schrecken einer solchen Gefangenschaft nicht ertragen." Es war der Gemahl der Gräfin, der diese Worte sprach. So sehr sich Felix sträuben mochte, einen Lohn für seine Aufopferung zu bestimmen, so unerbittlich schien der Graf darauf bestehen zu wollen. Da fiel dem Jüngling das unglückliche Schicksal des Räuberhauptmanns ein; er erzählte, wie er ihn gerettet, wie diese Rettung eigentlich der Gräfin gegolten habe. Der Graf, gerührt nicht sowohl von der Handlung des Hauptmanns, als von dem neuen Beweis einer edlen Uneigennützigkeit, den Felix durch die Wahl seiner Bitte ablegte, versprach das seinige zu thun, um den Räuber zu retten.

Noch an demſelben Tag aber führte der Graf, begleitet von dem wackern Jäger, den jungen Goldſchmid nach ſeinem Schloſſe, wo die Gräfin, noch immer beſorgt um das Schickſal des jungen Mannes, der ſich für ſie geopfert, ſehnſuchtsvoll auf Nachrichten wartete. Wer beſchreibt ihre Freude, als ihr Gemahl, den Retter an der Hand, in ihr Zimmer trat? Sie fand kein Ende, ihn zu befragen, ihm zu danken; ſie ließ ihre Kinder herbeibringen und zeigte ihnen den hochherzigen Jüngling, dem ihre Mutter ſo unendlich viel verdanke, und die Kleinen faßten ſeine Hände, und der zarte Sinn ihres kindlichen Dankes, ihre Verſicherungen, daß er ihnen nach Vater und Mutter auf der ganzen Erde der liebſte ſey, waren ihm die ſchönſte Entſchädigung für manchen Kummer, für die ſchlafloſen Nächte in der Hütte der Räuber.

Als die erſten Momente des frohen Wiederſehens vorüber waren, winkte die Gräfin einem Diener, welcher bald darauf jene Kleider und das wohlbekannte Ränzchen herbeibrachte, welches Felix der Gräfin in der Waldſchenke überlaſſen hatte. „Hier iſt alles," ſprach ſie mit gütigem Lächeln, „was Ihr mir in jenen furchtbaren Augenblicken gegeben; es iſt der Zauber, womit Ihr mich umhüllt habt, um meine Verfolger mit Blindheit zu ſchlagen. Es ſteht Euch wieder zu Dienſten, doch will ich Euch den Vorſchlag machen, dieſe Kleider, die ich zum Andenken an Euch aufbewahren möchte, mir zu überlaſſen, und zum Tauſch dafür die Summe anzunehmen, welche die Räuber zum Löſegeld für mich beſtimmten."

Felix erſchrack über die Größe dieſes Geſchenkes; ſein edler Sinn ſträubte ſich, einen Lohn für das zu erhalten, was er aus freiem Willen gethan. „Gnädige Gräfin," ſprach er bewegt, „ich kann dies nicht annehmen. Die Kleider ſollen Euer ſeyn, wie Ihr es befehlt; jedoch die Summe, von der Ihr ſprecht, muß ich

ausſchlagen. Doch, weil ich weiß, daß Ihr mich durch irgend etwas belohnen wollt, ſo erhaltet mir Eure Gnade, ſtatt anderen Lohnes, und ſollte ich in den Fall kommen, Eurer Hülfe zu bedürfen, ſo könnt Ihr darauf rechnen, daß ich Euch darum bitten werde." Noch lange drang man in den jungen Mann, aber nichts konnte ſeinen Sinn ändern. Die Gräfin und ihr Gemahl gaben endlich nach, und ſchon wollte der Diener die Kleider und das Ränzchen wieder wegtragen, als Felix ſich an das Geſchmeide erinnerte, das er im Gefühl ſo vieler freudigen Scenen ganz vergeſſen hatte.

„Halt!" rief er; „nur etwas müßt Ihr mir noch aus meinem Ränzchen zu nehmen erlauben, gnädige Frau; das übrige iſt dann ganz und völlig Euer."

„Schaltet nach belieben," ſprach ſie; „obgleich ich gern alles zu Eurem Gedächtniß behalten hätte, ſo nehmt nur, was Ihr etwa davon nicht entbehren wollt. Doch, wenn man fragen darf, was liegt Euch denn ſo ſehr am Herzen, daß Ihr es mir nicht überlaſſen mögt?"

Der Jüngling hatte während dieſer Worte ſein Ränzchen geöffnet, und ein Käſtchen von rothem Saffian herausgenommen. „Was mein iſt, könnt Ihr alles haben," erwiderte er lächelnd, „doch dies gehört meiner lieben Frau Pathin; ich habe es ſelbſt gefertigt, und muß es ihr bringen. Es iſt ein Schmuck, gnädige Frau," fuhr er fort, indem er das Käſtchen öffnete, und Ihr hinbot, „ein Schmuck, an welchem ich mich ſelbſt verſucht habe."

Sie nahm das Käſtchen, aber nachdem ſie kaum einen Blick darauf geworfen, fuhr ſie betroffen zurück.

„Wie, dieſe Steine!" rief ſie; „und für Eure Pathin ſind ſie beſtimmt, ſagtet Ihr?"

„Ja wohl," antwortete Felix, „meine Frau Pathin hat mir

die Steine geſchickt, ich habe ſie gefaßt, und bin auf dem Wege, ſie ſelbſt zu überbringen."

Gerührt ſah ihn die Gräfin an; Thränen drangen aus ihren Augen. „So biſt du Felix Perner aus Nürnberg?" rief ſie.

„Ja wohl! aber woher wißt Ihr ſo ſchnell meinen Namen?" fragte der Jüngling, und ſah ſie beſtürzt an.

„O wundervolle Fügung des Himmels!" ſprach ſie gerührt zu ihrem ſtaunenden Gemahl, „das iſt ja Felix, unſer Pathchen," der Sohn unſerer Kammerfrau Sabine! Felix, ich bin es ja, zu der du kommen wollteſt; ſo haſt du deine Pathin gerettet, ohne es zu wiſſen."

„Wie! ſeyd denn Ihr die Gräfin Sandau, die ſo viel an mir und meiner Mutter gethan, und dies iſt das Schloß Maienburg, wohin ich wandern wollte? Wie danke ich dem gütigen Geſchick, das mich ſo wunderbar mit Euch zuſammentreffen ließ; ſo hab ich Euch doch durch die That, wenn auch in geringem Maas, meine große Dankbarkeit bezeugen können!"

„Du haſt mehr an mir gethan," erwiderte ſie, „als ich je an dir hätte thun können; doch ſo lange ich lebe, will ich dir zu zeigen ſuchen, wie unendlich viel wir alle dir ſchuldig ſind. Mein Gatte ſoll dein Vater, meine Kinder deine Geſchwiſter, ich ſelbſt will deine treue Mutter ſeyn, und dieſer Schmuck, der dich zu mir führte in der Stunde der höchſten Noth, ſoll meine beſte Zierde werden; denn er wird mich immer an dich und deinen Edelmuth erinnern."

So ſprach die Gräfin, und hielt Wort.

Sie unterſtützte den glücklichen Felix auf ſeinen Wanderungen reichlich. Als er zurückkam als ein geſchickter Arbeiter in ſeiner Kunſt, kaufte ſie ihm in Nürnberg ein Haus, und ließ es vollſtändig zu ſeinem Gebrauche einrichten.

Dort lebte Felix als ein geſchickter Goldarbeiter; der Ruhm ſeiner Kunſt verband ſich mit der wunderbaren Sage von ſeinem Heldenmuth, und verſchaffte ihm Kunden im ganzen Reiche. Viele Fremde, wenn ſie durch die ſchöne Stadt Nürnberg kamen, ließen ſich in die Werkſtatt des berühmten Meiſter Felix führen, um ihn zu ſehen, zu bewundern, wohl auch ein ſchönes Geſchmeide bei ihm zu beſtellen. Die angenehmſten Beſuche waren ihm aber der Jäger, der Zirkelſchmid, der Student und der Fuhrmann. So oft der letztere von Würzburg nach Fürth fuhr, ſprach er bei Felix ein; der Jäger brachte ihm beinahe alle Jahre Geſchenke von der Gräfin; der Zirkelſchmid aber ließ ſich, nachdem er in allen Ländern umhergewandert war, bei Meiſter Felix nieder. Eines Tages beſuchte ſie auch der Student. Er war indeſſen ein bedeutender Mann im Staat geworden, ſchämte ſich aber nicht, bei Meiſter Felix und dem Zirkelſchmid ein Abendeſſen zu verzehren. Sie erinnerten ſich an alle Scenen der Waldſchenke, und der ehemalige Student erzählte, er habe den Räuberhauptmann in Italien wieder geſehen; er habe ſich gänzlich gebeſſert, und diene als braver Soldat dem König von Neapel.

Felix freute ſich, als er dies hörte. Ohne dieſen Mann wäre er zwar vielleicht nicht in jene gefährliche Lage gekommen, aber ohne ihn hätte er ſich auch nicht aus Räuberhand befreien können. Und ſo geſchah es, daß der wackere Meiſter Goldſchmid nur friedliche und freundliche Erinnerungen hatte, wenn er zurückdachte an das Wirthshaus im Speſſart.